Vetter Kukuk.

Luſtſpiel in vier Aufzügen

von

T. H. Friedrich.

Berlin, 1811.

Bei Friedrich Braunes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

P. W. KRAMER

Vetter Kukuk.

Personen.

Sparpfennig, ein Viktualienhändler.
Grethe, seine Frau.
Christine, seine Tochter.
Peter Kukuk, ein Kärrner.
Winzer, Christinens Liebhaber.
Schmalhans, ein verabschiedeter Kanzellist.
Eva, seine Tochter.
Fritz, Winzers Bedienter.
Anne, Sparpfennigs Magd.
Moyses, ein jüdischer Agent.
Ein Kriminal-Richter nebst Beisitzern und Protokollführer.
Ein Polizei-Kommissär.
Ein Offizier.
Ein Unteroffizier.
Drei Gauner.
Ein Kleidertrödler.
Zwei Zeugen.
Polizei- und Militär-Wache.
Ein Gerichtsdiener.

Die Handlung geht in der Residenz vor sich.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer in Sparpfennigs Hauſe.

Sparpfennig und Grethe.

Sparpfennig (eine Brille aufſetzend).

Sieh da! — vom Vetter Kukuk, dem Kärrner. — Nun ſo laß doch ſehen, was der ſchreibt.

(er lieſt einen Brief vor)

Nürnberg, den 26. Februar.

Gott grüß Ihn, Herr Vetter Sparpfennig! Hiermit thu ich Ihm kund, daß ich, will's Gott, künftigen Mittwochen von hier abzureiſen gedenke, und ſo mir ſonſt kein Unheil begegnet, ſchon am

Samstage bei meinem lieben Herrn Vetter einzusprechen hoffe. Dann kann den Donnerstag nach Fastnacht und die acht folgenden Tage Hochzeit seyn, und den Freitag über drei Wochen führ' ich sodann die junge Frau heim. Gieb' Er der Frau Base und der Jungfer Braut unbekannter Weise ein Schmätzel von mir, und bleib' Er gut Seinem Vetter

Peter Kukuk.

Grethe.

Also den Samstag will er eintreffen? Das wäre ja schon heute.

Sparpfennig.

So will es verlauten.

Grethe (mit sehr geläufiger Zunge).

Und den Donnerstag nach Fastnacht Hochzeit. — Ey ja! das geht auch wohl so mit Extrapost: — Ankommen, Hochzeit machen, wegfahren! — Seht doch! jedes Ding will seine Zeit haben, und das Heirathen vor allem. Was? Ist eine Hochzeit so bald ausgerichtet, wie man eine Hand umwendet?

Gehören nicht Anſtalten dazu? Anſtalten? Muß man nicht lange vorher Aufräumen, Scheuren, Waſchen, Rollen, Plätten, Stricken, Spinnen, Einkaufen, Einſchlachten, Einböckeln, Wurſt machen, Federn leſen, Kuchen backen? — He?

Sparpfennig (indem er ſich die Schlafmütze über die Ohren zieht, und mit den Füßen ſtampft).

Prrrrr!

Grethe.

Was?

Sparpfennig.

Iſt der Koller vorüber?

Grethe.

Seht doch!

Sparpfennig.

Ach wie erquickend iſt doch ſo eine kleine Windſtille in der Ehe! — Es iſt mit der Weiberzunge wie mit dem Trillrädchen am Fenſter. Gott bewahre einen ehrlichen Mann vor ſtürmiſchen Tagen. Da ſieht das kleine

Ding keinen Augenblick still, daß einem zuletzt die Ohren sausen.

Grethe.

Kurz und gut: er mag warten lernen. Es taugt mein Lebtage nicht, wenn man's den Mannsleuten gar zu leicht macht. — Du lieber Gott! ehedem mußten sie Jahre lang um unsereins herum schleichen, wie die Katze um den heißen Brei. Und jetzt kommen sie gleich mit dem großen Löffel. — Hab' ich's Dir denn so leicht gemacht? He? — Hast Du mir nicht hundertmal erzählt, daß Du Dir in der Sylvesternacht Anno 1780 Hände und Füße vor meinem Fenster erfroren hast? — He? — Ei wohl hört' ich's durch die doppelten Laden, wie Dir die Zähne klapperten, aber ich dachte: laß ihn nur schmachten und frieren!

Sparpfennig.

Daß sich Gott erbarme! Die Eisprobe hält man aus, eine Frau zu bekommen; und

die Feuerprobe möchte man beſtehen, um ſie wieder los zu werden.

Grethe.

Seht doch! und auf den Knien hat er damals zu ſeinem Schöpfer gebetet —

Sparpfennig (einfallend).

Freilich wohl! — Ehe man die Frau hat, betet man: Zu uns komme dein Reich! aber hat man ſie erſt am Halſe, ach! dann heißt's: Erlöſe uns von dem Uebel!

Zweiter Auftritt.

Chriſtine und die Vorigen.

Sparpfennig.

Chriſtine! eben iſt ein Brief angekommen vom Vetter Kukuk.

Chriſtine.

Vom Vetter Kukuk?

Sparpfennig.

Da lies!

Chriſtine (nachdem ſie geleſen).

So! — Alſo ſchon heute? — Der hat ja große Eile.

Sparpfennig.

Ja wohl! und ich hoffe Du wirſt Dich auf ſeine Ankunft ſo recht freuen, wie ſich's gebührt.

Chriſtine.

Wenn Ihr's ſo haben wollt, Vater!

Grethe.

Die Freude wird ſo groß eben nicht ſeyn.

Sparpfennig.

Groß oder nicht groß: das kommt zurecht. Chriſtine! Du kennſt mich! Du weißt, dieſe Heirath iſt meine Paſſion.

Chriſtine.

Aber, weiß Gott, nicht meine.

Grethe.

Und auch nicht meine. — Kurzum ich

will's nicht, ich leide es nicht, ich ſtemme mich mit Händen und Füßen dagegen.

Chriſtine.

Mütterchen! wozu Euch ereifern? — Nicht wahr Vater! Ihr ſcherzt nur; es iſt nur, um meinen Gehorſam zu prüfen.

Sparpfennig.

Meinſt Du?

Chriſtine (ihm die Backen ſtreichelnd).

Gewiß, ich müßte nicht Euer einziges, liebſtes Kind ſeyn, wenn Ihr mein Glück einem Plane, wie Ihr's nennt, opfern könntet.

Sparpfennig.

Gehorſamer Diener!

Grethe.

Was? So einem Kärrner, ſo einem Herumtreiber, der ſein ganzes Leben auf der Landſtraße zubringt, dem ſollte ich mein Kind geben? — Nimmermehr! — Hat ſie darum auf franzöſiſche Manier tanzen gelernt, und ſpielt auf dem Fortepiano, und ſingt dazu,

daß einem das Herze lacht? — He? — Sagen nicht alle Leute, daß sie Edukation hat, und daß sie einen Kavalier haben muß? — Ja, und den soll sie auch haben.

Sparpfennig.

Lärmtrommel! bringe mir die Nachbarschaft nicht in Aufruhr! — Einen Kavalier soll sie haben? Ei ja doch! ich dächte so einen nach der neuesten Mode. Nicht wahr? So einen ausländischen Monsieur parlelen, der ihr sein Ebenbild im Kleinen, und eine Verschreibung auf sein Herzchen zurückläßt, das hernach in ganz Europa nicht zu erfragen ist. — Dann laß Dir die Zeit nicht lang werden, mein Schatz! — — O geht mir doch ihr Narrenvolk mit euren Kavalieren!

Christine.

Gleich muß Er dem Fasse den Boden ausschlagen.

Sparpfennig.

Edukation! Edukation! Besser wär's frei-

lich, wenn Du eben ſo manierlich den Spinnrocken als die Laute zu halten verſtändeſt. Aber daran iſt wieder der Hochmuthsteufel der Frau Mutter Schuld, wie gewöhnlich. — Jungfer Schuhmachern muß das Fortepiano ſpielen; Jungfer Kleidermachern muß Franzöſiſch tanzen; und Jungfer Viktuallenhändlern muß gar Italieniſche Arien ſingen und Klinggedichte machen. — Daher kommt's denn auch, daß kein's bei ſeinem Leiſten bleiben will. Alles will höher hinaus; aber deſto ſchneller kommt's denn auch zu Falle.

Grethe.

Kikel, kakel.

Chriſtine.

Und wenn ich denn durchaus heirathen ſoll, giebt es denn nicht ein Mittelding zwiſchen einem vornehmen Herrn und einem Kärrner? — Geſetzt, daß ein junger Kaufmann, Fabrikant, oder auch nur ein anſtändiger Handwerksmann —

Sparpfennig.

Ein junger Fabrikant? — Nicht wahr? So einer, dem die Fabrik ins Stocken gerieth, und der blos des Schwiegerpapa's Batzen gebraucht, um sie wieder in Gang zu bringen: — Zum Exempel der junge Herr Winzer — Wie?

Grethe.

Und was hast Du sonst an ihm auszusetzen?

Sparpfennig.

O nichts, nichts. Allenfalls, daß er ein Hexenmeister ist.

Grethe.

Ein Hexenmeister? Wie das?

Sparpfennig.

Nun ja! Heißt das nicht hexen, wenn man keinen blanken Heller hat, und doch alle Jahr 3000 Rthlr. verthut.

Grethe.

Das macht, sein Oheim hat's; und das ist so gut, als ob er's selbst hätte.

Sparpfennig.

Freilich wohl! — Nun, wenn Du meinſt, daß der junge Herr ſich wohl ſo weit herablaſſen möchte, unſre Chriſtine zu nehmen, ſo will ich allenfalls nach Danzig reiſen, und mit ſeinem Herrn Onkel darüber ſprechen.

Grethe.

Wie? Du willſt?

Chriſtine.

Väterchen!

Sparpfennig.

Ihn bitten, daß er doch ſo gut ſeyn möchte, je eher je lieber das Zeitliche zu ſegnen, weil der Herr Neffe Luſt habe zu heirathen, und dazu ſein Geld brauche.

Grethe.

Paperlapapp!

Chriſtine.

Vater! — das nenne ich einen liebloſen Scherz

Sparpfennig.

Meinſt Du? — Nun ſo wollen wir lieber im Ernſt von der Sache ſprechen. Laß Dir alſo den Appetit nach dem Mußje Winzer vergehen. Es bleibt dabei, Du heirathest den Vetter Kukuk, den Kärrner. Das iſt ein Mann für Dich. Dergleichen ſind ehrlich, hängen an ihrem alten Glauben, und treten ſo wenig aus dem Geleiſe wie ihr Karrengaul. Zudem hat er ſchon etwas Rechtſchaffenes vor ſich gebracht, und was der wahre Preſit bei der Sache iſt: er kann uns in Zukunft die Viktualien zuführen, die wir in unſerm Kram gebrauchen. — So wäſcht eine Hand die andre. — Und kurz und gut: ich habe ſeinem Vater Brief und Siegel darauf gegeben — und damit holla!

Chriſtine.

Gott! es iſt doch hart, wenn man ganz wider ſeine Neigung —

Spar-

Sparpfennig.

Das kommt zurecht.

Grethe.

Das kommt nicht zurecht. Und nun will ich auch einmal wieder die ſchöne Gotteegabe, den Mund, gebrauchen. — (die Hände in die Seite ſtemmend) Was? ſie ſoll partout einen Kärrner heirathen? — J, das wollen wir doch einmal ſehen. Nicht wahr, da muß ich doch auch dabei ſeyn? — Und daß Du's weißt: ehe ich das zugebe, ehe ſoll das ganze Haus darüber zu Grunde gehen. Einen Sturm und ein Ungewitter will ich erregen, daß Dir die Ohren ſauſen ſollen. Die ganze Gevatterſchaft, die ganze Freundſchaft will ich zuſammentrommeln, daß ſie Dir den Kopf zurechte ſetzen. — Dich ſoll ja! —

(Bei den letzten Worten hullt ſich Sparpfennig in ſeinen Rokelor und entwiſcht durch die Thür. Die Frau verfolgt ihn.)

Dritter Auftritt.

Chriſtine (allein).

Wir armen Geſchöpfe! daß wir doch ſo oft die Schlachtopfer der Politik ſeyn müſſen, und ſei es auch nur die Politik eines Viktualienhändlers. — Was wird Winzer zu dieſer Botſchaft ſagen?

Vierter Auftritt.

Die Vorige. Hierauf Winzer.

Winzer (durch die Thür lauſchend).

Chriſtinchen!

Chriſtine.

Winzer! Sie hier?

Winzer.

Iſt das Terrain ſicher?

Chriſtine.

Kommen Sie nur! — Der Vater hat

ſich eben zurückgezogen vor einem kleinen Platzregen, den die Mutter auf ihn herabſandte.

Winzer.

Beklage mich Tinchen! — Dieſen Augenblick habe ich einen Brief aus Danzig erhalten. Mein Oheim iſt ſehr, ſehr krank. Die Aerzte zweifeln an ſeinem Aufkommen.

Chriſtine.

Mein Gott! er wird doch nicht —

Winzer.

Sterben? — Und wenn es nun geſchähe: ſage ſelbſt Tinchen! ſoll ich es fürchten oder hoffen? Hängt nicht das Glück unſrer Liebe davon ab? — Warum hat die Natur es ſo eingerichtet, daß die Hoffnungen des Einen nur auf dem Grabhügel des Andern grünen ſollen? Das iſt allerdings traurig, ſehr traurig. Aber wer kann es ändern? Drum liebes Mädchen! laß uns der ſchlimmen Nothwendigkeit die lachende Seite abgewinnen! laß uns hoffen!

Chriſtine.

Hoffen? Auf Deines gütigen Oheims Tod? — Schäme Dich, Karl!

Winzer.

Wieder die Predigerin! — Apropos! keine Nachrichten von meinem Nebenbuhler, dem Vetter Kukuk?

Chriſtine.

Ja wohl! und leider ſehr unangenehme.

Winzer.

Nun?

Chriſtine.

Der Vater hat einen Brief von ihm erhalten. Er wird ſchon heute bei uns eintreffen.

Winzer.

O weh!

Chriſtine.

Und es ſcheint dem Herrn Vetter ein rechter Ernſt mit der Heirath zu ſeyn, weil er davon ſpricht, daß er mich ſchon den Freitag über drei Wochen heimführen will.

Winzer.

Das ſoll er nicht! bei Gott! das ſoll er nicht. — Und was ſagt die Mutter dazu?

Chriſtine.

Rechne beileibe nicht auf die Mutter. Die iſt heute ſo und morgen ſo, je nachdem der Kalender Sonnenſchein oder Regen ſchreibt. — Ich wette, wenn der Vetter Kukuk ſeinen Vortheil verſteht, und ein Schock Nürnberger Pfefferkuchen vorausrücken läßt, ſo hat er ſie mit Leib und Seele gewonnen, ſo ſehr ſie auch dieſen Augenblick noch wider ihn eingenommen war. Und was den Vater betrifft: Du weißt ja, der hat einmal ſeinen Kopf darauf geſetzt.

Winzer.

Und ich ſetze den meinigen dagegen, und ſage: nein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Hierauf Fritz, (der ſchon ein Weilchen vorher durch die Thür lauſchte).

Fritz.

Und ich, mein Herr! ſetze noch den meinigen dazu, und ſage: va Banque!

Winzer.

Gut, daß Du kommſt, Fritz! — ich bedarf jetzt Deines Kopfs.

Fritz.

Steht zu Befehl bei allen honnetten Expedizionen, wobei er nicht Gefahr läuft, vom Rumpfe getrennt zu werden.

Winzer.

Stelle Dir vor: mein Rival, der Kärrner Kukuk, will ſchon heute hier eintreffen, und zwar, wie Du weißt, in keiner geringeren Abſicht, als mir mein Mädchen wegzukapern.

Wir müſſen ſein Vorhaben vereiteln. Schaffe Rath! wie fangen wir das an.

Fritz.

Hm! Hm! — Ei das läßt ſich ja wohl machen.

Winzer.

Nun?

Fritz.

Nicht wahr, bis jetzt kennt ihn keiner im Hauſe?

Chriſtine.

Keiner.

Fritz.

Eben ſo wenig alſo kennt Er hier jemanden. — — Nun ſo iſt ja die Sache klar.

Winzer.

Was klar?

Fritz.

Wir führen dem Vetter Kukuk eine falſche Braut zu, die ſich heut zu Tage leicht findet; und der Mademoiſell Chriſtine einen falſchen

Bräutigam, der auch nicht lange gesucht zu werden braucht.

Christine.

Was soll das?

Winzer.

Sprich nicht so wunderlich.

Fritz.

Ja, ja, so ist's. — Ein bewunderungswürdiger Einfall heißt so lange ein wunderlicher, als man ihn nicht begreift.

Winzer.

Erkläre Dich deutlicher!

Fritz.

Mit Einem Worte: wir empfangen den Vetter Kukuk am Thore, wissen durch irgend einen Kunstgriff sein Vertrauen zu gewinnen, übernehmen es, ihn seinem künftigen Schwiegerpapa, dem Viktualienhändler Sparpfennig zuzuführen, und führen ihn statt dessen in die Arme eines falschen Schwiegerpapa's und einer falschen Braut. Wer diese Rolle über-

nehmen wird, weiß ich noch nicht; aber das laſſen Sie meine Sorge ſeyn. In unſerm ſpekulativen Zeitalter finden ſich zehen dazu, wenn ſonſt nur etwas dabei zu gewinnen iſt.

Chriſtine.

Ach Er iſt nicht geſcheit. Wozu ſoll das führen?

Fritz.

Wenn's arg kommt, zu einer honnetten Mariage zwiſchen Vetter Kukuk und der falſchen Braut, wobei alſo Ihr niedliches Händchen aus dem Spiele bleibt.

Winzer.

Wie kannſt Du nur an ſo etwas denken, das wäre ja ein unerhörter Betrug.

Fritz.

Mais mon Dieu! wer wird denn die Sache gleich ſo erſchrecklich ernſthaft nehmen. — Verſtehen Sie doch. Unſere Abſicht iſt ja nur, den Vetter Kukuk von der rechten Fährte abzubringen, und ſein Herzchen in eine andere

Liebesavantüre zu verwickeln, während wir dem wahren Schwiegerpapa ein anderes Manöver vermachen.

Winzer.

Und das wäre? — Ah, jetzt merk' ich was!

Fritz.

Während deſſen alſo erſcheine ich zur Seite ſeines Frachtkarrens, im Kärrnerhemd und Triangelförmigen Hut, bei dem Herrn Vetter Sparpfennig, werde ſehr zärtlich empfangen, und mit der Mademoiſell Braut konfrontirt. — Doch ich muß im Voraus um Vergebung bitten, wenn ich Sie nicht nach meinem Geſchmack finde. Sie ſind mir zu vornehm, zu gelehrt. Und — o Wunder! — ſtatt Ihrer adreſſire ich mich an die erſte Dienſtthuende Küchendame, mache der die Cour, und weiß es durch mein überaus ungezwungenes Betragen bald dahin zu bringen, daß Papachen mir die Thür weiſet, und Mamachen mir ein kleines Donnerwetter nachſendet.

Chriſtine.

Aber wenn nun der wahre Brautwerber dazwiſchen kommt, wie da?

Fritz.

Das werden wir ſchon zu verhindern wiſſen. Und geſetzt, er käme: Wird man ihn alsdann nicht für einen Betrüger halten? Hoffentlich haben Sie Ihren Zweck unterdeſſen auch ſchon erreicht, ſind Beſitzer einer großen Erbſchaft geworden, und alle Kärrner der Welt können Ihnen die ſchöne Braut nicht mehr ſtreitig machen.

Winzer.

Du biſt der erſte Gauner von Europa. Sollteſt Du einmal gehenkt werden, ſo würde ich rathen, den Strick doppelt zu nehmen.

Fritz.

O, Sie ſind gar zu gütig.

Winzer.

Nun, Chriſtinchen! was ſagen Sie dazu?

Chriſtine.

Mögt Ihr vernehmen, was Ihr wollt; nur bitte ich, mich dabei aus dem Spiele zu laſſen.

Fritz.

Verſteht ſich, daß Mamſell Tinchen ſich bei der Sache blos leidend verhält, und von Anfang bis zu Ende die Unwiſſende und Mitbetrogene ſpielt. Mir allein bleibt der Ruhm der Erfindung und Ausführung, und — (indem er ſeinen Buckel reibt) was etwa ſonſt noch dabei abfällt.

Winzer.

Das wird Dir niemand ſtreitig machen.

Fritz.

Noch Eins! um jeder möglichen Entdekkung vorzubeugen, ſchlage ich vor, daß wir andere Kleider anlegen. —

Winzer.

Gut.

Chriſtine.

Pſt! ich höre des Vaters Stimme. Verlaſſen Sie mich, Winzer!

Winzer.

O Gott! wie lange ſoll ich noch zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben? Wann endlich werde ich Sie die meinige nennen können?

Chriſtine.

Vertrauen Sie auf meine Standhaftigkeit — auf meine Liebe. — Fort! fort! —

Fritz.

Allons, junger Herr! wir haben keine Zeit zu verlieren.

(Alle zu verſchiedenen Seiten ab.)

Sechſter Auftritt.

Eine Straße.

Fritz (allein).

Wo findet ſich nun ein ehrlicher Mann, der eine hübſche mannbare Tochter, keinen

blanken Heller, und einen ſoliden Hunger hat? — Ich dächte, der brauchte nicht lange geſucht zu werden. — Sieh da, Freund Moyſes! der kommt wie gerufen; der muß Rath ſchaffen.

Siebenter Auftritt.

Fritz. Hierauf Moyſes.

Fritz.

Nu, Moyſes! Wie geiht's? wie ſteiht's?

Moyſes.

Viel ſchlimme Zeit. — Hunger, Kummer, Papierſchnitzche, und kain Geld.

Fritz.

Gottswunder! was willſt Du ſogen? Iſt doch die güldne Zeit do.

Moyſes.

O mai! faſt ſollt' mer's glaben. Als ich

betracht' die jetzige Zeit, ſieht ſie doch aus wie a Spenzerche von Flittergold. Wärmt's auch nit, macht's doch Aufſehen und Affekt; ſind auch die Schöößche glatt weggeſchnitten, hat mer doch nit ſchwer zu trogen. — Was vor 'ne goldne Zait! kain Menſch hät's gedacht vor värzen Johren, daß mer könnt' trinken Kaffee von Eicheln und Schweinbohnen. Kann mer doch alles möglich machen. Was Wunder, als mer über's Johr eſſen die Knochen, und die Hunde das Fleiſch.

Fritz.

Vielleicht ſind wir dann ſchon ſo weit Moyſes, daß wir Heu und Stroh verdauen können.

Moyſes.

Gott ſoll behüten! — Vielleicht, daß die Akademie anen Preis drauf ſetzt, Kraftſuppche zu kochen von Lumpen und Papierſchnitzche.

Fritz.

Recht Moyſes! — Die Leute nennen das

Surrogat. Und ſo kann man ſagen, die jezzige Zeit iſt ein Surrogat für die goldne Zeit, die noch erſt kommen ſoll. — Doch jetzt von ernſthafteren Dingen: Kannſt Du mir eine Frau verſchaffen?

Moyſes.

Gotteswunder! — Ane Frau? — Was thut mer domit?

Fritz.

Verſteh! ich will ſie nicht für mich haben, ſondern für einen andern; für einen reichen Herrn aus der Fremde. — Mal! do läßt ſich å Rebbes mochen.

Moyſes.

Hat der Herr Geld, kann's ihm doch nit fehlen, als er will heben zehn Frauenzimmerche.

Fritz.

Verſteh! er will kein Frauenzimmerche, wie Du vielleicht denkſt; ſondern eine Frau. Es fehlt ihm hier an Bekanntſchaft, drum

hat

hat er ſich an mich adreſſirt. (er hält ihm einen Geldbeutel vor) Siehſt Du, hier iſt die Adreſſe.

Moyſes (ſchmunzelnd).

Die Adreſſe iſt gut. Als er ſich adreſſirt eben ſo an mich, ſchaff' ich ihm a Frauche wie a Zuckerpüppche.

Fritz.

Aber es hat Eile, noch heute muß ſie da ſeyn.

Moyſes.

A Vista. — Alſo will er ſie hoben werklich zum Heirathen, was mer ſo nennt?

Fritz.

Ja freilich, im ganzen Ernſt.

Moyſes.

Gut! — ich verſchaffe ihm ane Frau im ganzen Ernſt. Moch er ſie hernach heirathen im ganzen Ernſt, aber im halben, aber im Viertel-Ernſt, aber ach zum Spaß; wos kämmert's mich?

Fritz.

Bravo, Moyſes! Du biſt ein Agent comme il faut.

Moyſes.

Was mehr? — Ich bin a Aegent vor allerhand Sachen. Der Herr kann mir geben Kommiſſion, worauf er will. Als mer braucht Perlen und Edelſtein, ich ſchaff's; als mer braucht Kerrant aber Münz', ich ſchaff's; als mer braucht à Haus, à Landgut, à Reitpferd, à Jokey, à Kammerjungfer, à Cabriolet, à Bett, à Sarg, ich ſchaff's. Und als mer braucht ane Frau — ich ſchaff's auch.

Fritz.

Practica est multiplex. Und haſt Du ſchon eine auf dem Tapet?

Moyſes (mit geläufiger Zunge).

Ane? — Gotts wunder! zehn, zwanzig, vărzig, hundert. Wie will ſie der Herr haben? — Will er ſie haben braun, ſchwarz, blond aber grau? Will er ſie haben grauß

aber klein, ſchief aber grad, alt aber jung? Soll ſie ſeyn von Adel aber bürgerlich? Ane Jüdin aber ane Chriſtin? Ane Heidin aber ane Türkin? Ane Gelehrte aber ane Ungelehrte? Muſikaliſch aber Poetiſch? Empfindſam aber grauſam? Verliebt aber kalt?

Fritz.

Laß Dir ſagen: Sie muß ſeyn hübſch, verliebt, und vor allen Dingen politiſch, ſehr politiſch.

Moyſes.

Extra. — Die ſchoff' ich dem Herrn ſogleich. — Aber ains bitt' ich mir aus.

Fritz.

Das wäre?

M ſes.

Geld ſoll ſie doch nit haben?

Fritz.

Das braucht ſie nicht. — Komm, ich will Dir alles ſagen, was ſie haben muß.

Moyſee.

Do iſt mir gefallen å Steinche vom Herzen. — Geld braucht ſie nit zu hoben? — Do ſchaff' ich dem Herrn noch ane als Zugab'.

(Der Vorhang fallt.)

Zweiter Aufzug.

Ein Stadtthor, mit Wache beſetzt.

Erſter Auftritt.

Winzer und Fritz (mit veränderten Kleidern, und möglichſt unkenntlich).

Fritz.

Durch dieſes Thor muß er einpaſſiren. Laſſen Sie uns hier auf die Seite treten und lauſchen. Merken Sie wohl auf! gleich bei ſeinem Eintritt wird der Kukuk ſich in der Schlinge fangen, die ich ihm gelegt habe.

Winzer.

Wie ſo?

Fritz.

Das geht ganz natürlich zu. Ich habe

drei Gauner inſtruirt, daß ſie kurz vor dem Vetter Kukuk als wandernde Kraftgenies, einer nach dem andern, durch dieſes Thor einpaſſiren. Der eine giebt ſich den Namen Zeiſig, der zweite Fink, der dritte Stieglitz. Kommt nun unſer Kukuk und giebt ſeinen Namen an, ſo wird man ihn ohne Widerrede feſtnehmen, weil ſich das zufällige Zuſammentreffen ſo vieler Vögel nicht wohl erklären läßt.

Winzer.

Galgenvogel! Aber was gewinnen wir dabei, daß wir den armen Teufel in dieſe Unannehmlichkeit verwickeln?

Fritz.

So viel, daß wir uns durch ſeine Befreiung ſeines Vertrauens bemeiſtern, und nachher mit ihm angeben können, was uns beliebt. So bald er nehmlich feſtgehalten iſt, kommen Sie ganz wie von ungefähr herbei, und bringen es durch Ihre Verwendung

dahin, daß ihn der wachhabende Offizier losläßt.

Winzer.

So! — Du trau'ſt mir viel zu.

Fritz.

Aeußerſt wenig. Denn glücklicherweiſe hat gerade Ihr Freund, der Lieutenant von Helmenhorſt, die Wache. — Pſt! Paſſen Sie auf! da kommt ſchon der Zeiſig angehüpft.

Zweiter Auftritt.

Der erſte Gauner, mit einer Baßgeige auf dem Rücken, kommt durch's Thor herein.

Unteroffizier.

Euer Paß! — Wer ſeyd Ihr?

Der Gauner.

Ich heiße Zeiſig, und bin ein wandernder Virtuoſe. (Er zeigt ſeinen Paß vor, und wird durchgelaſſen.)

Unterofffizier.

Zeiſig — Zeiſig! ein wandernder Virtuoſe! — ſoll vermuthlich heißen: ein Muſikant. — Ja, ja, das will auch leben. — Alles geht heut zu Tage auf's Stehlen, Fechten und Muſiziren aus.

Fritz.

Der Zeiſig iſt durch. — Da ſeh' ich auch ſchon den Finken ankommen.

Dritter Auftritt.

Der zweite Gauner, mit einem Packet Bücher auf dem Rücken.

Unterofffizier.

Wer ſeyd Ihr?

Der Gauner (ſeinen Paß vorzeigend).

Ich heiße Fink, Euer Geſtrengen aufzuwarten, und bin ein wandernder Deklamator.

Unteroffizier.

Fink — Fink! — wieder ein Vogel! — kurios! — Ihr gehört wohl zu dem Zeisig, der eben durchpassirte?

Der Gauner.

Mit Erlaubniß, gestrenger Herr Unteroffizier! — ich gehöre zu keinem. Ich bin ein selbstständiges, wanderndes Genie — ein Erdenwaller.

Unteroffizier.

Ein wanderndes Genie — ein Erdenwaller. Ja doch, ich verstehe: ein Taschenspieler. — Nun, wo so viele Tausende Deines Gelichters satt werden, da wirst Du auch nicht verderben. (er giebt ihm einen Stoß) Marsch!

Fritz.

Der Fink ist herein.

Unteroffizier.

Ein Genie — ein Genie! — daß doch solch ein Volk auch Brod essen will. — Bomben und Haubitzen! Wenn ich so ein Paar

Jahre das Kommando auf Gottes Erdboden hätte, was wäre da alles zu streichen! was wollte ich da für eine Revüe halten! — Donnerhagel! ob mir wohl so ein Kerl, so ein Genie die Semmel vertheuern sollte? — Alles was nicht die Muskete trägt, und den Korporalstock führt, müßte ohne Gnade über die Klinge springen. Mordelement! das sollte mir ein Leben seyn, wenn man auf der Welt nichts als Unteroffiziere und Musketiere — und keine Genies mehr sähe.

Fritz.

Da kommt auch schon der Stieglitz.

Winzer.

Na, der mag sich nur in Acht nehmen.

Vierter Auftritt.

Der dritte Gauner kommt herein, wie ein Renommiſt gekleidet, ein Bündel Garderobeſtücke auf dem Rücken.

Unteroffizier.

Gehorſamer Diener! was ſeyd Ihr für ein Vogel?

Der Gauner (ſeinen Paß vorzeigend).

Ein wandernder Heldenſpieler, Euer Gnaden aufzuwarten, und heiße Stieglitz.

Unteroffizier.

Seyd Ihr auch ſchon da, Herr Stieglitz? Na, ſo ſpaziert nur gleich in den Käfig, und ſingt uns eins vor!

Der Gauner.

Halten Sie zu Gnaden, hochgebietender Herr Unteroffizier! Meine Zeit iſt edel; denn ich habe kein geringeres Geſchäft, als noch heute, vor Sonnenuntergang — Genua mit Sturm zu erobern.

Unteroffizier.

Bomben und Haubitzen!

Der Gauner.

Sintemal ich, wie gesagt, ein reisender Heldenspieler bin, zur Truppe des erlauchten Herrn Brausemann gehöre, und präzis um 6 Uhr in der Rolle des Fiesko auftreten muß.

Unteroffizier.

Daraus kann nichts werden, Herr Heldenspieler! wenn Sie's erlauben.

Der Gauner.

Nichts werden? — Ei, ei! belieben Ew. Hoheit zu erwägen, daß das unabwendbare Fatum die Schicksäler der Menschlichkeit regiert. Besagtes Fatum gebietet nun, Genua soll noch heute vor Nachtschlafender Zeit von seinem Tyrannen befreiet werden, und das durch meine Wenigkeit. Wer ist der Sterbliche, der solches zu hindern vermöchte?

Unteroffizier.

Meine Wenigkeit, wenn Sie's erlauben.

Der Gauner.

Das wäre! — Sie wollten dem Fatum Trotz bieten? O, Sie ſcherzen.

Unteroffizier.

Scherzen? Ich? — Bomben und Haubitzen! nicht räſonnirt! — Er beliebt in die Wache zu ſpazieren; der Sturm auf Genua ſoll und muß heute ausgeſetzt werden.

Der Gauner.

Ha! noch iſt Gerechtigkeit in Genua.

(Der Unteroffizier übergiebt ihn der Wache.)

Winzer.

Da haben wir's! der Stieglitz iſt gefangen.

Fritz.

Hat nichts zu ſagen. Auf den Fall war er gefaßt.

Unteroffizier.

Ich laſſe es gelten, wenn der Kaſus einen Finken und einen Zeiſig zuſammenführt; aber geſellt ſich noch ein Stieglitz d[illegible], ſo wird mir das Ding zu bunt. — Was gilt's?

der nächſte, der nun kommt, iſt ein Spaß, ein Hänfling, oder gar ein Kukuk.

Fritz.

Aha! — da kommt er ſchon angefahren, der Vetter Kukuk.

Winzer.

Hahaha! der arme Schelm! — wie ſorgles er daher zieht.

Fünfter Auftritt.

Kukuk erſcheint am Thore in der gewöhnlichen Tracht eines Karrners, mit blauem leinenen Kittel, Schlafmütze und Triangelformigem Hut. Er führt ſeinen Gaul am Zaume nach ſich, (oder er kann auch queer zu Pferde ſitzen), und der Karren rollt langſam hinterher.

Kukuk (im ſogenannten Reichs-Dialekt).

Gott grüß' Ihn, Herr Unteroffizier!

Unteroffizier.

Willkommen, Landsmann! Vor allen Dingen laßt doch hören, mit wem man die Ehre hat zu ſprechen?

Kukuk.

Küß die Hand. I heiß Chriſtian Peter Kukuk.

Unteroffizier.

Ei das wär' der Kukuk! — Da haben wir ja auch den Kukuk. Sein Diener, Herr Kukuk! Auf Ihn haben wir ſchon lange gewartet. — Sag' Er mir doch: Iſt Er ein Spaßvogel, oder gar ein Galgenvogel?

Kukuk.

Ich ein Galgenvogel? — Nix vor ungut! das iſt halt garſtig geredt, Landsmann! I ein Galgenvogel? — Küß die Hand. I bin halt Chriſtian Peter Kukuk der Kärrner, daß Er's weiß, ehrlicher Leute Kind, d kein Galgenvogel, ſchaut Er.

Unteroffizier.

Nu, nu! nehm' Er's nur nicht ungnädig, Herr Kukuk!

Kukuk.

Da — da iſt mein Paß, ſchaut Er. Und will Er's mir nit glauben, Landsmann! mag Er ſich ſelber hinſcheren nach Schwabmünche, da bin ich zu Haus, ſchaut Er — der kleinſte Bub' kann's Ihm ſagen, wo der reiche Chriſtoph Kukuk wohnt, und das iſt mein Vater. daß Er's weiß — ja —

Unteroffizier.

Ei, das wär' der Kukuk!

Kukuk.

Ja, 's iſt wahr. Schaut Er, wenn Er zum Thor 'nein kommt, iſt's gleich das dritte Haus rechter Hand. (Er zeichnet mit dem Peitſchenſtock an der Erde.) Schaut Er: Als das hier iſt das Thor; hier die Straß; hier wohnt der Gevatter Sauermann, der Schreiner; hier der Schwager Schnauz, der Zahnbrecher — na,

na, und das hier ist meines Vaters Haus. — Er kann halter nit fehlen —

Unteroffizier.

Ja, ja, ich glaub's schon, Bruder Kukuk! erlaß mir nur für diesmal die Reise, und sei so gut, vor der Hand in den Käfig zu spazieren. Dein Kollege Stieglitz ist auch schon da; ihr könnt euch einander was vorsingen.

Kukuk.

Singen? — Küß die Hand, Schatz! — versteh' mich halter nit auf's Singen.

Unteroffizier.

Das wird sich halter finden, Schatz! (seinen Stock schwingend) O, wir haben hier Mittel, einen Vogel singen zu lehren. — Marsch, in die Wache!

Kukuk.

Laß Er's bewenden, Landsmann! Schaut Er, wenn ich singen könnt', warum r⁻? — Aber ich bin's halt nit vermögend.

Unteroffizier.

Bomben und Haubitzen! will Er Ordre pariren!

Kukuk.

Laß Er mich ziehen, Herr Unteroffizier! Weiß Gott! ich hab' kein' Zeit. — (zutraulich und freundlich) Schaut Er, Landsmann! ich muß noch vor Nachtschlafender Zeit bei dem Herrn Vetter Sparpfennig einsprechen thun. Schaut Er, der hat doch eine Tochter, das ist halt meine Jungfer Muhm', und die soll ich heirathe — ja, 's ist wahr, Schatz! — Und schaut Er, die wird halter bös, wenn ich nit zu rechter Zeit kommen thu.

Unteroffizier.

Die Jungfer Muhme kann sich heute den Appetit nach Ihm vergehen lassen. — Marsch, fort, in die Wache!

Kukuk.

Laß Er mich ziehen, sag' ich, oder Er wird halt sehen, was geschieht, wenn ich's

der Frau Baſe Sparpfennig wiederſage. Schaut Er, die hat halt ein garſtig Maul. Alle Leute ſagen's. Laß Er ſich rathen, Schatz!

Unteroffizier.

Wie der Kerl ſich dumm anſtellt. — Der iſt mit allen Hunden gehetzt. — Marſch, Patron! (Er zerrt ihn in die Wache.)

Fritz.

Hahaha! — der wäre gefangen.

Winzer.

Der arme Teufel! — wie er kapitulirte. Und welche Wirkung der kathegoriſche Imperativ gleich that, den der geſtrenge Herr Unteroffizier gegen ihn zu gebrauchen drohte. — Was ſinnſt Du? (ſie kommen auf die Bühne.)

Fritz.

Wie ich's anfange, daß ich mich nachher ſeines Karrens und ſeiner Garderobe bemächtige, um meine Rolle bei dem Vetter Sparpfennig ſpielen zu können. — Han, ich hab's. Wir bereden ihn, andere Kleidungs-

ſtücke anzulegen, weil er bei ſeiner eleganten Braut ſich als Modemann präſentiren müſſe. Wir führen ihn alſo zu einem Kleiderröbler, der hier in der Nähe wohnt, und während er als galant homme zugeſtutzt wird, übernehme ich ſeinen Karren und ſeine Garderobe.

Winzer.

Aber was nachher mit dem Kerl anfangen?

Fritz.

Welche Frage! — Dann wird er den Händen des Mooſes übergeben, der ihn bei dem falſchen Schwiegerpapa einführt.

Winzer.

Na, na! — wenn nur kein ſchadenfroher Zufall dazwiſchen ſtolpert, und das künſtliche Gewebe der Intrigue zerreißt.

Fritz.

Dann iſt gerade ſo viel Witz und Geiſtesgegenwart nöthig, wie wir Beide beſitzen, um den Schaden wieder auszubeſſern.

Winzer.

Halt! da führen ſie ihn ſchon zum Verhör ab. Jetzt aufgepaßt!

Sechſter Auftritt.

Lieutenant von Helmenhorſt, Unteroffizier, Kukuk, Stieglitz und die Vorigen.

Kukuk.

Herr Offizier! hab' Er doch ein Einſehen in die Sach'! — Nehm' Er's nit vor ungut: ich hab's halter nit gewußt, daß man hier zu Land nit Kukuk heißen darf. Schaut Er, komm' ich 'mal wieder her, ſo ſollen's mir halt einen andern Paß mitgebe.

Lieutenant.

Schon gut, Landsmann! Wenn Du ein

gutes Gewiſſen haſt, wird man Dir nicht an die Kehle kommen.

Unteroffizier.

Aber baumeln muß er! — Bomben und Haubitzen!

Kukuk (zurückprallend).

Baumeln!

Unteroffizier.

Ich ſetze meinen Hals zum Pfande, Herr Lieutenant! daß der Kerl ein Spion iſt. Man ſieht's ihm ja an der Naſe an.

Kukuk (ſich das Halstuch lüftend).

Ich baumeln? Ich ein Spion? — Küß die Hand. Das ſpricht Er halt wie ein Schelm, Landsmann!

Unteroffizier.

Was Hundsfott? — — Da ſehen Sie's, die Kehle juckt ihm ſchon. Das iſt das ſicherſte Kennzeichen. — Fort, Hallunk!

Winzer (hervortretend).

Herr Lieutenant! was ſoll dieſem braven

Manne geſchehen? Das iſt ja der Kärrner Kukuk aus Schwabmünchen, der ehrlichſte Mann auf der Erde. Ich bürge mit meinem Kopf für ihn.

Unteroffizier.

Wa — wa — was? — Juckt's dem Herrn auch?

Kukuk.

Na, hat Er's gehört, Herr Offizier!

Lieutenant.

Woher kennen Sie ihn, mein Herr?

Winzer.

Wer ſollte dieſen ehrlichen Mann nicht kennen? O, ich weiß alle ſeine Verhältniſſe. Er iſt aus Schwabmünchen gebürtig, des reichen Kärrners Chriſtoph Kukuk Sohn. Nicht wahr, Landsmann? Wenn man durch's Thor hereinkommt, ſo iſt es das dritte Haus rechter Hand, wo Euer Vater wohnt. Jeder Junge weiſet es nach.

Kukuk.

Recht, recht, Landsmann!

Winzer.

Nun, und dieser brave Mann kommt blos in der unschuldigen Absicht her, die Tochter des Viktualienhändlers Sparpfennig zu heirathen, wozu Gott sein Gedeihen gebe! — Hab' ich recht, Landsmann?

Kukuk (ihn ausäffend).

Landsmann! Landsmann! — Gott mag's wissen, woher Er mich und meine Freundschaft so genau kennt; aber Gott mag's Ihm auch vergelten, daß Er sich eines armen Teufels annimmt, der halter den Galgen nit verdient hat. (Er küßt Winzern die Hand.)

Lieutenant (dem Winzer und Fritz etwas in's Ohr geraunt haben).

Was Teufel, Winzer! Du bist's? — — Nun gut! auf Dein Wort, Du bürgst mir für ihn. — Laßt ihn los!

Unteroffizier.

Bomben und Haubitzen! ſehen Sie ſich vor, Herr Lieutenant! der Kerl verräth Stadt und Land.

Lieutenant.

Auf meine Verantwortung — laßt ihn los — auch den Stieglitz.

(Der Stieglitz entwiſcht.)

Unteroffizier.

Auch den? — Nun, ich waſche meine Hände in Unſchuld. Aber wenn wir morgen den Feind im Lande haben, ſo mag's der Herr Lieutenant auf ſeine Kappe nehmen. — Donnerhagel! wenn ich Kommandant wäre, die Kerls müßten mir baumeln, und wenn ſie auch den Papſt zum Freunde hätten.

(Ab in die Wache mit dem Lieutenant.)

Kukuk.

Schaut Er, Landsmann! das werd' ich Ihm halt im Leben nit vergeſſen. Kommt Er 'mal haußen ins Reich, thu Er doch ja

in Schwabmünche einſprechen. Schaut Er, da wird's Ihm der reiche Chriſtoph Kukuk vergelten, was Er mir Liebes gethan hat.

Winzer.

Das kommt zurecht, Landsmann!

Kukuk.

Ja, 's iſt wahr, Schatz! Wär' Er nit dazu gekommen, ſchaut Er, da baumelt' ich ſchon. — Sind halt garſtige Leut' hier zu Land. — Aber ſag' Er doch Landsmann! woher kennt Er denn meine Sippſchaft?

Winzer.

Das ſollt Ihr zu ſeiner Zeit alles erfahren, Landsmann! — Laßt nur erſt die Hochzeit vorbei ſeyn.

Kukuk.

Eh' ich's vergeß, Schatz! Kann Er mir nit ſagen, wo der Vetter Sparpfennig wohnt?

Winzer.

Was? Mein Nachbar, der Viktualienhändler? — Da kann ich Euch dienen. —

Aber vorher sagt mir doch, Landsmann! wollt Ihr denn so, wie Ihr da steht, bei Eurer Braut erscheinen?

Kukuk.

Warum nit?

Winzer.

Ei bei Leibe! das geht nicht, Landsmann! Was stellt Ihr Euch denn für Eine vor? Ihr müßt wissen, das ist ein Mädchen von vornehmer Conduite, die die Nase hoch trägt, wie eine Prinzessin.

Fritz.

Wenn Ihr bei der Glück machen wollt, so müßt Ihr Euch etwas in's Zeug werfen. Gottsblitz! Ihr seid des reichen Christoph Kukuks Sohn, und wollt in diesem Aufzuge bei Eurer Braut erscheinen? Bedenkt doch!

Winzer.

Laßt Euch rathen, Landsmann! Ihr habt erfahren, wie gut ich's mit Euch meine. —

Ihr müßt Euch partout etwas zuſtutzen, ſonſt bekommt Ihr mein Sie einen Korb.

Kukuk.

Flickerment, Schatz! das will i auch. Aber geb' Er's mir an die Hand, wie fang' ich's an? — Ich verſteh mich halt nit darauf, wie man ſich hier zu Lande putzt.

Fritz.

Das wollen wir Euch ſchon zeigen, Landsmann! Folgt uns! wir führen Euch zu einem Kleiderhändler: da ſtutzen wir Euch ſo zu, daß Eure Braut gleich weg iſt, ſobald ſie Euch nur ſieht.

Kukuk.

Küß die Hand.

Winzer.

Sapperment, Landsmann! So ein ſchmukker Burſch' wie Ihr ſeyd, dem kann es gar nicht fehlen.

Kukuk.

Hihi! — Das will i meinen. Nit wahr,

ſie wird mir nit gram ſeyn, die Jungfer Muhm'?

Winzer.

Dafür laßt Euch gar nicht bange ſeyn.

Fritz (bei Seite).

Aha! da kommt auch ſchon Moyſes. — (laut) Mein Herr! belieben Sie nur immer voraus zu gehen mit dem Vetter Kukuk! Sie wiſſen ja, wo der Kleiderhändler wohnt. Ich komme gleich nach.

Winzer.

Na, kommt Landsmann!

(Kukuk ſetzt ſich auf ſeinen Gaul, und folgt Winzern mit ſeinem Karren.)

Siebenter Auftritt.

Fritz. Hierauf Moyſes.

Fritz.

Nun, Moyſes! was haſt Du ausgerichtet?

Moyſes.

Was mehr? Hob ich doch ane Braut gefunden, å Mamſelliche, ſieht aus wie å Engelche von Wachs, ſchmilzt auch eben ſo leicht.

Fritz.

Nun ſag' an: was iſt's für eine?

Moyſes.

Heißt Mamſell Schmalhans; der Voter iſt doch å verabſchiedeter Kanzliſt, wohnt Numero verzig in der Engedarmgaß, dra Treppen hoch, hart unter'm Dach. Gott ſoll bewahren! do ſieht mer kan Bett, kan Tiſch, kan Stuhl. Nix, als zwa Schemmelche mit 3½ Fuß, 1 und ½ Tellerche, und 5½ Fenſterſcheibche, die andern von Butterpepier und Mekletur. — Do wohnt er mitſammen mit a Dichterche, und do hoben ſie gezogen an Strich mit Krayd, dos iſt die Scheidewand und die Grenz. — O mai! grauße Armuth, graußer Hunger! — (indem er ſich die Augen wiſcht) Mer hot doch aach å Herz, wos mer ſo nennt.

Fritz (bei Seite).

Faſt ſollte man's dem Spitzbuben glauben.

Moyſes.

Mal! und do dacht' ich: Moyſes! willſt dem armen Goi aach ebbes verdienen laſſen. Und do heb ich ihm gemacht die Präpoſition, daß er ſoll bekümmen å ſchain Dauſeurche, als er wollt' vorſtellen den Brautvater, und ſan Tochter die Braut. Und do het er geſagt: Mit Laib und Seel, Herr Moyſes! und da hob ich gemacht den Akkord mit ihm, und ihm drauf gegeben a Legeder, als mir der Herr hat geheißen, Gottes Wunder! do het er doch geſpringt hauch an die Deck', daß der ganze Kalk iſt abgefallen. — Gott ſoll behüten!

Fritz.

Aber haſt Du ihn auch genau inſtruirt, wie er und ſeine Tochter ſich zu benehmen haben, und was ſie von Kukuks Verwandtſchaft wiſſen müſſen?

Moyſes.

Jau — jau! — Ich hob' ihm verbuchſtebirt die ganze Verwandtſchaft von dem Kukuk, daß er ſie weiß auswendig wie à Rebiner den Talmud.

Fritz.

Brave! — Noch eins, Moyſes! Haſt Du auch ein anſtändiges Logis für die Leutchen beſorgt?

Moyſes.

Gottes Wunder! — Ja doch! ja doch! — Moch ſich der Herr Fritz kan Kummer. — Aber daß ich nun aach ane Frage thu.

Fritz.

Nun?

Moyſes.

Iſt's werklich kan Ernſt domit, daß der Kukuk ſoll heirathen die Mamſell Schmalhans?

Fritz.

Heirathen? — Gott ſoll behüten.

Moy-

Moyſes.

O mai! daß ich Ihm rathe, Muſje Fritz! geb' Er Acht, daß kan Unglück piſſirt?

Fritz.

Wie ſo?

Moyſes.

Verſteht Er: Als es auch nit geſchicht, daß der Kukuk heirathet 's Mamſelche; kann's doch gar laicht piſſiren, daß das Mamſelche heirathet den Kukuk.

Fritz.

Was Teufel! wie ſollte das zugehn?

Moyſes.

Gott's Wunder! Hat Er gehört von dem Vogelſteller?

Fritz.

Ja doch!

Moyſes.

Und hat Er auch gehört von einer Laimruth?

Fritz.

Ja doch!

Moyſes.

Was thut der Vogelſteller mit der Laimruth?

Fritz.

Bah! Er fängt Vögel damit.

Moyſes.

Nu? Merkt Er's nit? — Der Schmalhans, das iſt der Vogelſteller, und ſane Tochter — die Laimruth.

Fritz.

Ich merke.

Moyſes.

Daß ich's Ihm ſege: Nehm' Er in Acht den Kukuk! — Die Vogelſteller ſind heut zu Tag ebb's ſchlau.

Fritz.

Deine Warnung iſt gut, Moyſes! — Jetzt laß uns gehen, um unſern Kukuk bei der Braut einzuführen.

(Beide ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Straße, mit einer Trödelbude.

Winzer, Kukuk, Fritz und Moyſes.

(Kukuk, als Elegant gekleidet, bis auf den Triangelförmigen Hut und die Schlafmütze, die er noch auf hat.)

Winzer.

Der Tauſend, Landsmann! wenn Ihr jetzt nicht Glück bei der Jungfer Muhme macht, ſo heiß' ich Peter.

Kukuk.

I heiß' auch Peter.

Winzer.

Bei meiner Treu! der Frack ſteht Euch

ganz exzellent. Jetzt ſieht man's erſt, was Ihr für ein ſchmucker Burſch ſeyd.

Kukuk.

Küß die Hand — nit wahr?

Fritz.

Mein Seel! es ſitzt Euch alles wie angegoſſen. — Kukuk! Ihr ſeyd ein Kerl zum Verlieben. Hohl mich der Teufel! ich muß Euch küſſen.

Kukuk.

Ihi! was meint Er, Schatz? Schau ich wohl aus wie ein Kavlier?

Fritz.

Das will ich meinen; 's iſt, als ob Ihr in den Kleidern da auf die Welt gekommen wäret. Wenn Ihr nun noch mit einigen Redensarten um Euch werft, als: auf Ehre! auf meine Ehre! — ma foi! parole d'honneur! oder auch: god dam! ſo ſeyd Ihr ein gemachter Kavalier.

Kukuk (ſich brüſtend).

Auf Ehre! auf meine Ehre! — parbleu! god dam! — hihihi! — Schaut Er, mach' ich's ſo recht?

Winzer.

Süperbe! — Nun nehmt noch dieſe Reitgerte in die Hand, und ſpielt ſo ganz ungezwungen damit — ſo!

Fritz.

Ihr könnt auch hin und wieder einen kleinen Hieb damit austheilen — ſo!

Kukuk (den Hieb erwiedernd).

So?

Fritz.

Allerliebſt! — nur etwas ſanfter! — ſo ungefähr! (er giebt ihm einen derben Hieb).

Kukuk (ihn noch derber erwiedernd).

Küß die Hand — ſo?

Fritz.

Scharmant! — Nun, ich ſpüre wohl, Ihr werdet bald alle unſre Kavaliere aus-

ſtechen. — Aber nun noch Eins: da, die Brille müßt Ihr aufſetzen.

Kukuk.

Die Brille? — Da kann ich halter nix ſehen, Schatz!

Fritz.

Das ſollt Ihr auch nicht, Schatz! Es iſt ja aber Mode, den Blinden zu ſpielen. Drum müßt Ihr auch dann und wann, wie von ungefähr, Eurem Nachbar auf den Fuß treten — ſo ungefähr!

Kukuk (den Fußtritt noch ſtärker erwiedernd).

Küß die Hand — ſo?

Fritz.

Bravo! — Nur etwas gelinder, Schatz! ſonſt möchte es gar zu viel Senſation machen.

Moyſes.

Gott's Wunder! — Als der Herr Kukuk nit aufſetzt å ander Hütel, weiß mer doch nit, ob mer ſoll aus ihm machen å Kavlier, aber å Bauer. Kann's doch gar laicht piſſi-

ren, daß mer ihn flattirt von unten, und maulſchellirt von oben.

Fritz (indem er ihm den Hut abnimmt).

Moyſes hat Recht. Das hätten wir bei Einem Haar vergeſſen. So Landsmann! wir wollen die Hüte wechſeln. Der Hut macht eigentlich den Mann.

Moyſes.

O mai, hob' ich's doch immer geſogt: je größer der Hut, je größer der Held.

Winzer.

Na, jetzt kann's losgehen.

Kukuk (ſich auf ſeinen Karrngaul ſchwingend).

Hans, Hans, Hans! wiſt du he!

Fritz.

Was Teufel, Landsmann! ſeyd Ihr toll? Wollt Ihr gleich vom Gaul herunter!

Winzer.

Hahaha!

Kukuk.

Warum, Landsmann?

Fritz.

Was? Schickt ſich das für einen Kavalier, auf dem Karrngaul zu ſitzen?

Kukuk.

Das hätt' ich halter vergeſſen, Landsmann!

Fritz (ihn herabzerrend).

Herunter mit Ihm! — jetzt bin ich Kärrner.

Moyſes.

Gott's Wunder! — do ſieht mer's: zieht mer auch aus den Bauerkittel, zieht mer doch nit aus den Bauer.

Fritz (ſich auf den Gaul ſchwingend).

Hans, Hans, Hans! wiſt du he!

(Alle ab.)

Zweiter Auftritt.

Schmalhanſens Logis.

(Er und ſeine Tochter haben ſich eben in die zu ihren Rollen erforderlichen Kleider geworfen.)

Eva.

Nun mag er in Gottes Namen kommen, meine Toilette iſt fertig.

Schmalhans.

Kann ich denn jetzt wohl für einen Viktualienhändler paſſiren?

Eva.

Zur Noth.

Schmalhans.

Ja, ja! zur Noth kann ich dafür paſſiren; und aus Noth muß ich dafür paſſiren.

Eva.

Und ſeh' ich denn wohl aus wie eines Viktualienhändlers Tochter?

Schmalhans.

Zur Noth.

Eva.

Ob man uns wohl die Noth so sehr ansieht?

Schmalhans.

Den Ueberfluß mein Seel nicht. — Die Narren! hätten sie uns nur eine vier Wochen früher in die Kost genommen, daß man die Rolle mit mehr Humor spielen könnte; denn Humor uud Hunger sind die ärgsten Todfeinde.

Eva.

Du lieber Gott! ist Euer Hunger denn noch nicht gestillt?

Schmalhans.

Ich sage Dir, die ersten acht Wochen werd' ich nicht satt; und wenn ich auch Guvernör von der Semmelwurstinsel würde, wie Donquixotes Schildknappe. Der Magen fordert alles doppelt nach, was man ihm abgeknappt

hat. — Ja, ja! — man kann ſich in der Welt manche Unarten abgewöhnen, aber mit dem Eſſen hält es meiner Seele ſchwer, was auch die Herrſchaften ſagen, die im Ueberfluß ſitzen. — Zum Exempel: Geſtern geh' ich, wie Du weißt, zu Ihro Exzellenz, um eine kleine Unterſtützung zu erbitten. Ihro Exzellenz waren auch ſo überaus gnädig, mich vorzulaſſen. Aber wie ich ins Zimmer trete, und mir der entzückende Geruch von einem gebratenen Kapaun entgegenquoll (ſchmatzend), ach, mein Töchterchen! was da in mir vorging, wie ſich da mein ganzer innerer Menſch umdrehte, das läßt ſich nur fühlen, nicht beſchreiben.

Eva.

Ach ja! man kann ſich's recht lebhaft vorſtellen.

Schmalhans.

Und nun vollends der Anblick des köſtlichen Bratens. Ich war meiner ſo wenig mächtig,

daß ich meine Anrede, ſtatt an Ihro Exzellenz — an den Kapaun richtete. „Ihro Exzellenz geruhen zu erwägen," hub ich ſtotternd an, und der Mund wäſſerte mir, daß ich kaum weiter ſprechen konnte; „Ihro Excellenz geruhen zu erwägen, daß man ſo zu ſagen vom Winde nicht leben kann." — „Warum nicht? wenn man nur ernſtlich will," unterbrachen mich Ihro Exzellenz, und ließen ſich hierauf mit ſo viel Ueberredungskraft über die Kunſt vom Winde zu leben aus, daß Sie meinen Verſtand vollkommen überzeugten, wenn gleich mein Magen ſich unterſtand, Ihro Exzellenz zu widerſprechen. Zuletzt geruheten Ihro Exzellenz nun zwar, mir Unterſtützung zuzuſichern, wenn ich beweiſen könnte, daß ich ſonſt verhungern müßte; aber da liegt ja eben der Haſe im Pfeffer. So lange ich noch nicht wirklich verhungert bin, habe ich ja den Beweis noch nicht geführt. Drum geſchieht es von Rechtswegen, daß bis dahin nichts gereicht wird.

Eva.

Laßt's nur gut seyn, Vater! wenn es mir mit dem Kukuk glückt, dann soll gute Zeit bei uns werden; ja, dann will ich Euch recht pflegen.

Schmalhans.

Nimm Dich nur gescheidt. Laß ihn Dir nicht entwischen, ehe Du ihn tüchtig gerupft hast. Die Gelegenheit kommt nicht alle Tage.

Eva.

Ach, sprecht doch nicht vom Rupfen. Ich will ja nicht seine Federn, ich will ihn ganz.

Schmalhans.

Willst Du ihn ganz? — Desto besser.

Eva.

Was anders?

Schmalhans.

Gott gebe sein Gedeihen. Ich habe das Schreiberleben satt; 's ist meiner Seele ein miserables Stück Brod.

Eva.

Ach ſeht, ſeht! — da bringen ſie ihn ſchon.

Schmalhans.

Nun auf den Anſchlag geſtellt!

Eva.

Der ſieht nicht übel aus. Und was hat er für ein ehrliches Geſicht. — O, der iſt mein! der iſt mein.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Kukuk, Winzer, Fritz und Moyſes.

Moyſes (bei Seite zu Schmalhans).

Herr Schmalhans! do hob ich Ihm gebracht den Kukuk; loß Er ihn nit eſcheppiren.

Kukuk.

Grüß Ihn Gott, Herr Vetter Sparpfennig! — ſchaut Er, da bin ich.

Schmalhans.

Willkommen zu Lande, Herr Vetter! Laß Er ſich umarmen!

Kukuk.

Danach hab' ich mich halter lange geſehnt. — Iſt das die Jungfer Braut?

Schmalhans.

Ja, Vetterchen! das iſt ſie. — Chriſtine, mach' dem Herrn Vetter einen Knix!

(Eva macht einen Knix.)

Kukuk.

Küß die Hand, Jungfer Muhme!

Schmalhans.

Chriſtine! willſt Du Dich gleich bedanken!

Eva (ſich blöde anſtellend).

Bedanke mich.

Schmalhans.

Sie iſt noch etwas blöde; nehm' Er's nur nicht für ungut.

Kukuk.

Das wird ſich halter geben — auf Ehre!

Schmalhans.

Chriſtine! gieb dem Herrn Vetter einen Kuß!

Kukuk.

Hihi! — das braucht ſie nit; das kann ich halt ſelber. (er küßt ſie, welches ſie nur mit verſchämten Sträuben duldet)

Schmalhans.

So recht! — Nun, Ihr werdet Euch bald verſtehen.

Kukuk (ihm auf den Fuß tretend).

Parbleu! man verſteht ſich halter leicht, wenn man ſich nur verſtehen will. — Hab' ich recht, Jungfer Muhme? (er verſetzt ihr einen kleinen Hieb mit der Reitgerte)

Eva (ſeufzend).

Ach ja.

Schmalhans.

Merkt Er was, Herr Vetter?

Kukuk.

Ja doch — ja doch!

(Zärtliches Mienenſpiel zwiſchen Kukuk und Eva.)

Fritz.

Na, Landsmann! scharmirt nur in Gottes Namen! ich werde unterdessen Euer Fuhrwerk unterbringen.

Kukuk.

Wenn Er das möcht', Schatz!

Fritz.

Von Herzen gern.

Winzer.

Gott befohlen, Landsmann! — Laßt Euch die Zeit nicht lang werden.

Kukuk.

Hab' Er kein' Sorg', Schatz!

(Fritz und Winzer ab.)

Moyses (Schmalhansen auf die Seite ziehend).

Herr Schmalhans! als ich Ihm hob in's Netz gelockt den Kukuk, vergeß' Er auch nit, daß Er mir hat verschrieben 10 pro Cent von dem Fang.

Schmalhans.

Nein doch, Moyſes! wenn wir ihn nur erſt im Garne hätten.

Moyſes.

Gott's Wunder! ſitzt er doch ſchont drinne. Als Er ihn läßt eſcheppir'n, iſt's ſane Schuld.

(ab.)

Schmalhans.

Nun, Vetterchen! was macht die Freundſchaft in Schwabmünchen?

Kukuk (ihm auf den Fuß tretend).

Küß die Hand, 's geht halt noch, wie's geht; ganz erträglich, beweglich und behäglich — mitunter auch kläglich. — Aber, eh' ich's vergeſſ' Schatz! wo ſteckt die Frau Baſ'?

Schmalhans.

Die — die iſt — auf ein Paar Jahre verreiſet.

Kukuk.

Hm! hm! — das iſt mir halter nit lieb. Schaut Er, ich hab' ein halb Schock Nürn-

berger Honigkuchen für ſie mitgebracht. (Er zieht ein Packet hervor.)

Schmalhans (ſchmunzelnd).

Hat nichts zu ſagen, Vetterchen! — die ſind eben ſo gut bei mir verwahrt.

(Er nimmt ihm das Packet ab, und macht ſich über den Inhalt her.)

Kukuk.

's iſt auch wahr. Und mit der Jungfer Braut werd' ich halter auch fertig werden, ohn' die Frau Baſ'. — Hab' ich recht, Schatz? (Er verſetzt ihr einen kleinen Hieb.)

Eva.

O ja, allerliebſter Couſin!

Kukuk.

Allerliebſter Couſin! — Hihi! — Küß die Hand. — Schaut Sie, Schatz! ich bin Ihr halter recht gut. Auf Ehre! god dam!

Eva.

O, ich Ihm auch, mein Schatz!

Kukuk.

Iſt's ein Wort?

Eva.

Gewiß, mein Engel! ich liebe Ihn von ganzer Seele.

Kukuk.

Küß die Hand, Zuckerſchätzel! Wenn's Ihr recht iſt, und dem Herrn Vetter, da können wir ja Morgen am Tag Hochzeit machen.

Eva (ihren Vater verlegen anblickend).

So ſchnell? — Das wird ſich wohl nicht ſchicken.

Kukuk.

Warum nit? — Schaut Sie, in guten Werken, ſpricht mein Vater, kann man halter nit eilig genug ſeyn.

Schmalhans.

Da hat Sein Vater ganz recht, Herr Vetter! — Nun, dazu kann Rath werden; wir wollen's beſchlafen.

Kukuk.

Topp! — geb' Sie mir die Hand drauf, Schatz! — — Apropos! eh' ich's vergeß': da hab' ich in Nürnberg einen koſtbaren — Flik-kerment! wo hab' ich ihn denn? (Er will in ſein Kärrnerhemd greifen, beſinnt ſich aber, daß er andere Kleider angezogen hat.) Oho! ich Eſel! (Er ſchlägt ſich vor die Stirn.)

Eva.

Was iſt Ihm, mein Schatz?

Kukuk.

J, der Ring! der Ring!

Schmalhans.

Der Ring?

Kukuk.

Nun ja doch! ſchaut's! ich hab' ihn halter in dem Kittel ſtecken laſſen. — Ich bin flugs wieder da. — Parbleu! (ſchnell ab.)

Schmalhans.

Halt, Vetterchen! Wohin? wohin?

Eva.

Behaltet ihn ja im Auge, Vater! daß er uns nicht entwiſcht. (Beide ihm nach.)

Vierter Auftritt.

Sparpfennigs Wohnung.

Sparpfennig, Grethe und Chriſtine.

Grethe.

Na, hab' ich's doch gedacht. — Nun läßt er wieder auf ſich warten, und der Braten ſteckt ſchon ſeit einer Stunde am Spieß.

Sparpfennig.

Nur Geduld! die Wege ſind ſchlecht; er hat vermuthlich ſchwer geladen.

Grethe.

Schwer geladen? — ja — hier oben (auf den Kopf deutend). Dergleichen Volk iſt immer im halben Taumel.

Sparpfennig.

Laß ihn nur erſt ſeine Nürnberger Pfefferkuchen ausgepackt haben, dann wirſt Du ganz andere Saiten aufſpannen.

Grethe.

Nun, wir werden ja ſehen, ob er Lebensart verſteht.

Sparpfennig (durch's Fenſter ſehend).

Halt! da kommt er — da kommt er!

Grethe.

Ja, er iſt's. — (Sie laufen hinaus.)

Chriſtine.

Bei Gott! es iſt Fritz. Der verzweifelte Menſch! wie ſoll ich mich nun gegen ihn benehmen? — Ich fürchte, mich zu verrathen.

Fünfter Auftritt.

Chriſtine, Sparpfennig und Grethe, welche Fritzen, als Kärcner gekleidet, am Arme hereinführen.

Sparpfennig.

Nun, Vetter! ſeyd uns von Herzen willkommen.

Fritz.

Küß die Hand, Herr Vetter und Frau Baſ'! da wär' ich.

Grethe.

Ja! es war auch hohe Zeit, daß Er kam.

Fritz.

Es ſind halter ſchlechte Weg'. (Er macht Chriſtinen einen tartiſchen Bucking.) Gott grüß Sie, Jungfer!

Chriſtine.

Willkommen, Herr Vetter! (Sie will ihm die Hand reichen, er zieht ſich vor ihr zurück.)

Grethe.

El, das iſt ja Eure Muhme Chriſtine.

Fritz.

Was? meine Jungfer Braut? Die da?

Sparpfennig.

Nun freilich!

Fritz (heimlich zu Sparpfennig).

Herr Vetter! ſpaß' Er nit! die geputzte Mamſell da wär' meine Braut?

Sparpfennig (lachend).

Ja doch! ja doch!

Grethe.

Hab' ich's nicht geſagt? Die iſt ihm zu vornehm.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen, Anne.

Anne.

Gott grüß Ihn, Herr Kukuk!

Fritz.

Flickerment! ja, das laſſ' ich gelten. Die iſt's. — Laß Sie ſich küſſen, mein Engel!
(Er ſchließt ſie in ſeine Arme.)

Sparpfennig.

Hahaha!

Anne.

Nicht doch, nicht doch! ich bin ja nur die Hausmagd.

Fritz.

Die Hausmagd? — Ja doch, ich glaub's ſchon. — Schaut Sie, faſt hätten's mir weiß gemacht, die Mamſell da wär' meine Braut.

Grethe.

J, das iſt ja ein ungeſchliffener Geſelle.

Sparpfennig.

So laß Er ſich doch bedeuten, Vetter! die da iſt ja ſeine Braut.

Fritz.

Ja doch, ja doch! — Ich ſeh' halter nit ſo dumm aus, wie ich bin.

Chriſtine.

So giebt Er mir wohl gar einen Korb, Herr Vetter?

Fritz.

Küß die Hand, Mamſell! ich begehr' ſie nit.

Chriſtine.

Da haben wir's. Er verſchmäht mich — der Grauſame!

Fritz (zu Annen).

Na! daß wir's kurz machen: Kann Sie mich wohl leiden, Schatz?

Anne.

Ach geh' Er doch, Herr Kukuk! Hab' Er mich nicht zum Beſten.

Fritz.

Zum Beſten? Das iſt mir nit eingefallen. Potz Stern! ich bin halt nit 100 Meilen weit hergereiſet, daß ich Sie zum Beſten haben will. Und damit Sie ſchaut, daß es mir ein Ernſt iſt, — da — da — ſteck' ich Ihr den Ring an den Finger.

Sparpfennig.

Hört einmal, Vetter! Ihr kommt mir ganz beſonders vor.

Grethe.

Ich glaube, Er iſt nicht recht bei ſich. Iſt das eine Art, um eine Braut zu werben, daß man ihr den Rücken zukehrt, und mit der Magd ſchön thut?

Fritz (zu Annen).

Na, halt's her das Pätſchchen! mach's keine Flauſen!

Anne.

Ach! Er iſt nicht recht klug, ſag' Er das ſeiner Braut.

(Sie lauft hinaus. Fritz will ihr nach. Die Alten faſſen ihn am Zipfel.)

Sparpfennig.

Halt, Patron!

Grethe.

Steh' Er Rede! Will Er klug ſeyn?

Fritz.

Meint Sie, ich bin's nit?

Grethe.

Ja, das mein' ich; ſonſt würde Er ſich nicht ſo wegwerfen.

Chriſtine.

Mich armes Mädchen ſo zurückzuſetzen, mir eine Magd vorzuziehen — o, es iſt abſcheulich!

Sparpfennig.

Laß Er ſich rathen, Vetter! ſchlaf' Er erſt aus!

Grethe.

Nichts da, nichts da! — Und daß Er es weiß: nun ſoll Er ſie nicht haben, und wenn Er ſich gleich auf den Kopf ſtellt. Ei! das nenn' ich mir eine ſaubere Aufführung! Das ſind wohl die Nürnberger Pfefferkuchen, nicht wahr?

Fritz.

Ja ſo! die Nürnberger Pfefferkuchen! —

Die hab' ich halter allein geſchmauſet. — Nehm' Sie's nit vor ungut!

Grethe.

Was? Und Er will ſich unterſtehen — ? — J, da hätte Er ja klüger gethan, wenn Er lieber zu Hauſe geblieben wäre. Und daß Er es weiß, Mueje! wenn Er ſonſt nichts weiter hier zu ſuchen hat, ſo hält Ihn keiner.

Fritz.

Küß die Hand.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Kukuk.

Fritz (bei Seite).

Wie führt der Teufel den her?

Kukuk.

's iſt halter nit recht, Landsmann! daß Er mit meinem Karren weggefahren iſt, ohn'

mir zu ſagen, wohin. Schaut Er, hätt' ich ihn nit haußen vor der Thür ſtehen ſehen, ſo hätt' ich lange ſuchen können.

Sparpfennig und Grethe (zugleich).

Was? — Sein Karren?

Chriſtine.

O weh! wir ſind verrathen.

Fritz (ihn bei Seite ziehend).

Kommt, kommt Landsmann!

Kukuk.

Geb' Er mir nur den Ring heraus! — hier in meinem Kittel muß er ſtecken. Schaut Er, wie ich ihn der Jungfer Muhme Sparpfennig an den Finger ſtecken wollt', da bedacht' ich's erſt.

Fritz.

Da, da! — nun geht nur!

Sparpfennig (bei Seite zu Grethen).

Was Teufel iſt das?

Grethe.

Ei, ei! das kommt mir verdächtig vor.

Kukuk (indem er von Fritz zur Thür hinausgedrängt wird).

Wenn Er mich ſucht, Landsmann! ich bin bei dem Herrn Vetter Sparpfennig.

Fritz.

Schon gut, ſchon gut.

(Kukuk ab.)

Grethe.

Wenn's erlaubt iſt zu fragen: was iſt denn das für ein Vetter Sparpfennig, von dem der ſpricht?

Fritz.

Da frag' Sie ihn ſelbſt. — Was gehn mich andrer Leute Vetter an?

Sparpfennig (durch's Fenſter ſehend).

Aber, was Teufel! da fährt er ja mit Seinem Karren von dannen.

Fritz.

Was? — J du Spitzbub! (ſchnell ab.)

Grethe.

Halt! dahinter ſteckt was.

Spar-

Sparpfennig.

Das müſſen wir erfahren.

(Alle ab.)

Achter Auftritt.

Straße vor Sparpfennigs Hauſe.

Kukuk ſitzt queer auf ſeinem Karrngaul, und iſt eben im Begriff, von dannen zu fahren. Fritz, Sparpfennig und Grethe kommen aus dem Hauſe herbeigelaufen.

Fritz.

Halt, Landsmann! wo will Er mit meinem Karren hin?

Kukuk.

Mit Seinem Karren? — Er iſt halt nit recht geſcheidt, Landsmann!

Fritz.

Pack' Er ſich von meinem Gaul, Schatz! oder 's giebt halt Schläg'.

Kukuk (herabſpringend).

Schläg'? — Flickerment! da muß ich doch auch dabei ſeyn.

Grethe (zu Kukuk).

Mit Erlaubniß! Wer ſeynd Sie denn', Mußje?

Kukuk.

Ich? — Schaut's, ich bin der Peter Kukuk, der Kärrner aus Schwabmünche, und heirath' die Jungfer Muhme Sparpfennig.

Grethe.

Die Jungfer Muhme Sparpfennig!

Sparpfennig.

Was iſt das für eine, mit Permiß?

Kukuk.

Nu! des Viktualienhändlers Sparpfennig Tochter.

Sparpfennig.

Meine Tochter? J, was Sie ſagen!

Grethe.

Da haben wir's ja. —

Fritz (bei Seite).

Was Teufel! da kommt gar die Polizei. — Jetzt gilt's. — Edle Unverschämtheit, steh mir bei! (laut) Landsmann! ich sag's Ihm noch einmal im Guten: laß Er meinen Karren stehn, oder ich laß Ihn halt arretiren wie einen Schelm.

Kukuk.

Küß die Hand. Das wird sich halt zeigen, wer der Schelm ist.

Fritz.

Glück zu! da kommt die Polizei.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen und ein Polizeikommissär mit Wache.

Polizeikommissär.

Was giebt's hier, Leute?

Fritz.

Nichts für ungut, Ihr Gnaden! Der Schelm da will mir halter meinen Karren wegnehmen.

Polizeikommissär (zu Kukuk).

Was, mein Herr?

Kukuk.

Laß Er sich sagen, Schatz! — 's ist halt mein Karren. Schaut Er, ich bin der Peter Kukuk, der Kärrner aus Schwabmünche.

Polizeikommissär.

Sie ein Kärrner?

Fritz.

Da hört Er's, Ihr Gnaden, wie er sich dumm anstellt. Wer von uns beiden sieht denn aus wie ein Kärrner, er oder ich? (Kukuks Paß vorzeigend) Da — da ist mein Paß. Steht's da nit geschrieben, daß ich der Kukuk bin? Ha!

Polizeikommissär.

Allerdings! — Und Sie, mein Herr!

wenn Sie der Mann sind, für den Sie sich ausgeben, so müssen Sie doch auch einen Paß vorzeigen können.

Kukuk (in seine Taschen fassend, sich besinnend, und auf Fritz deutend).

Da — da in meinem Kittel muß er stecken.

Fritz.

Da schau'n Sie's, Ihr Gnaden, was er für Pfiffe gebraucht.

Polizeikommissär.

Herr! wollen Sie dem Manne auch seine Kleider vom Leibe abstreiten?

Kukuk.

Laß Er sich sagen, Schatz! Es sind halt meine Kleider, er hat sie mir abgeschwatzt.

Fritz.

O Du Lügenmaul!

Polizeikommissär.

Das ist mir ein Räthsel.

Kukuk.

Flickerment! da kommt der Vetter Spar-

pfennig, der wird's Ihm bezeugen, daß ich der Peter Kukuk bin. — Herr Vetter! Heda, Herr Vetter!

Sparpfennig.

So bin ich doch neugierig, den Herrn Vetter Sparpfennig kennen zu lernen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen und Schmalhans, der ſich bei'm Anblick der Polizei wieder wegſchleichen will.

(Kukuk lauft ihm nach und führt ihn, alles Sträubens ungeachtet, mit Gewalt zurück.)

Kukuk.

Komm Er, Schatz! laß Er mich nit im Stich. Er ſoll mir's bezeugen, daß ich Sein Vetter Kukuk bin.

Schmalhans.

Unterthäniger Diener, Herr Polizeikom-

miſſär! — Ja, ja, der Mann hat recht er iſt der Kärrner Kukuk aus Schwabmünchen

Kukuk.

Hat Er's gehört, Schatz? Ha!

Fritz (der Schmalhanſen zuwinkt).

Schadt nix; 's giebt halt mehr als einen Kukuk in der Welt.

Sparpfennig (zu Schmalhans).

Und, mit Erlaubniß! wer ſind denn Sie, mein Lieber?

Schmalhans (ſtockend).

Ich? — Ich bin der Viktualienhändler Sparpfennig, Ihnen aufzuwarten.

Grethe.

Na, da haben wir ja den Spitzbuben.

Sparpfennig.

Herr! das reden Sie wie ein Schelm. Der Viktualienhändler Sparpfennig, der bin ich.

Schmalhans (ſich reſolligirend).

Gehorſamer Diener! — (er geht mit offnen Ar-

men auf ihn zu) Es freut mich unendlich, daß es noch Einen meines Namens und Zeichens in dieser guten Stadt giebt. Lassen Sie sich umarmen, Herr Vetter!

Sparpfennig.

Der Teufel ist Ihr Vetter, Herr! —

Grethe.

Seht doch!

Polizeikommissär.

Ihr Herren! die Sache kommt mir verdächtig vor. Ich werde Euch Alle festnehmen müssen. Denn so viel ist klar, daß zwei von Euch Gauner seyn müssen. (indem er den Kukuk scharf in's Auge faßt) Aber, was Kukuk! seh' ich recht? (Er zieht einen Steckbrief hervor, und mustert den Kukuk von Kopf bis zu Fuß, indem er ihn mit dem Steckbrief vergleicht) Untersetzte Statur — länglichtes Gesicht — schwarze krause Haare — braune Gesichtsfarbe — lange spitze Nase — kleine Katzengraue Augen — schwäbische Mundart — gelber Frack — blauer Spenzer —

Klappſtiefeln mit Sporen — Klapphut *). — Er iſt's bei Gott! er iſt's! — (zur Wache) Ihr da! nehmt den Patron feſt!

Die andern (zugleich).

Was iſt das?

Kukuk.

Was hab' ich gethan, Schatz! daß Er mich feſtnehmen läßt? (Die Wache bemächtigt ſich ſeiner.)

Polizeikommiſſär.

Gehorſamer Diener, Herr Jungferndieb! Haben wir Ihn endlich erwiſcht?

Die andern (zugleich).

Ein Jungferndieb?

Kukuk.

Was? Ich ein Jungferndieb? — Red' Er ſich nix an den Hals, Schatz!

Polizeikommiſſär.

Schon gut, ſchon gut! das wird ſich fin-

*) Nota bene: Der Steckbrief wird nach dem verſchiedenen Aeußeren des Schauſpielers abgeändert.

den, Schatz! Fort mit ihm, zum Verhör! und bewacht ihn, wie Euren Augapfel!

Sparpfennig (heimlich zum Polizeikommiſſär.)

Herr Polizei! — ſehen Sie ſich vor! der Mann iſt kein Jungferndieb. Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, die da ſind Gauner, die dem armen Teufel um das Seinige bringen wollen.

Polizeikommiſſär.

Und Ihr alle, wie Ihr da ſeyd — marſch! — Ihr gehet alle mit!

Schmalhans.

Halten Sie zu Gnaden, Herr Polizeikommiſſär!

Polizeikommiſſär.

Ohne Widerrede!

Fritz (bei Seite).

Der Teufel! die Sache wird ernſthaft.

Grethe.

Gut; Chriſtian! wir wollen mit. O, wer

ein gutes Gewiſſen hat, der braucht ſich nicht zu fürchten.

Kukuk (weinend, und ſich hinter den Ohren kratzend).

Huhu! — Ich ein Jungferndieb! — Gott iſt mein Zeug', daß ich mein Lebtag kein Waſſer getrübt hab'; und hier wollen's partout einen Spion, und nun gar einen Jungferndieb aus mir machen. — Huhu! — O du dummer Peter Kukuk! wär'ſt doch in Schwabmünche geblieben.

(Alle ab mit der Wache.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer in Sparpfennigs Hauſe.

Chriſtine und Winzer (in ſeinem gewöhnlichen Anzuge).

Chriſtine.

Das haben wir von Euren Intriguen.

Winzer.

Beruhige Dich, Chriſtinchen!

Chriſtine.

Nein, nein; ich kann, ich will mich nicht eher beruhigen, als bis meine Eltern wieder auf freien Fuß ſind.

Winzer.

Ich ſage Dir ja, in einer Stunde ſind ſie wieder los.

Chriſtine.

Und den armen Schelm der Gefahr auszuſetzen, wie ein Verbrecher behandelt zu werden; o, es iſt unbarmherzig!

Winzer.

Aber, du lieber Gott! lag denn das in unſerm Plane? Und was iſt leichter, als Kukuks Unſchuld zu beweiſen? Der Trödler iſt Zeuge, daß er erſt heute die verdächtigen Kleider von ihm erhandelt hat. Ich ſelbſt bürge dafür, daß er der iſt, für den er ſich ausgiebt.

Chriſtine.

Und die Proſtitution, im Fall der wahre Zuſammenhang der Sache entdeckt wird.

Winzer.

Fritzens Schlauheit und Treue iſt mir Bürge dafür, daß Deine Furcht grundlos iſt.

Chriſtine.

Eile, Karl! ich beſchwöre Dich, wenn anders Deine Liebe keine Heuchelei iſt; eile, meinen guten Eltern beizuſtehen. Bedenke, wie leicht es Dir jetzt iſt, Dich ihrer Dankbarkeit, ja ihrer Zuſtimmung zu verſichern. — Wie, wenn ich ſelbſt —?

Winzer.

Nun?

Chriſtine.

Wär' es nur ſchicklich! — Doch, was kann ſchicklicher ſeyn, als ſeinen Eltern zu Hülfe zu kommen? — Ja, Winzer, ich begleite Dich zu ihnen.

Winzer.

Chriſtine! im Ernſt?

Chriſtine.

Im Ernſt. — Komm! komm!

Winzer.

Bravo! Nun iſt mir um den Ausgang nicht bange. Wenn der Anwald einen ſolchen

Preis vor Augen hat, dann muß ſeine Beredſamkeit ſiegen.

Zweiter Auftritt.

Die Gerichtsſtube.

Der Inquirent nebſt zwei Beiſitzern halten Verhör über Kukuk. Für den Protokollführer iſt ein Platz offen. Ein Gerichtsdiener wartet an der Thür.

Inquirent.

Bekennet, verſtockter Geſell! bekennet! antwortet mir ad articulos speciales!

Kukuk (weinerlich).

Ja doch, Ihr Gnaden! ich will halt mehr bekennen, als ich weiß. Aber ſey Er ſo gut, Schatz! und ſprech' Er nit gleich von Hängen und Rädern. — Schaut Er, da wird mir gar zu weich um's Herze.

Inquirent.

Recht! Weich ſollt Ihr werden, mürbe ſollt Ihr werden, wie eine gegerbte Eſelshaut. Quaestio tertia: Ob Inquiſit die mittelſt gewaltſamen Einbruchs nächtlicherweile abhänden gekommene unverehelichte Mariannam Freyleben amoviret und entführet? — Nun, antwortet Kerl!

Kukuk.

Laß Er's erſt verdeutſchen, Ihr Gnaden! ich verſteh halter kein Chaldäiſch.

Inquirent.

Wie ſich der Kerl dumm ſtellt! — O Du abgefeimte Gaunerſeele!

Erſter Beiſitzer.

Aus welcher Urſach Ihr den Jungfernraub an beſagter Marianna Freyleben verübet?

Kukuk.

Küß die Hand. Schaut's, Ihr Gnaden! ich kann's mein Seel nit anders von mir geben,

geben, als daß ich die Jungfer nit kennen thu. — Ja, 's iſt wahr.

Inquirent (aufſpringend).

Wo iſt der Stock?

Kukuk (zuſammenſchaudernd).

Gott ſteh mir bei!

Inquirent.

Wo iſt der Stock?

Beiſitzer.

Herr Aktuarius Stock! Herr Aktuarius Stock!

Inquirent.

Wo ſteckt Er denn wieder? Da ſeht Ihr's, Ihr Herren! was bei den hochweiſen Juſtiz-Reformen herauskommt. Ehedem, wie der Stock noch mein Aktuarius und Protokollführer war, da war es eine Luſt, Kriminalrichter zu ſeyn. Die Inquiſition fing mit der Exekution an, und der Spitzbube war überführt und überwieſen, ehe er zur Beſinnung kam. Jetzt aber, da mein Aktuarius ein

Stock iſt, ja, jetzt mag der Teufel Inquirent ſeyn. Gleich bei der erſten Generalfrage tritt ſchon die Faſſung bei dem Spitzbuben ein, ſo daß er nicht allein Meiſter über ſich ſelbſt, ſondern auch über das ganze hochweiſe Judicium wird; und da mag man denn inquiriren bis an's jüngſte Gericht, man bringt von dem verſteckten Gemüthe nichts heraus.

Erſter Beiſitzer.

Sic est, Herr Kollege! auch ich habe es in praxi erfahren. Der wahre Akzent einer Kriminalfrage, der einzige zureichende Grund in verwickelten Fällen — iſt der Stock.

Zweiter Beiſitzer.

Sic, sic.

Inquirent.

Es iſt ein altes, gediegenes Proverbium: Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. Ergo, wenn ich ſo ein Stück Eiſen, wie den Kerl da, auf meinem Inquiſitions-Amboß habe, ſo muß ich ihn ſchmieden —

kaſtigiren, ſo lange er warm iſt; id est, ſo lange er ſich vom erſten Schreck nicht erholt hat. Soll ich aber erſt höheren Orts humillime anfragen, ob es erlaubt ſei, einen mäßigen Stockſchilling zu appliziren; ja, dann hat ſich der Hund wieder rekolligirt, und ich hämmere auf ein kaltes Eiſen. — Geſteht, verruchter Geſell! — habt Ihr die Mariannam Freyleben entführt? — Wohin habt Ihr ſie gethan?

Kukuk.

Ich ſag's noch einmal, Ihr Gnaden! 's iſt nit wahr.

Inquirent.

Wo iſt denn der verdammte Stock?

Kukuk.

Laß Er nur den Stock weg, Ihr Gnaden! ich will halter alles bekennen.

(Der Protokollführer nimmt Platz.)

Inquirent.

So? — Bekennt Ihr nun? — Da ha-

den wir ihn ja mit Einem Mal, wo wir ihn haben wollten. (ſich den Schweiß von der Stirne wiſchend) Eine Pferdearbeit iſt es, ehe man einen Spitzbuben ſo weit hat, daß man ihn hängen, oder — mit Ehren wieder laufen laſſen kann. — Stock! man ſchreibe: Inculpatus deklarirt ſich pro confesso et convicto, und bekennet, die unverehelichte Mariannam Freyleben bei nächtlicher Weile mittelſt gefährlichen Einſteigens und Einbrechens entwendet, entführet, amoviret und geraubet zu haben.

Kukuk.

Nichts vor ungut, Ihr Gnaden! Wer ſoll denn das ſeyn, der Inculpatus?

Inquirent.

Ihr ſelbſt, Kerl!

Kukuk.

Ich? — Küß die Hand! — Schreib' Er, was Ihm gefällt, aber 's iſt doch nit wahr.

Inquirent.

Hört, Kerl! wenn Ihr's mir zu bunt macht, so ſtatuir' ich ein Exempel, und laſſe Euch (bei Seite) — laufen.

Erſter Beiſitzer.

Herr Kollega! ich ſchlage vor, die andern Arrestatos notitiae causa zu vernehmen.

Inquirent (zum Gerichtsdiener).

Fiat! man führe ſie herbei.

(Gerichtsdiener ab.)

Kukuk.

Laß Er ſich ſagen, Ihr Gnaden! Wenn ich partout eine Jungfer hätt' ſtehlen wollen, ja, da wär' ich halter nit hieher gekommen.

Inquirent.

Halt's Maul! —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Sparpfennig, Grethe, Fritz und Schmalhans, zuletzt der Gerichtsdiener.

Inquirent.

Ihr da! sagt an: Kennt Ihr diesen Gesellen?

Grethe.

Ja doch, Herr Justiz! ich nehm's auf mein Gewissen, der Mensch ist ehrlicher Leute Kind aus Schwabmünchen, und die da sind Betrüger. Und daß ich die Sache mit Zwei Worten erzähle —

Inquirent.

Schweigt, Plaudertasche! — (zu Schmalhans) Ihr da! redet zuerst!

Schmalhans (mit einer tiefen Kniebeugung).

Ihre Hochweisheiten geruhen einem arglistig betrogenen Manne ein geneigtes Ohr zu

vergönnen. — Ich bin bekanntlich der Viktualienhändler Sparpfennig.

Inquirent.

Noteriſch.

Sparpfennig und Grethe.

's iſt erlogen — 's iſt erlogen!

Inquirent (weil ſich der Protokollführer wieder entfernt hat).

Wo iſt der Stock?

Grethe (zu ihrem Manne).

Da hörſt Du's, Gewalt geht vor Recht.

Inquirent (zu Schmalhans).

Redet weiter, guter Freund!

Schmalhans.

Ich bin alſo der Viktualienhändler Sparpfennig —

Grethe.

's iſt nicht wahr.

Schmalhans (auf Fritz deutend).

Und dieſer ehrliche Mann iſt bekanntlich

der Kärrner Kukuk aus Schwabmünchen, dem ich meine Tochter verſprochen habe.

Fritz.

Ja, 's iſt wahr.

Kukuk.

Oho! was ſchwatzt Er da, Herr Vetter! wer wär' ich denn?

Inquirent.

Halt den Mund, Geſelle!

Schmalhans (ſehr klaglich).

Heute nun, da ich dieſen ehrlichen Mann, als meinen verſprochenen Schwiegerſohn, aus der Fremde erwarte, findet ſich (auf Kukuk deutend) jener Böſewicht bei mir ein, und weiß ſeine Rolle ſo natürlich zu ſpielen, daß ich argloſer unbefangener Mann ſchon im Begriff war, ihm meine Tochter anzuvertrauen; als ich zu meinem höchſten Erſtaunen erfahren muß, daß er ein Gauner und berüchtigter Jungferndieb iſt.

Sparpfennig.

O Du Lügner!

Grethe.

O Du Schelm!

Kukuk.

Ach, Herr Vetter! was schwatzt Er da? — Ich bitt' Ihn, red' Er mir nix an den Hals!

Schmalhans (weinend, indem er dem Inquirenten den Rockschooß küßt).

Ew. Hochweisen werden einem armen betrogenen und an seinem guten Namen empfindlich gekränkten Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Inquirent (gerührt).

Weint nicht, braver Mann! — die soll Euch werden. — Nun, Ihr Herrn Kollegen! Da haben wir ja die Wahrheit luce clariorem. Offenbar ein neues Attentatum eines Jungfernraubes. — Verschmitzter Kerl! sagt, ob Euch der Satan plagt, daß Ihr so nach den Jungfern seyd? Wenn es keine

Justiz im Lande gäbe, so wäre ja kein ehrlicher Hausvater vor Euren Gaunerkniffen sicher.

Kukuk.

Gott steh mir bei. Ich werde halter ganz verdreht im Kopf. — Am Ende werd' ich's noch selber glauben müssen, daß ich ein Schelm bin.

Inquirent (zu Fritz).

Ihr da! Verhält sich die Sache wirklich so?

Fritz.

Ja doch, Ihr Gnaden! 's ist die reine, klare, blanke Wahrheit. — 's ist halter ein recht ausgelernter Galgenvogel, der da. — Nit gnug, daß er mir mein' Braut wegfischen wollt'; auch meinen Karren, meinen Kittel, meinen Paß, meinen Namen — alles, alles will er an sich reißen — der Spitzbub'!

Kukuk.

I bin halter ganz verdutzt.

Inquirent.

Kommt Ihr nun zur Erkenntniß?

Grethe.

Herr Juſtiz! iſt's nun auch vergönnt, ein Wort mitzuſprechen?

Inquirent.

Wartet, bis die Reihe an Euch kommt. Iſt's nicht genug, daß Ihr Bagage immer das letzte Wort behalten müßt, wollt Ihr auch noch das erſte haben?

Fritz (dem Inquirenten die Hand küſſend).

Ich bitte gar ſchön, Ihr Gnaden! mir bangt nit wenig nach meiner Braut — laß Er uns los!

Inquirent (zu Schmalhans und Fritz).

Geht, geht, Ihr ehrlichen Leute! Eure Unſchuld iſt ſattſam, ja, bis zur Sonnenklarheit erwieſen.

Grethe.

Was? die ſollen loskommen, und uns hält man wie Schelme und Diebe? — Ei,

da heißt's ja recht: den Gimpel hängt man, und den Dieb läßt man laufen.

Inquirent.

Schweigt, Frauenzimmer! — Geht mit Gott, Ihr unſchuldigen Leute!

Fritz.

Hab' Er Dank, Ihr Gnaden, für den gerechten Spruch. Ich werd's halter in Schwabmünche zu rühmen wiſſen. (bei Seite zu Kukuk) Habt nur ein Weilchen Geduld, Landsmann! Ihr ſollt bald loskommen.

Kukuk.

Geh, Du Schelm!

Schmalhans.

Gott erhalte Ew. Hochweisheiten noch lange Jahre zum Heil der unterdrückten Unſchuld.

(Schmalhans und Fritz ab.)

Inquirent.

Schon gut, ehrlicher Mann! — (ſich die Stirn wischend) Er hat wohl recht. Aber Gott

weiß: manchen sauren Schweißtropfen kostet es, prompte Justiz zu verwalten.

Sparpfennig.

Herr Kriminal! nun haben Sie die Spitzbuben laufen lassen; und ich will einen körperlichen Eid darauf ablegen, daß wir der unschuldige Part sind.

Inquirent.

Ja, ja! ich merke wohl, daß Ihr mit dem Kerl da unter Einer Decke spielt. Complices delicti seyd Ihr, sonst würdet Ihr einem Spitzbuben nicht das Wort reden.

Grethe.

Nun halt' ich nicht länger an mich, und sollt' es mir auch den Hals kosten. — Was? wir wären nicht, was wir sind? I so will ich ja gleich zwanzig Schock Zeugen stellen, daß mein Mann der Viktualienhändler Sparpfennig auf dem Spittelmarkt ist. — Die Gevatterschen in der Fischerstraße, die Frau Pathe im Scharrn, die Großmutter in der

Köpnicker Vorſtadt, die Muhme auf dem Fiſchmarkt — die — die ſollen's bezeugen. Und, wenn's nicht wäre, wie kämen wir denn zu dem Brief hier? — He? Wie lautet denn die Aufſchrift?? — He?

Inquirent (die Aufſchrift leſend).

An meinen lieben Vetter, den Herrn Viktualienhändler Sparpfennig. — Hm! hm!

Kukuk.

Flickerment! das iſt ja gar mein Brief. — Wie kommt Sie dazu, Schatz?

Der Gerichtsdiener (kommt).

Ein gewiſſer Herr Winzer bittet vorgelaſſen zu werden, um Aufklärung über die Sache zu verbreiten.

Grethe.

Winzer? — Na, da kommt ja gleich einer, der uns kennt.

Inquirent.

Man laſſe ihn vor!

(Gerichtsdiener ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Winzer, Chriſtine, ein Kleidertrödler und zwei Zeugen.

Chriſtine.

Meine guten Eltern!

Grethe.

Chriſtine! Du auch hier?

Chriſtine.

Ich komme, Sie aller Angſt zu überheben. Dieſer brave junge Mann wird nicht eher ruhen, als bis Sie wieder frei ſind.

Winzer (mit einer tiefen Verbeugung).

Hochweiſe, Hochgelahrte, Hocherleuchtete! — Ich wage es, vor den Richterſtuhl der untrüglichen Themis zu treten, um die Unſchuld dieſer ehrlichen Leute zu beweiſen.

Inquirent.

Man beweiſe!

Winzer.

Pro primo bitte ich, die in originali beikommenden Zeugen zu vernehmen. Sie werden bekunden, daß jene Beiden keine anderen, als die Viktualienhändler Sparpfennigschen Eheleute sind.

Die Zeugen.

Ja, ja! das sind sie.

Grethe.

Na, wer hat nun recht? — He?

Kukuk.

Das ist mir halter zu gelehrt.

Winzer.

Pro secundo trage ich darauf an, jenem achtbaren Manne, dem Kleiderhändler Herrn Lump, ein geneigtes Gehör zu vergönnen, welcher eidlich erhärten wird, daß der ehrliche Mann da weder ein Spion, noch ein Jungferndieb, sondern ein unbescholtener, argloser Kärrner aus Schwabmünchen ist, der erst vor ein Paar Stunden die ominösen Kleidungsstücke

ſtücke von ihm erhandelt hat, die ihn zu einem beklagenswerthen Gegenſtande peinlicher Verfolgung machten.

Kleiderhändler.

Ja, Herr Juſtiz! 's iſt wahr.

Kukuk (mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend).

Schaut Er, Ihr Gnaden! — Flickerment! was wahr iſt, das muß wahr bleiben.

Inquirent.

Quaeritur: jedoch, warum hat er ſich dieſe verdächtigen Vestimenta zugelegt?

Winzer.

Auch darüber kann der achtbare Herr Lump Auskunft geben. Zwei ränkevolle Böſewichter, ohne Zweifel in der Abſicht, durch ein künſtlich angelegtes Bubenſtück den armen Kärrner um das Seinige zu bringen, haben ihn liſtigerweiſe überredet, dieſe Kleider anzulegen.

Kleiderhändler.

So iſt's, Herr Richter!

Kukuk.

's iſt halt wahr.

Grethe.

Da haben Sie's, Herr Juſtiz! das ſind die Spitzbuben, die Sie losgelaſſen haben.

Kukuk.

Aber ich kann's halter noch nicht ſpitz kriegen. Was mag doch der Herr Vetter Sparpfennig davon gehabt haben, daß er ſich mit dem Schelm zuſammenthat, um mir meinen Karren zu ſtehlen? Dazu hätt' er ja leichter kommen können.

Grethe.

Potz Schwabe! Wollt Ihr denn nicht Einmal begreifen, daß der Kerl nicht Euer Vetter, ſondern ein Gauner war, der Euch

mit ſeiner verbuhlten Tochter anführen wollte? He?

Sparpfennig.

Merkt Ihr's denn nicht, Ihr Tölpel! daß ich, ich nur Vetter Sparpfennig bin?

Kukuk.

Oho, Schatz! — alſo Er wär' wirklich —?

Sparpfennig.

Ja — ich! ich!

Kukuk.

Flickerment! Und die da wär' —?

Grethe.

Eure Braut — ja — aber jetzt laßt Euch nur den Appetit nach ihr vergehen.

Kukuk.

Küß die Hand, Schatz! — Schaut Sie, ich kann ſie auch halter nit mehr neh-

men, weil ich's ſchon der Jungfer Muhme verſprochen hab', daß ich ſie heirathen will.

Grethe.

O du Eſel!

Kukuk.

Küß die Hand.

Chriſtine.

Hahaha! — Nun, wir wollen uns deshalb ſchon vergleichen, Herr Vetter!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Fritz in ſeiner Bedienten-Livree.

Fritz.

Entſchuldigen Sie, Hochweiſe Herren! (zu Winzer) Mein Herr! ein Expreſſer hat ſo eben dieſen Brief von Danzig überbracht.

Winzer (den Brief erbrechend).

Ha! ich ahne.

Chriſtine (bei Seite).

Ich zittre.

Inquirent (der während deſſen in einem Folianten geblättert hat).

Domini Assessores! — Vorliegender Casus will mir einer von denen zu ſeyn bedünken, deren weder die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung Kaiſers Caroli quarti, noch auch der gelahrte Carpzovius gedenket.

Die Beiſitzer.

Ita! ita!

Winzer (nachdem er den Brief geleſen).

Er iſt todt.

Chriſtine.

Todt!

Die andern.

Wer?

Winzer.

Mein Onkel!

Fritz.

O! der liebe, zuvorkommende Mann!

Winzer.

Ein hinzugetretener Nervenschlag —

Fritz.

Beschleunigte dieses glückliche Ereigniß? — Gratulire von Herzen, junger Herr!

Winzer.

Sein Buchhalter fordert mich auf, ohne Verzug nach Danzig zu kommen, um über die mir zugefallene große Erbschaft zu disponiren.

Grethe.

Alſo iſt er wirklich todt? — J, das thut mir ja recht leid, Herr Winzer!

Sparpfennig.

Kondolire.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen; Eva, welche faſt athemlos hereinſtürzt, und ſich zu den Füßen des Inquirenten wirft.

Eva.

Gnade!

Inquirent.

Was wollt Ihr, Frauenzimmer?

Eva.

Gnade! Gnade!

Inquirent.

Für wen?

Eva (auf Kukuk deutend).

Für jenen ſchuldloſen, betrogenen, argliſtig betrogenen Mann. Er iſt kein Verbrecher.

(Kuiz und Winzer treten auf die Seite.)

Inquirent.

Nur ſachte, Frauenzimmer!

Grethe.

Das iſt gewiß die Hexe?

Eva.

Ja, ich bin es, die dieſen ehrlichen Mann hintergehen wollte. Mein Vater, die Noth, der Hunger — o Herr Richter! beſtrafen Sie mich, aber verſchonen Sie dieſen guten Menſchen.

Kukuk (mitleidig ihre Backen ſtreichelnd).

Laß Sie's nur gut ſeyn, Schatz! flenn'

Sie nit! 's iſt halt alles an's Tagslicht gekommen. Ja, ſie hatten's gut mit mir im Sinne; aber nun werden's mir kein Haar krümmen.

Eva.

Er iſt betrogen, ſag' ich; — Er iſt betrogen. Ich will alles bekennen — alles — alles.

Inquirent (hält ſich die Ohren zu, und trommelt mit den Füßen).

Schweigt, Geſchöpf! ſchweigt, ſag' ich. Ich will nichts mehr wiſſen. Denkt Ihr Bagage! daß der Richter nur da iſt, um Knoten zu löſen? Unterſteht Ihr Euch, mir noch ein Jota von dieſer verwirrten Geſchichte zu ſprechen, ſo ſollt Ihr's erleben, daß das hohe Judicium einen Machtſpruch thut, und Euch zu männiglichem Skandal, ohne Urthel und Recht — laufen läßt.

Kukuk.

Grein Sie nit, Schatz! — Laß Sie sich nit bange seyn. Schaut Sie, das gefällt mir von Ihr, daß Sie so ein gutes Gemüthe hat, und sich meiner in der Noth annimmt. — Ja, nun will ich Sie auch halter nit verlassen. Ich hab' Ihr einmal mein Wort gegeben, und das will ich auch halten.

Fritz.

Brave, Vetter Kukuk!

Eva.

Guter Mensch! Er will mir vergeben?

Kukuk.

Ja doch, ja doch! — Schaut Sie, Sie dauert mich gar sehr.

Grethe.

Was? Er will sie doch heirathen, die Kreatur?

Sparpfennig.

Seyd Ihr denn ganz mit Blindheit geſchlagen? Das giebt Euer Vater nimmermehr zu.

Kukuk.

Oho! das laß er mein' Sorg' ſeyn, Schatz! — Flickerment! wenn ich ſie jetzt ſitzen ließ, I da wär' ich ja halt nit werth, daß i ein Chriſtenkind bin.

Fritz.

Er hat recht, ehrlicher Kukuk! bleib' Er bei ſeinem Glauben. Der Glaube macht ſelig.

Kukuk.

Ja, 's iſt auch wahr.

Eva.

So einen guten Menſchen konnt' ich hin-

vergehen? O, ich bin Seiner nicht werth, Herr Kukuk! — Beſinn' Er ſich anders. Nein, Er kann mir nicht vergeben.

Kukuk.

O ſprech Sie doch nit ſo, Schatz! — Schaut Sie, da wird mir halter ganz flau.

Grethe.

Da ſieht man's: was ein rechter Eſel iſt, dem wachſen die Ohren länger.

Kukuk.

Küß die Hand.

Winzer.

Und nun auch ein Wort zu Euch, Ihr guten Alten! — Ihr wißt, daß ich Eurer Tochter von jeher hold geweſen bin. Bis jetzt hab' ich's nicht gewagt, Euch mein Herz zu offenbaren, weil meine Armuth ein zu

großes Hinderniß war. Jetzt aber, da ich durch den Tod meines Oheims ein beträchtliches Vermögen ererbt habe, darf ich jetzt um Euren elterlichen Segen bitten?

Chriſtine.

Vater! Mutter!

Grethe zu Sparpfennig.

Nun, Chriſtian?

Sparpfennig.

In Gottes Nahmen! Seyd glücklich!

Grethe.

Liebt Euch!

(Wechſelſeitige Umarmungen.)

Inquirent (der noch mehrere Folianten durchblättert hat).

Auch das allgemeine Landrecht parte II.

titulo 36. ſo wenig, als der gelahrte Quiſtorp in jure criminali, und Leyserus in meditationibus ad pandectas, gedenken des vorliegenden Casus. Ich ſchlage daher vor, Assessores illustrissimi! die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, Inquisitionem ſchleunigſt aufzuheben, Acta zu reponiren, und ſämmtliche Inhaftato's, unter Zurlaſſiegung derer expensarum, zu decelinquiren.

Erſter Beiſitzer.

Sic, sic! Herr Kollege! denn es iſt eine goldene, aus vieljähriger praxi geſchöpfte Wahrheit, daß bei dem Foltern des judicii nichts herauskommt.

Inquirent.

Ergo: ſintemal in einem wohlpolizirten Staate alle Folterſtrafen abgeſchafft ſind — (indem er ſich von ſeinem Sitz erhebt) surgamus!

Die Beiſitzer (aufſtehend).

Wünſche geſegneten Appetit!

(Man hört Kukuks Karrngaul hinter der Scene wiehern.)

Kukuk.

Hans! Hans! — Flickerment! biſt du da? Haſt auch Appetit? — Wart', wart'! bin ſtracks bei dir. (Er läuft hinaus.)

(Der Vorhang fällt.)

Berlin, 1811.

Gedruckt bei Carl Friedrich Amelang.

m

[illegible]

[illegible]

p. 184

[illegible]

Satyriſcher Feldzug

in einer

Reihe von Vorleſungen,

gehalten zu Berlin im Winter 1813—1814

von

T. H. Friedrich.

Nebſt einer

Zueignungsſchrift an den Einſiedler
in Elba.

Berlin, 1814.

In der Maurerſchen Buchhandlung.

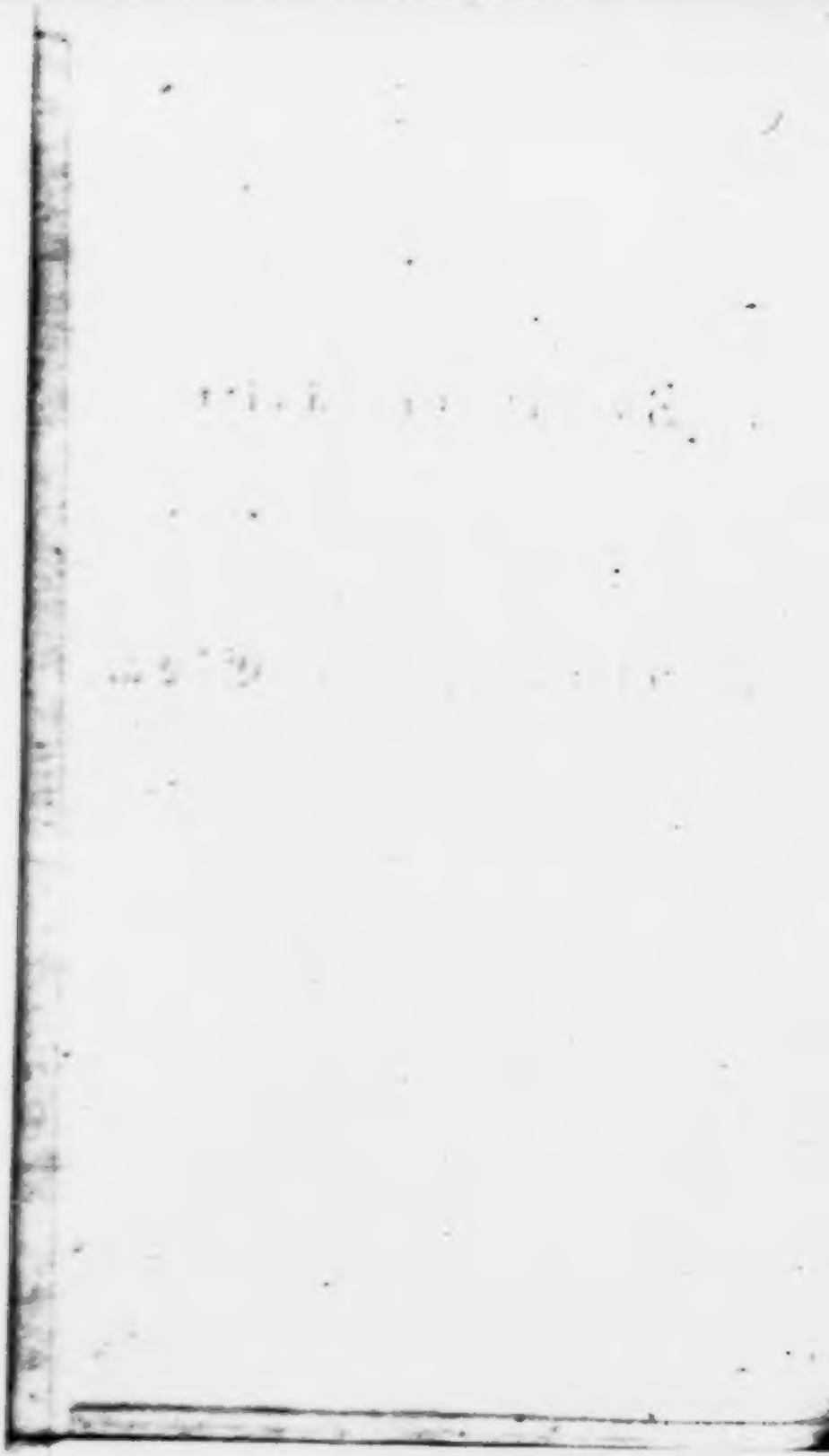
Poſtſtraße No. 29.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zueignungsschrift

an den

Einsiedler in Elba.



Erhabner Einsiedler!

Auch den größten Männern fiel das traurige Loos, daß der Weyrauch des Nachruhms ungenossen an ihren Nasen vorüberzieht. Carl der fünfte war daher politisch genug, sich in die Einsamkeit eines Klosters zu begeben, und schon bey Lebzeiten sein Leichenbegängniß mit allem seiner Größe gebührendem Gepränge zu feiern. So eignete er sich gleichsam die Huldigung und Bewunderung der Nachkommen praenumerando zu, und sog schon hienieden den süßen Opferduft ein, der sonst nur den Manen geweihet ist. Auch Sie, erhabener Eremit! wußten den eisernen Spruch des Schicksals durch Ihre Weisheit zu ent-

kräften, indem Sie bey völlig ungeschwächten Leibes- und Geisteskräften sich in das selbstgewählte Exil einer kleinen steinigten Insel zurückzogen, sich dort gleichsam lebendig zu Grabe trugen, und nun den Weyrauch des Nachruhms, welcher Ihnen aus tausend Opferschalen, aus tausend Flug- und Fluchschriften folgt, mit dürstigen Zügen einschlürfen.

Welch eine Wollust muß es Ihnen seyn, erhabener Scheintodter! zu bemerken, wie die stumme Bewunderung aller derer, welche Sie einst mit Ihren großen Maaßregeln umfaßten, nun endlich Luft bekommt, und in die lautesten Acclamationen ausbricht? Und ach! von welchen Rührungen muß Ihre große Seele überwallen, wenn Sie in dem Moniteur lesen, daß selbst diejenigen, denen Sie einst durch Herzogthümer, Dotationen, Pensionen, Ehrenzeichen und andere Ausflüsse Ihres kaiserlichen Füllhorns den Mund

stopften, nun plötzlich in das Unisono der Bewunderung einstimmen?

Oder hatten Sie vielleicht einen anderen Zweck vor Augen, als Sie Ihre hohe politische Thätigkeit gegen Ihre jetzige philosophische Ruhe vertauschten? Ist es vielleicht irgend ein neuer weltbeglückender Gedanke, worüber Ihr schöpferischer Geist jetzt brütet? Carl der fünfte widmete sein Klosterleben der Uhrmacherkunst, und sein Ehrgeiz versuchte sich an dem Experimente, welches ihm mit den Menschen nicht vollkommen geglückt war: alle seine Uhren in absolute Übereinstimmung zu bringen. — Sie, großer Mechanicus! werden ähnliche Experimente mit Ihrem Häufchen neuer Unterthanen anstellen. Sie werden das große Problem lösen, aus Menschen Uhren zu machen, welche sich nach einem und demselben Gesetze der Mechanik bewegen, Singuhren, welche nur aufgezogen zu wer-

den brauchen, um von dem Lobe ihres Reformators zu ertönen. Durch die Verdoppelung der Steuern, womit Sie Ihre neue Herrschaft so rühmlich ankündigten, haben Sie bereits die Bahn gebrochen, und wahrlich! dem Manne, dem es gelang, Myriaden Kehlen zu dem Tedeum zu vereinigen, welches ihm jetzt aus voller Brust von dem festen Lande Europas nachhallt, dem kann es auch nicht fehlen, die Herzen seiner Unterthanen in völlig übereinstimmende Perpendikel zu verwandeln.

Geruhen Sie die Ausdrücke der Bewunderung anzunehmen, womit ich Sie, der nie aufhört, sich um die Wissenschaften, namentlich um die Satyre, verdient zu machen, zu meinem Mäzenas und Protektor erwähle, und dieses Werkchen, welches mehr als Eine Apologie Ihrer Herrschergaben enthält, zu Ihren Füßen lege.

Der Verfasser.

Vorerinnerung.

Die Vorlesungen, welche ich hiermit dem Publikum weihe, sind in Berlin vor einer zahlreichen und gebildeten Versammlung gehalten worden. Ich wünsche mir Glück, wenn meine Leser sie mit demselben unbefangenen und

vorurtheilsfreien Gemüthe aufnehmen, wie meine Zuhörer.

Berlin, im Monat März 1814.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung. Über das gegenwärtige goldene Zeitalter 1

Zweite Vorleſung. Über die Hölle . . . 29

Dritte Vorleſung. Über die Kunſt reich zu werden 65

Vierte Vorleſung. Über die Kunſt zum Amte zu gelangen 116

Fünfte Vorleſung. Über Napoleon den Großen und die Kunſt ſich unſterblich zu machen 153

Sechſte Vorleſung. Über die Pantoffeltaktik, oder über die Kunſt die Männer zu unterjochen 183

Seite

Siebente Vorlesung. Über Erziehungskunst mit Rücksicht auf die Verbesserung der Schaafzucht 230

Achte Vorlesung. Naturgeschichte des Esels 255

Neunte Vorlesung. Naturgeschichte des Affen 283

Zehnte Vorlesung. Über das Manschetten- oder Landsturmfieber, und über die Gallomanie oder Franzosensucht 300

Sinnentstellende Druckfehler.

Seite 6, 6te Zeile von unten, lies: blinkt statt bleibt.

Seite 35, 1ste Zeile von oben, lies: Graus statt Chorus.

Seite 45, 2te Zeile von oben, lies: Günstlingen statt Geistlichen.

Seite 47, 9te Zeile von oben, lies: Parthie statt Dorthin.

Erſte Vorleſung.

Ueber das goldene Zeitalter.

Meine hochzuehrende Herren!

Die heutige Vorleſung, deren Gegenſtand das goldene Zeitalter Napoleons des Großen iſt, hat eigentlich einem ſinnreichen Staatsrathe in dem geweſenen Königreiche Weſtphalen ihre Entſtehung zu danken, und iſt am letzten St. Napoleonstage auf einer Univerſität des beſagten Königreichs ad Mandatum Sereniſſimi öffentlich vorgeleſen wor-

den. Ich bin von dem Verfaſſer beauftragt, dieſes unſchätzbare Geiſteswerk zur Publicität zu bringen, damit es nicht etwa durch den Strom der Zeit verſchlungen werde.

Dies fand ich, um Mißverſtändniſſe zu verhüten, vorauszuſchicken nöthig. Jetzt zur Sache.

Endlich meine hochzuehrende Herren! iſt das goldene Zeitalter erſchienen, von welchem ſeit Jahrtauſenden die Dichter ſangen und fabelten, welches alle politiſchen Fernſeher und Lobredner des großen Mannes, der die Schickſale der Welt regiert, und der unſern Erdball gleichſam wie der Knabe einen ſummenden Waldtreiber um ſeine Finger kreiſen läßt, ſchon ſeit dem Anfange ſeiner thatenreichen Laufbahn mit prophetiſchem Geiſte verkündeten, und welches der große Mann ſelbſt uns mehr als ein Mal zum Weinachtsgeſchenke verhieß, wenn wir als fromme und folgſame Kinder ſeinen väterlichen Willen befolgen,

das heißt, unſern letzten Heller aus der Taſche geben würden.

Endlich — ſage ich — iſt uns das goldene Zeitalter erſchienen, und wir können den Anfang dieſer glücklichen Periode von dem Zeitpunkte datiren, wo das Gold ſelbſt aus unſern Taſchen und Kaſten verſchwunden iſt, und dem Papiere, namentlich den Bons, Platz gemacht hat.

Zwar möchten einige Kurzſichtige, die ſich das Gold als unerläßliche Bedingung des goldenen Zeitalters denken, hierin einen Widerſpruch finden. Da jedoch dieſes gelbe Metall bekanntlich die Quelle unzähliger Uebel iſt, und eben daher das goldene Zeitalter des Saturnus dasjenige war, wo man es faſt nur dem Namen nach kannte, ſo folgt daraus unumſtößlich, daß wir mit dem Golde zugleich von dem Uebel befreiet, und auf jenen einfachen Naturzuſtand zurück geführt ſind, der die Grundlage wahrer irdiſcher Glückſeligkeit iſt. Laſſen wir daher das

Gold immerhin in den Säcken einiger Marſchälle, Commiſſarien, Lieferanten, Intendanten, Kriegszahlmeiſter, Wucherer und altteſtamentoriſcher Glaubensgenoſſen. Bedauern wir dieſe Unglücklichen vielmehr mit wahrhaft chriſtlichem Mitleiden, daß ſie von unſerer Seligkeit ausgeſchloſſen ſind, und wünſchen wir uns von Herzen Glück, daß ſie ſich die Mühe genommen haben, uns des unſeligen und verderblichen Metalls zu entledigen. —

Aber woher kommt es gleichwol, daß die meiſten unſerer Zeitgenoſſen ſo wenig empfänglich für dieſes Glück ſind, und daß man von allen Seiten über eiſerne Zeiten klagen hört?

Hierdurch, hochzuehrende Herren! beſtätigt ſich abermals der uralte Erfahrungsſatz, daß die Menſchen ewige Kinder ſind, welche ihr wahres Glück nicht einſehen, ſondern weinen und ſchreien, ſobald man ihnen dasjenige

entreißt, womit ſie ſich Schaden zufügen könnten.

Ich werde mich bemühen, Ihnen zu beweiſen, daß unſer Zeitalter den Namen des goldenen in mehr als Einer Rückſicht verdient, und daß wir daher ſehr unartig, gottlos und undankbar gegen den erhabenen Schöpfer unſeres Glücks ſind, wenn wir unaufhörlich über eiſerne Zeiten klagen.

Auf dieſe Art, meine Hochzuehrenden! wollen wir den heutigen Tag, an welchem mehr als 100 Millionen Menſchen dankbar zum Himmel ihre Wünſche für die Erhaltung des großen Wohlthäters erſchallen laſſen, würdig feiern.

Zuerſt alſo fahre ich denen, die ſich ſo läſterlich über das Verſchwinden des Goldes und Silbers beklagen, mit der unwiderlegbaren Behauptung in die Parade, daß dieſes edle Metall immer noch, wenn gleich an einer andern Stelle, und in einer andern, mehr veredelten, Geſtalt vorhanden iſt.

daß es daher keines Weges verſchwunden, ſondern nur in andere und beſſere Hände gerathen, und mehr als vorher in Circulation geſetzt iſt.

Was nämlich vorher in ſoliden Rollen und Barren, als todtes Capital, die Schränke und Kaſten filziger Kapitaliſten, Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker, Gutsbeſitzer und Bauern füllte, das glänzt nunmehr, in Treſſen, Stickereien und Epaulets verwandelt, auf den reichen Uniformen der bereits gedachten Marſchälle, Generale, Kriegszahlmeiſter und Kommiſſarien, oder ihrer Lakaien, Jokeyen und Kutſcher. Was vordem in den verſchloſſenen Schmuckkäſtchen unſerer ehrſamen deutſchen Haus- und Jungfrauen ſorgſam verwahrt wurde, das bleibt und cirkulirt jetzt, in geſchmackvolle Ohrgehänge, Diademe, Ringe, Halsketten und Haarnadeln verwandelt, an den Köpfen und Buſen der Maitreſſen jener Herren. Was ſonſt in der Geſtalt plumper gothiſcher

Humpen und Römer, oder massiver Suppenschüsseln auf den Tischen deutscher Fürsten, Bischöfe, Prälaten und Herren glänzte, das paradirt jetzt, in elegante Service, geschmackvolle Terrinen, hetrurische Trinkgeschirre und Prachtaufsätze verwandelt, auf den Tischen der neuen Reichen, namentlich einiger wohlgemästeten Lieferanten, Verpflegungsbeamten, Kundschafter, Spione, Kuppler und Kaperausrüster. — Was sonst auf unseren Altären, in Gestalt centnerschwerer Kruzifixe, Weihgefäße, Abendmalskelche, Monstranzen und Kandelabern funkelte, das schimmert jetzt, zu niedlichen neumodischen Punschnäpfchen veredelt, in den Bacchanalien schwelgender Generalintendanten, oder in zierliche Waschbecken und antike Nachtgeschirre metamorphosirt, in den Tempeln der bona dea, zu deutsch: in den Freudenhäusern. Endlich, was sonst mit den ehrbaren Lockengezierten Häuptern angestammter deutscher Fürsten ausgeprägt war, das

trägt jetzt die novantiken Lorbeergekrönten Häupter der neuen Erdgötter, die, wie einige übelgesinnte Spötter behaupten, so kahl sind, daß man sie schier bei einer cranologischen Vorlesung des Doktors Gall zu Grunde legen, und ohne große Schwierigkeit sowohl das Falschmünzerorgan, als das Diebsorgan, das Raub- und Mordorgan, das Sperlingsorgan und das Wanderungs- oder Zigeuner- und Vagabundenorgan, wie hundert andere, an ihnen herausfühlen könnte.

„Gut!“ — werden die Unzufriedenen sagen — „aber was nützt es denn Uns, aus deren Kasten und Schränken das Gold und Silber verschwand, wenn es sich jetzt in einer andern, wenn gleich mehr veredelten Gestalt, in dem Besitze eines Fremden befindet? Für Uns arme Teufel ist es dahin.“

Diesen unzufriedenen Herren beweise ich mit A plus B, daß wir glücklicher Weise in dem Zeitalter der Surrogate leben, welche

uns für den Verluſt des Urſtoffs vollkommen entſchädigen. Denn wie wir jetzt Surrogate für Brot, Holz, Kaffee und Zucker haben, ſo haben wir auch Surrogate für Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleiſch, nämlich Pferde-, Hunde- und Katzenfleiſch. Wie wir jetzt Surrogate für verſchwundene Haare, Zähne, Buſen und Waden, ja für ganze Gliedmaßen haben, wie uns unzählige Krüppel beweiſen, die vor unſern Augen vorbei wanken: ſo haben wir auch Surrogate für Ehre, Verſtand, Schönheit, Jugend und Tugend, nämlich das Geld und die Macht. Wie wir Surrogate für die verlorne Treue unſerer Frauen haben, nämlich die Untreue und Hinfälligkeit anderer Frauen, ſo haben wir auch Surrogate für den Eheſtand, nämlich die Bordelle. Wie wir Surrogate für die Vernunft haben, nämlich die Syſteme unſerer Naturphiloſophen, ſo haben wir auch Surrogate für die Geiſtesgeburten eines Schiller, Klopſtock und Wie-

land, nämlich die Aborte unſerer neueſten Myſtiker, Romantiker und Karfunkeldichter. Ja einige Spötter gehen ſoweit, daß ſie behaupten, wir hätten auch Surrogate für die verſchwundene Gaſtfreundſchaft, nämlich die Einquartierungsbillette, Surrogate für die verſchwundene Freiheit, nämlich Ketten, Fußblöcke und Galeeren, Surrogate für das verſchwundene Recht, nämlich Kanonen und Bajonette, Surrogate für die Liebe und Treue der Unterthanen, nämlich Spione, Häſcher, Gensd'armen, und Militairkommiſſionen, und wie wir Surrogate für echte Edelſteine und Perlen hätten, nämlich gefärbte Kieſelſteine und Glasperlen: ſo hätten wir jetzt ſogar Surrogate für Helden, Kaiſer und Könige, nämlich unſern erhabenſten Protektor, deſſen Gedächtniß wir heute mit inniger Rührung und Zerknirſchung feiern, und unſern angebeteten Landesvater, Hieronymus Napoleon. —

Daher kann es nicht fehlen, meine

Hochzuehrenden! daß wir jetzt auch Surrogate im Ueberfluß für unser verlornes Gold haben. Ich meine nicht etwa die Bons, die wir statt dessen vorläufig in Händen halten. Von diesen ist hier so wenig die Rede, als von den goldenen Stralen der Morgenröthe und den goldenen Locken unserer Schönen, die unsre Dichter zwar sehr reizend besingen, wofür uns jedoch kein Jude einen Dreier borgt, und die wir eben so wenig in die Münze schicken können, als jene sogenannten Bons, welche von einigen Spöttern mauvais genannt werden.

Nein, meine Hochzuehrenden! hier ist von ganz andern Goldsurrogaten die Rede, in deren Hinsicht unser Zeitalter eine wahre Goldmine ist.

Dazu gehören 1) die goldenen Hoffnungen, an denen wir so reich sind, und die einen so herrlichen, hellschimmernden Reflex in die Zukunft werfen. —

Die Hoffnung, meine Hochzuehrenden!

iſt eine Pflanze, welche in der Aſche der Wirklichkeit am luſtigſten wuchert. Denn die Aſche gehört bekanntlich zu den vorzüglichſten Düngungsmitteln, und auf den Gräbern bemerken wir ſtets die üppigſte Vegetation. Kein Wunder alſo, wenn das Grab unſeres ehemaligen Wohlſtandes und Reichthums ein wahres Miſtbeet für die Hoffnungen der Zukunft iſt, und daß wir an dem Surrogatgolde der Hoffnung in demſelben Verhältniſſe reicher geworden ſind, als wir an dem baaren klingenden Golde ärmer wurden. Zwar werden die Mißvergnügten zu dieſem unkörperlichen Surrogatgolde die Köpfe ſchütteln, aber ſie müſſen mir zugeben, daß es den Verluſt des materiellen Goldes ſo vollkommen erſetzt, wie ein angenehmer Traum eine angenehme Wirklichkeit, z. B. wie die ſchöne Traumgeſtalt einer Geliebten uns über die Abweſenheit der wirklichen, mit Fleiſch und Bein begabten, wenigſtens ſo lange wir träumen, vollkommen tröſtet.

Wie ſehr haben wir daher Urſach, unſerm erhabenen Wohlthäter zu danken, daß er uns mit dem Surrogatgolde der Hoffnung in ſo überſchwenglichem Maße überſchüttete, indem er die Laſt des materiellen Goldes von uns nahm.

Ein zweites Surrogat dieſer Gattung ſind die goldenen Wahrheiten, Erfahrungen und Weisheitsregeln, die der Strom unſeres Zeitalters, gleich dem Goldſande, an ſeinen Ufern ausſpülte. Wir Deutſche haben z. B. eine Erfahrung gemacht, die im eigentlichen Sinne nicht mit Tonnen Goldes zu bezahlen iſt, nämlich daß wir in Zukunft fein zuſammenhalten, uns nicht durch kindiſchen, wackern Deutſchen nicht geziemenden Kleinmuth gegen unſere Kraft blind machen ſollen, daß wir den Nationalſinn und den Nationalſtolz in uns erwecken, alles Fremde, was wir als ſchlecht anerkennen, (ich nehme das Franzöſiſche aus) weit von uns verbannen, unſer Gold und Silber

nicht an fremden Modeland verſchwenden, ſondern es lieber in Klingen und Feuerröhre für die Schädel der ewigen Feinde des Continents — ich meine die Engländer — verwandeln ſollen; ferner daß wir unſre uralten vaterländiſchen Eichen lieber zu Galgen und Schandſäulen für Landesverräther und andre undeutſche Buben, als zu Ehrenpforten für fremde Gaukler und Abentheurer, lieber zu Piken und Keulen zur Beſchützung unſeres Heerdes, als zu Palliſaden und Zwingern für die Befeſtigung fremder Tyrannei umfällen ſollen. —

Auch für dieſe goldene Erfahrung müſſen wir daher unſerm groſſen Wohlthäter und Protector mit gerührten Herzen danken.

Endlich ein drittes Surrogat des klingenden Goldes ſind die Goldminen der heutigen Philoſophie und Poeſie. Zwar gibt es giftige Böſewichter, welche behaupten, daß alles darin enthaltene Gold kaum hinreichend ſey, um die Baukoſten für ein Land-

narrenhaus im gothiſchen Styl zu beſtreiten, groß genug, um alle unſere neumodiſchen Philoſophen, Myſtiker und Romantiker in ſich zu faſſen. Aber es iſt bekannt, daß dergleichen ſummendes Spöttervolk ſelbſt das Heiligſte mit ſeinem Geifer beſudelt. Wir wollen es daher nicht ein Mal einer Widerlegung würdigen, vielmehr jetzt zu unſerm Hauptargument übergehen, nämlich zu dem Beweiſe, daß unſer Zeitalter demjenigen, welches die Dichter uns als das goldene anpreiſen, wie ein Ey dem andern gleicht.

Was war denn — frage ich — die Grundlage jenes glückſeligen Zuſtandes, der uns ſo reizend geſchildert wird? War es etwa das Gold? — Mit Nichten. Es war die **Mäßigkeit und Genügſamkeit** jener Naturmenſchen, ihre Unbekanntſchaft mit dem Luxus, und den daraus entſpringenden Gebrechen und Laſtern, die Einfalt ihrer Sitten, ihre kindliche Unſchuld und ihre ungekünſtelte Menſchenliebe.

Daß alle dieſe Tugenden auch unſer Zeitalter characteriſiren, werde ich ſonnenklar darthun. Zuerſt alſo die Mäßigkeit und Genügſamkeit! —

In dieſer Tugend haben wir es hoffentlich zu einer Meiſterſchaft gebracht, deren ſich ſelbſt die Zeitgenoſſen des Saturnus nicht rühmen konnten. Denn die Erfahrung lehrt, daß Millionen unſerer Zeitgenoſſen ſie täglich bei Brot, Kartoffeln, Wurzeln und Waſſer, viele ſogar bei Hunde- und Katzenfleiſch üben.

„Zugegeben" — ſagen Sie. „Aber wer wird denn behaupten wollen, daß ſie ſich bei dieſer Art von Mäßigkeit glücklich fühlen?" Meines Erachtens bedarf dieß kaum eines Beweiſes. Denn offenbar ſteht es ja jenen Millionen Genügſamen frei, ihrer einfachen Lebensweiſe, wenn ſie keinen Gefallen daran finden, durch den Hungertod ein Ende zu machen. Da ſie jedoch ſo hartnäckig daran hängen, ſo ſchließe ich daraus,

daß ſie ſie lieben. Was man aber liebt, in deſſen Beſitze fühlt man ſich glücklich, woraus ſonnenklar folgt, daß ſie ſich bei ihrer kargen Diät glücklich fühlen. — Machen Sie den Verſuch, und reichen Sie einem Hungrigen mit der einen Hand einen Strick, und mit der andern ein Stück Brot: ob er nicht nach dem letzteren greifen wird, und zwar mit einer Begierde, die ſeine Liebe zum Leben deutlich verräth, und die kein Geſättigter empfindet, wenn Sie ihm eine Faſanenkeule darreichen. Kein Wunder! — Denn offenbar wächſt ja mit dem Hunger die Luſt des Genießens, und ich ſchließe daraus, daß diejenigen, welche auf Brot, Kartoffeln, Wurzeln und Baumrinde reduzirt ſind, die eigentlichen Genießer und Leckermäuler, folglich bei weitem glücklicher ſind, als diejenigen, welche an einer Apiciustafel ſchwelgen.

Selig alſo ſind die Hungrigen, und ſolcher Geſtalt haben wir wohl Urſache, unſer Zeitalter das ſelige oder goldene zu nennen,

diejenigen aber, welche uns auf die einfachſten Bedürfniſſe zurückführten, als die Schöpfer dieſer glücklichen Periode zu preiſen.

Gehen wir nun zu dem zweiten Erforderniſſe des goldenen Zeitalters, der Kindlichkeit und Unſchuld über.

Kindlichkeit und Unſchuld ſind offenbar Blüthen des Naturzuſtandes. Daß wir aber dieſem Zuſtande wieder gegeben ſind, ergibt ſich aus mehreren unwiderleglichen Anzeigen. Vor allen erkenne ich ihn in dem ungekünſtelten Umgange und der kindlichen Annäherung beider Geſchlechter.

Milzſüchtige wollen zwar hierin ein böſes Zeichen der Zeit wahrnehmen, und ſprechen von Sittenverderbniß. Aber ich frage: iſt nicht gerade die innigſte Vertraulichkeit und, wenn ich ſo ſagen darf, Verſchmelzung beider Geſchlechter, ein Merkmal des unverdorbenſten Naturzuſtandes?

Wir wollen nicht der ſchwarzen häßlichen Negerinnen und Hottentottinnen ge-

denken; laſſen Sie uns unſere Blicke auf die reizenden Bewohnerinnen der Inſel Nukahiwa richten, die eher eine Vergleichung mit unſern ſchönen Landsmänninnen aushalten. Hier äußert ſich jene Natürlichkeit im Umgange in ſo hohem Grade, daß ſie unſern Schönen zum Muſter dienen können.

Die Sittenrichter ſprechen von Schamloſigkeit. Aber ich frage: was iſt Schamloſigkeit anders, als das Gefühl der Unſchuld? Denn wer erröthet, gibt offenbar zu erkennen, daß er ſich einer Schuld bewußt iſt, wer aber nicht erröthet, beurkundet eben dadurch ſeine Schuldloſigkeit. — Seitdem alſo das Erröthen bei dem ſchönen Geſchlecht aus der Mode kam, iſt die Unſchuld bei ihm an der Tagesordnung.

Laſſet uns ſeyn wie die Kindlein, meine Lieben! Schämt ſich etwa das Kind, wenn es uns eine Blöße zeigt? Nein! — Erröthen die ſchönen Nukahiwerinnen und Otaheiterinnen, wenn die Augen des lüſternen

Europäers ihre nackten Reize verſchlingen? Mit Nichten. — Wer aber zweifelt an der Unſchuld und Unverdorbenheit beider?

Eifern wir alſo nicht mehr ſo pedantiſch gegen die Kindlichkeit, welche ſich in dem Umgange beider Geſchlechter offenbaret, und was beſonders die natürliche Bekleidung des ſchönen Geſchlechts betrifft, ſo laſſen ſie uns ausrufen: hony soit, qui mal y pense! ſo oft wir einen unverhüllten weiblichen Buſen oder noch mehr ſehen; denn die Unſchuld iſt nackt. Je mehr wir uns alſo der Nacktheit nähern, deſto mehr nähern wir uns dem Zuſtande der Unſchuld und Natur, welcher die nothwendige Bedingung des goldenen Zeitalters iſt.

Hieraus ergibt ſich zugleich, meine Hochzuehrenden! wie ſehr wir Urſache haben, den Menſchenfreunden zu danken, die uns dieſem glücklichen Zuſtande der Nacktheit näher bringen, deren wohlthätige Hand uns den letzten Rock und das letzte Hemde aus-

zieht, um uns zu wahren Naturmenschen zu machen.

Und dieß führt uns zugleich auf das zweite Merkmal des Naturzustandes. Dieß besteht in dem kindlichen Verlangen unserer Zeitgenossen, sich fremdes Besitzthum zuzueignen. Sowohl bei den unverdorbenen Indianern, als bei den unschuldigen Kindern bemerken wir, daß sie ihre Hände nach allem demjenigen ausstrecken, was ihnen in die Augen sticht, besonders nach dem, was blinkt und schimmert, als da ist Gold, Silber, blitzendes Gestein u. dgl. m. Ob dieß einem andern gehört oder nicht, liegt außer den Grenzen ihrer unvollkommenen Ueberlegung.

Gerade dasselbe ungestüme, kindliche Verlangen characterisirt auch unser Zeitalter. Jene Milzsüchtigen wollen zwar auch hierin ein schlimmes Symptom erkennen und sprechen von Nichtachtung fremden Eigenthums, Hang zum Diebstahl und Raube,

Plünderungsſucht, unerſättlicher Habſucht und ſo weiter.

Aber, du lieber Gott! gibt es denn eigentlich im Naturzuſtande ein Eigenthum? Herrſcht dort nicht vielmehr eine allgemeine Gütergemeinſchaft? Steht es dort nicht einem Jeden frei, die Früchte der Bäume zu brechen, und die Thiere der Wälder zu fangen? — Iſt alſo Diebſtahl und Raub im Naturzuſtande denkbar? — Keines Weges! Wenn wir nun bemerken, daß heut zu Tage ſich ein ähnliches Verlangen unſerer Nebenmenſchen nach dem, was in unſern Taſchen, Kaſten, Schränken, Speichern, Scheunen und Ställen verborgen iſt, offenbaret, ſo muß uns das nicht Wunder nehmen, vielmehr müſſen wir darin ein neues Zeichen des Naturzuſtandes und des goldenen Zeitalters erkennen.

Zu allen dieſen kommt noch die jetzt herrſchende größere Gleichheit. Denn wer beſtreitet, daß heut zu Tage die ungeheure

Scheidewand zwiſchen Reichen und Armen, Herren und Dienern, geſunken iſt? „Recht!“ werden die hypochondriſchen Herren ſagen, „die Reichen ſind Bettler und die Herren Knechte geworden. Die Populace herrſcht, das Geſinde, oder vielmehr das Geſindel befiehlt und fordert Gehorſam von denen, zu deren Füßen es ſich ſonſt krümmte. — Seht da eure geprieſene Gleichheit!“

Ich antworte: gibt es denn im Naturzuſtande Reiche und Herren? — Beſteht das Glück deſſelben nicht vielmehr darin, daß Niemand durch Stand, Geburt, Reichthum und Verſtand etwas vor dem andern voraus hat, und daß jeder ſein eigner Herr und ſein eigener Diener iſt? —

Und nun noch ein Paar Worte über die Menſchenliebe, als ein nicht minder hervorſtechendes Merkmal unſeres Zeitalters. Wer mag uns in dieſer Tugend den Vorzug ſtreitig machen?

Nichts von den unzähligen Lazarethen,

Armenhäusern, Speisungs- und Rumfordscher Suppen-Anstalten, Blinden- und Taubstummen-Instituten, wovon das Zeitalter des Saturnus gewiß nichts ähnliches aufzuweisen hat. Ich erkenne diese thätige Menschenliebe vor Allem in der mitleidigen Annäherung des schönen Geschlechts an das unsrige, deren ich bereits oben gedachte. —

Denn gleichwie die besagten Nukahiverinnen den anlandenden bärtigen Europäern an den Bord des Schiffes entgegen kommen, und sich sogar tief ins Wasser hinein wagen, um ihnen ihre liebevolle Theilnahme zu beweisen: eben so thätig zeigt sich die Menschenliebe mancher unserer schönen Landsmänninn gegen ankommende bärtige Männer, und man kann von ihnen mit demselben Rechte sagen: daß sie ins Wasser gehen. —

Noch mehr aber verdient die Gastfreundschaft, jene alte patriarchalische Tugend, erwähnt zu werden, welche bei unsern Zeitgenossen ohne

ohne Zweifel den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erſtiegen hat.

Giebt es jetzt wohl irgend einen Hausvater, der ſich nicht rühmen könnte, einige Tauſend durchziehende Wanderer von der großen Nation geſpeiſet und getränkt zu haben?

Es iſt in der That ein recht herzergreifendes Schauſpiel für den Menſchenfreund, zu ſehen, wie das Auge des Hausvaters ſich mit Freudenthränen füllt, wenn ein Dutzend Hungriger in ſein Haus hereinſtürmt, und ihm, unter zärtlichen Begrüßungen, die Anweiſung auf ſeine Gaſtfreundſchaft vor die Augen hält; wie dann der brave Mann ſich mit wahrem chriſtlichen Mitleiden beeifert, ſeine Gäſte durch ein reichliches Mal zu erquicken; wie er ſelbſt mit Weib und Kindern Hunger leidet, um nur ſeine lieben Gäſte ſatt zu machen, wie er ſeinen letzten Rock, ſein letztes Hemde, ſeinen letzten Zehrpfennig weggiebt, um es den theuern Gaſtfreunden

nur an nichts fehlen zu laſſen, ja wie er ſelbſt ſein Bett, und, wenn es die Menſchenliebe gebiethet, ſogar ſein Ehebett mit ihnen theilt.

Alles dieſes deutet doch offenbar auf das Vergnügen, welches der gute Mann in der Uebung der Gaſtfreundſchaft empfindet. Zwar wollen einige die kleinen Entbehrungen, Aufopferungen und Sorgen, die damit verbunden ſind, in Anſchlag bringen. Aber wie ſehr verſchwinden ſie gegen die Freude des Wohlthuns, die nothwendig ein jeder Menſchenfreund empfinden muß, wenn er ſieht, wie es ſeinen lieben Gäſten ſo wohl ſchmeckt, daß ſie ſeine letzte Flaſche auf ſeine Geſundheit leeren. — Wahrlich! nichts geht über das ſchöne Bewuſtſein, die Hungrigen geſpeiſet, die Dürſtigen getränket, die Nackten bekleidet zu haben. Und da dieſes Gefühl durch die Menge der geſpendeten Wohlthaten nothwendig erhöhet werden muß, ſo folgt daraus, daß derjenige, welcher die Tugend der Gaſtfreundſchaft im

ſolchem Maaße übte, daß er darüber zum Bettler geworden iſt, offenbar in dem Gefühle des Wohlthuns der Reichſte ſeyn muß.

Und hieraus ergiebt ſich endlich, meine Hochzuehrenden! wie ſehr wir uns durch unſer heidniſches Fluchen und Schimpfen an den Menſchenfreunden verſündigen, welche uns durch häufige Zuſendung ſolcher Gaſtfreunde die Wonne des Wohlthuns im reichlichſten Maaße ſchmecken laſſen. Seyn wir dankbar, meine Herren! Erkennen wir die gutmüthige Abſicht unſerer Wohlthäter mit gerührtem Herzen, und betrachten wir die uns zugetheilten Quartierbillette als Anweiſungen auf den ſüßeſten Genuß, deſſen ein menſchliches Herz fähig iſt, zugleich aber als Einlaßkarten in das Franzöſiſche Himmelreich und als Abonnementsbillette auf die unausſprechliche Ehre und Freude einer künftigen unmittelbaren Einbürgerung in das überglückliche Kaiſerthum des großen

Wohlthäters, von dem wir jetzt nur die Unter-Unterthanen sind, mittelst dieses Unter- oder After-Königreichs.

Zweite Vorlesung.

Ueber die Hölle.

Meine hochzuehrenden Herren!

Mir träumte vor Kurzem, ich sei ein Bewohner des Mondplaneten. Dort herrschte ein mächtiger Kaiser, Namens Chamäleon, der martialische, in dessen Diensten ich sonderbarer Weise als — Premierminister stand. Ich hatte jedoch einen Fehler, der auf einem solchen Posten kaum zu verzeihen ist,

ich war über alle Maaßen freimüthig. Und so kam es denn, daß ich mir herausnahm, einen Krieg, den Kaiser Chamäleon der materialiſche führte, einen ungerechten zu nennen.

Dies hatte denn die natürliche Folge, daß Seine Majeſtät mich das ganze Gewicht ſeines Zornes und ſeiner Ungnade fühlen ließ, und mir mit den Worten: geh zum Teufel! den Abſchied gab. —

Wie ich dieſen Befehl ausrichtete, werden meine hochzuehrende Herren aus dem Berichte vernehmen, den ich Seiner Majeſtät über meine Geſandſchaftsreiſe in die Hölle erſtattete. — Dieſer Bericht lautete wörtlich wie folgt:

Sire!

„Geh zum Teufel!“ das waren die gewichtigen lakoniſchen Worte, womit Ew. Majeſtät mich jüngſt in einer Anwandlung Kaiſerlichen Humors zu Höchſtdero chargé d'affaires bei Seiner hölliſchen Majeſtät ernannten.

Im Innerſten meines Herzens über dieſen Ausdruck der Kaiſerlichen Ungnade erſchüttert, entzog ich mich Ewr. Majeſtät Blicken, um meinem Kummer in der Einſamkeit nachzuhängen. Ich warf mich auf ein Lotterbett und verſuchte, ob es mir gelingen möchte, das peinigende Gefühl durch einen Labetrunk aus der Schale des Morpheus zu betäuben. — Umſonſt! — „Geh zum Teufel!“ — dieſe Donnerworte wiederhallten unaufhörlich in meinen Ohren.

„Wohlan!“ — ſagte ich endlich zu mir ſelbſt — „Seine Majeſtät befiehlt, ſo muß ich mich ſchon zu meiner Geſandſchaftsreiſe in die Hölle anſchicken. Vielleicht gelingt es mir, mich durch den Augenſchein zu überführen, ob dasjenige, was der Beichtvater des Monarchen von der Einrichtung dieſer unterirdiſchen Strafanſtalt erzählt (um Seiner Majeſtät, ſo zu ſagen, die Hölle recht heiß zu machen) — zu den Fabeln und Märchen gehört, welche den Allerhöchſten Ohren je zu-

weilen aufgebunden werden, oder was ſonſt wahres an der Sache ſei.“ —

Dem zu Folge verſah ich mich mit den nöthigen Reiſepäſſen, Creditiven und Empfehlungsſchreiben von Ewr. Majeſtät Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und trat um Lichtmeſſe meine Höllenfahrt an, indem ich mich auf der Kriegsſchaluppe Beelzub einſchiffte.

Wir ſteuerten in gerader Richtung dem Caput infernale zu und nach mancherlei überſtandenen Gefahren erblickten wir es endlich, und gingen in einer Bucht unweit dem ſogenannten Höllenrachen vor Anker.

„Qui vit?“ brüllten uns die Wachtpoſten entgegen, und machten Miene, ihre Böller auf uns abzufeuern. Wir ſteckten Ew. Majeſtät Flagge auf, und ſiehe da! man ließ uns ungehindert vor Anker gehen.

Eine Schaar hölliſcher Douaniers enderte auf uns zu, und ſchickte ſich an, uns zu viſitiren, ob wir vielleicht engliſche Waa-

re einzuſchwärzen gedächten, denn der Teufel hält ſtrenge auf das Continentalſyſtem.

„Gemach! ihr reſpectvergeſſenen Geſellen!“ ſchrie ich trotzig, und hielt ihnen meinen Paß vor die Naſen. Das wirkte. Wie krochen die Spürhunde zu Kreuz, als ſie Ewr. Majeſtät Inſiegel erkannten! Ungehudelt ließ man uns anlanden, worauf wir einen ſteilen Felspfad erklimmten, und endlich bei der Höllenpforte anlangten.

Wohl Ihnen, Sire! wenn Sie dereinſt mit derſelben Seelenruhe wie Ihr Exminiſter in dies verwünſchte Loch einziehn.

Bei meiner armen Seele! jetzt erſt merkte ich, was es für eine vortreffliche Sache mit dem guten Gewiſſen iſt, und ich halte es für eins der nothwendigſten Garderobeſtücke eines Kaiſers, weil es Leib und Seele wärmer hält, als ein Hermelinmantel, der hier ſchwerlich vor Fieberfroſt und Zähnklappern ſchützt, wenn er nicht keinem guten Gewiſſen gefuttert und wattirt iſt.

Ich pfiff mir also ein God save the king, murmelte ein pater noster durch die Zähne, und bald war mir so leicht ums Herz, als ob's in die Opera buffa oder ins Theater de la gaieté ginge.

Stellen sich Ew. Majestät ein unabsehbares unterirdisches Gewölbe vor, ungefähr was die Catakomben bei Paris im Kleinen sind, dessen kohlenschwarze Nacht hin und wieder durch Carfunkelrothe Feuersäulen erhellet wird, um welche die höllischen Heerschaaren bivouakirten. Bei Gott! alles was Ewr. Majestät Illuminationskünstler und Oberfeuerwerker seither zum Besten gegeben haben, selbst das letzte Feuerwerk in der Hauptstadt Ihres Feindes, ist ein wahres Nichts gegen dieses Höllenfeuer. Ich gratulire Ewr. Majestät Marschällen und Generälen, die, wie es verlautet, sich an übermäßig genossenem Eise den Magen erkältet haben; dort werden sie sich endlich recht auswärmen können.

Mitten in dem Chorus erhob ſich der Thron Seiner hölliſchen Majeſtät. An hundert Metallſtufen führten herauf, die aus einer Miſchung von Kanonengut, Kontributionsbarren und requiritem Kirchenſilber beſtanden, wie ein Wechſel-Jude mir verſicherte, der von dem Bivouak hergetrippelt kam, und mir einen Chamäleonsd'or zur Auswechſelung anbot. — Madame, die Satanin Mutter ſaß zur Seite des Höllenfürſten. Die Prinzen von Geblüt, ſammt den ſchwarzen Miniſtern, Marſchällen und Reichsdignitarien, dem Senat und dem geſetzgebenden Corps ſtanden rings auf des Thrones Stufen umher, und die Garden und Mamelucken mit ihren feuerrothen Hellebarden, ſchloſſen einen Halbkreis um denſelben.

Da Ew. Majeſtät neugierig ſeyn wird, den Satan von Perſon kennen zu lernen, ſo will ich Höchſtdenenſelben ein Conterfey von ihm entwerfen.

Der Teufel iſt ein kleiner dicker gedrungener Herr. Er hat eine Zigeunergelbe Geſichtsfarbe, graue, tiefliegende Katzenaugen, ein breites hervorſtehendes Kinn, einen Tituskopf mit pechſchwarzen Haaren und ein recht verzweifelt diaboliſches Anſehen.

Ad vocem Tituskopf: Seine Hofpoeten meinen zwar, er trage einen antiken Cäſarskopf auf ſeinen Schultern; aber ich muß zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ſolcher eher einem Lazaroni und italieniſchen Mauſefallen- und Hechelkrämer als einem Cäſar anzugehören ſcheint. Dabei wirft Seine Majeſtät ſtets mit martialiſchen Redensarten um ſich, als: foudre! bougre! diable ventre gris etc. und ſoll jezuweilen dergeſtalt von der Wuth befallen werden, daß er die Epilepſie bekommt, worüber dann die ganze Hölle in Aufruhr geräth.

Höchſtdieſelben ſchienen eine unruhige Nacht gehabt zu haben, und nicht guten Humors zu ſeyn. Ihre Geſichtsfarbe ſpiel-

te aus dem Schwefelgelben ins Donnergrüne, Ihre Stirne war in furchtbare Runzeln gezogen, Ihre Augen ſchleuderten Blitze umher. — Kaum aber thaten Höchſtdieſelben den Mund auf, ſo applaudirte die ganze Hölle, und eine Legion Geſchwindſchreiber, Journaliſten, Zeitungsſchreiber und Diplomatiker übertrugen die gewichtigen Teufelsworte als Orakelſprüche in ihr Porteſeuille, und ließen ſie dann als papierne Drachen aufſteigen, welche ſich bald in wirklich feuerſpeiende Drachen verwandelten, und einen gewaltigen Geſtank in der Hölle verbreiteten.

„C'est tout comme chez nous" ſagte ich zu mir ſelbſt, und nahm eine Prieſe Spaniol.

Hierauf wurde ich von einem geſchwänzten Ceremonienmeiſter vorgeſtellt, und überreichte meine Creditive und Empfehlungsſchreiben. Kaum hatte die Höllenmajeſtät

einen Blick hineingeworfen, als ſich Höchſtdero Larve plötzlich aufklärte.

„Sacre mille diables!“ — ſo hub Er an, indem Er Seinen Mund zu einem freundlichen Grinſen verzog, und ſich einigemal räuſperte (denn er war gewaltig enrhumirt) — „voila une ambassade de notre aimable cousin et allié. — Soyez le bien venû!“

„Bien venû!“ brüllte die Hölle ihm nach, denn beiläufig geſagt: die franzöſiſche Sprache iſt auch hier die Hofſprache. Der Teufel erkundigte ſich hierauf mit ungemeiner Zärtlichkeit nach meines erlauchten Herren Befinden und äußerte den Wunſch, ſich ein rendez-vous mit Ewr. Majeſtät zu geben, wobei er Höchſtdieſelben ſcherzhafter Weiſe einen kleinen Teufelskerl nannte, und dadurch das Signal zu einem lauten Gelächter unter den Hofſchranzen gab.

„Hohl mich der Teufel!“ — unterbrach ich ihn, verbeſſerte oder verſchlimmerte jedoch alsbald meine Rede, und ſagte: „Gott ſtraf

mich," ohne zu bedenken, daß der Teufel eine Averſion vor Gott dem Herrn hat, — „Gott ſtraf mich, mein Herr der Kaiſer Chamäleon der martialiſche wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Ewr. höllischen Majeſtät auf halbem Wege entgegen zu kommen, wie es die Etikette gebeut."

„Ah bah" — verſetzte Satan — „ſagt eurem Herren, daß wir vor Verlangen brennen, Ihn an unſerm Hoflager zu ſehen, und uns Höchſtſelbſt in Bewegung ſetzen werden, ihn abzuholen."

Hierauf trug er mir verſchiedene Grüße auf, beſonders an Ewr. Majeſtät Marſchälle, die er ſeiner ganz beſondern Affection zu verſichern befahl, beſchied mich ſodann auf den Abend zu einem großen Hofſoupé, und entließ mich mit majeſtätiſchem Kopfnicken.

Im Vertrauen geſagt, Sire! ich war froh, von dem Teufel los zu ſeyn. Denn ſeine Fragen waren mitunter ſo verfänglich

geſtellt, daß er mich doch endlich geholt hätte. —

Nunmehr machte ich von der ertheilten Erlaubniß Gebrauch, das Höllenreich in Augenſchein zu nehmen, und überließ mich der Leitung eines ſeiner Kammerherrn. Bei meiner Treu! es müßte Ewr. Majeſtät keine geringe Gemüthsergötzung gewähren, ſich in dieſer hölliſchen Marter- und Folterkammer ein Stündchen umzuſchauen. Welch ein Schinden, Röſten, Braten, Schmoren, Spikken und Frikaſſiren! Man muß es dem maitres des spectacles des Teufels zum Ruhm nachſagen, daß er den Effekt ſtudirt hat. Denn mit ſolcher Kunſterfahrenheit wußte er die Greuelſcenen zu ordnen, zu gruppiren und zu beleuchten, und das Ganze gewährt einen ſo imponirenden Anblick, daß ich überzeugt bin, Ew. Majeſtät würde dem genialen Erfinder das Großkreuz der Ehrenlegion nicht verſagt haben.

Gleiche Virtuoſität bewies des Teufels

Concertmeiſter. Denn ſo geſchickt wußte er das Miſerere der Gemarterten zu fugiren, und mit Trommeln und Kanonen zu intoniren, daß das Ganze einer von jenen Schlacht-Symphonieen im großen heroiſchen Style glich, die Ew. Majeſtat ſo zum Raſendwerden liebt.

Der Teufel beglückte ihn auch mit ſeiner hohen Affection. Denn der Capellmeiſter verſtand es zuweilen, die Ohren ſeines Herrn und Meiſters dergeſtalt zu kitzeln, daß dieſer ihm ein donnerndes Bravo und da capo zurief und ſich ſchier die Hände wund klatſchte.

Das erſte, was ſich meinen Blicken darſtellte, war der Tyrannenſaal. —

In der That, Sire! So einen Character von Majeſtät und Größe, als dieſer Saal an ſich trug, bemerkte ich noch nie. Er bildete ein ungeheures Eyrund. Die gewölbte Decke ward von 500 corinthiſchen Säulen getragen, die aus einem Guß von

massivem Golde bestanden. Diese Säulen mußten zugleich statt der Oefen dienen, denn jede derselben wurde von einem gekrönten Herrn umarmt, der sich daran zu wärmen schien. Mein Führer gab mir jedoch Aufschluß darüber. „Diese Herren" — sagte er — „waren einst mächtige Kaiser, Könige und Kriegshelden, welche dergestalt nach dem Golde hungerten, daß wir, um ihren Hunger zu stillen, sie an diese goldenen Säulen angeschmiedet haben."

Das war jedoch — mit des Teufels Erlaubniß — ein dummer Spaß. Denn diese Säulen waren so glühend heiß, daß die erlauchten Herren ganz verteufelte Gesichter schnitten, und sie mit einer ganz andern Inbrunst umarmten, als ehedem ihre Maitressen.

„Betrachten Sie die höchst kunstreiche Mosaik, woraus dieser Fußboden besteht" — sagte der Cicerone. — „Es sind lauter Schurkenschädel, namentlich von fürstlichen Speichelleckern, Kupplern und anderm der-

gleichen Gesindel, dessen Gewerbe es einst war, stets neue Schlachtopfer für die Wollust und Habsucht ihrer Herren auszuspüren."

„Bravo!" — erwiederte ich, und gab ihnen einen recht wohlgemeinten Fußtritt, — „hier sind sie an ihrer Stelle."

„Wie gefällt Ihnen die Beleuchtung?" — fragte der Kammerherr — „sahen Sie je etwas prächtigeres, als diese unzähligen crisallenen Kronleuchter die von der Decke herabschweben?"

In der That war der Glanz, den sie um sich herstreuten, mit nichts in der Welt zu vergleichen. Das hatte freilich seine Ursach. Denn die Lichte waren nicht etwa, wie man glauben sollte, aus Wachs oder Rindstalg, sondern, nach der Versicherung des Kammerherrn aus einer Mischung von Lieferanten und Wucherern gegossen, und übertrafen selbst die Russischen an Güte, weshalb ich sie Ewr. Majestät alles Ernstes

empfehle. Aber nichts prachtvolleres ist mir je vorgekommen, als die Decke des Saales. Diese bestand nämlich aus einer Reihe von Freskogemälden und goldenen Basreliefs, welche die merkwürdigsten Weltbegebenheiten schilderten, unter denen mir die Pariser Bluthochzeit, die Sicilianische Vesper, der Brand von Rom unter Nero, vor allem aber der Brand von Moskau, wegen der ungemeinen Wahrheit in der Darstellung vorzüglich gefielen.

„Schach dem Könige!" — rief jetzt eine furchtbare Baßstimme. Ich sah mich um, und erblickte eine ganze Reihe gekrönter Herren, welche, mit aufgestützten Häuptern, sehr tiefsinnig an goldenen Tischgen saßen, und Schach spielten.

„Wer sind diese?" — fragte ich meinen Führer. — „Das sind jene Weltbezwinger" — erwiederte er — „welche einst die Erde als ein großes Schachbrete ansahen, von welchem sie die Menschen wie eine leblose

Schachfigur wegblieſen. Hier ſpielen ſie nun Schach mit ihren Geiſtlichen und Kebsweibern. Aber glauben Sie mir, die Könige, Bauern und Voltigeurs brennen ihnen jetzt hölliſch in den Fäuſten.“

In der That knippſten ſie bei jedem Zuge mit den Fingern, woraus ich ſchloß, daß der Kammerherr recht habe.

Hiezu kam, daß ſie ganz erbärmlich über Kopfweh klagten. Denn, als ich ihre Kronen näher betrachtete, fand ich, daß es feurige Tzſchako's waren, die ihnen freilich etwas unbequem ſitzen mochten.

„Das muß wahr ſeyn“ — rief ich höchſtverwundert, nachdem ich die ganze erlauchte Geſellſchaft gemuſtert hatte — „Ihr Herren Teufel wißt für anſtändige Unterhaltung zu ſorgen, und beſonders die Spielparthien ganz unvergleichlich anzuordnen.

„Senken wir uns jetzt zu den diis minoribus hinab!“ — fuhr der Teufel fort — „Betrachten Sie jene Marſchallstafel!“ —

Bei dem Worte Marſchallstafel deutete er auf ein großes Billard. Zugleich klatſchte er in die Hände und rief: à la chasse!

A la chasse! à la chasse! erſcholl es jetzt aus allen Winkeln, und ein Dutzend leichtfüßiger Teufel mit grünen Schürzen angethan, welche der Kammerherr die Höllenmarqueurs nannte, kamen herbei gehüpft. Sie ſchwangen feurige Queus empor, welche ſie einigen beſternten und ſtark vergoldeten Herren mit vielen Teufelsbücklingen in die Hände ſteckten. Dann ſchütteten ſie ein paar Mützen voll glühender Kartätſchenkugeln auf das Billard. Und nun begann ein in der That ſehr luſtiges und munteres à la chasse-Spiel. Denn die Queus brannten den Herren Marſchällen und Generälen dergeſtalt in den Fäuſten, daß ſie ein Schock Teufel nach dem andern aus dem Munde ſchüttelten, und ſich dabei die Bälle mit donnernden Ricochetſchüſſen an die Köpfe ſchleuderten.

Die Marqueurs aber ſtanden grinſend

darneben, und marquirten mit wahrhaft teufliſcher Kaltblütigkeit.

„So kaltblütig wie dieſe Marqueurs" — bemerkte der Kammerherr — „ſahen dieſe Herren einſt dem großen Kriegsbillardſpiele zu, eben ſo hämiſch grinſeten ſie, wenn die Kugeln hier und dort ein Gebein wegraffeten." —

„Dorthin!" — brüllte es ſetzt aus hundert Schlünden. Die Höllenmarqueurs nahmen den Spielern die Queus aus den Händen, und ſagten ihnen recht ausgeſuchte Schmeicheleien über ihr Spiel. Zugleich ſchleppten ſie eine Anzahl Centnerſchwerer metallener Kreuze herbei, welche der Kammerherr ſcherzhafterweiſe die Großkreuze der Höllenlegion nannte. Dieſe hingen ſie ihnen auf den Rücken, und nöthigten ſie dann zu einem Spaziergange im Freien, wobei die neuen Ordensritter unter der Laſt ihrer Großkreuze nicht wenig ächzten.

„Dem Verdienſte Kronen und Ehren-

kreuze!" — bemerkte ich. — „Aber auf ein anderes Sujet zu kommen: habt ihr keine Finanzbeamte hier, wohl zu verstehen solche, die einst das Mark des Landes aussogen, nur um ihren Wanst zu füllen? denn alle Achtung für die Andern."

„Ob wir sie haben?" — erwiederte der Kammerherr lachend — „sie heißen Legion, denn ihrer sind viel. — Folgen Sie mir in die Finanzkammer!"

Hierauf führte er mich in eine matterleuchtete Halle, in der sich mir eine höchstsonderbare Gruppe darstellte. Hier lag nemlich ein mächtiges Faß, welches dem Heidelberger nicht viel an Grösse nachgeben mochte, und an welchem die Worte: Danaidenfaß des Staatsschatzes flammten.

„Bemerken Sie jene abgehungerten Herren" — applizirte der Teufel — „wie sie sich zerarbeiten, um das Danaidenfaß aus dem Ziehbrunnen dort zu füllen, der von rauschendem Champagner überströmt.

Dies

Dies ſind die Plusmacher. Und ſie mei-
nen es in der That ehrlich. Aber jene dik-
ken Herren dort, welche gleich lebendigen
Schläuchen oder Strudeln den Zapfen des
Faſſes belagern, ſpotten ihrer Mühe, indem
ſie unaufhörlich ihre Becher daran füllen,
und in ihre Bäuche ausleeren. — Dies ſind
die Minusmacher.

„Sie ſehen hier mein Herr!“ ſo wand-
te ſich jetzt einer dieſer letzteren zu mir: was
maßen durch eine weiſe und wohlberechne-
te Finanzverwaltung das gehörige Gleichge-
wicht zwiſchen dem plus und minus in dem
vorliegenden Danaidenfaſſe erhalten wird.
Jene magern Herren dort, die wir ſcherzhaf-
terweiſe die Collegen plus nennen, ſorgen
pflichtmäßig für die reichliche Beitreibung
der Staatseinkünfte. Wie aber, die wir
uns ſelbſt die Collegen minus nennen, ha-
ben das mühſame, wenn gleich einträglichere
Amt, dieſe Einkünfte, gleich dem verarbei-
teten Nahrungsſafte in die äußerſten Adern

und Kanäle des Staatskörpers ausſtrömen zu laſſen, und ſo befindet ſich denn der Staatskörper wohl.“ —

So ſprach der College minus, und ſtreichelte bei dem Worte Staatskörper behaglich ſeinen Wanſt.

„Gutgeſagt Herr, Minus!“ erwiederte ich. „Denn nur zu oft iſt der Bauch ſolcher Herren, wie ihr ſeyd, der ſogenannte Staatskörper, dem der wahre Staatskörper gleich dem Moloch geopfert wird.

„Aber wie iſt Ihnen mein Herr Minus! Sie ſchneiden ja mit Einemmal Geſichter, als wenn Sie von der Kolik geplagt würden.“ —

„Ach dieſer Glühwein,“ verſetzte der Finanzmann, „macht uns zuweilen einen hölliſchen Spuk in den Gedärmen.“

Ich ſetzte ſeinen Becher an meine Lippen und ſetzte erſt bemerkte ich, daß der Champagner ſiedend heiß war.

„Bravo!“ rief ich. „O möchte doch al-

ten Blutigeln, die euch ähnlich ſind, der Wein ſchon hienieden wie dieſer Glühwein in den Adern brennen!" — —

„Wäre ihnen jetzt gefällig, mir in die Juſtizſtube zu folgen?" — unterbrach mich der Teufel. „Vortrefflich" — erwiederte ich — „wo finde ich die beſtechlichen Richter und Advokaten, die die Wage der Gerechtigkeit zur Krämerwage machen; wo finde ich die bedenklichen Formalitätenkrämer, die vor lauter Rückſichten und Umſichten nie geradeausſehen. Wo finde ich ſie?"

Der Kammerherr führte mich in ein finſteres Loch, welches eher der Baumannshöhle als einem Tempel der Themis glich. — Das erſte, was mir hier in die Augen fiel, war eine große Wage, welche der Teufel ſcherzhafterweiſe die Wage der Gerechtigkeit nannte, weil das Zünglein nie ſenkrecht ſtand. Auf jedem Ende des Wagebalkens ritt ein Dutzend Advokaten; ein Paar baumſtarke Teufel aber machten ſich eine Kurz-

weil daraus, den Wagebalken ſtets auf und nieder zu wippen, ſo daß ſich die armen Balanzirkünſtler jedesmal die Köpfe gar jämmerlich an der Decke zerſtießen. Ein gravitätiſcher, mit einer ſchwarzen Toga bekleideter Teufel las ihnen dabei das über ſie gefällte Criminalurtheil vor. —

„Ich appellire! ich appellire,“ ſchrien ſie, indem ſie den Wagebalken mit Inbrunſt an ſich drückten.

„Keine Gnade. Das Urtheil iſt rechtskräftig,“ war die Antwort, und die Teufel grinſten ſo hämiſch dazu, daß es zum Tollwerden war. — „Prompte und gute Juſtiz habt ihr hier, das muß wahr ſeyn“ — ſagte ich — „aber wo ſind denn die Herren Judices? „Dort iſt die Juſtizbank“ — erwiederte der Kammerherr. Ich wandte mich um, und erblickte eine Anzahl ſehr tiefſinniger Herren, welche um einen langen grünen mit Acten bedeckten Tiſch herum ſaßen. „Das ſind ſie, die alles auf die lange Bank

des Schlendrians und der Formalität ſchoben," ſagte der Teufel. Sie ſitzen hier etwas unbequem, und empfinden, vielleicht zum erſtenmal in ihrem Leben, Langeweile. Kein Wunder! denn ſie ſitzen, wie Figura zeigt — auf Hecheln"

„Da geſchieht ihnen ſchon recht" — erwiederte ich, und weidete mich nicht wenig an dem Anblick dieſer Gruppe.

„Dort ſehen Sie auch unſer corps diplomatique" — ſagte der Teufel beim Heraustreten aus der Juſtizhöhle, und deutete auf einen großen Wetterhahn, der auf der Spitze eines Thürmchens ſtand, und von einem heftigen Wirbelwinde unaufhörlich herumgetrieben wurde. Auf dieſem Wetterhahn ritten nämlich einige Diplomatiker oder Staatskünſtler von der Gattung derjenigen, die ſich einſt eben ſo nach dem Winde der Politik drehten. — Und das war ohne Bedenken eine häßliche Reiterei

weil der Wetterhahn einen haarſcharfen Rücken hatte.

„Wäre Ihnen nun vielleicht gefällig ſich in unſerm Laboratorio umzuſehen?“ — fragte hierauf der Teufel, und führte mich, da ich es bejahte, in eine große, ſchwarze Höllenkammer, aus der mir ein gewaltiger Geſtank von Schwefelleber und Aſſafötida entgegen quoll. Hier bemerkte ich eine Legion Teufelchen mit braunrothen Schürzen, welche mein Führer die Höllenapotheker nannte. Einige zerhackten die Leber eines Kornwucherers, um einen Extrakt daraus zu machen; andere ſtanden am Schmelztiegel, und ließen das Herz eines Obmainenbeamten, der ſeine Bauern im Frohndienſte bis aufs Blut gezwickt hatte, am langſamen Feuer zergehen, noch andre hatten den Magen eines Lieferanten in der Preſſe, der verſchimmeltes Brot und pappene Schuhe geliefert hatte, noch andre machten eine Tinktur aus Spionennaſen, noch andre einen Dekokt

aus der Milz eines Einquartirungsbeamten, der arme Tagelöhner unbarmherzig gedrückt hatte, wieder andre kochten ein Elixir aus den Gedärmen eines Gutsbesitzers, der seine verarmten Gläubiger durch betrüglichen Concurs zur Verzweiflung gebracht hatte. — Kurz! es war eine wahre Lust, sich in diesem Höllenlaboratorio umzuschauen.

Am meisten aber fiel mir ein großer schwarzer Kessel auf, der in der Mitte der Werkstatt aus einem Rauchfange herabhing.

In diesem Kessel wurden einige Herren gesotten, welche ich an ihrem Doktorkragen sogleich für Aerzte erkannte. Ein Dutzend Höllenapotheker waren sehr eifrig beschäftigt, allerhand Kräuter, Würzeln, Oele, Säfte und Essenzen in diesem Kessel umzurühren, wobei sie sich in einem lustigen Ringeltanz um denselben drehten, und nach Art der Hexen im Makbeth folgende herzbrechende Weise sangen:

Recipe! recipe!
Oleum therebinthinae

Unguentum sulphuratum
Tartarum tartarisatum,
Misce haec mit einer Kelle
Cum tinctura pimpinellae
Lari fari! Hocus porus,
Dazu mische noch zum Jocus
Species von A bis Z.
Wolfsmilch und Lastratenfett
Teufelsabbiß, Krötenklau
Und die Milz der trächt'gen Sau
Tollebise, Löwenzahn,
Schierling, Katzenbaldrian,
Misce bene! doch vor allen
Thu' auch Rabulistenkrallen
Katzenpfötlein, Diebesfinger,
Bibergeil und Teufelsdünger,
Opperment und Höllenstein,
Item Drachenblut hinein!
Adde species lignorum
Oleum philosophorum,
Unguentum pediculorum
Et axungiam porcorum,

Canium et Iudaeorum,
Wuchrermilz und Hundelungen,
Item alter Weiber Zungen!
Quirl und miſche alles fein
Und der Brei wird fertig ſeyn.
Sprich die Zauberformel drüber:
Heilet Krämpfe, Gicht und Fieber.

Hier unterbrach mein Cicerone den Chorus der Höllenapotheker.

„Wie dieſe Herrn Doctores einſt" — ſagte er — „den Patienten mit ihren Teufelsbrühen, mit ihren Dekokten, Elixiren, Lattwergen, Vomitiven, Eſſenzen, Roboranzen, Purganzen und Laxanzen zuſetzten, aus eigenſinniger Anhänglichkeit an dieſes oder jenes Syſtem: ſo geſchieht ihnen hier. Daß wir aber zu ihren Peinigern Apotheker auserkoren haben, das geſchahe mit gutem Bedacht, weil wir nemlich bei dieſen Herren den beſten Willen vorausſetzten, wenn es darauf ankommt, an ihren uralten Plag-

geistern, den Aerzten, auch einmal ihr Müthchen kühlen zu können.“

„Jetzt“ — so fuhr er nach einer Pause mit einer sehr höflichen Verbeugung fort, und grinsete dabei ungemein freundlich — „jetzt, mein hochzuehrender Herr! haben Sie die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten unseres weitläuftigen Reichs in Augenschein genommen, und hoffentlich ihre Wißbegierde befriedigt.“

„Gewiß“ entgegnete ich, „und ich bin Euch dafür unendlich verpflichtet; nur Eine Bemerkung sey mir noch erlaubt, bevor ich Euch entlasse. — Ich finde nemlich mit Verwunderung, daß nicht ein Zehntel der Schurken und Schelme aller Art in der Hölle sind, die ich darin zu finden hoffte. Ich fürchte Ihr führt keine genaue Controlle über sie, oder man kann hier von den Controllen dasselbe sagen, was zuweilen dort oben von ihnen gilt: sie sind ein leerer Formalitätenkram.“

„Hahaha!“ — versetzte der Teufel und wollte sich schier über meine Kurzsichtigkeit todtlachen. — „Belieben Sie doch nur die Festons dort oben an der Decke in Augenschein zu nehmen.“

Ich sahe nach der Decke und jetzt erst bemerkte ich, daß rings zwischen den Pfeilern, welche das ungeheure Gewölbe der Hölle stützten, Festons herumliefen, die wirklich einzig in Erfindung und geschmackvoller Anordnung waren. Sie bestanden nemlich bei näherer Betrachtung aus einer langen Guirlande von Schelmen, Gaunern, Dieben und Galgenstricken aller Art, vornehmen und geringen, reichen und armen, die auf der Erde ungehängt geblieben waren, und nun hier ihren Lohn empfangen hatten, indem sie wie Grammetsvögel und Schnepfen, an eine fast unendliche Schnur gereihet, und so in zierlichen Prunkgehängen, oder Festons, wie sie der Teufel scherzhafterweise nannte, aufgeknüpft waren. „Sie sehen darunter“

sagte der Kammerherr, „nicht allein gemeine Diebe, Räuber und Betrüger in ungeheurer Anzahl, sondern auch Cassendefraudanten, betrügerische Vormünder, die Mündelgut untergeschlagen, Accise- und Zollbeamte die das zuviel erhobene in ihre Tasche gesteckt, Magistratspersonen, die das Kämmereivermögen in einer Punschbowle ersäuft, Finanzbediente, die den Schweiß der Unterthanen in Straßburger Trüffelpasteten, und ihre Thränen in Lacrimae Christi verwandelt haben, Kaufleute, die Waare, Maaß und Gewicht verfälscht, Kaffewirthe, die Zichorien statt Kaffee, Akazienblätter statt Thee, Apotheker, die Weidenrinde statt Chinarinde, Weinhändler, die Gift statt Wein, Brauer, die Essig statt Bier, und endlich Buchhändler und Schriftsteller, die Unsinn für Vernunft, Raserei für Poesie verkauft haben."

„Bravo" sagte ich, und wischte meine Augengläs mit dem Schnupftuch ab, um genauer zu untersuchen, ob ich keinen Bekannten unter jenen Grammetsvögeln und

Schnepfen entdecken möchte. Plötzlich erſcholl ein allgemeines Hurrah, wovon die ganze Hölle rings widerhallte.

Vor Schreck fiel ich platt auf den Fußboden nieder, kam jedoch nach und nach wieder zur Beſinnung, und fragte nach der Urſach des Mordſpektakels.

„Es iſt ein Jubelſchießen und Vivatrufen wegen des Geburtstages Themdleons des Martialiſchen" — antwortete der entzückte Teufel, wobei ihm die Freudenthränen über die Backen rieſelten.

A la bonheur! er trifft gerade mit dem Namenstage unſers Herrn zuſammen. Der maitre des spectacles hat unſerm hohen Alliirten ein Feſt bereitet. Ströme Blutes bezeichnen dieſen erfreulichen Tag, und die Zukunft zeigt uns eine lachende Perſpective von Länderverwüſtung, Blutvergießen und Peſt.

Jetzt ziſchte ein Heer von Blitzen, Leuchtkugeln und Brandraketen durch die Luft,

und die ganze Hölle war wie durch einen Zauberschlag prachtvoll erleuchtet.

Der Teufel ergriff einen großen Pokal, erhob sich auf seinem Thron und brachte mit donnernder Stimme den Trinkspruch aus: „Chamäleon dem Mattfalischen, unserm vielgeliebten Cousin und treuen Alliirten! Möge er noch Jahrhunderte regieren, um unsere Herrschaft auf jenem Planeten zu gründen.“

Madame, die Satanin Mutter, fügte hinzu: „Untergang der Freiheit, guten Zucht und Ordnung.“

Des Geschützes Donner, und ein schmetternder Tusch von Hörnern, Trompeten, Pauken und Trommeln intonirte in das Victoria der Teufel und die schwarzen Unholde tanzten eine lustige Carmagnole um den Thron ihres Herrn und Meisters, und heulten ein Ça - ira dazu, daß mir noch jetzt die Ohren davon gellen.

Der Teufel aber verspritzte die Neige

ſeines Pokals durch die Luft, und ſogleich verwandelte ſie ſich in unzählige kleine Unholde, Harpyen, Larven und Scheuſale aller Art, die mit einem höchſt verworrenen und widrigen Gekrächz und Geſchnatter umher ſchwirrten, und die ganze Hölle verpeſteten.

Hierauf wurde ein te diabolum angeſtimmt, deſſen Ende ich jedoch nicht abzuwarten Luſt hatte. Denn bei allen himmliſchen Heerſchaaren! mir ward ganz grün und gelb vor den Augen. Ich nahm einen polniſchen Abſchied, und war herzlich froh als ich dem Reiche der Finſterniß den Rükken wies.

So hoffe ich nun dem allerhöchſten Befehl ein Genüge geleiſtet zu haben, Sire! Schließlich bitte ich Gott, daß er Ew. Majeſtät in ſeine gnädige Obhut nehme und von einer ſo bedenklichen Allianz befreie, erſterbend ꝛc.

Und hier, meine hochzuehrenden Herren!

schloß sich mein Bericht an Kaiser Chamäleon den Martialischen. Daß ich gleich nach Einreichung desselben mit Courierpferden über die Grenze ging, und nicht abwartete, welchen Eindruck er auf Seine Majestät machen würde, versteht sich von selbst. Weil diese Courierreise jedoch über Stock und Block ging, so erwachte ich just an der Grenze, rieb mir wohl zehnmal die Augen, und konnte mich nur mit großer Schwierigkeit überzeugen, daß es nur ein Traum war, was mich so lebhaft beschäftigt hatte.

Dritte Vorlesung.

Ueber die Kunst reich zu werden.

Hochzuehrende Herren!

Wenn ein Mann, der mit dem Reichthum in so umgekehrtem Verhältniß steht, wie ein Gegenfüßler mit dem andern, eine Vorlesung über die Kunst reich zu werden ankündigt, so muß dies allerdings ein ungünstiges Vorurtheil gegen seine Lehre erwecken.

„Wie in aller Welt“ — wird man sagen — „will dieser Mann uns einen Weg zeigen, den er selbst nie betreten hat? Laße irgend einen Lieferanten das Katheder besteigen und uns lehren, wie er es angefangen habe, durch Nichtlieferungen ein Millionär zu werden, oder durch welches Multiplications-Exempel es ihm gelungen sey, dem Heilande in der Wüste nachzuahmen, der mit 5 Brodten und 2 Fischen fünftausend Mann satt machte, oder durch welchen chemischen Proceß er es vermochte Wasser in Wein zu verwandeln, wie der Heiland auf der Hochzeit zu Cana. Ein solcher Wundermann allein ist der rechte Professor in der Kunst reich zu werden.“

Ich antwo:te: Haben nicht neuere Beispiele gezeigt, das Blinde am gelehrtesten über die Farben, Wahnsinnige am tiefsinnigsten über die Vernunft, Giftmischerinnen am lehrreichsten über Bildung des weiblichen Herzens predigen? Bestätigt es nicht die tägli-

che Erfahrung, daß diejenigen, welche unter aller Kritik sind, am besten zu kritisiren, und diejenigen, welche auf dem schnurgeraden Wege zur Hölle sind, uns den Weg zum Himmel am besten zu zeigen verstehen?

Warum sollte also ein armer Mann, der übrigens weder blind, noch wahnsinnig noch ein Giftmischer, noch unter aller Kritik ist, nicht einen Wegweiser zum Reichthum abgeben können?

Nach dieser Einleitung lassen Sie uns allmählig auf unsern Gegenstand zusteuern. „Wie also fängt man es an, ein reicher Mann zu werden?

Ich glaube voraussetzen zu können, meine Hochzuehrenden! daß keiner unter uns sei, dem nicht mit einer gründlichen Beantwortung dieser Frage gedient wäre, ja ich wage zu behaupten, daß mancher die ewige Seligkeit als Honorar einsetzen möchte, um das Geheimniß der Goldmacherei, und mit demselben die zeitliche Seligkeit

zu erkaufen. Was geht auch über die Vortrefflichkeit des Reichthums?

Sie bezweifeln und bestreiten wollen, wäre eben so thörigt, als wenn man es darauf anlegte, das Licht der Sonne, die Schönheit der Tugend, oder die Tugend unserer Schönen wegzuläugnen. Wir wollen es uns nicht verhehlen, meine Hochzuehrenden! daß Reichthum der ewige Pol ist, wonach sich alle unsere Wünsche und Begierden, gleich der Magnetnadel, drehen. Und das mit Recht. Denn Reichthum ist ja der Weg zum Genusse, und Genießen ist ja unsere Bestimmung, was auch einige mißsüchtige Moralisten gegen diese Behauptung aufbringen wollen. In der That! nichts spricht überzeugender für die Vortrefflichkeit des Reichthums, als die Erfahrung, daß uns mit dem Gelde nicht allein alles dasjenige zufällt, was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört, als da sind, ein wohlbesetzter Tisch, prächtige Häuser und

Gärten, Frauengunſt, ſchöne Möbel und Kleider, ſondern auch alle äußere und innere Vorzüge und Vollkommenheiten, als da ſind Schönheit, Verſtand, Tugend und Ehre. „Das klingt paradox" werden Sie ſagen. Aber das Paradoxe iſt nicht ſelten das Wahre und dies iſt auch hier der Fall. Denn der Reichthum hat die Zauberkraft, daß er gleichſam einen Nimbus um unſer ganzes Weſen verbreitet, welcher macht, daß unſere Fehler und Gebrechen zurücktreten, um ganz neuen Vollkommenheiten Platz zu machen. Wer geſtern das große Loos gewann, der wird heute liebenswürdig, geiſtreich und tugendhaft erſcheinen. Wenn er geſtern noch einen Höker und Säbelbeine hatte, ſo wird man heute wegen ſeiner Schlankheit bewundert werden, wenn er geſtern noch wegen ſeiner Dummheit verſpottet wurde, ſo wird er heute ſeine witzigen und ſinnreichen Einfälle beklatſchen, wenn er geſtern noch als ein Schelm und Gauner verſchrieen war, ſo

wird er heute mehr als einen Dichter finden, der seine uneigennützige Rechtschaffenheit in Jamben und Hexametern besingt, wenn er gestern noch von allen rechtlichen Männern angespieen wurde, so wird er heute im Glanze der Ehre strahlen. Man wird über die Art und Weise, wie der reiche Mann zu Vermögen gelangt ist, sey es auch durch Betrug, Diebstahl und Raub, hinwegsehen und nur den reichen Mann in ihm erblicken, der nutzen oder schaden kann, je nachdem man sein Betragen gegen ihn einrichtet, ja eine Handvoll wohl applicirter Goldstücke wird selbst denjenigen das Maul stopfen, welche ein Geschrei darüber zu erheben sich berufen glauben.

Doch was verschwende ich Worte, um dem Reichthume eine Lobrede zu halten, für dessen Lob nur Eine Stimme ist? Gesetzt es träte jemand auf, um zu beweisen, daß der Diamant funkle und das Gold glänze, wird man nicht die Achseln darüber zucken? —

Nur das will ich noch als ein neues Argument für die Vortrefflichkeit des Reichthums anführen, daß er uns nicht allein den Weg zur irdiſchen, ſondern auch zur himmliſchen Glückſeligkeit bahnt.

„Wie" — hör ich Sie ausrufen — „iſt der Reichthum nicht vielmehr ein Schlagbaum, der uns das Himmelreich verſperrt? Und kann ein Kameel nicht leichter durch ein Nadelöhr kriechen, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe?"

Ich geſtehe nun zwar, daß ich nicht umhin kann, — nach Anleitung neuer ſcharfſichtiger Theologen, die in den Reden des Heilandes viel Ironie und ſpottenden Witz entdeckt haben — den feinen Satyr zu bewundern, der ſich in dieſer bibliſchen Stelle ausſpricht. Denn man mag das Wort Καμηλος durch Kameel, oder wie einige wollen, durch Strick überſetzen, ſo bleibt es doch immer eine höchſt treffende und ſinnreiche Anſpielung auf ſeinen Commissaire de guerre, Or-

donnateur payeur, Lieferanten, oder andern Praktikanten und Speculanten, der durch allerhand Erpreſſungen, Umſchläge, Pfiffe, Kniffe und Griffe ein reicher Mann geworden iſt, wenn man nemlich bei dem Kameele an ſeine zwei Höker und ſieben Magen, und bei dem Stricke an den armen oder reichen Sünder denkt, der an ihm hängt, oder doch hängen ſollte. Gleichwol vermag dieſes heilige Bonmot die Wahrheit meiner Behauptung nicht zu ſchwächen, und ich bleibe dabei, daß die Reichen allein ins Himmelreich kommen können.

Denn offenbar erlangen wir das Himmelreich nur durch Gutesthun. Gutesthun ſetzt aber voraus, daß wir die Mittel dazu haben. Ein armer Teufel kann den Hungrigen keine Suppen kochen laſſen, er kann den Gegenſtänden ſeines Mitleidens, den Kranken und Verwundeten, keine wollenen Decken, keine Arzenei zukommen laſſen: kurz es fehlen ihm überall die Mittel, Gutes zu thun,

thun, und ſein beſter Wille ſcheitert an ſeinem Unvermögen. Dagegen verleitet ihn der Mangel zu Verbrechen aller Art, zu Diebſtal, Betrug und Niederträchtigkeit, woraus folgt, daß Armuth zum Laſter, alſo zur Verdammniß, Reichthum aber zur Tugend, mithin zum Himmel führt.

Wenn dieſe Vorausſetzung nun nicht beſtritten werden kann, ſo folgt daraus wiederum, daß ein jedes Mittel, wodurch wir zum Reichthum gelangen, erlaubt iſt. Diebſtahl, Raub, Betrug und Falſchmünzerei ſind alſo nur dann Verbrechen, wenn wir dabei den Zweck verfehlen, uns durch Reichthum den Weg zum Himmel zu bahnen. Daher hat das Sprichwort: **den kleinen Dieb hänge man, den großen läßt man laufen**, einen tiefern Sinn als man gewöhnlich glaubt. Denn der arme Schelm, der ein Hemde ſtiehlt, um ſeine Blöße damit zu bedecken, oder eine Wurſt mauſet, um ſeinen Hunger zu ſtillen, bleibt nach wie vor ein armer Schelm, be-

laſtet ſein Gewiſſen ohne Noth, verſchərzt das Himmelreich, und verdient den Strick von Rechtswegen. Ein reicher Schelm aber, der das Handwerk ins Große treibt, und gleich Hunderttauſende ſtiehlt oder raubt, erlangt dadurch die Mittel, die Armenkaſſe zu beſchenken, und ſich durch patriotiſche Beiträge einen Namen zu machen. Er wird daher ein Wohlthäter der leidenden Menſchheit, verdient alſo nicht den Galgen, ſondern Ehrenſäulen; der Strick, der ihm zugedacht war, verwandelt ſich in eine Ehrenkette, und er reiſet mit Extrapoſt ins Himmelreich.

Hierdurch, meine Hochzuehrenden! hoffe ich die Vortrefflichkeit des Reichthums in das hellſte Sonnenlicht geſetzt zu haben, und es wird uns nunmehr nichts einleuchtender und natürlicher erſcheinen, als das allgemeine Ringen und Rennen nach dieſem höchſten aller irdiſchen Güter. Und in der That! wenn der tapfre Mann ſein Leben an den Nachruhm ſetzt, wie wollen wir es dem Die-

be verdenken, wenn er den Hals um den Reichthum wagt, der doch gewiß ein solideres Gut ist, als der Nachruhm.

Lassen Sie uns nun endlich zu unserm Thema übergehen, und zuerst die Kunst reich zu werden im Allgemeinen, sodann aber die einzelnen Praktiken und Kunstgriffe, wie man es wird, insbesondere betrachten. Im Allgemeinen müssen wir nun zwar der Glücksgöttin einen ganz vorzüglichen Antheil an dem Gedeihen unsrer Plane zugestehen. Denn es ist nur zu bekannt, daß sie sich in alles mischt, und gleich einem Weberschiffe ihren Faden durch das Gewebe aller menschlichen Unternehmungen zieht. Auch lehrt die Erfahrung, daß oft die weisesten Berechnungen an ihren Launen scheitern, und eben so oft die unbesonnensten Streiche von ihr mit einem günstigen Erfolge gekrönt werden. Aber die Dame Fortuna ist ein Frauenzimmer, und ich behaupte, daß wir ihre Gunst, wie die eines jeden andern Frauenzimmers,

endlich durch Muth, Beharrlichkeit und bescheidene Selbstverläugnung zu gewinnen vermögen. Wenn wir daher so viele kluge Leute mit ihren Versuchen, reich zu werden, verunglücken sehen, so können wir sicher darauf rechnen, daß es ihnen an einer oder der andern dieser Gemüthseigenschaften gemangelt hat. Entweder sie waren zu feig, ihren Hals zu wagen, oder zu bedenklich, ihre Ehre aufs Spiel zu setzen, oder zu träge, ihre Bemühungen fortzusetzen, und die spröde Dame mit neuen Bewerbungen zu verfolgen. Alles dieses aber sind Untugenden und Nachläßigkeiten, die sie nimmer vergiebt. Der kühne Waghals hingegen, der sein Leben einsetzt, um unsere Geldbörse zu erobern, der gewandte Glücksspieler, der der Entdeckung und Beschimpfung Trotz bietet, um unsere Dukaten zu angeln, und der Erbschleicher, dessen Geduld durch die unzähligen Launen einer reichen Matrone nicht ermüdet, sie erfreuen sich gewiß der

Gunst Fortunas, wenn sonst nur Klugheit und Vorsicht ihre Unternehmungen leitet. Wir können daher als Grundregel festsetzen, daß man, um auf dem kürzesten Wege zum Reichthum zu gelangen, nicht allein klug genug sein muß, die Beschränktheit anderer zu seinem Vortheil zu benutzen, sondern auch muthvoll genug, den Hals zu wagen, beharrlich genug, sich durch Schwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen, und demüthig und gelassen genug, Beschimpfungen, Schläge und Mißhandlungen aller Art auf die leichte Achsel zu nehmen. Da nun Muth, Beharrlichkeit und Demuth Tugenden sind, so folgt zugleich daraus, daß man, um reich zu werden, nothwendig tugendhaft seyn muß, und daß Reichthum und Tugend, wenn nicht leibliche Geschwister, doch Geschwisterkinder sind.

Ein eisernes Herz, eine eiserne Geduld und eine eiserne Stirn sind daher Haupteigenschaften desjenigen, der es es darauf an-

legt, die Gunst Fortuna's zu erzwingen. Dies gilt jedoch nur als Regel, und es giebt Fälle genug, wo sie über den Mangel jener Tugenden großmüthig hinwegsieht, und uns auf leichteren und dornenloseren Wegen zum Ziele gelangen läßt, wie in der Folge gezeigt werden soll.

Nach dieser allgemeinen Theorie, wollen wir nun zu dem praktischen Theile unserer Vorlesung oder zu den besondern Praktiken, Kunst- und Handgriffen übergehen, die zum Reichthum führen.

Wenn wir die Reichen ohne Ausnahme beobachten, so finden wir, daß sie ihr Vermögen entweder dem blinden Zufall, oder irgend einer Naturanlage, sei es körperliche Vollkommenheit oder Geisteskraft und Gemüthsstärke, verdanken.

Der Zufall läßt uns eine reiche Erbschaft machen, das große Loos gewinnen, einen Schatz finden, u. s. w. Schönheit und Körperkraft bahnen uns den Weg durch die

Tempel Amors und Hymens, oder durch die Tempel der Venus Vulgivaga in das Reich des Plutus (Wenn ich ſage: Plutus, ſo verſtehe ich darunter den Gott des Reichthums, der bei Leibe nicht mit dem Höllengott Pluto zu verwechſeln iſt, obgleich, wie einige Profane behaupten, ihre Reiche nahe an einander grenzen.) Von denen, die auf dieſem Wege reich geworden ſind, kann jedoch hier nicht die Rede ſeyn. Denn dem Zufalle können wir ſo wenig gebiethen, als wir uns Schönheit und Leibesſtärke zu geben vermögen. Wir können daher dieſe Glücklichen blos beneiden, die weder zu ſchwitzen noch zu ſpeculiren und zu raffiniren, ſondern nur die Hände in den Schooß zu legen brauchen, um mit Glückgütern überhäuft zu werden. Ihre ganze Arbeit beſteht darin, daß ſie, wie die Bewohner von Eldorado oder des Schlaraffenlandes, nur die Kinnbacken in Bewegung zu ſetzen brauchen, um ihres Lebens froh zu werden, wäh-

rend der vom Glücke nicht begünstigte sein Leben in Arbeit und Mühe verzehren, und im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen muß.

Wohl ihnen! Sie haben nicht nöthig, das Glück zu suchen, den es sucht sie, und hat das mit der Liebe gemein, daß es diejenigen am heftigsten mit seiner Gunst verfolgt, welche die Mutter Natur in Hinsicht des Verstandes am stiefmütterlichsten behandelt hat, weshalb wir fast versucht werden, möchten, die Dame Fortuna nicht allein blind, sondern auch taub zu schelten, wenn wir nicht aus eingewurzelter Ehrfurcht gegen das schöne Geschlecht, uns aller Blasphemien zu enthalten für rathsamer hielten.

Es bleibt uns daher nur übrig, diejenigen zu betrachten, welche durch die Kraft ihres Verstandes und ihres Gemüths zu Reichthum gelangt sind, und hier eröffnet sich ein weites Feld für unsre Untersuchungen, wenn wir einerseits die Kunstgriffe des Genes

und die tiefen Combinationen der Weisheit beleuchten, andrerseits den Muth und die fast unglaubliche Beharrlichkeit und Geduld welche zuweilen erforderlich sind, um der launischen Glücksgöttin ein Lächeln abzugewinnen.

Alle diese Bereicherungsmittel theile ich ein in **gefährliche** und **gefahrlose**, je nachdem damit Gefahr an Leib, Leben, Gliedmaßen, Ehre und Vermögen verbunden ist oder nicht.

Unter den gefährlichen ragt vor allen hervor **der Raub** oder die Zueignung fremden Gutes durch einen geraden, offenen und energischen Angriff auf andrer Leute Taschen, Kasten, Geldbörsen, Schränke, Speicher, u. s. w.

Da der gerade Weg, wie jeder Anfänger in der Mathematik weiß, der kürzeste ist, so verdient der Raub unter allen Bereicherungsmitteln den ersten Platz. Denn er er führt so schnell und sicher zum Ziele,

daß der Meister in diesem Handwerke sich durch einen einzigen Meistergriff in den Besitz vieler Millionen, ja ganzer Länder und Königreiche setzen kann, wenn er nämlich sein Handwerk systematisch und dergestalt im Großen betreibt, daß er im Stande ist zu seinem Zwecke Armeen auf die Beine zu bringen. Wer nun darin sein Glück machen will, der gehe vor allen Dingen von dem Grundsatze aus, daß das Gesetz nur eine Fessel und Handschelle für die Schwachen und Dummen, oder ein Schnürleib für Pygmäen sey, zu eng, um auf den Leib eines Riesen zu passen. Von diesem Grundsatze beseelt, sammle er alle Starkgeister, welche mit der gesellschaftlichen Ordnung über den Fuß gespannt sind, von dem gemeinen Haufen Banditen, Vagabunden, Räuber und Diebe genannt, durch die Lockspeise der Ungebundenheit und der Gewinnsucht unter sein Panier, rufe sich in pomphaften Manifesten als den Heiland der Welt, und den

Repräſentanten der Vorſehung aus, vom Himmel geſandt, um der Menſchheit den Staar zu ſtechen, und ſie mit dem Degen in der Fauſt glücklich zu machen. Ueberall wird er Gläubige finden, die einen Erlöſer und Seligmacher in ihm anbeten, und ein Hoſianna über ihn ausrufen werden, überall Inſpirirte, die alle Federn, Pinſel und Preßbengel in Bewegung ſetzen werden, um ihn als den Schöpfer einer beſſern Weltordnung anzupreiſen. — So wird er ſich den Weg zur Herrſchaft der Erde und zum Beſitz ihrer Schätze bahnen. Dann trete er ſelbſt als Geſetzgeber auf, erkläre den Raub für ein Regal oder Hoheitsrecht, und bringe ihn in ein Syſtem, etwa unter dem Namen Requiſitions- oder Kontinentalſyſtem. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß er auch darauf bedacht ſeyn muß, einen neuen Sprachkodex einzuführen, um gewiſſe Härten im Ausdruck zu mildern, indem er z. B. rauben durch requiriren, Räuber durch Ge-

neral oder Marſchall, und Räuberchef durch Protektor überſetzt, auf der andern Seite aber einen Vaterlandsfreund in einen Brigand, einen Feind der Sclaverei in einen Rebellen, und einen braven Mann in ein mauvais sujet oder einen Uebelgeſinnten umwandelt.

Dies ſind ſo ungefähr Andeutungen, die demjenigen genügen werden, dem die Naturanlage zu dieſem Handwerke verliehen iſt. Schade nur, daß man ganz neuerlich angefangen hat, den Meiſtern das Handwerk zu legen. Auch hier wird es bald heißen: die Kunſt geht nach Brot, und den Bekennern wird bald nichts weiter übrig bleiben, als zu den gemeinen Kunſtgriffen eines Schinderhannes und Käſebier ihre Zuflucht zu nehmen, welche zu lehren uns jedoch in ein zu weites Feld führen würde.

Ein nicht minder gewöhnliches Bereicherungsmittel iſt der ſogenannte Diebſtahl, oder die Kunſt, ſich durch einen geſchickten

und unbemerkten Handgriff fremdes Gut zuzueignen. Wer ſich auf dieſe freie Kunſt legen will, muß Muth mit Gewandtheit des Körpers, Gegenwart des Geiſtes und kluger Benutzung der Zeit und Gelegenheit verbinden. Die Geſetzgeber aller Länder und Zeiten haben den Dieben den Krieg erklärt und Galgen oder Zuchthäuſer für ſie erbaut. Erſtere hatten jedoch gewöhnlich das Schickſal, nur die Stümper und Anfänger in der Kunſt tragen zu müſſen, welche als ſolche den Galgen vollkommen verdienen, während die Virtuoſen keck unter demſelben, wie unter einer Ehrenpforte, hindurch gehen, ohne daran hängen zu bleiben. Und das von Rechtswegen. Denn offenbar gehört doch eben ſo viel Heldenmuth und Verachtung der Gefahr, als Stärke des Genies dazu, um es in dieſer ſchweren Kunſt zu einer gewiſſen Meiſterſchaft zu bringen, und es wäre in der That jammerſchade, wenn ſo herrliche Eigenſchaften ſtrangulirt werden ſollten. Da-

her iſt es auch eine wohlhergebrachte Obſervanz in allen Staaten, wo die Juſtizverwaltung einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht hat, daß man die großen Diebe laufen läßt, wie denn überhaupt bei allen Gerichtshöfen in der Welt der vernünftige Grundſatz gilt, daß man die Diebe nur erſt dann hängt, einſperrt oder auspeitſcht, wenn man ſie hat, das heißt, wenn ſie entdeckt werden, wohingegen man diejenigen, welche ſo vernünftig ſind, ſich vor der Entdeckung in Acht zu nehmen, und auf's Läugnen zu legen, ab instantia oder plenarie abſolvirt. Der Grundſatz alſo, welchen die Bekenner dieſer Kunſt ſtets vor Augen haben müſſen, heißt: Hüte dich vor der Entdeckung und: si fecisti, nega! — Da es jedoch eine ſehr mißliche Sache damit iſt, indem die meiſten an den erſten Verſuchen ſcheitern, und nur wenig Auserwählte darin Glück machen, ſo rathen wir einem jeden davon ab, der nicht einen ganz vorzüglichen

Beruf in ſeiner Bruſt fühlt. Denn mit Recht kann man von dieſer Kunſt ſagen: ars longa, vita brevis.

Als ein drittes Bereicherungsmittel empfiehlt ſich von ſelbſt der Betrug, oder die Kunſt, durch die Ueberlegenheit unſeres Verſtandes einen andern zu unſerm Vortheil zu täuſchen, und um das Seinige zu bringen.

Dieſe Kunſt unterſcheidet ſich von dem Diebſtahl vorzüglich dadurch, daß dazu eine größere Gewandtheit des Verſtandes als der Finger erforderlich iſt. Der Wirkungskreis derſelben iſt ſo ausgedehnt, und die Spielarten derſelben ſo unterſchieden und zahllos, daß wir uns begnügen müſſen, nur einige Hauptgattungen deſſelben zu beleuchten, welche vorzüglich im Gebrauch ſind. Dazu gehört vor allen das Hazardſpiel, oder die Fertigkeit durch eine geſchickte Benutzung oder Herbeiführung des Zufalls das Geld aus den Taſchen anderer in die unſri-

gen zu locken. Dies ist ein so ehrbares Mittel, zu Reichthum zu gelangen, daß Hohe und Niedere sich desselben mit gutem Erfolge bedienen; ja selbst diejenigen, welche über die sogenannten Diebe den Stab brechen, machen sich oft kein Gewissen daraus, ihnen auf diese Art ins Handwerk zu pfuschen, und das Gewerbe zu beschneiden. Die Meister in dieser Kunst nennt man falsche Spieler. In der That aber sind sie von den aufrichtigen nur darin unterschieden, daß sie den Zufall selbst herbeiführen, oder, wie es der witzige Riccaut de la Marliniere im Geiste seiner Landsleute, der sinnreichsten und aufgeklärtesten Nation, nennt: das Glück verbessern und gleichsam zu ihrem Diener machen, während die Stümper in der Kunst sich von ihm beherrschen lassen, und das Schicksal aller Stümper verdienen, von den Meistern übertroffen und übervortheilt zu werden. Offenbar wäre es auch ganz außer der Ordnung, wenn man die Einfältigen gegen die

Klugen in Schutz nehmen wollte. Wenn eine Gesellschaft sich zum Spiele niedersetzt, so geht sie den stillschweigenden Vertrag ein, zu versuchen, wer den andern durch Gewandheit des Verstandes übertreffen könne. Verliert einer auf diese Art Haus und Hof: habeat sibi! Wer muthwillig ins Wasser geht, der wundere sich nicht, wenn er darin umkommt.

Als eine zweite Spielart der oben erwähnten Kunst sind die Unterschleife und Umschläge aller Art zu betrachten. Diejenigen, welche öffentliche Kassen verwalten, machen oft einen sehr ergiebigen Gebrauch von diesem Bereicherungsmittel. Wer sich damit befassen will, thut sehr wohl, wenn er die, so gesetzt sind, die Controlle über ihn zu führen, auf eine geschickte Art an dem Gewinne Theil nehmen läßt, und ihnen mit einem Abfalle desselben den Mund stopft. Agiotage und Ausleihung der öffentlichen Gelder für eigene Rechnung sind gewöhnli-

che Kunſtgriffe ſolcher Speculanten. Wollen ſie jedoch das Handwerk ins Große treiben, ſo gehen ſie mit der ganzen Kaſſe durch, jedoch müſſen ſie alsdann die Vorſicht beobachten, gleich nach der Entweichung einen andern Rock anzuziehen, und den bisher getragenen an irgend einen ehrlichen Kerl zu verſchenken, damit der Steckbrief nicht auf ſie, ſondern auf den ehrlichen Kerl paſſe, durch deſſen Verhaftung und Transportirung ſie den Nachſtellungen der Späher entgehen, und Zeit gewinnen, ſich und ihren Schatz nach Amerika oder dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Sicherheit zu bringen.

Ein drittes Bereicherungsmittel dieſer Art iſt das Bankeruttiren oder Concursmachen, nemlich die Kunſt, durch Vorſpiegelung des Vermögen-Ruins ſeine Gläubiger zum Mitleiden und zur gütlichen Behandlung zu bewegen, um dann mit deſto größerem Glanze wieder auftreten zu können.

Juſtinianus, Carmer und andere große

Geſetzgeber haben zwar den Bankerott nicht unter den modis acquirendi aufgeführt. Aber wer manchen Bankeruttirer in ſeinem mit vier Iſabellhengſten beſpannten Prunkwagen neben ſeinen verhungerten und zerlumpten Gläubigern vorbeirollen ſieht, der überzeugt ſich bald von der Lücke in unſern Geſetzbüchern. Wie will man ſich auch die Erſcheinung eines Mannes, der geſtern noch mit einem abgeſchabten Rocke umherging, und in deſſen Hauſe man nichts, als ein Paar zerbrochene Schemel und ein Strohlager fand, der aber heute in dem reichſten Anzuge von der Welt an der Seite einer mit Brillanten geſchmückten Favorite nach ſeinem Sommerſitze fährt, und dort den Champagner in Strömen fließen läßt, anders erklären, als durch einen glücklichen Bankerott? Wollen wir aber von dieſem Bereicherungsmittel Gebrauch machen, ſo müſſen wir es geſcheit anfangen. Ich ſetze voraus, daß wir uns durch bedeutende Ankäufe creditirter Waaren

in Vortheil geſetzt haben, nun aber von unſern Gläubigern gedrängt werden. Wir laſſen hierauf unſer Waarenlager, wenn es noch nicht in Geld umgeſetzt ſeyn ſollte, ſammt allen unſern Koſtbarkeiten, Möbeln und Baarſchaften nach und nach unter dem Schutze der Nacht bei irgend einem dienſtfertigen Freunde in Verwahrung bringen, und behalten nur ſoviel an Baarſchaft zurück, als erforderlich iſt, die rechte Hand der Juſtiz, nemlich die des Executors zu verſilbern, im Fall er etwa unſern geheimen Praktiken auf die Spur gekommen ſeyn ſollte. Eine pflichtmäßige Anzeige dieſes gefügigen Mannes, daß kein Gegenſtand der Auspfändung bei uns zu finden ſey, verbunden mit dem armſeligen Aufzuge, in welchem wir auf der Börſe erſcheinen, überhebt uns der gerichtlichen Verfolgung. ſtimmt unſre Gläubiger zur Barmherzigkeit, und macht ſie bereit, ſich mit uns auf gewiſſe Procente zu vergleichen, oder ihre Forderung ganz und

gar schwinden zu lassen. Sind wir erst so weit, so haben wir gewonnen Spiel, erscheinen nach und nach wieder auf der Börse, machen neue Geschäfte, und passen den günstigen Augenblick ab, wo wir unser Vermögen durch einen ähnlichen Kunstgriff verdoppeln können. Auf diese Art retten wir zugleich unsern guten Namen, und sind im Stande, unser Geschäft an dem bisherigen Wohnorte mit dem Schein eines ehrlichen Mannes fortzusetzen. Ist uns aber der sogenannte gute Name gleichgültig und denken wir wie Diogenes: Mögen sie mich auch schimpfen, schlagen und an den Pranger stellen, wenn ich nur nicht dabei bin, so thun wir noch besser, wenn wir uns mit unserm ganzen Vermögen aus dem Staube machen, und unsern Gläubigern das leere Nachsehen lassen.

Ein viertes Bereicherungsmittel dieser Gattung ist der Wucher, oder die Kunst, durch die magnetische Kraft Eines Tha-

lers, zehn andere aus der Taſche zu praktiſiren.

Es giebt nemlich Augenblicke im menſchlichen Leben, wo das baare Geld eine ſolche Zauberkraft äußert, daß wir, um zu dem Beſitze deſſelben zu gelangen, Haus, Hof, Weib und Kind, ja wenn es darauf ankäme, Leib, Ehre und Seligkeit verſchrieben. Solche Augenblicke wiſſen kluge Speculanten zu benutzen, indem ſie durch den Klang einiger Gold- und Silbermünzen dergeſtalt unſere Ohren zu kitzeln verſtehen, daß wir gern bereit ſind, ſtatt hundert, tauſend zu ſchreiben, und Haus und Hof zu Pfand zu ſezzen. In der That macht der Anblick des baaren Geldes uns oft ſo blind gegen unſern wahren Vortheil, daß es uns leicht ergehen kann, wie jenem ehrlichen Bauer, der von einem Staatsbürger der israelitiſchen Colonie einen Thaler auf zehn Jahre lieh, darüber einen Schuldſchein ausſtellte, und ſeinen Rock zum Pfande gab, zugleich aber ſich gefallen

ließ, daß der israelitiſche Staatsbürger denſelben Thaler im Voraus auf die künftigen zehnjährigen Zinſen zurück nahm, ſo daß der ehrliche Bauer eigentlich nichts empfangen, jedoch einen Schuldſchein ausgeſtellt, und obenein ſeinen Rock aus den Händen gegeben hatte. Ich frage, wer iſt hier zu verdammen? Der Bauer, der mit offenen Augen nicht ſahe, oder der altteſtamentariſche Glaubensgenoſſe, der ſich ſeine Dummheit zu Nutze machte? Man will den Wucherer in Mißkredit bringen, und ihn in die Cathegorie der Betrüger ſetzen, aber mit welchem Rechte weiß ich nicht. Wer kann aufrichtiger und offener zu Werke gehen, als er? „Hier" — ſagt er — „haſt du die verlangten 15 Rthlr., aber ſetze dich, und ſchreibe 50!" Iſt hier eine Täuſchung, ein Betrug? Nimmermehr! — Wenn ich einem Sehenden vorſage, daß ſchwarz weiß ſey, wer behauptet denn, daß ich ihm etwas weiß gemacht habe? Daher iſt denn auch

mit zunehmender Aufklärung der Wucher dergestalt zu Ansehen und Ehre gekommen, daß selbst vornehme Leute sich nicht schämen ihn als ein einträgliches Gewerbe zu betrachten, und daß wir den Ausdruck: unsere Leute, jetzt mit gleichem Rechte auf die Bekenner des Christenthums beziehen können.

— Eine ähnliche Praktik ist die Stocksgobberei, oder der Handel mit Staatspapieren.

Hier hat das Genie und die Erfindungskraft des Meisters ein weites Feld. Denn alles hängt hier theils von Berechnung politischer Konjuncturen und Konstellationen, theils von der Kunst zu täuschen ab. Im ersteren Falle muß man im Stande seyn, den Männern, die an der großen Pharaobank der Staatsangelegenheiten sitzen, in die Charte zu gucken, weil von ihrer Kartenmischung das Steigen und Fallen des politischen Barometers, also auch der Staatspapiere abhängt. Da jedoch nur zu oft der Zu-

Zufall der groſſe Bankhalter iſt, welcher die Karten miſcht, ſo pflegt es mit dieſer Berechnung eine mißliche Sache zu ſeyn, und wir gehen daher ſicherer, wenn wir der Politik ſelbſt vorarbeiten, das heißt, wenn wir durch wohlerſonnene Nachrichten und ausgeſprengte Gerüchte von gewonnenen oder verlornen Schlachten, von geſchloſſenen Bündniſſen oder abgebrochenen Unterhandlungen u. ſ. w. auf das Steigen oder Fallen der Staatspapiere zu wirken ſuchen, je nachdem das eine oder das andere zu unſerm Vortheil gereicht. Wollen wir die Täuſchung verſtärken, ſo müſſen wir der erdichteten Nachricht durch ſo eben erhaltene Briefe und Depeſchen aus London, Paris, Wien oder Petersburg noch einen gröſſeren Anſtrich von Wahrheit zu geben ſuchen, oder irgend einen eingeweihten Handlungsfreund ſo eben mit Extrapoſt von dieſem oder jenem groſſen Orte ankommen, und durch ihn die Nachricht beſtätigen laſſen. Practica est multiplex.

Als ein sehr wirksames Bereicherungsmittel ist auch das Lieferungs- und Verpflegungswesen zu betrachten, oder richtiger gesprochen, das Nichtlieferungs- und Selbstverpflegungswesen. Schon Friedrich der Große bezeichnete einen verarmten Lieferanten, der eigentlich zu den unglaublichen Erscheinungen gehört, mit dem Namen eines bekannten Thieres, welches zu nennen der Respekt mir verbietet, indem er an der Krippe gestanden habe ohne zu fressen. Und in der That! wenn Ich von dem Könige von Egypten aufgefordert worden wäre, seinen Traum von den 7 fetten und 7 magern Kühen zu deuten, so würde ich ihm geantwortet haben: Großer Pharao! die 7 fetten Kühe sind die Lieferanten deiner Armee, die 7 magern aber, welche von ihnen gefressen wurden, sind deine Soldaten und Unterthanen. Daß Joseph diesen Traum anders erklärte, macht es mir sehr wahrscheinlich, daß auch Er schon seine Hände

bei dem Lieferungswesen im Spiel hatte. Wer bei diesem Wesen oder vielmehr Unwesen, sein Glück machen will, der muß sich als den Vormund der Armee betrachten, das heißt, als denjenigen, welcher der Armee alles vor dem Munde wegschnappt. Wie ein wackrer Vormund seine Pflegebefohlnen dann und wann durch Fasten in der Tugend der Enthaltsamkeit übt, so muß auch Er seine Pflegebefohlenen, die Soldaten, durch die Schule der Entbehrung führen, und so zu wahren Soldaten erziehen, jedoch nicht unterlassen, ihnen die Fasttage als Eßtage anzurechnen, oder zu verrechnen, wie die Praktiker es sehr sinnreich und treffend nennen. Mit Einem Worte: er muß es darauf anlegen, eine Kriegshungerschule zu errichten, nach Art der chinesischen, deren Lichtenberg gedenkt, um dem Manne in der Bibel zu gleichen, der demjenigen, so ihn um Brot bat, Steine darreichte, als worunter die heilige Schrift in ihrer schon bekannten iro-

nischen Manier offenbar einen Lieferanten verstanden hat.

Endlich wäre hier noch der Ort, des Spionirens und der Landesverätherey zu gedenken.

Da jedoch die Erfahrung lehrt, daß selbst die Meister in diesem Gewerbe sich in Hinsicht des gehofften Lohns zu verrechnen pflegen, weil derjenige, welcher sich ihrer bedient, selten ein Gedächtniß für ihre Dienste hat, sie vielmehr wegen ihres gefährlichen Talents nach gemachtem Gebrauche von sich zu entfernen trachtet, so wollen wir jeden guten Christen, der seinen Hals und seine Seligkeit liebt, alles Ernstes davon abrathen.

Und hiermit, meine Hochzuehrenden! habe ich die vorzüglichsten Kunstgriffe und Praktiken beleuchtet, deren kluge Leute sich bedienen, um zu Reichthum zu gelangen, in sofern nemlich die Anwendung derselben mit Gefahr an Leib, Leben, Gut und Ehre ver-

bunden ist. Es giebt zwar noch eine Menge andrer, die in diese Cathegorie gehören, aber alle zu beleuchten, würde uns in ein zu weites Feld führen. Lassen Sie uns daher jetzt zu den gefahrlosen Vereicherungsmitteln übergehen.

Diese theile ich ein in solche, die gegen Privatpersonen, und in solche, die gegen das Publikum gerichtet sind, je nachdem wir nemlich das Vermögen einer Privatperson oder das des ganzen Publikums in Anspruch nehmen.

Unter den ersteren verdient die Erbschleicherei einer vorzüglichen Erwähnung. Die Erbschleicherei ist die Kunst, sich durch allerhand Krümmungen in die Gunst einer reichen und gebrechlichen Person dergestalt hinein zu schleichen, daß sie uns zu ihrem Erben einsetzt.

Diese Kunst setzt daher außer einer grossen Verstellungsgabe eine eben so große Beharrlichkeit und Geduld, außerdem aber

gründliche Menſchenkentniß im Allgemeinen, und ſpecielle Kenntniß der ſchwachen Seiten derjenigen Perſon voraus, gegen welche unſre Plane gerichtet ſind. Wir müſſen daher ihre Launen, Gebrechen, Bedürfniſſe, Neigungen und Gelüſte zum Gegenſtande eines eifrigen Studiums machen. Beſonders fallen alte Leute, wenn ſie den Knochenmann mit dem Stundenglas und der Hippe vor ſich ſehen, gar leicht in eine bigotte Zerknirſchung, weshalb kluge Erbſchleicher darauf bedacht ſeyn müſſen, ihnen fleißig Troſt aus der Bibel zuzuſprechen. Bejahrte Jungfrauen, oder ſogenannte alte Jungfern, haben oft Paſſionen für Katzen, Hünde, Affen, Papageyen und dergleichen Thiere, weshalb wir uns hüten müſſen, es mit dieſen Favoriten zu verderben, vielmehr ſuchen müſſen, durch ein zuvorkommendes Betragen gegen dieſelben uns den Weg zum Herzen ihrer Brodherrin zu bahnen. Zuweilen vermögen auch jugendliche Flammen die

Eisrinde eines alten Herzens aufzuthauen: man lasse es an zärtlichen Blicken, Seufzern und Liebesbetheurungen nicht fehlen. Mit Einem Worte: man lasse keinen Kunstgriff unversucht, sich methodisch in die Gunst der bezielten Person, und durch diese in ihre Erbschaft einzuschleichen.

Da es auch nicht selten der Fall ist, daß uns bei solchen Speculationen Pflichterben oder andere Personen im Wege stehen, die Anspruch auf die reiche Erbschaft machen könnten, so müssen wir darauf bedacht seyn, diese durch alle jene schlauen Künste der Intrigue und Kabale aus der Gunst der bearbeiteten Person zu verdrängen, und auf diese Art freye Bahn zu machen.

Dies sind jedoch nur Andeutungen. Wer mit den Naturanlagen zum Erbschleicher ausgestattet ist, dem werden sie genügen.

Ein zweites eben so lohnendes Mittel dieser Art ist das Hineinheirathen oder die Speculation auf eine reiche Heirath.

Im Allgemeinen gilt hier dasselbe, was bei der Erbschleicherei gesagt ist, nur mit dem Unterschiede, daß es hier oft darauf ankommt, die Gabe der Verstellung durch äußere in die Sinne fallende Vorzüge zu unterstützen. Denn im Felde der Liebe siegt nur zu oft Einfalt mit Schönheit gepaart über die feinsten Machinationen des Verstandes. Ein vernünftiger Mann läßt sich jedoch durch den ersten Korb nicht abschrekken, sein Ziel zu verfolgen. Selbst ein Felsenherz wird durch Beharrlichkeit erweicht, und gleichwie wir einem zudringlichen Pudel, den wir zehnmal von uns gestoßen haben, und der zum eilftenmal winselnd, wedelnd und händeleckend zurückkehrt, endlich in Gnaden die Hand reichen, so wette ich zehn gegen eins, daß auch Herz und Hand eines schönen Kindes endlich demjenigen zu Theil wird, der sich durch wiederholte Ausfälle nicht abhalten läßt, den mehrmals abgeschlagenen Sturm zu erneuern. Denn das

weibliche Herz iſt ſehr zum Mitleiden geſtimmt, und wiſſen wir dieſes zu beſtechen, ſo ergiebt ſich der Kommandant zuletzt auf Diskretion.

Und ſo erkläre ich mir die Erſcheinung, daß oft die ſchönſten Frauen den häßlichſten Männern die Hand reichen; oder iſt es vielleicht weibliche Berechnung, welche die Schönheit durch den Kontraſt der Häßlichkeit noch mehr zu heben ſucht? Ich wage nicht darüber zu entſcheiden.

Oft ſteht auch der Starrſinn eigenſinniger Väter, Mütter und Vormünder dem Heirathsſpeculanten im Wege. In ſolchen Fällen wiſſen ſich gewandte Leute dadurch zu helfen, daß ſie den Gegenſtand ihrer Bewerbungen in einen ſolchen Zuſtand zu verſetzen ſuchen, der die widerſtrebenden Alten zur Ertheilung des Jaworts geneigter macht. Practica est multiplex.

Im Felde der Liebe durchkreuzen ſich zwar noch unzählige Haupt- und Nebenwe-

ge, um zum Reichthum zu gelangen. Manche derſelben ſind jedoch zu unſauber, als daß ich es wagen ſollte, meine Hochzuehrenden darüber hinwegzuführen. Nur zweier will ich noch kürzlich gedenken, auf denen viele ſogenannte honnette Leute wandeln. Sie heißen Kuppelei und Heirathsmäkelei. Namentlich iſt die erſtere als ein Mittel zu empfehlen, nicht allein zu Reichthum, ſondern auch zu einem einträglichen Amte, oder einer Sineure-Stelle zu gelangen, beſonders wenn man nicht zu ekel iſt, den Gegenſtand des vornehmen Gelüſtes durch prieſterliche Kopulation wieder zu Ehren oder vielmehr zu noch größeren Unehren zu bringen.

Laßen Sie uns nun endlich diejenigen Kunſtgriffe berühren, welche darauf berechnet ſind, uns mit dem Gelde des Publikums zu bereichern. Hier kann man mit Recht ſagen: ſie heißen Legio. Jeder Kaufmann, jeder Hand-

werker, jeder Künſtler, jeder Profeſſor, Advokat und Arzt zielt ja auf den Beutel des Publikums. Doch von ihnen kann hier nur inſofern die Rede ſeyn, als es darauf ankommt, die beſondern Kunſtgriffe zu beleuchten, deren ſich manche dieſer Herren mit gutem Erfolge bedienen, um ihrem Gewerbe oder ihrer Kunſt einen höhern Schwung zu geben. Dieſer Praktiken bedarf zwar derjenige nicht, welcher ſich als Künſtler durch Genie und Fleiß, als Profeſſor durch Gelehrſamkeit, als Arzt und Advokat durch praktiſche Kenntniß, als Kaufmann durch Speculation und Induſtrie, als Handwerker durch Betriebſamkeit und Sparſamkeit emporzuarbeiten vermag. Dergleichen Eigenſchaften ſind jedoch nicht eines jeden Sache. Genie iſt ein Geſchenk des Himmels, das man ſich ſelbſt nicht geben kann, Arbeit, Betriebſamkeit und Studium aber erfordern Anſtrengung des Körpers und Geiſtes, und führen nur langſam zum Ziele, ſo daß die-

jenigen, welche den Reichthum auf diesem Wege suchen, oft über der vielen Arbeit, Mühe und Zeit, das Leben selbst verlieren, ohne zum Ziele gelangt zu seyn. Die Erfahrung lehrt freilich, daß Leute, welche einen Pfennighandel mit Schwefelhölzern anfingen, es endlich durch eiserne Industrie und Selbstkasteiung so weit brachten, daß sie in den größten Handelsplätzen Comptoire hielten, und mit dem ausgebreiteten Absatze ihrer Schwefelhölzer ein ungeheures Vermögen zusammenhäuften. Es ist jedoch keineswegs meine Absicht, die Schneckenwege und Dornenpfade zu zeigen, welche zum Reichthum führen. Denn sonst brauchte ich meinen geehrten Zuhörern nur zuzurufen: „arbeitet und wachet! schwitzet und darbet! damit ihr am Ende eurer Tage schwelgen, und die Hände in den Schooß legen, oder euren lachenden Erben ein großes Vermögen hinterlassen könnet.“ Mein Thema ist vielmehr, zu zeigen, wie man den Dornen-

pfaden ausweicht, und auf dem leichteſten Wege zum Reichthum gelangt. Ich bemerke alſo, daß kluge Leute gewiſſe Kunſtgriffe erdacht haben, wodurch ſie den Mangel der oben angeführten Eigenſchaften erſetzen.

Dieſe Kunſtgriffe laſſen ſich in die allgemeine Regel bringen: „Stoß in die Poſaune! mache Lerm und Aufſehen! errege Neugierde und ſchmeichle dem Zeitgeiſte und der Mode!“ Denn das Auffallende und Neue hat eine ſo anziehende Kraft, daß man darüber das Beſſere, Nützlichere und Schönere überſieht, wenn es weder in die Sinne fallend, noch neu iſt. Dieſe Regel befolgt daher jeder Schneider, der auf ſeinem Schilde mit ellenlangen goldenen Buchſtaben verkündet, daß der Pariſer Kleidermacher oder Coſtümkünſtler N. N. hier ſeine Werkſtatt habe; jeder Friſeur, der ſich einen Haarkünſtler oder artiste pour la coupure des cheveux nennt; jeder Speiſewirth, der ſeine Garküche in eine Reſtauration um-

kauft; jeder Häker, der ſeine neuen Heringe in den Zeitungen anpreiſet; jeder Gaſſenbube, der ſeine neuen Extrablätter mit gellender Stimme ausſchreit; jeder Buchhändler, der mit gigantiſchen Lettern ausposaunt, daß dieſe oder jene Schrift bei ihm herausgekommen ſey; jeder Schriftſteller, der durch irgend einen prahlenden Titel, als: Feuerbrände, Löſcheimer, Lichtſtralen, Europäiſcher Völkerbund ꝛc. Aufſehen zu erregen oder in einer anonymen Selbſtkritik zu beweiſen ſucht, daß er uns gerne zu ſich emporheben möchte, wenn nur nicht Hopfen und Malz an uns verloren wäre; jeder Arzt, der am Bette ſeines zu Tode klyſticten Patienten mit hippokratiſcher Weisheit docirt, daß denatus methodice von der Welt geſchieden ſey; jeder Juſtizkommiſſarius, der in ſeiner Deduction ein Körnchen Pandektenmiſt aus einem Strohmagazin von Citaten herausdriſcht, um zu zeigen, daß ſein Gegner ein Ignorant ſei; endlich jede

Hetäre, die ihre Nuditäten zur Schau auslegt, um ihr Publicum an ſich zu locken. Wir müſſen daher der klugen Gaſtwirthin in Harlem, deren Thümmel in ſeinen Reiſen durch das ſüdliche Frankreich gedenkt, wegen des höchſt genialen Kunſtgriffs, deſſen ſie ſich bediente, um durch ein Aushängeſchild ganz neuer Art Aufſehen zu erregen, unſre ganze Bewunderung zollen. In der That! ſie hatte dem Publikum ſeine ſchwache Seite abgelernt, und indem ſie es magnetiſch an ſich zog, goß ſie zugleich durch ein unzweideutiges Symbol die volle Schaale der Verachtung über daſſelbe aus.

Klappern gehört zum Handwerk: das iſt ein uraltes goldenes Sprichwort, und unter Klappern verſtehe ich nichts anderes, als Aufſehen machen.

Von der Wahrheit dieſes Sprichworts iſt jeder Profeſſor durchdrungen, der durch eingeſtreute Schwänke und Poſſen die lachluſtigen Studenten an ſein Katheder zu feſ-

seln ſucht. Ihm gemäß hält ein andrer eine Vorleſung über die Schädellehre, indem er vorausſieht, daß jeden die Neugierde plagen werde, zu wiſſen, ob er mit dem Fuchs- oder Eſelsorgan begabt ſey, eine dritte giebt mimiſche Darſtellungen, weil jedermann begierig iſt, Göttinnen und Ungeheuer durch eine Künſtlerin dargeſtellt zu ſehen, die doch ſo ſehr menſchlich iſt. Noch andre kündigen lebende Bilder an. Denn natürlich wünſcht jeder zu erfahren, wie man es anfangen werde, die Natur gleichſam umzukehren, und ſie zur Nachahmerin oder vielmehr zum Affen der Kunſt zu machen. Noch ein andrer kündigt eine Vorleſung über die Kunſt reich zu werden an. Denn alle Welt brennt ja vor Begierde, in die Geheimniſſe dieſer Kunſt eingeweihet zu werden. Noch andere kündigen ein Melodrama oder eine dramatiſche Akademie an, das heißt, einen Miſchmaſch von Theaterſcenen und Muſikſtücken, wobei einem zu Muthe wird wie in einem Irren-

hanſe, in welchem dergeſtalt ohne Zuſammenhang und Ordnung durcheinander geſchnattert und geheult wird, daß man zuletzt nicht weiß, wie einem der Kopf ſteht. Noch andere treten als Bauchredner, unſichtbare Jungfrauen und redende Sirenen auf. Kurz, ein jeder ſucht zu klappern, und dem Hans Nord nachzuahmen, der ausposaunte, er werde durch einen Flaſchenhals kriechen, jedoch ohne dieſe ſchwierige Aufgabe zu löſen, mit dem Gelde des Publicums durchging.

Wer daher als Künſtler ſein Glück machen will, der trete mit irgend einer neuen Erfindung im Reiche der Kunſt auf. Je toller, je beſſer. Es kommt nur darauf an, daß ſie durch Neuheit und Sonderbarkeit Aufſehen und Verwunderung errege, und mit Marktſchreierei angekündigt werde, dann wird ihm der Beifall der Menge nicht entſtehen.

Ja ich bin überzeugt, daß wenn irgend ein Spaßvogel eine muſikaliſch - dramatiſche Hunde - und Katzen - Akademie ankündigte, und durch eine dieſen Thieren zugefügte Tortur eine Art von Melodrama hervorbrächte, dies eine ſehr ergiebige Speculation ſeyn wü.de.

Wer als Autor ſein Glück machen will, der ſuche den Zeitgeiſt zu ſeinen Zwecken zu benutzen. Wenn alle Welt dem herrſchenden Götzen huldigt, ſo ſtoße auch er in die Poſaune ſeines Ruhms. Wenn Freiheit und Vaterland die herrſchenden Tendenzen ſind, ſo lege er die Poſaune der Freiheit und Vaterlandsliebe an den Mund. Kurz! ein jeder hänge nur ein lockendes Schild aus, und die Menge wird ihm zuſtrömen. —

Und hiermit, meine Hochzuehrenden! ſchließe ich dieſe Vorleſung, mit dem aufrichtigen Wunſche, daß die Lehre, die ich

ausgeſäet habe, bald goldene Früchte tragen, und ſich praktiſch bewähren möge, in Zeit und Ewigkeit Amen!

Vierte Vorlesung.

Ueber die Kunst zum Amte zu gelangen.

Meine hochzuehrenden Herren!

Bei der heutigen Vorlesung nehme ich mehr als bei jeder andern den Geist einer aufgeklärten Unbefangenheit in Anspruch, den ich von einer so erlesenen Versammlung zu erwarten berechtigt bin.

Ich weiß allerdings, was ich wage, indem ich ein Thema, wie das vorliegende,

ſatyriſch behandle, aber ich weiß auch und bin ſtolz darauf, daß ich in einem Staate lebe, deſſen ſchönſtes Kleinod die Freiheit der Rede iſt. Und in der That giebt es wohl keine beſſere Apologie auf unſere Verfaſſung als eben, daß ich es wagen darf, in der Reſidenzſtadt des Reichs, unter den Augen, ja mit ausdrücklicher Bewilligung der Obrigkeit, Vorleſungen dieſer Art zu halten.

Ohne Furcht alſo vor geheimen und offenen Nachſtellungen, vielmehr von der Ueberzeugung geſtärkt, daß ich die Luft eines Landes athme, in welchem ſich jede Blüthe des Geiſtes frei entfalten darf, gehe ich muthig an mein Thema, indem ich es verſuche, Unvollkommenheiten zu ſchildern, die allen Zeitaltern, Zonen und Verfaſſungen, eigen ſind.

Ein jeder will leben, und hat ein ſo gegründetes Recht, dies zu wollen, daß ſelbſt ein Fiscal, der gern alles, ſelbſt die Luft, die wir einathmen, für den Fiscus einziehen möchte, ihm dies Recht nicht wird abſtreiten können. Es hat zwar ein franzöſiſcher Staatsmann gelebt, der einem um Penſion bettelnden Ludwigsritter auf die unmaaßgebliche Bemerkung, daß man doch leben müſſe, zur Antwort gab: ich finde das eben nicht nothwendig. Dergleichen hartherzige Herren gehören jedoch gottlob! zu den ſeltenen Naturſpielen, ſo gut wie andre Petrefakten, als verſteinerte Kröten und Eydechſen. Iſt man daher in dem Falle, einen hungerleidenden Bittſteller abſchläglich beſcheiden zu müſſen, ſo pflegt man wenigſtens human genug zu ſeyn, ihm ſein Bedauern zu erkennen zu geben, daß man in der traurigen Nothwendigkeit ſey, ihn hungern laſſen zu müſſen. Und wenn gleich dieſes Bedauern den Bittſteller nicht ſatt macht, ſo

gewähret ihm doch die ausgesprochene menschenfreundliche Gesinnung einen Trost und eine Erfrischung, zumal, wenn ihr die Versicherung hinzugefügt ist, daß man des Supplicanten zu seiner Zeit — daß heißt, wenn er verhungert sey — bestens gedenken wolle.

Wenn nun nicht bestritten werden kann, daß ein jeder den Trieb und das Recht zu leben hat, so folgt daraus, daß nichts natürlicher ist, als das allgemeine Jagen und Rennen nach einer Versorgung, und der edle Wetteifer, einander das Stück Brot vor der Nase wegzuschnappen. Denn da wir diesen Instinkt schon bei den Thieren, besonders bei den Hühnern, wahrnehmen, wenn sie einander ein aufgefundenes Korn wegzupicken suchen, wie wollen wir ihn bei dem Menschen verdammen, der doch sein Naturrecht den Thieren ablernte, wie schon der weise Cicero den Stoikern nachsagt?

Ich hoffe daher mit einer Vorlesung über die Kunst zu einem einträglichen Amte zu gelangen, sehr willkommen zu seyn.

Bevor ich jedoch zu diesem Unternehmen schreite, finde ich mich veranlaßt, ein herrschendes Vorurtheil zu bekämpfen, welches manchen ehrlichen Mann abhält, sich um einen Posten zu bewerben.

Dieses Vorurtheil besteht in der Meinung, daß zu einem Amte vor allen Dingen **Geschicklichkeit** erfordert werde.

Zwar, wenn wir unter Geschicklichkeit nichts anderes verstehen, als die Tüchtigkeit einen Posten auszufüllen, gleichviel, ob mit dem **Kopfe oder mit dem Bauche**, so mag jene Meinung für wahr gelten. Sobald wir aber nur an den Kopf denken, liegt dabei ein grober Irrthum zum Grunde.

Denn gleichwie der Bienenstaat aus Drohnen und Arbeitsbienen besteht, das heißt aus solchen, welche bloß zehren, faullenzen und dem Begattungswerke obliegen, und **aus solchen, welche arbeiten, und die Zellen mit Honig füllen**, so sind auch in jedem wohleingerichteten Staate die Aemter mit Droh-

Drohnen und mit Arbeitsbienen beſetzt, das heißt mit ſolchen, die bloß mit dem Magen, und ſolchen, die bloß mit dem Kopfe oder mit den Händen arbeiten. Und gleichwie es unter den Pferden Paradepferde und Zug- und Laſtpferde giebt, von denen die erſteren mit reinem Haſer gefüttert werden, während die letzteren ſich nicht ſelten mit Heu und Stroh begnügen müſſen: ſo giebt es auch Parade- und Zug- und Laſtbeamte, von denen die erſteren, in gutem Futter gehalten werden, während die letztern auf ſchmale Diäten geſetzt ſind, das heißt, auf einen Tagelohn, der ſie zwingt, Diät zu halten, und langſam zu verhungern. Dieſe Einrichtung beſteht ſo lange als die Welt, und es läßt, ſich ſo wenig dagegen einwenden, als gegen den Unterſchied zwiſchen Bauer und Edelmann.

Man kann daher die Staatsdiener eintheilen in ſolche, die dem Staate und in ſolche, die nur zum Staate dienen,

ſo wie die Vor- und Beiſitzer in ſolche zerfallen, welche zum Sitzen und in ſolche, welche zum Schwitzen beſtimmt ſind.

Wenn daher die alten Pandektenreiter zu einem tüchtigen Juriſten ferreum caput und plumbeas nates oder ein bleiernes Gefäß erfordern, ſo denken ſie dabei ohne Zweifel an den Unterſchied zwiſchen einem Juriſten, der Hirn und Grips haben muß, und einem ſolchen, der bloß Sitzfleiſch zu haben braucht, um ſeinen Poſten auszufüllen.

Eben daher ſchreibt ſich denn auch der Ausdruck Sitzung oder Seſſion, weil dabei das Sitzorgan oft mehr in Anſpruch genommen wird, als die Organe des Gehirns.

Laſſe ſich daher niemand durch das oben gedachte Vorurtheil abſchrecken, auf einen Poſten einzugehen, wenn er ſonſt nur die Eigenſchaften beſitzt, welche ich nachher andeuten werde, im übrigen aber die Anlage in ſich fühlt, das mit dem Poſten verbundene Gehalt oder Accidens mit Amtswürde zu verzehren.

Denn nichts läßt ſich leichter in einem

Amte entbehren, als der ſogenannte Verſtand, weil in jedem Kollegio, in jedem Departement und Bureau ſich immer gefällige Leute in hinreichender Anzahl befinden, welche die Mühe des Denkens und Arbeitens übernehmen, oder ex officio übernehmen müſſen. Daher das Sprichwort: Wem Gott das Amt giebt dem giebt er auch den Verſtand, nichts anderes heißt, als: wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch einen Amtsgehülfen, der ihm mit ſeinem Verſtande aushilft, oder er giebt ihm die Mittel, fremden Verſtand zu erkaufen, oder er giebt ihm die Amtswürde und gewichtige Amtsmiene, ein anerkanntes Surrogat des Verſtandes. Ja zuweilen trift ſich's ſogar, daß mit dem Amtsrocke wirklich der Verſtand in den Menſchen hineinfährt, wie das Beiſpiel Sancho Panſa's beweiſet, der als Gouverneur der Semmelwurſtinſel plötzlich zu Jedermanns Erſtaunen die verwickeltſten Prozeſſe mit Salamoniſchen Weisheit entſchied.

Nachdem wir nun dieſes Vorurtheil aus dem Wege geräumt haben, laſſen Sie uns zu unſerm Thema übergehen.

Die Kunſt, zu einem Amte oder einer Verſorgung zu gelangen, beruht hauptſächlich auf der Kunſt ſich zu empfehlen.

Die Natur ſtattet dieſen mit einer einnehmenden Geſtalt, mit einem gewandten kraftvollen Körperbau, oder mit der Gabe ſich beliebt zu machen aus. Das Glück begünſtigt jenen mit Verwandſchaften und Verbindungen oder mit Gelde. Daß dieſes Vorzüge ſind, welche, ſo lange die Welt ſteht, zur Erlangung eines Amtes behülflich waren, wird niemand läugnen, der etwas weiter ſieht, als ein Maulwurf. Zwar hat man von je hes gegen dieſe Ordnung der Dinge als gegen eine Unordnung der Dinge geeifert, aber offenbar mit Unrecht.

Namentlich ſchilt alle Welt auf den Nepotismus, deſſen Einfluß wir hier zuerſt würdigen wollen. Aber ich frage: iſt etwas tie-

ser in der menschlichen Natur gegründet, als der Wunsch, seinen geliebten Sohn, Bruder, Neffen, Vetter, Oheim und Schwager versorgt zu sehen? Und verfällt nicht ein jeder, selbst der größte Eiferer, in diese Schwachheit, wenn ihn ein günstiges Geschick in die Lage versetzt, seinen Angehörigen eine Versorgung zuwenden zu können, sei es auch mit offenbarer Zurücksetzung eines fremden, verdienteren? — Doch wie kann man eine Schwachheit nennen, was selbst der bekannte Spruch empfiehlt: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! und wer ist mir näher als mein Bruder, mein Sohn und mein Vetter?

„Wer heut zu Tage keine Connexionen hat," so hört man von allen Seiten klagen, „der kommt nicht fort." Diese Klage ist also in so fern ungerecht, als sie dem gegenwärtigen Zeitalter, das ohnehin schon manche Sündenschuld früherer Jahrhunderte tragen muß, einen Vorwurf macht, der mit demselben Rechte allen Zeitaltern seit Er-

ſchaffung der Welt gemacht werden kann. Denn ſo lange es menſchliche Geſellſchaften gab, gab es auch Söhne, Vettern, Neffen und Schwäger, und ſo lange es dieſe gab, wurden ſie den Nichtbrüdern, Nichtvettern ꝛc. vorgezogen.

Was aber von Verwandſchaften gilt, das gilt auch von allen andern Verbindungen oder Connexionen, die das Intereſſe oder irgend eine andere moraliſche Urſach zwiſchen mir und einem andern knüpfte, der mir helfen oder ſchaden kann.

Wenn ich z. B. von dem Secretair dieſes oder jenes angeſehen Mannes eine namhafte Summe zu fordern habe, ſo ſtehe ich mit dem Secretair in einer Connexion, welche ihm die Verpflichtung auflegt, mir ſeine Fürſprache bei dem Prinzipal angedeihen zu laſſen, wenn er will, daß ich die ſchuldige Summe nicht gegen ihn einklagen ſoll. Oder wenn ich dem vortragenden Rathe dieſes oder jenes Miniſters in die Karte geguckt, und

ihn bei einer Malverſation ertappt habe, die ihn um den Poſten bringen kann, wenn ich als Denunciant gegen ihn auftrete, ſo ſtehe ich mit dem Rathe in einer Verbindung, vermöge deren er mir zu meiner Beförderung behülflich ſeyn muß, wenn ich den Mund halten ſoll. Oder wenn ich eine Frau habe, die zufälligerweiſe die Blicke des angeſehenen Mannes auf ſich gezogen hat, ſo ſtehe ich mit ihm in einer Verbindung, die mir ſeine Protection ſichert, wenn er will, daß ich die Hand vor die Augen halten ſoll. Mit Einem Worte: in jedem Falle, wo ich in der Lage bin, jemanden angenehme und nützliche Dienſte erweiſen, oder ihm ſchaden zu können, ſtehe ich in einer Connexion mit ihm, die mir zu meiner Beförderung dienlich ſeyn kann. Daher das Sprichwort: Eine Hand wäſcht die andere, welches ſo alt iſt als die Welt.

Und wer läugnet nun noch, daß Verwandſchaften und Connexionen eine Haupt-

bedingung sind, um zu einem Posten zu gelangen? Daß sie gleichsam die Fäden sind, womit Fortuna ihre Günstlinge an ihr Rad befestiget? Zwar möchte man einwenden, sie seyen eine Gabe des Zufalls, und es hänge nur in seltenen Fällen von uns ab, sie zu erschaffen. Ich behaupte aber daß jeder Mensch, wenn er nicht, wie Robinson Crusoe, auf einer menschenleeren Insel wohnt, in Verbindungen steht, die zu seiner Beförderung gereichen können, und daß man nur Augen haben müsse, diese oft so feinen und versteckt liegenden Glücksfäden zu bemerken, und Hände, sie zu erfassen. Der eine z. B. ist unmittelbar verwandt oder verschwägert mit diesem oder jenem einflußreichen Manne, und dann gilt das Sprichwort: wer den Pabst zum Freunde hat, dem kann der Kardinalshut nicht entstehen. Der andre ist zwar nicht mit dem angesehenen Manne selbst verwandt, aber doch mit seinem Secretair, Kammerdiener und Lakay-

en, der dritte mit ſeiner Favorite, der vierte mit ſeinem Koch, ſeiner Köchin, ſeinem Kutſcher, ſeinem Stiefel- oder Bartputzer. — Kurz, das Reich des Glücks iſt von ſo unzähligen Kanälen durchſchnitten, daß, wenn man nur zu ſteuern verſteht, man gewiß endlich in den Hauptcanal oder in den Hafen gelangt. Daher der Ausdruck, er hat Kanäle, oder durch den und den Kanal iſt er zu dem Poſten gelangt, worunter oft weiter nichts zu verſtehen iſt, als ein weitläuftiger Vetter, der dem Kammerdiener dieſes oder jenes großen Mannes den Rock ausklopfte. Daß es auch ſchmutzige und ſchlammige Kanäle in Menge giebt, bedarf kaum einer Erwähnung.

Man hat Profeſſoren der Isländiſchen Litteratur, der Mimik und Muſik: warum giebt es keinen Profeſſor der Kanalkunde, um den jungen Leuten, die einſt befördert ſeyn wollen, Kollegia darüber zu leſen?

Ein zweites Beförderungsmittel iſt Schön-

heit und Kraft. Wenn der weibliche Einfluß in allen weltlichen Angelegenheiten, ja ſelbſt in der Politik unverkennbar iſt, wie ſollte er es nicht auch bei Beſetzung der Aemter ſeyn? Da kann es denn nicht fehlen, daß oft ein ſchlanker Wuchs oder ein nervigter Körperbau den Ausſchlag giebt, während auf der andern Seite eine zu karge oder zu reichliche Ausſtattung der Natur, z. B. einen Höcker, Vorſprung, oder irgend ein anderer bei der Herausgabe des Menſchen vorgefallener Druckfehler, ſelbſt mit dem glänzendſten Talente gepaart, unüberſteigliche Klippen der Beförderung ſind. Der Amtscandidat alſo, der ſich ſeiner körperlichen Vorzüge bewußt iſt, hat in ſolchem Falle, nichts weiter zu thun, als den äußern Eindruck wirken zu laſſen, ſo wird ſich das Amt von ſelbſt finden.

Ein drittes Mittel ſich zu empfehlen, iſt das Geld. Soll ich über die Macht dieſer höchſten Potenz noch Worte verlieren? Wo iſt

der Menſch, der die vis impulsiva des Geldes nicht praktiſch erprobt hätte? Die Muhamedaner beten den Mond, die Indianer die Sonne, die Feuerländer das Feuer an: ich frage: woher kommt es, daß noch keine Nation das Gold zum ſichtbaren Gott weihete, da ſeine Allmacht doch allgemein anerkannt iſt? Doch in dieſem Augenblicke erſt fällt mir bei, daß ja die Kinder Israels das goldene Kalb anbeteten, und ich zweifle nicht, daß dieſer Götzendienſt unter Chriſten und Juden noch jetzt mehr geheime Anhänger hat, als das Chriſten- und Judenthum öffentliche. Ich will daher keine Worte über die Macht des Geldes verlieren: nur ſoviel ſey mir zu bemerken erlaubt, daß es bei cultivirten Nationen, als der einzig ſichere Maaßſtab anerkannt iſt, nicht allein den Werth jeder Waare, ſondern auch den Menſchenwerth darnach zu beſtimmen. Ich will nicht einmal von den Römern ſprechen, bei denen das Wort Talent ſowohl von

Geistesanlagen, als vom Gelde gebraucht wurde: ich führe die Engländer, die nächst der unsrigen gewiß die aufgeklärteste Nation auf Erden sind, als Beispiel an. Wenn sie sich nach dem Vermögen eines Menschen erkundigen, so fragen sie: what is he worth? zu deutsch: was ist er werth?

Kann man es also demjenigen, dem ein Amtskandidat zur Beförderung vorgestellt wird, verdenken, wenn er gleichfalls frägt: what is he worth? oder wie fällt er ins Gewicht?

Keiner aber drückt sich bestimmter und offener über den Werth des Geldes aus, als der alte Kriegskünstler Montecuculi, indem er die Behauptung aufstellt: „Um Krieg zu führen gehört erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld.“

Dieser Satz enthält so viel allgemeine Wahrheit, daß man ihn auch auf die Amtsbeförderung anwenden, und so übersetzen kann: um zu einem Posten zu gelangen, ist

erſtens erforderlich Geld, zweitens Geld, und drittens Geld. Nicht als ob ich behaupten wollte, die Aemter ſeyen heut zu Tage mit Geld zu erkaufen: Gott ſoll mich vor einer ſolchen Blasphemie bewahren! Ich behaupte nur, daß wenn die Wage des Verdienſtes zwiſchen dem einen und dem andern Verdienſte ſchwankt, ſie nach phyſikaliſchen Geſetzen, auf der Seite überſchlagen muß, wo man noch ein neues Gewicht in die Schale legt. Wenn alſo z. B. in der einen Wagſchale ein erprobtes Talent, in der andern aber eine Vetterſchaft oder Schwägerſchaft ruht, und das Zünglein unſchlüſſig hin und her balancirt, nun aber plötzlich eine Handvoll Goldſtücke zu der Vetterſchaft hinzugefügt wird, ſo iſt nichts natürlicher, als daß es ſich zu der Goldſeite hinneigen muß. Daher ſcheint es mir, als ob der Ausdruck Zunge bei einer Wage von der Zunge eines Richters entlehnt ſey, die zwiſchen den rationibus dicidendi et dubitandi ſchwankt, be-

vor ſie das Urtheil ausſpricht. Und in der That giebt es wohl kein treffenderes Ebenbild einer Themiswage als manchen Prieſter der Themis ſelbſt, wenn man nemlich ſeine beiden geöffneten Hände als di Wagſchalen, und ſeine Zunge als das Zünglein der Wage betrachtet, das ſich ſogleich auf die Seite desjenigen neigt, der den rationibus decidendi noch irgend ein gewichtiges und klingendes Argument hinzufüge. Daher kommt meines Erachtens der Ausdruck, jemanden den Beweis in die Hände geben, und ſo muß man es verſtehen, wenn die alten Rechtslehrer auſſer den bereits oben angegebnen Eigenſchaften eines tüchtigen Juriſten, noch auream crumenam voraus. ſetzten.

Doch wieder auf unſer Thema zu kommen: Wer alſo in dem Falle zu ſein glaubt daß er, um zum Amte zu gelangen, ſeinen Verdienſten noch ein Gewicht der beregten Art hinzufügen müſſe, der ſehe genau zu,

wie die Wage, auf welcher sein Verdienst gewogen werden soll, zieht. Denn bekanntlich ziehen manche mehr, manche weniger. Nach dieser Prüfung messe er das Gewicht ab. Noch einleuchtender wird die Sache, wenn wir die Lehre vom Hebel auf das Geld anwenden. Denn wer läugnet, daß das Geld von jeher für den stärksten Hebel gegolten hat? Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß es Leute von felsenfestem, unbeweglichem Gewissen giebt, die man selbst mit einem goldenen Hebel nicht aufwuchten, und von der Stelle rücken kann. Bei den meisten wird aber die Kraft eines solchen Instruments anwendbar bleiben, und es kommt dann nur darauf an, daß man die Stärke und Größe des Hebels darnach abmißt, ob man ein mehr oder minder wackliges Gewissen vor sich hat, ferner, daß man sich darauf versteht, den Hebel geschickt anzubringen und den rechten Schwerpunkt zu treffen.

Ein viertes Empfehlungsmitel ist die Fürsprache.

Zwar iſt ihrer ſchon oben bei den Verwandſchaften und Konnexionen gedacht worden: man kann ſich jedoch, auch ohne dieſe, der Fürſprache bedienen, indem man entweder der fremde Ueberredungsgabe in Anſpruch nimmt, oder es mit ſeiner eigenen verſucht.

Wem iſt es z. B. nicht bekannt, welch eine Ueberredungskraft in der Zunge gewiſſer mitleidigen Damen liegt, die einen jungen Mann gern in die Pfarre, hiernächſt in die Quarre, und zuletzt untern Pantoffel bringen möchten? Mit Recht kann man von ihnen ſagen: ſie verſtehen ſich darauf, ihren Gegenſtand zu überreden, oder vielmehr überzureden, wie man einen überreitet oder überrennt. So eine Zunge hat das mit einer Sirenen-Zunge gemein, daß man über Bord ſpringen möchte, wenn man ihrem Zauber ausgeſetzt iſt. Der Amtsbewerber nehme daher einer Anzahl derſelben in Beſchlag. Auf ihre Dienſtfertigkeit kann er ſicher rechnen. Denn nichts liegt dem Her-

zen ſolcher Damen näher als der Wunſch, ihre Nebenmenſchen zu beglücken. Daher ihre unermüdliche Geſchäftigkeit, Eheknoten zu ſchürzen, und wiederum zu zerſchneiden, wenn ſie dem einen oder dem andern zum Druck gereichen. Und eben daher ihre Dienſtfertigkeit, einem jungen Menſchen zum Amte zu verhelfen. Denn Aemtchen geben Käppchen, wie das Sprichwort ſagt, und aus jedem unverheiratheten Amtscandidaten ſprießt ein Heirathscandidat, und aus dieſem vielleicht wieder ein Scheidungscandidat hervor. Man bediene ſich alſo beſagter mitleidiger Damen, um einen Chok auf denjenigen zu unternehmen, der den Poſten zu vergeben hat, und man wird ſeine Abſicht nur ſelten verfehlen. Denn wäre es ja, daß es mit dem Ueberreden nicht glückte, ſo glückte gewiß mit der Intrigue. Alle Federn und Räder werden in Bewegung geſetzt werden, um den großen Zweck zu erreichen, und gleichwie man den Perpendikel

einer aufgezogenen Wanduhr nur Einmal anzustoßen braucht, um das ganze Uhrwerk in Bewegung zu bringen, so braucht man die Zunge einer solchen Fürsprecherin nur anzutippen, um diese sowohl als ihr ganzes Wesen sammt Händen und Füßen in eine fortwährende Schwingung zu versetzen.

Noch schneller kommt der zum Ziele, der eine junge Fürsprecherin in sein Interesse zu ziehen weiß. Die Sprache zweier schönen Augen ist oft wirksamer, als alle Rednerkünste eines Demosthenes and Cicero. Mit Einem Worte: wer eine solche Fürsprecherin hat, der sitzt bald in petto di santissimo padre, und wird gewiß Kardinal.

Ein mißlicheres Spiel haben diejenigen, welche sich auf ihre eigene Fürsprache beschränken müssen. Zwar, wenn eine einnehmende Gestalt oder der oben beregte nervus rerum gerendarum die Ueberredungskraft verstärken, dann pflegt die Sache keine großen Schwierigkeiten zu finden. Auch ist es

nicht selten von großer Wirkung, wenn man sich der Fürsprache vernunftloser Thiere bedient, und ein fetter Ochs, ein fettes Schwein, ein fetter Hammel und ein Volk Hühner, wenn sie zu rechter Zeit intoniren, zeigen oft eine größre Ueberredungsgabe, als die bündigsten Responsa in einer Disputation oder in einem examine rigoroso.

Hier ist jedoch nur von dem Falle die Rede, wo der Amtsbewerber keinen andern Vorredner hat, als sich selbst, und weder Capacität besitzt, noch ein Testimonium capacitatis aufweisen kann.

In diesem Falle also muß er zur Kunst, sich beliebt zu machen, seine Zuflucht nehmen. Wer aber in dieser Kunst etwas leisten will, der muß vor allen Dingen in der ihr untergeordneten Kunst zu schmeicheln geübt seyn.

Schmeicheln heißt: die Eigenliebe eines Menschen täuschen, indem man ihm entweder Vollkommenheiten andichtet, die er nicht

beſitzt, oder indem man ſeine wirklichen Vollkommenheiten erhebt, und im glänzendſten Lichte darſtellt.

Wohlerſonnen ſind aber nur ſolche Täuſchungsmittel, welche die Abſicht zu täuſchen nicht durchſchimmern laſſen.

Wenn alſo z. B. ein Copiſt, der zum Kanzelliſten erhoben ſeyn will, bey dem Kanzleyinſpektor mit der Anrede einträte: Maecenas, atavis edite regibus! o et praesidium et dulce decus meum! ſo wird dies die wahre Abſicht des Supplicanten zu deutlich verrathen, alſo wahrſcheinlich den Zweck verfehlen, der Mäcenas müßte denn ein pecus campi ſeyn, was man doch höflicherweiſe nicht annehmen kann. Wenn aber ein Referendarius bey ſeinem erlauchten Chef-Präſidenten einträte, und bey Anbringung ſeines unterthänigen Beförderungsgeſuchs eine Ohnmacht heuchelte, dieſe aber dadurch zu entſchuldigen ſuchte: daß er durch die Nähe des großen Mannes ganz zu Boden geſchmettert

ſey, ſo würde er ſchon eher den geübten Schmeichler verrathen.

Man kann annehmen, daß jeder Menſch, ſelbſt ein Cato, Eigendünkel beſitzt, und es kommt nur darauf an, dieſe ſchwache Seite an ihm auszuſpüren, und zu ſeinen Zwecken zu benutzen.

Nur äußert er ſich auf ſehr verſchiedene Art. Der eine bildet ſich auf ſeine Schönheit etwas ein, der andre auf ſeinen Verſtand, der dritte auf ſeine Gelehrſamkeit, der vierte auf ſeinen Muth, der fünfte auf ſeinen Geſchmack, auf ſeinen Weinkeller, auf ſeine Tafel, auf ſeine Pferde, auf ſeine Equipage, auf ſeine Kinder u. ſ. w. Daß einer ſich auf ſeine Herzensgüte etwas einbildet, gehört vielleicht zu den ſeltenſten Erſcheinungen, und dieſe Seltenheit gereicht der Menſchheit eben nicht zum Lobe. Hiernach alſo lege man die Laufgräben an.

Nun giebt es zwar gewiſſe Herren, die

ſo ſchroff und ſteil wie Felſen und jeder Schmeicheley unzugänglich zu ſeyn ſcheinen. Sie ſcheinen es aber auch nur. Denn ſicher kann man bey ihnen darauf rechnen, daß ſie ſich auf ihre Charakterſtärke und Wahrheitsliebe etwas einbilden, weshalb man ſie bey dieſer Seite faſſen muß.

Kluge Leute durchſchauen zuweilen den Schmeichler. Bey dieſen muß man die Schmeicheley in das Gewand der Tadels hüllen.

Jedermann wird ſich z. B. mit Wohlgefallen einen Dummkopf nennen hören, wenn der Schmeichler ſich ungefähr ſo ausdrückt: Da ſieht man einmal wieder, daß zuweilen die klügſten Leute dumme Streiche begehen. Und der Marquis de Poſa durfte es wohl wagen, zu dem Könige Philipp zu ſagen:

Kann der gerechtſte König denn
Mit Einemmal der ungerechtſte ſeyn?

Denn in dieſer Gattung von Tadel liegt gerade die feinſte Schmeichelei, weil es den

Anſchein gewinnt, als ob das darin eingewickelte Lob aus einem wahrheitsliebenden Herzen entſprungen ſey. Kurz: wer ſich darauf verſteht, ſo zu ſchmeicheln, von dem kann man mit Recht ſagen, daß er den Meiſtergrad in dieſer Kunſt erreicht habe.

Dieſe Fingerzeige mögen vor der Hand genügen; denn in der That ließe ſich über die Kunſt zu ſchmeicheln ein Buch ſchreiben, ſtärker als Krünitzens Encyclopädie.

Zweier Hauptpraktiken dieſer Kunſt will ich jedoch noch gedenken: ſie heißen Dedication und Gelegenheitsgedicht.

Wer z. B. einem Finanzmann ein Werk über die vollkommenſte Finanzverwaltung zueignet, und in demſelben alle Maßregeln ſeines Mäcen als die Grundpfeiler eines unverbeſſerlichen Staatswirthſchaftgebäudes anpreiſet, der kann ſicher darauf rechnen, daß man bei Erledigung eines einträglichen Poſtens auf ihn, als einen einſichtsvollen Mann, Rückſicht nehmen wird. Um in ſol-

dem Falle den Verdacht der Schmeichelei von sich zu entfernen, thut man noch klüger, wenn man das Werk als Anonymus herausgiebt, zugleich aber eine Rezension in die Zeitungen einrücken läßt, worin man sich als den vermuthlichen Verfasser ausposaunt.

Ferner wer einem Fürsten ein dramatisches Werk zueignet, und durch gewisse eingestreute Charakterzüge eine Parallele zwischen ihm und dem Helden des Dramas aufstellt, der kann sich mit Zuversicht auf eine goldene Feder oder auf ein Hofämtchen gefaßt machen.

Von noch größerer Wirkung sind Gelegenheitsgedichte. Gereimtes und metrisch gemessenes Lob gleitet süßer als Honig herunter, und hat noch das vor dem prosaischen voraus, daß es, indem es sich dem Gedächtnisse wie eine gefällige Melodie auf immer einprägt, gleichsam einen süßen Nachgeschmack hinterläßt, und solchergestalt den Namen

des

des Autors in dem Andenken des Besungenen verewigt. Wer so zu schmeicheln versteht, der kann auf ein Gnadenbrod, eine Pension oder fette Secretairstelle rechnen, weil es in der That Schade wäre, das Talent eines so ausgezeichneten Stylisten verderben zu lassen.

Zu den Abarten der Schmeichelkunst gehören die Fuchsschwänzerei, Kriecherey und Speichelleckerey. Sehr vielen Menschen nemlich fehlt es an Geschmeidigkeit des Verstandes. Sie suchen daher diesen Mangel durch Geschmeidigkeit des Rückgrats und der Kniee zu ersetzen, welche, verbunden mit einem submissen Fisteln, oft gute Wirkung hervorbringt.

Die Geschmeidigkeit dieser Leute läßt sich am treffendsten mit der einer Sohle vergleichen. Wie sich diese gefallen läßt, in den Koth getreten zu werden, und solche Gunstbezeigung mit einem unterwürfigen Gekrächz erwiedert, so auch diese Kriecher und Speichellecker.

Eine zweyte Untergattung der Kunst sich beliebt zu machen ist die Unterhaltungs- und Belustigungskunst. Die Gabe der Unterhaltung besteht entweder in dem fertigen Gebrauch der Zunge, mit Erzählertalent, Darstellungsgabe, Witz und Laune gepaart, oder in gewissen höheren Kunstfertigkeiten, z. B. im Gesange, in der Declamation, in der Musik, in der mimischen Darstellung und im Tanze, oder auch in gewissen niederen Kunstfertigkeiten, z. B. im Reiten, Voltigiren, Tranchiren, Zechen, aus dem Bauche reden, wie ein Hund bellen, wie eine Katze miauen, und andern zum Zeitvertreib und zur Erschütterung des Zwerchfells gereichenden Späßen.

Wer alle diese Talente in sich vereinige, dem kann ein einträglicher Posten nicht entstehen. Denn er läuft geradezu Sturm auf die Herzen, kein Mensch kann ihm etwas versagen; Hohe und Niedere, Männer und Frauen beeifern sich, den lieben herrli-

chen Mann zu befördern und zu pouſſiren. Aber geſetzt auch, daß er nur in Einer dieſer Vollkommenheiten excellirte, doch wird er ſeinen Gönner finden. Denn große Herren bedürfen dann und wann einer Erſchütterung des Zwerchfells, um ihre ſchweren Morgenſtudien, ihren Auſtern- und Trüffelpaſtetenſchmaus gehörig zu verdauen. Dann iſt ihnen ein Bauchredner, der ſeine ventriloquiſtiſchen mit mimiſchen Darſtellungen würzt, oft erwünſchter, als ein Kopfredner, der die ernſteſten Weisheitslehren predigt. Ja ich kenne einen kurzweiligen Kerl, der ſich in einen Poſten dadurch hineingeſchlichen hatte, daß er die Capriolen und das Meckern eines Ziegenbocks nicht minder täuſchend als das Yanen eines Eſels nachzumachen verſtand. —

Ein nicht minder zur Empfehlung gereichendes Talent iſt das Kupplertalent.

Große Herren nemlich haben zuweilen gewiſſe ungeduldige Wünſche, deren Befriedigung ſo wenig Aufſchub leidet, wie die

des Hungers und Durſtes, und die vor dem Hunger und dem Durſt noch das voraus haben, daß ſie ſich nicht an gewiſſe Stunden des Tages zu binden pflegen, ſondern gleich ungeſtümen und unbeſcheidenen Mahnern zuweilen die wichtigſten und dringendſten Amtegeſchäfte unterbrechen. Daher iſt den großen Herren ein ſolches Talent nicht ſelten willkommener als jedes andre, und wer damit zu wuchern weiß, der braucht um eine anſtändige Verſorgung eben nicht bange zu ſeyn. Denn nicht allein, daß durch die angenehmen Dienſtleiſtungen des geheimen Agenten oder Lieferanten ein gewiſſes Band der Vertraulichkeit zwiſchen ihm und ſeinem Patron geknüpft wird, welches ihm die beſondere Affektion deſſelben ſichert, ſo macht dies Verhältniß auch nothwendig, daß die geheimen Praktiken, um ſie dem Auge vorwitziger Späher zu entziehen, hinter einem amtlichen Charakter verſteckt werden, und ſo findet ſich denn das Amt, eh' man

ſich's verſteht. Ich wage dreiſt zu behaupten, daß wenige Talente ſo glänzend und wahrhaft freygebig belohnt werden, als dieſes.

Laſſen Sie uns bei dieſer Gelegenheit noch eines andern Talents gedenken, wodurch ſich mancher ehrliche Mann in ein einträgliches Amt hineinſchnüffelte, ich meine das Spür- oder Spionirtalent. Wie zu jeder wohlorganiſirten Heerde wenigſtens Ein Hund gehört, der die aufſäſſigen und ſtößigen Böcke bewacht, ſo muß in jedem Departement, in jedem Collegio wenigſtens Ein Spürhund beſoldet werden, der eine genaue Controlle über die Amtsführung ſeiner Collegen führt; und in der That! der Staatskörper kann eher die hundert Augen des Argus und die hundert Arme des Briareus entbehren, als eine Legion ſolcher Spürnaſen. Derjenige alſo, den die Natur mit einer ſolchen Naſe begabt hat, braucht ſie nur in irgend ein Departement hineinzu-

ſtecken, und ſeine Brauchbarkeit wird ſogleich nach Verdienſt gewürdigt werden.

Wem die Natur die Gabe ſich beliebt zu machen verſagte, der lege es darauf an, ſich gefürchtet zu machen. Einem knurrenden Hunde pflegt man das Maul zu ſtopfen, damit er nicht zum Verräther werde, das iſt eine bekannte Erfahrung, und mancher, der ſich als einen rüſtigen Beller bewährte und in dem Rufe der Beißigkeit ſtand, iſt durch ein ihm zugeworfenes Amtchen zum Schweigen gebracht, oder durch eine tüchtige Penſion beſänftiget worden. Nomina sunt odiosa.

Schließlich laſſen Sie uns noch eines Beförderungsmittels gedenken, wodurch nicht wenige zum Amte gelangen. Es iſt das ſogenannte Hineinheyrathen, oder die Kunſt, ſich gleichſam durch prieſterliche Copulation mit einem Amte zu vermählen. Amtchen geben Käppchen, ſagt das Sprichwort. Ich kehre es um, und ſage: Käppchen geben Amtchen. Es trifft ſich nemlich zuweilen, daß

ein groſſer Herr gewiſſe Verbindlichkeiten gegen die Wittwe eines Beamten oder auch gegen ein anderes Frauenzimmer zu erfüllen hat, vermöge derer es dem Verpflichteten am Herzen liegt, die Wittwe oder das Frauenzimmer bald an den Mann zu bringen. Dies läßt ſich am beſten dadurch bewerkſtelligen, daß man die Wittwe im Amte behält, oder dem beſagten Frauenzimmer zu einem Amte verhilft. In ſolchem Falle alſo haftet eine ſolche Perſon gleichſam als eine Reallaſt oder Servitut auf dem Amte, und wer das Amt haben will, muß auch das Onus nach allen Rechten übernehmen.

Man kann ſich jedoch auch dieſes Beförderungsmittels bedienen, um ſich in eine Connexion oder Verwandſchaft, und durch dieſe in den Poſten hineinzurathen, und ich wette, daß unter hundert Beſtallungen wenigſtens zehn von dem Gott Amor ausgefertigt und von dem Gott Hymen vollzogen, unterſiegelt und contraſignirt ſind.

Dies, meine hochzuehrenden Herren! wären so ungefähr die Hauptmittel, wodurch man zum Amt gelangt, und ich bin von ihrer Unfehlbarkeit so fest überzeugt, daß ich mich hiemit erbiethe, einem jeden, der mir nachweisen kann, sie mit Verstand angewendet, und gleichwohl nicht praktisch erprobt zu haben, seinen Ehrensold mit landüblichen Zinsen zurück zu geben, jedoch mit Vorbehalt der Rechtswohlthat des Moratorii.

Fünfte Vorlesung.

Ueber die Kunst sich unsterblich zu machen.

Hochzuehrende Herren!

Sobald ich meine heutige Vorlesung ankündigte, errieth Sie vermuthlich ohne übermäßige Anstrengung des Geistes, daß ich die Theorie der Kunst, sich unsterblich zu machen, aus dem Leben des großen Mannes schöpfen würde, der gleichsam als ein Fixstern erster Größe, oder doch als ein vagirender Schweifstern an dem Zenith unse-

res Jahrhunderts prangt. Von wem anders, als von diesem Selbstherrscher im Reiche der Unsterblichkeit, ließen sich auch die Grundzüge zu einer solchen Theorie entlehnen? Tief durchdrungen von dem Gefühle des Staunens, womit alles Unbegreifliche das Gemüth erfüllt, beginne ich daher meine Vorlesung mit einer Lobrede, oder vielmehr mit einem Lobgesange auf Ihn, der ein größeres Räthsel in der Geschichte dasteht, als die räthselhafte Sphynx selbst, die sich eine Kurzweil daraus machte, die Vorwitzigen, welche ihre Nüsse nicht aufknacken konnten, zu verschlingen.

Ja meine Herren! es gereicht mir zum wahrhaften Vergnügen, mich den Lobrednern des großen Mannes, deren es gottlob in unserer guten Stadt Berlin noch eine hinreichende Anzahl giebt, anzuschließen. Gestehen Sie: was sind die sogenannten 7 Wunder der Welt gegen die zahllosen Wunder, die aus der Pandorabüchse seines Ge-

nices hervorgingen? Was sind die hängenden Gärten der Semiramis, die doch vermuthlich an tüchtigen eisernen Ketten oder mannsdicken Schiffetauen hingen, gegen seine hängenden Herzogthümer, Fürstenthümer und Königreiche, die nur an einem dünnen Faden hängen? Was sind die unbeweglichen, aus plumpen Granitblöcken aufgethürmten Pyramiden, gegen die staunenerregenden Luftschlösser der Weltherrschaft, die er an den Quellen des Nil, wie an den Ufern des Tajo, der Düna, des Niemen und der Elbe aufbaurte? Was sind die Irrgänge des Labyrinths gegen die Irrgänge des kunstreichen Staaten-Labyrinths, der Rheinbund genannt, aus dem er selbst, der Erfinder und Baumeister, sich ohne bedeutende Kopfstöße und Quetschwunden nicht wieder herausfinden konnte? Was sind die 100 Thore von Theben gegen die 1000 Triumphbogen, die sich, wie durch einen Zauberschlag, über seinem lorbeergekrönten Scheitel wölb-

ten, und wie Pilze, die ein Sommerregen zu Dutzenden hervortreibt, seiner Heldenbahn entsproßten? Was ist endlich der Colossus auf Rhodus gegen ihn selbst, der mit dem einen Fuß Europa, mit dem andern Afrika und Asien auf den Nacken trat?

Ich weiß wohl, daß es jetzt zur Tagesordnung gehört, gegen den großen Mann mit allen erdenklichen Waffen zu Felde zu ziehen, und ich bin darauf gefaßt, als ein Märtyrer der Wahrheit, als ein heiliger Sebastian mich den Pfeilen seiner unzähligen Gegner bloßzustellen, indem ich meine Stimme für ihn erhebe. Aber desto größer wird der Triumph der gerechten Sache seyn, wenn es mir gelingt, die Zweifler und Ungläubigen endlich zu bekehren.

Wahr ist's: der Stern seiner Größe ist durch den widrigen Einfluß der Elemente auf einen Augenblick gebleicht, und seine unzähligen Triumphbögen haben sich so zu sagen in niedrige Caudinische Schlagbäume

verwandelt, durch welche kaum ein franzöſiſcher Voltigeur, ohne ſich zu bücken, hindurchkriechen kann, geſchweige denn ein Protektor und Beglücker des Erdkreiſes.

Aber es iſt noch nicht aller Tage Abend, und laſſen Sie uns Deutſche nur erſt von dem Fieber geheilet ſeyn, woran wir nach dem Ausſpruche des großen Mannes leiden, ſo wird er uns wieder in ſeiner alten Glorie ſtralen.

Es läßt ſich zwar nicht läugnen, daß wir manche ſeiner neueren Großthaten mit unſern philiſtermäßigen Begriffen von Weisheit nicht recht zuſammenreimen können. Aber es iſt das Schickſal alles Großen und Wunderbaren, von kleinen Geiſtern, die es in ihre engen Hirnkammern nicht auffaſſen können, bekrittelt und beſpöttelt zu werden, beſonders wenn der Erfolg der laut verkündeten Abſicht nicht vollkommen entſpricht, und es iſt nur zu bekannt, daß der Witz des Pöbels ſich an nichts ſo gern übt, als an

dem Erhabenen. Stellt einen Hercules oder Jupiter, von der Meisterhand des Phidias oder Canova geschaffen, auf dem Markte auf, und gebt Acht, ob er nicht schon über Nacht von hundert Bubenhänden bekritzelt oder gar besudelt seyn wird. Eben so geht es den Thaten großer Männer.

Gewiß, meine Herren! der Unsterbliche hat ein Inhaltschweres Wort gesprochen, als bey seinem retrograden Triumphzuge von Moskau nach Paris den glänzenden Ausspruch that, daß der Schritte vom Erhabnen zum Lächerlichen kürzer sey, als man gewöhnlich glaube. Denn wie bekannt, berühren sich in der moralischen Welt die Extreme überall, und die sublimste Weisheit gränzt mit der sublimsten Narrheit so nahe zusammen, daß man den Tempel Minervens und das berühmte Haus von Bedlam gar leicht verwechseln kann.

Es bleibt ewig wahr, meine Hochzuehrenden! daß wir einen wahrhaft großen

Mann nicht mit der Markt- und Krämerelle unſrer beſchränkten bürgerlichen Vernunft und Moral meſſen können, ſondern ihn mindeſtens mit einer Rheinländiſchen Ruthe oder geometriſchen Meßkette überſchlagen müſſen.

Der Panzer eines Pygmäen paßt nicht auf den Körper eines Rieſen, läßt Schiller den Fiesko ſehr wahr und treffend ſagen: Eben ſo paſſen auch unſre engen Pygmäenformen von Vernunft, Tugend und Recht nicht auf den Rieſengeiſt eines Weltreformators.

Und hier kommen wir endlich auf einen Standpunkt, wo wir das Telescop aufſtellen, und unſern Schweifſtern genauer ins Auge faſſen können.

Wollen wir gerecht ſeyn, meine Hochzuehrenden! ſo müſſen wir bekennen, daß alle Anſtrengungen und herkuliſchen Arbeiten des großen Mannes einzig und allein auf den erhabenen Zweck des allgemeinen Menſchenwohls berechnet ſind, und daß er nur in

Verfolgung dieſes göttlichen Zieles die Palme der Unſterblichkeit zu erringen ſtrebt.

Leute von beſchränkter Anſicht können zwar nicht begreifen, wie das Heil der Erde ſich durch das ſyſtematiſche Abſchlachten einer Million Menſchen erreichen laſſe. Aber eben hierin finde ich das große Geheimniß ſeines Weltbeglückungsplans. Laſſen Sie uns nicht länger anſtehen, ſeinen Lobrednern beyzupflichten, welche mit einem ſeltenen Aufwande von Scharfſinn die höchſt ſinnreiche Meinung verfechten, daß er die gegenwärtige Generation, oder doch einen anſehnlichen Theil derſelben nur darum opfre, um die zukünftigen Geſchlechter eines bisher nie empfundenen und nie geſchmeckten Glückes theilhaftig zu machen. Es giebt zwar engherzige Menſchen genug, welche ſich mit dieſer hochſinnigen Anſicht nicht vertragen wollen, ſich vielmehr gewaltig ſperren und ſträuben, wenn davon die Rede iſt, daß ſie ihre erbärmliche Exiſtenz für das große Loos

der Zukunft in das Glücksrad einwerfen, und Gut und Blut für das Wohlseyn ihrer noch nicht ausgebrüteten Enkel opfern sollen.

Aber das ist leider ein trauriges Zeichen der Zeit, und ein Symptom der kleinlichen und höchst verdammlichen Selbstsucht, dieser Seuche des gegenwärtigen Geschlechts. Und eben von dieser Seuche oder diesem Krebsschaden uns zu heilen ist das Bestreben des außerordentlichen Mannes.

Von einem höheren Standpunkte betrachtet, erscheint er uns daher als ein großer Wundarzt, der die eine Hälfte der jetzt lebenden Generation, als ein mit einem bösartigen Geschwür oder kalten Brande behaftetes Glied wegschneidet, um die Gesundheit der andern Hälfte zu erhalten, und für die künftige Lebenszeit zu sichern. Mögen wir immerhin Ach und Weh schreyen, und über seinen chirurgischen Apparat seufzen: Er weiß besser, was zu unserm Heile dient, und setzt seinen Amputationsprozeß mit der-

jenigen kaltblütigen Faſſung fort, welche den geübten Wundarzt verräth. Zweifeln Sie nicht, meine Herren! daß ſein menſchenfreundliches Herz bey unſern Martern blutet; aber wie wäre er wohl der große Mann, wo er wirklich iſt, wenn er ſich dadurch abhalten ließe, dem hohen Berufe zu folgen, den die Vorſehung in ſeine Bruſt legte? Mit demſelben Rechte alſo, mit welchem ihm der Titel eines Protektors gebührt, verdient er, ein Proſektor der Menſchheit genannt zu werden.

Nicht minder groß erſcheint er, wenn wir ihn als einen Geburtshelfer betrachten, der vom Himmel herabgekommen iſt, um die alte Jungfrau Europa von ihrer Leibesfrucht zu entbinden. Denn wenn es wahr iſt, daß der Welttheil, worauf wir leben, ſeiner geographiſchen Geſtalt nach, einer Jungfrau gleicht, ſo iſt er offenbar eine Jungfrau in Kindesnöthen, an welcher der große Accoucheur ſchon mehr als Einmal,

mamentlich bey Eylau, Aspern, Mosaisk, Lützen, Leipzig u. s. w. — wenn gleich bis jetzt ohne den gewünschten Erfolg — den Kaiserschnitt versuchte.

Ob er Recht hat, in Deutschland die Pudenda zu suchen, wo er seine Instrumente anlegen müsse, wird die Folge lehren. Doch was auch für ein Kleines zum Vorschein kommen mag, Ihm wird immer das Verdienst bleiben, der Jungfrau die Geburtshülfe geleistet zu haben.

Ja, meine Herren! Sträuben wir uns nicht länger gegen seine Forderung, in ihm den sichtbaren und verkörperten Statthalter der Vorsehung anzubeten, der uns durch den Dornenpfad der Gegenwart in das gelobte Land einer Zukunft führen wird, in welcher Milch und Honig fleußt. Fluchen wir nicht mehr so gotteslästerlich, wenn er hin und wieder eine verwüstete Provinz auf seiner Heldenbahn zurücklässt. Gewöhnen wir uns nach und nach an die höheren weltl

bürgerlichen Ansichten seiner Bewunderer. Schwingen wir uns im Geiste auf einen Berg im Monde oder auf den Planeten Saturnus, und betrachten diese verwüstete Provinz mit Hülfe eines wohlgeschliffenen Dollond von dort aus: wie klein und unbedeutend wird sie uns dann erscheinen gegen das große Ganze, das sich vor unsern Blicken ausbreitet?

Achten wir denn darauf, wenn wir im Vorübergehen einen Ameisenhaufen zertreten? Und ist eine verwüstete Provinz viel mehr als ein zertretener Ameisenhaufen in der Bahn eines Weltbeglückers? Denn wer zweifelt, daß die Brandstätten, Schutthaufen und Leichenhügel, die seine Gegenwart verkünden, etwas anderes sind, als das Fundament, auf welchem er sein Glückseligkeitsgebäude aufzurichten gedenkt? Hat er uns nicht öfter als hundertmal in seinen Bülletins, diesen Posaunen oder Blasebälgen der Fama, wiederholt, daß der Krieg, womit er

unſern Planeten überzieht, nur gleichſam das Fegfeuer ſey, durch welches der Weg zum ewigen Frieden gehe? Und müſſen wir ihm, der ſeine Unfehlbarkeit ſchon ſo oft bewähret hat, nicht gläubig vertrauen? — Ja, meine Hochzuehrenden! Er allein iſt's, der alles zum Beſten kehren, und uns wie ein gigantiſcher Tambour major gleichſam im Sturmſchritt in das Schlaraffenland einer neuen Welt einführen wird.

Und worin beſteht denn eigentlich der große Jammer und das Elend, als deſſen Schöpfer wir ihn anklagen, und worüber wir ſo entſetzlich viel Aufhebens machen? Du lieber Gott! wenn es in großen Haushaltungen nicht einmal darauf ankommt, ob einige Dutzend Eimer Wein mehr oder weniger verſchüttet werden: was können dann in einer großen Staatshaushaltung, wie eine Univerſalmonarchie iſt, einige tauſend Eimer Menſchenblut mehr oder weniger ausmachen? Und was iſt denn der Tod, wenn

wir ihn von dem Standpunkte der Philoſophie betrachten? —

Können wir denn ewig leben? Müſſen wir denn über kurz oder lang nicht Alle den Weg des Fleiſches gehen? Und kommt es alſo ſo groß darauf an, ob dies um ein paar Jahre früher oder ſpäter geſchieht? — Auf der andern Seite: wie beneidenswerth iſt nicht der Tod auf dem Felde der Ehre? Die meiſten Menſchen ſind von ihrem Schickſale verdammt, auf dem Siechbette eines eben ſo ruhmloſen als langſamen und qualvollen Todes zu ſterben, und können noch von Glück ſagen, wenn die mitleidige Hand des Arztes ihre Martern durch die Dämpfleine des Syſtems und der Methode verkürzt. Dem Soldaten aber wird durch den kathegoriſchen Imperativ einer unvermutheten Flinten- oder Kanonenkugel ein ewiges Stillſchweigen auferlegt. Im Nu wird er von der Laſt des Lebens befreyt, und ſtirbt als Held, von den Dichtern beſungen, und

von dem Genius des Ruhmes im Fluge zu den Gefilden der Unsterblichkeit hinübergetragen. Ja wenn, wie wir alle wissen und zugeben, der Tod nur die Zugbrücke ist, über welche wir aus der engblockirten Festung dieses Lebens mit klingendem Spiel in die ewige Freyheit hinauswandeln: wie viel Dank sind wir dann dem großen Pförtner schuldig, daß er uns so schnell und so zahlreich nach dem himmlischen Freystaat befördert, wo wir endlich vor ihm selbst Freiheit und Sicherheit finden.

Aber betrachten wir unsern Weltbeglücker noch von einer andern Seite, und er erscheint uns als ein weiser Schulmeister und Pädagoge, der uns durch eine strenge Disciplin zu bessern gedenkt, indem er uns zu Zeiten, so zu sagen, auf Erbsen und Hecheln knieen, auf hölzernen Eseln reiten, und bey Wasser und Brot incarceriren läßt, auf daß er geduldige, zahme und gehorsame Kinder aus uns ziehe. — Es ist leider eine

traurige Erfahrung, daß wir das Andenken ſtrenger Schulmeiſter erſt dann ſegnen, wenn wir ihrer Zuchtruthe entgangen ſind.

Und ſo fürchte ich, daß wir erſt nach dem Hintritt unſers Wohlthäters ihn als ſolchen preiſen werden. Denn was ſind die Contributions-, Requiſitions- und Einquartirungslaſten, womit er uns zuweilen heimſucht, und worüber wir ſo unmanierlich ſchimpfen, anders, als eine weiſe pädagogiſche Maaßregel, wodurch er uns in der Tugend der Enthaltſamkeit, der Sparſamkeit und Geduld üben will? Was iſt ſein Continentalſyſtem anders, als ein Catechismus der Diät, wodurch er uns von dem Luxus, dieſem Urquell aller Sittenverderbniß, entwöhnen, und uns auf die einfachen Bedürfniſſe der Natur, als Waſſer, Brot und Kartoffeln zurückführen will? — Ja, wenn es wahr iſt, meine Herren! daß Hunger und Entbehrung die eigentliche Würze des Genuſſes ſind: wie ſehr müſſen wir dann dem

großen

groſſen Reſtaurateur lobpreiſen, daß er uns durch die Schule des Hungers führt, um uns in die Geheimniſſe des Genieſſens einzuweihen.

Und wenn es nicht beſtritten werden kann, daß ein jeder unangenehme Zuſtand nur dazu dient, uns den darauf folgenden angenehmen deſto mehr zu verſüßen, wie können wir dann anders, als in der etwas bittern und unſchmackhaften Gegenwart gleichſam eine ſchwarze Spartaniſche Suppe zu betrachten, wodurch er uns auf die Leckerbiſſen der Zukunft vorbereiten will, oder als einen rauhen ruſſiſchen Winter, durch den er uns in den bevorſtehenden Frühling des goldnen Zeitalters einführen, oder als ein langweiliges Mäſtoſo, womit er das luſtige Allegro des künftigen Jahrhunderts eröffnen will.

Mit Einem Worte, meine Herren! Wie Krankheit nöthig zu ſeyn ſcheint, um uns

den darauf folgenden Zuſtand der Geſundheit erſt recht annehmlich zu machen, und wie es ohne vorher erlittene Sclaverey kein wahres Gefühl der Freiheit und ohne Ermattung keine wahrhafte Süßigkeit der Ruhe giebt: ſo giebt es auch ohne Krieg, Elend, Peſtilenz und Hungersnoth kein goldenes Zeitalter, wie wir es ohne Zweifel eheſtens zu erwarten haben. Kurz: ohne einen Napoleon, der gleichſam wie ein Erzengel Michael mit feurigem Schwerte die Schwelle des Paradieſes, oder doch wie ein Cerberus den Vorhof des Elyſiums bewacht, giebt es weder Paradies noch Elyſium. —

Und nun wollen wir ihn noch ſchließlich aus einem Geſichtspunkte betrachten, wo er uns in der hellſten Glorie erſcheint, nemlich als Prediger der Weisheit.

Schon oben habe ich angedeutet, daß in dieſem außerordentlichen Manne ſich die höchſte Vernunft mit ihrem Gegenſatze zu

umarmen ſcheine. Jetzt aber will ich mich über alle ſeine Lobredner durch eine ganz neue Anſicht emporſchwingen, indem ich behaupte, daß er manche hyperexcentriſche und mit den Forderungen der geſunden Vernunft nicht ganz vereinbare Thaten nur deshalb ausführte, um alle gegenwärtigen und zukünftigen Geſchlechter durch ſein eignes erhabenes Beyſpiel zu belehren, wie weit der menſchliche Geiſt ſich über die Grenzen der Vernunft verirren könne, oder mit andern Worten: um das Ideal des höchſten menſchlichen Aberwitzes in ſeinem eignen Ich gleichſam zu verkörpern, und ſolchergeſtalt in ſich ſelbſt den Gegenſatz ſeiner ſelbſt, nemlich der ſublimſten Vernunft darzuſtellen. Auf dieſe Art wollte er, ſo zu ſagen, eine Warnungstafel in der Geſchichte aufſtellen, woran Mitwelt und Nachwelt leſen ſollten, zu welchen ſixen Ideen und bedenklichen Reſultaten menſchlicher Stolz und Ehrgeiz führe. — Und ſo

und nicht anders, meine Hochzuehrenden! müssen wir uns daher seinen Argonautenzug nach Egypten, die Hinsendung von Tausenden nach Domingo, um sie dort von seinen schwarzen Collegen abschlachten zu lassen, seine Völkerwanderung nach Moskau, und seinen Kreuz- und Krebszug nach Hispanien erklären. So und nicht anders müssen wir seine Universalmonarchie, sein Blockadesystem, diesen Triumph der menschlichen Erfindungskraft, seine Herzogthümer in partibus infidelium, und tausend andere Produkte seines schöpferischen Geistes übersetzen.

Dem Verdienste seine Kronen! Wenn je einem Sterblichen die Palme der Unsterblichkeit gebührte, so ist Er es, der selbst die strahlendsten Lichter der Vorzeit, Attila, Dschingischan, Tamerlan, Genserich und wie sie alle heißen, überstralt und als bleiche Nebelflecke hinter sich zurücklässt. — Ja, meine Herren! Er allein ist's, der den

künftigen Generationen als ein unerreichbares Vorbild auf dem Pfade des Ruhmes vorleuchtet, und gleichwie die Bildsäulen des Laokoon, des Borgheſiſchen Fechters und des Belvederiſchen Apollo den Bildnern auf ewige Zeiten zum Muſter dienen werden, woran ſie ihren Kunſtſinn üben: ſo werden die Helden und Weiſen künftiger Jahrhunderte aus der Geſchichte des großen Mannes lernen, wie man es anfangen müſſe, um ſich zum Tempel des Nachruhms und der Weisheit emporzuſchwingen.

Und hier iſt endlich der Ort, wo wir auf eine geſchickte Art zu unſerm Thema: wie man zur Unſterblichkeit gelangt, übergehen können.

Wenn wir einen forſchenden Blick in dem Felde der Geſchichte umherwerfen, ſo werden wir bald inne, daß die eigentlichen Inhaber der Unſterblichkeit jene Starkgeiſter waren, welche das Oberſte zu Unterſt kehrten, alles über einander warfen, viel Ge-

räusch machten, oder um mit der Zunge eines großen Dichters zu sprechen, die Erde mit mächtigem Schall füllten; also die Ueheber gewaltiger Erschütterungen, Zerrüttungen, Explosionen und Verwirrungen in der gesellschaftlichen Ordnung.

Schon durch ganz einfache Erscheinungen in der physikalischen Welt bestätigt es sich, daß alles, was einen Knall und Mißton giebt, länger nachhallt, als ein sanftes Getön oder eine Harmonie. Eine zerspringende Quinte z. B. oder ein Faustschlag auf den Resonnanzboden, wodurch er zertrümmert wird, erhält sich noch einmal so lange in unserm Ohr, als die Harmonie, die dadurch unterbrochen wurde. Der Kanonendonner einer Schlacht und der Wassersturz des Niagara und Rhein brausen noch Jahrelang in unsrer Erinnerung, wenn der Gesang einer Nachtigall, oder das Plätschern eines sanft vorüberfließenden Stroh mes schon längst in ihr verhallt sind. Eben so verhält

es ſich mit dem Geknalle und Gebrauſe in der moraliſchen Welt.

Eine heroiſche That, z. B. ein Straßenraub oder ein Todtſchlag, erhält ſich bey weitem länger in unſerm Gedächtniß als eine ſtille wohlthätige Handlung, z. B. die Speiſung eines Hungrigen, die Heilung eines Kranken oder Verwundeten, die Verpflegung einer verarmten Familie.

Ferner: die Einäſcherung eines Dorfes oder einer Stadt mit dem Gewimmer und Angſtgeſchrey der Bewohner ſteht noch immer als ein grelles Bild in der Manier des Höllenbreughel vor unſern Augen, wenn wir die friedliche Begebenheit ihrer Erbauung ſchon längſt vergeſſen haben.

Aus demſelben Grunde wird ein Cartouche, Käſebier und Schinderhannes, oder wie ſie alle heißen, jene kleineren Inhaber der Unſterblichkeit, noch lange in unſrer Erinnerung leben, wenn der frommen, friedſamen Bürger, die ſie beraubten, beſtahlen,

knebelten, erdrosselten und todtschlugen, oder deren Häuser sie in Brand steckten, nicht mehr gedacht wird, ja die Erzählung jenes Triumphzuges, wo ihre Zeitgenossen sie in den Tempel der Unsterblichkeit einführten, und dort auf die höchste Staffel des Ruhmes erhoben, wird sich durch mündliche und schriftliche Tradition auf die spätesten Enkel fortpflanzen.

So lebt noch jetzt der Name des Herostratus, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrannte: aber der Name deß, der ihn erbaute, ist nicht so bekannt. So wissen wir noch jetzt, daß es ein Römischer Feldherr Mummius war, der Corinth mit allen seinen herrlichen Kunstwerken zerstörte und deshalb wohl verdient hätte, zum Marschall und zum Herzog von Corinth erhoben zu werden: aber wer die Schöpfer dieser Kunstwerke waren, ist nicht bekannt. So wissen wir noch jetzt, daß es der Kalif Omar von Bagdad war, der die unvergleichliche Alexan-

drinische Bibliothek verbrannte: aber die Schöpfer dieses Weisheitsmagazins werden nicht mehr genannt. So gedenkt die Geschichte noch jetzt der Großthaten des Timur und Cambyses und aller jener großen Poltergeister, die die Welt zusammenrüttelten, aber der friedfertigen, Ackerbau treibenden Könige von Egypten wird nicht mehr gedacht. Und so wird das Gedächtniß unsers Helden ohne Zweifel noch nach Jahrtausenden leben, wenn wir alle, denen er mit Contributionen und Einquartirung, mit Feuer und Schwerdt gar wacker zusetzte, und die wir unsern Ruhm nur in möglichst treuer Erfüllung unsrer Bürgerpflichten, namentlich in geduldigem und philosophischem Tragen der uns auferlegten Einquartirungslast suchen, schon längst wie ein Tropfen Wasser in dem Ozean der Zeit zerronnen seyn werden.

Wir können daher als Grundregel feststellen: daß das Geheimniß der Unsterblich-

keit nicht im Aufbauen, ſondern im Niederreißen, nicht im Schaffen und Erhalten, ſondern im Zerſtören und Verderben, nicht im Heilen und Verbinden, ſondern im Verwunden und Todtſchlagen beſteht.

Denn wie wir bey dem Anblick eines Ermordeten nicht fragen: wer hat ihn gezeugt? ſondern: wer hat ihn ermordet? ſo werden wir auch bey dem Anblick einer eingeäſcherten Stadt eher die Frage aufwerfen, wer ſie eingeäſchert, als wer ſie erbauet hat, und bey dem Anblick eines zerſtörten Reichs uns eher erkundigen: wer es zerſtört, als wer es gegründet und blühend gemacht hat. Wer daher nach der Krone der Unſterblichkeit ringt, der muß nicht etwa darauf ausgehen, Staatsgebäude zu befeſtigen oder zu gründen, ſondern ſie niederzureißen. Je älter, ehrwürdiger und erhabener das Gebäude iſt, deſto größer wird das Krachen ſeyn, das ſeinen Einſturz begleitet, deſto größer das Aufſehen, das dadurch erregt wird, deſto

größer der Ruhm des Zertrümmerers. Die tausendzüngige Fama wird den mächtigen Schall augenblicklich von einem Pol zum andern tragen, alle Zungen werden davon lallen, alle Köpfe, besonders die Hohlköpfe, werden davon wiederhallen; alle Esel, besonders die tiefsinnigen philantropischen Esel, werden laut aufwiehern, und verkünden: sehet da den Mann des Jahrhunderts! sehet da, den Weltreformator, der das alte Gothische Gebäude einstürzt, um ein neues, im edlen novantiken Styl an seine Stelle zu setzen. Aus allen Druckereyen wird es Feuerbrände, Pechfackeln und Pechkränze auf das arme Gebäude herabregnen, und alle Buben werden sich zusammenrotten, den Moment seines Einsturzes mit ihrem Geschrey zu begleiten und solchergestalt die Unsterblichkeit dessen, der es niederreißt, zu befördern.

Und weil Niederreißen leichter ist als Aufbauen und die Menschen mehr Gefallen

an dem ersteren als an dem letzteren zu finden pflegen, so wird sich bald eine Legion dienstbarer Geister zusammenthun, um mit Hand anzulegen.

Will man die Wirkung verstärken, so muß man die Bewohner des Gebäudes mit unter den Trümmern begraben. Denn das Jetergeschrey derselben macht gleichsam ein Unisono, welches in den Hymnus der Unsterblichkeit einstimmt, und ihn zu einer Cantate im großen Styl, zu einem Halleluja oder Gloria in excelsis erhebt.

Versteht man sich nun vollends darauf, aus den Trümmern des verschütteten Gebäudes irgend einen neuen Wunderbau aufzuführen, z. B. eine kühne Bergstraße, einen Meerverbindenden Kanal, einen Flotte bergenden Seehafen: dann setzt man seiner Unsterblichkeit die Krone auf.

Auch eine Anzahl Luftschlösser, wie ich deren in dem Eingange meiner Vorlesung gedacht habe, thun gute Wirkung. Je höher

ſie an die Sterne ragen, mag ihr Fundament auch noch ſo luftig ſeyn, deſto mehr Aufſehen werden ſie machen, deſto größer wird der Ruhm des Erbauers ſeyn. Die ſogenannten Bauverſtändigen werden zwar die Köpfe dazu ſchütteln, und den Baumeiſter einen Wahnſinnigen ſchelten. Aber es iſt nur zu gewiß, daß es gerade der Wahnſinn iſt, welcher oft die Krone der Unſterblichkeit aufſetzt. Wer hat z. B. den Kaiſer Caligula in der Geſchichte ſo ſehr verewigt, als der Einfall, ſeinen Schimmel zum Römiſchen Bürgermeiſter zu ernennen, und die berühmte, eben ſo koſtbare als unnütze Kunſtſtraße durch das Mittelländiſche Meer zu führen? — Und was ſichert unſerm Helden die Unſterblichkeit mit größerer Gewißheit, als ſein Römiſcher Windelkönig, und die Einführung des Blockadeſyſtems, welches gewiſſermaßen eine luftige Kunſtbrücke über den Kanal La Manche genannt werden kann, über welche der erfinderiſche Bau-

meiſter, in Ermangelung einer ſoliden Schiffsbrücke, nach England hinüberzumarſchiren, und den ewigen Feind des Continents zu überwältigen gedachte.

Und nun, meine Hochzuehrenden! laſſen Sie uns ſchließlich noch ein Vorurtheil bekämpfen, welches manchen Prätendenten der Unſterblichkeit abſchreckt, ſein glorreiches Ziel zu verfolgen. Es iſt nemlich die Beſorgniß, das Ziel zu verfehlen, oder die Furcht vor einem ſchlimmen Ausgange. O laſſe ſich doch ja niemand von dieſer grundloſen Furcht beherrſchen. Denn wie auch der Ausgang ſeyn mag, und ob der Held ſeine Bahn auf dem Schaffot oder in einem Mauſoläum beſchließen möge: die Unſterblichkeit bleibt ihm immer gewiß, und es läßt ſich jederzeit annehmen, daß derjenige, der am Galgen ſtirbt, denjenigen, der in einem ſogenannten ehrlichen Grabe ſein Ende findet, wenigſtens um ein halbes Jahrhundert überlebt.

Sechste Vorlesung.

Über die Pantoffeltaktik, oder über die Kunst die Männer zu unterjochen.

Meine hochzuehrende Herren!

Wenn die heutige Vorlesung die beabsichtigte Wirkung erreichen soll, so muß ich Sie ersuchen, gleichsam aus sich selbst herauszutreten, und sich vorzustellen, als ob Sie einen Kreis junger Schönen bildeten, welchem ich, eine alte erfahrne Matrone, oder ein weiblicher Professor, eine Vorlesung über die Taktik des Pantoffels halte.

Meine ſchönen Freundinnen!

Der Pantoffel iſt ein altes und in der That ſehr treffendes Symbol der Frauenherrſchaft, ja es liegt vielleicht ein tieferer Sinn in dieſem Sinnbilde als in der allegoriſchen Darſtellung der Erde durch das Bild der Göttin Iſis, oder in der Verſinnlichung der Ewigkeit durch einen Schlangenring. Betrachten wir den Pantoffel aus welchem Geſichtspunkte wir wollen: überall werden wir die Grundzüge der ſanften Frauengewalt in ihm wiederfinden.

Die hervorſtechendſte ſeiner Eigenſchaften iſt die, daß er ſich an den Fuß anſchmiegt, ohne ihn zu preſſen und zu klemmen, beſonders wenn er gefuttert und wattirt iſt.

Eben ſo ſchmiegt auch das Frauenjoch ſich dem Nacken des Mannes ſo ſanft und unmerklich an, daß tauſende von Männern es tragen ohne es zu fühlen, ja ohne es nur zu wiſſen. — Und hierin, meine Liebenswürdi-

gen! offenbart ſich eben der Vorzug der weiblichen Herrſchaft vor der männlichen. Denn ein Joch, das man nicht fühlt, iſt bekanntlich gar kein Joch.

Eine zweyte Haupteigenſchaft des Pantoffels iſt ſeine Leichtigkeit. Was trägt ſich leichter als ein Pantoffel? Jeder Mann iſt von dieſer Wahrheit durchdrungen. Denn ſobald er heimkehrt, hat er nichts angelegentlicheres zu thun, als ſich der drückenden Laſt ſeiner Stiefel zu entledigen, und in die eben ſo leichten als warmen Pantoffel hineinzuſchlüpfen. Sehen Sie da ein Bild des leichten Ehejoches, das der Mann eben ſo bereitwillig gegen die Laſt des ſogenannten ledigen Standes eintauſcht, in welchem er doch nur ein Sclave ſeiner Begierden iſt.

Und wer beſtreitet, daß das Ehejoch unter allen Jochen das leichteſte ſey? wer beſtreitet, daß die ſanfte Gewalt, womit wir die Männer beherrſchen, die einſchmeichelnden Bitten, die ſchmachtenden Blicke, die

honigsüßen Küsse, die schmelzenden Thränen und die herzbrechenden Seufzer, womit wir ihren Starrsinn erweichen, aus einem zarteren Stoffe bestehen, als das Toben und Wüthen der Männer, und der rauhe gebietherische Ton, womit sie Gehorsam von uns fordern?

Eine dritte Eigenschaft des Pantoffels ist seine abgerundete Form und die damit verbundene Sanftheit seines Druckes. Zwar giebt es eine gewisse Gattung der Pantoffel mit spitzigen Absätzen, welche allenfalls den härtesten Mannsschädel zu durchbohren im Stande wären, und deren Tritt, besonders wenn er auf ein Hühnerauge gerichtet ist, Thränen des bittersten Schmerzes und herzzerreißende Wehklagen auszupressen im Stande wäre: aber selbst in dieser furchtbarsten Gestalt bleibt er immer noch ein sanftes Instrument gegen einen plumpen, eckigen und colossalen Mannsstiefel, zumal wenn er mit scharfen Sporen und Nägeln

bewaffnet ist. Gleichwie uns also der Pantoffel den sanften Druck der weiblichen Herrschaft eben so treffend als schön und zart versinnlicht, stellt sich uns der Mannsstiefel als ein eben so treffendes Symbol der rauhen Männergewalt dar, und in der That, geliebte Zuhörerinnen! wenn ich zuweilen Zeuge der furchtbaren Verheerungen bin, die ein solcher Stiefel in der civilisirten Welt anrichtet, indem er hier ein Stück von einer Schleppe mit sich fortnimmt, dort einen Theetisch mit dem ganzen zerbrechlichen Zubehör von Porzellanaufsätzen, Theemaschinen und Tassen umreißt: so ergreift mich der gerechteste Unwille.

Eine vierte Eigenschaft des Pantoffels endlich ist seine muntere musikalische Laune, die er auch mit dem Ehepantoffel gemein hat. Denn wie es Pantoffel giebt, welche jeden Schritt durch das Schurren und Knarren der Sohle, oder durch das Klippen und Klappen des Absatzes begleiten, und dadurch

eine gewiſſe Muſik in die Eintönigkeit des Ganges bringen, ſo giebt es auch Frauen, welche die Monotonie des Eheſtandes in ein luſtiges Duett zu verwandeln wiſſen, indem ſie zuweilen mit weiblichen Moll- und Durtönen ſo laut und anhaltend dazwiſchen trillern und fiſtuliren, daß der männliche Baß zuletzt gänzlich verhallt.

Nur in Einer Eigenſchaft hält der Pantoffel keine Vergleichung mit dem Ehejoche aus. Dies iſt nemlich die Bequemlichkeit, womit man eben ſo leicht heraus- als hineinſchlüpfen kann. Mit dem Ehejoche verhält es ſich bekanntlich anders. Wer ſeinen Nacken Einmal unter daſſelbe gebeugt hat, der ſchüttelt es nicht ſo leicht wieder ab, wie man einen Pantoffel von dem Fuße ſchleudert. In dieſer Beziehung gleicht daher das Frauenjoch eher einer ſogenannten Fidel, einem Spaniſchen Mantel, oder auch einem Geuten, Strafinſtrumenten, womit man einſt den Nacken hartnäckiger Subjecte

zu erweichen wußte, die jedoch wie manches andere Gute aus dem Gebrauche gekommen zu seyn scheinen. — Doch wieder auf besagten Pantoffel zu kommen: es ist daher recht zu bedauern, daß er sich hierin eine Abweichung von seinem sinnbildlichen Charakter erlaubt, und es wäre wohl zu wünschen, daß man ihn duech irgend einen Schnepper oder Klemmer auch in dieser Hinsicht dem Ehepantoffel ähnlich zu machen suchte.

Nach dieser Pantoffelapologie, meine schönen Freundinnen! werden wir hoffentlich nichts so sehr in der Ordnung der Natur gegründet finden, als die Erscheinung, daß das männliche Geschlecht seit Anbeginn der Welt unter dem Pantoffel stand. Greifen wir nach dem ersten besten Geschichtbuche und wir finden diese Behauptung auf jedem Blatte bestätigt. Schlagen wir z. B. die Bibel auf, die doch am umständlichsten erzählt, was bey den Menschen am Anfang der Tage sich zutrug. Schon auf dem ersten Blatte stoßen

wir auf unſern Urvater Adam, welcher recht ordentlich unter dem Pantoffel ſtand. Denn wie hätte er ſich ſonſt durch Evas Lockungen verführen laſſen, von der verbotenen Frucht zu naſchen, und durch Uebertretung des göttlichen Verbots ſich und uns alle leichtſinnigerweiſe um das Paradies zu bringen?

Wie Simſon unter dem Pantoffel ſtand, iſt weltkundig. Ja ich zweifle keinen Augenblick, daß wenn Delila ein Gelüſt nach ſeinen Ohren gehabt hätte, wie ſie es nach ſeinen Haaren hatte, er ſich eben ſowohl ſeine Ohren, oder gar ſeine Naſe hätte abſchneiden laſſen. Wenigſtens bemerken wir heut zu Tage mehr als Einen Simſon, der unſerm Geſchlechte nicht allein ſeine Haare, ſondern auch ſeine Naſe, ja ſogar ſeinen Verſtand opferte. Aber das iſt noch nichts gegen den König Ahasverus, welcher dermaßen unter dem Pantoffel ſtand, daß ſeine Jüdiſche Prima Donna, die Comteß Eſther, ihm nur in dem Bart zu krauen brauchte,

um ihn dahin zu bewegen, daß er das eben erſt aus der Preſſe gekommene Abſchlachtungsmandat gegen die Jüden nicht allein widerrief, ſondern ſogar den Jyden die Freyheit gab, alles was nicht ihres Glaubens war, todtzuſchlagen.

Aber es würde uns zu weit führen, meine Liebenswürdigen! wenn wir das ganze Feld der Geſchichte durchwandern wollten, um Beyſpiele der Pantoffelherrſchaft zu finden.

Nur das kann ich nicht zu bemerken unterlaſſen, daß die Griechen, jenes tapferſte, weiſeſte und gebildetſte aller Völker, mehr als jedes andere dieſe Herrſchaft anerkannten, indem ſie ſogar den Vater der Götter und Menſchen, den Herrſcher im Donnergewölk, Zeus, der ſanften Gewalt des Pantoffels unterwarfen, wie die Olympiſchen Götterconferenzen beweiſen, die uns der alte Barde Homeros ſo launig und treffend ſchildert, und in denen bald die blauäugige Ey-

theee, bald die farrnäugige Häre als Meisterin vom Stuhl glänzte, und den Sieg über das Herz und die Vernunft des Olympischen Pabstes davontrug. Was dieser Jupiter für ein arger Hörnerträger war, will ich nicht einmal gedenken, und wenn die Bildner dem Jupiter Ammon Hörner aufsetzten, so geschahe das ganz von Rechts wegen. — Meines Erachtens schießen daher die Alterthumsforscher sehr fehl, wenn sie in diesen Ammonshörnern ein Symbol der Stärke suchen; denn mit gleichem Rechte könnte man die Hörner eines jeden andern Hahnreys für Symbole der Stärke gelten lassen.

Daß Herkules, jener Griechische Simson, seiner Eheliebsten zu gefallen, sich am Spinnrocken niederließ, weiß jeder Schulknabe. Aspasias Pantoffelregiment ist nicht minder bekannt. Auch Xantippe verdient einer rühmenden Erwähnung, und es ist gewiß der schönste Triumph unsrer Allmacht, daß der

wei-

weiſeſte Mann ſeines Zeitalters, er, der weder Menſchenfurcht noch Todesfurcht kannte, vor dem Pantoffel eines Weibes erzitterte. Aber in der ganzen Geſchichte giebt es keinen ſprechenderen Beweis für die Macht des Pantoffels, als die Erſcheinung, daß gerade zu der Zeit, wo die Menſchheit unter dem Pantoffel Gregors des 7ten ſeufzte, dieſer eben ſo ſchlaue als ſtörriſche Kirchennapoleon wieder unter dem Pantoffel ſeiner Freundin, der bekannten ſchönen Mathilde ſtand, ſo daß eigentlich der ganze Erdplanet mit allen ſeinen Kaiſern, Königen und Helden einem weiblichen Pantoffel unterworfen war.

Daher die ſchwärmeriſche Verehrung, welche zu allen Zeiten dem Pantoffel widerfuhr, und es muß uns daher nicht wundern, wenn wir hören, daß ein wegen ſeiner Galanterie und feinen Sitten rühmlich bekanntes Nachbarvolk, die Polen, einen Gebrauch bey ſich eingeführt haben, der dieſe Verehrung gar treffend ſymboliſirt.

Bey ihren Trinkgelagen nemlich verſieht ein Frauenpantoffel, oder eigentlich, was im Grunde auf eins herauskommt, ein Frauenſchuh die Stelle eines Pokals, indem er, bis an den Rand mit Wein gefüllt, von einem Munde zum andern circulirt, und von allen anweſenden Männern auf das Wohl des ſchönen Geſchlechts geleert wird. In der That! wenn es je einen fremden Gebrauch gab, welcher von dem männlichen Theile unſers Volks, dem allezeit fertigen Nachäffer fremder Moden, Sitten und Gebräuche, aufgenommen zu werden verdient, ſo iſt es dieſer, und ich behalte mir vor, dieſen wichtigen Gegenſtand in einer unſrer nächſten Theeconferenzen zur förmlichen Discuſſion zu bringen, damit er die Weihe eines Geſetzes erhalte.

Es wäre daher in der That nicht zu verwundern, wenn einmal ein Volk auf den Einfall geriethe, in ſeinen Kirchen das Bild eines goldnen Pantoffels aufzuſtellen, und es als ein verkörpertes Symbol der Gottheit

anzubethen. Denn, wenn es Philoſophen gegeben hat, welche das höchſte Weſen durch eine Kugel oder durch einen Würfel verſinnlichten, warum ſollte nicht einer unſrer neueren Philoſophen einmal auf das Reſultat gerathen, daß dieſes Weſen die Geſtalt eines Pantoffels habe. Auch läßt ſich nicht läugnen, daß zu dieſer Art der Gottesverehrung ſchon ein guter Grund gelegt iſt, weil mancher Ehemann bey dem Anblick des weiblichen Pantoffels von denſelben Ehrfurchtsſchauern durchdrungen wird, welche den rechtgläubigen Katholiken bey dem Anblick des päpſtlichen Pantoffels erfüllen.

Aus allen jenen hiſtoriſchen Thatſachen, meine ſchönen Freundinnen! ziehe ich nun die Folge, daß weder der Verſtand, noch das Eiſen, noch das Gold, noch, wie der Wachtmeiſter in Wallenſteins Lager behauptet, der Stock die Welt regiert, ſondern einzig und allein der Pantoffel.

Daher iſt denn auch nichts erklärbarer

als die ungeheuern Revolutionen, welche dieſes dem Anſcheine nach ſo unſchuldige Ding in der moraliſchen und politiſchen Welt hervorgebracht hat. Gehen wir den merkwürdigſten Begebenheiten der Geſchichte auf den Grund, und wir werden überall die Beſtätigung finden, daß ſie durch den Pantoffel motivirt wurden. Ich will nicht etwa der Großthaten gedenken, welche einſt Weiber durch die Kraft ihres Armes unmittelbar ausführten. Nichts alſo von den ſtreitbaren Amazonen, nichts von den Heldenthaten einer Penthesilea, Camilla, Clorinde, Jeanne d'Arc und Corday. Mannweiber wie dieſe, erſcheinen mir als moraliſche Ungeheuer, welche aus der Rolle fielen, und mit ihrer beſſern Natur im Widerſpruche ſtanden, weil wir Frauen nicht durch rohe männliche Kraft, ſondern durch die ſanfte, aber deſto ſtärkere Gewalt weiblicher Schönheit und Klugheit herrſchen ſollen.

Andre Muſter der Geſchichte ſind's,

welche uns den Beweis geben, daß wir Weiber von je her die Triebfedern großer Begebenheiten, die Angeln, um welche ſich die moraliſche Welt drehte, oder doch die Zankäpfel waren, um welche die Männer ſich rauften und todtſchlugen. Und eben dieſe weibliche Gewalt iſt's, welche ich hier mit dem Ausdruck Pantoffel bezeichnen will, indem ich darunter nicht etwa den Pantoffel im engeren Sinne, oder den Ehepantoffel, ſondern den Pantoffel im weiteren Sinne verſtehe, das heißt, den ganzen Inbegriff der Gewalt, womit unſer Geſchlecht das männliche beherrſcht, gleichviel ob in oder außer der Ehe.

Was anders, frage ich, gab die Veranlaſſung zu der Zerſtörung Trojas und zu dem Tode ſo vieler Helden, als die Schönheit Helenas? Und wenn wir den Faden der Geſchichte weiter verfolgen: was anders war die Urſach zur Gründung der Trojaniſchen Colonie in Heſperien, und zu der

daraus hervorgehenden Römerherrſchaft über die Welt, als die ſiegreiche Macht der Schönheit eben jener Helena? Wir kommen daher ohne große Schwierigkeit auf das Reſultat, daß zwey ſchöne Weiberaugen, oder mit andern Worten der Pantoffel, die Urſach einer totalen Veränderung in der politiſchen Welt waren.

Ferner: was anders ſtürzte den uralten Königsthron des Romulus? Was anders gründete den Römiſchen Freyſtaat, als die Reize und Thränen der Lukrezia? Was anders entzweyte die Häupter Roms und goß Öl in die Flamme des verheerenden Bürgerkrieges, als Cleopatra's Zauberey? Und ſoll ich der Allmacht gedenken, womit die Schottenkönigin Maria Stuart die Männer beherrſchte, und der blutigen Fehden, welche ſie veranlaßte? Soll ich der ſchönen Camilla Caffarelli gedenken, jener Urheberin der blutigen Verſchwörung der Pazzi gegen die Medizeer in Florenz? Soll ich ausführen,

welchen Einfluß der Pantoffel auf die verhängnißvollen Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges hatte?

Jedes Blatt der Geſchichte, meine ſchönen Zuhörerinnen! iſt eine Urkunde, welche laut für die Behauptung ſpricht, daß der Pantoffel die Welt regiert.

Doch was fragen wir die Geſchichte der Vergangenheit, wenn alles, was wir täglich um uns ſehen und hören, für dieſe Behauptung ſpricht?

Wer anders als der Pantoffel iſt der Stifter der meiſten Händel des geſellſchaftlichen Lebens? Nichts von Ehezwiſten! Daß der Pantoffel es iſt, welcher dieſe Schlagſchatten in das flache Gemälde der Ehe hineinbringt, iſt zu bekannt, als daß es einer Erwähnung bedürfte. Von Händeln andrer Art iſt hier die Rede. Wäre es mit unſrer weiblichen Würde verträglich, uns zu den Luſtbarkeiten des gemeinen Haufens hinabzuſenken, uns in ihre tobenden Tänze

und Trinkgelage zu miſchen, und den Rauſereyen, womit ſie ſich gewöhnlich enden, auf den Grund zu forſchen, ſo würden wir die Erfahrung machen, daß die unzähligen Wunden und Beulen, welche man dort erndtet, in der Regel dem weiblichen Pantoffel zu Ehren geſchlagen werden, und eben ſo viele Zeugen ſeiner Triumphe ſind. — Wenn das aber ſchon bey dem grünen Holze geſchieht, was ſoll man dann erſt an dem trocknen erwarten? Und in der That! was iſt die gewöhnliche Veranlaſſung der ritterlichen Zweykämpfe, worin unſre jungen Cavaliere einander die Hälſe brechen? Iſt es nicht der Vorzug, den ein Paar ſchöne Augen dem einen oder dem andern gaben? — Iſt es alſo nicht der Pantoffel im weiteren Sinne? Ich wage zu behaupten, daß ohne den Impuls des Pantoffels wenig oder gar nichts Groſſes in der Welt geſchehen würde. Denn ohne den Beyfall des ſchönen Geſchlechts, ohne den Preis der weiblichen

Schönheit verliert der männliche Ehrgeiz ſeinen ſchärfſten Sporn. Man frage unſre jungen Helden. Was ſchmeichelt ihrem Ehrgeize mehr: die Lobrede, mit welcher der Vorgeſetzte ihnen das eiſerne Kreuz ertheilt, oder das Wohlgefallen, welches aus den Augen ſchöner Mädchen leuchtet, wenn ſie, mit dem Zeichen der Tapferkeit geziert, in die eroberte Stadt einziehen? — —

Doch nicht allein in Händeln und Fehden aller Art offenbart ſich die Macht des Pantoffels, ſondern in jedem andern Verhältniſſe. Was iſt die Seele des häuslichen Lebens? — Der Pantoffel. Was hat auf die Erziehung der Kinder, auf die Wahl ihrer Lebensart den entſcheidendſten Einfluß? — Der Pantoffel. Wer ſtiftet und trennt die meiſten Ehen? Der Pantoffel, der hier in der That ſo oft wiederkehrt wie Kaſems Pantoffeln. — Ferner, wer iſt die Triebfeder der meiſten geſelligen Vergnügungen und Unterhaltungen, der meiſten Feſte und Luſt-

barkeiten, der meiſten Bälle und Maskeraden? Wer iſt die Seele des Theaters? Wer belebt die Künſte, den Handel und die Fabriken? — Der Pantoffel. Denn, wenn es nicht das weibliche Geſchlecht iſt, was vermöchte ſonſt dem geſelligen Vergnügen Würze, dem Luxus, der Mode und der Begeiſterung des Künſtlers Sporn zu geben? — Ohne uns, meine ſchönen Freundinnen! wäre die Erde eine öde Steppe, ohne uns würden die Männer weder Luſt haben zu arbeiten, zu ſchwitzen und zu kämpfen, noch zu tanzen, zu ſingen und zu trinken. Mit Einem Worte: ohne uns würden ſie entweder vor Langerweile ſterben, oder einander aus Lebensüberdruß todtſchlagen.

Und nun komme ich endlich auf einen Punkt, der von wenigen recht beachtet wird, wiewohl ſich hier der Pantoffel um deſto wirkſamer zeigt, je mehr er hinter der Couliſſe agirt, nemlich auf die Einwirkung des Pantoffels in das innere Staatsleben. Ich

behaupte nemlich, daß er nicht wenig dazu beyträgt, das Getriebe der Staatsmaschine in Bewegung zu erhalten. Nur muß man Augen haben um zu sehen, und Kopf, um zu begreifen.

Durch wen, frage ich, werden so manche Ämter besetzt, so manche Ehren und Würden ausgetheilt? Durch wen werden so manche wichtige Prozesse geschlichtet? Wer ist die Ursach, daß so manches Gesetz durchlöchert wird? — Wieder der Pantoffel. Fragen Sie einmal diesen oder jenen wohlbesoldeten Staatsbeamten, wem er seinen Posten zu verdanken habe. Ist er sonst aufrichtig, so wird er Ihnen antworten: dem Pantoffel. Ich wage zu behaupten, daß eben so viele Beamte aus dem Pantoffel, als Pilze aus dem Schlamme hervorgingen. Ich wage zu behaupten, daß, so lange die Welt steht, jedesmal der zehnte Beamte seine Entstehung dem Pantoffel verdankte, daß jedesmal das zehnte Patent mit dem Pantoffel untersiegelt

wurde. — Und das von Rechtswegen. Denn seit Menschengedenken hat dieses Instrument die Stelle eines Pettschafts vertreten, und wenn Kaiser Carl der Große, oder wer es sonst war, sich seines Degenknopfs zum Untersiegeln bediente: so finde ich es noch bey weitem origineller und empfehlungswerther, wenn unsere Männer sich hin und wieder eines Pantoffels zum Untersiegeln der Bestallungen und Sentenzen bedienen. —

Durch alle diese Beweisgründe, meine schönen Freundinnen! ist hoffentlich die Souverainität des Pantoffels in das hellste Sonnenlicht gesetzt. Wenn daher zur Eva gesagt ward, und noch itzt Eva's Töchtern wiederholt wird: Er soll dein Herr seyn! so nimmt man dies billig nur für einen höflichen Scherz. Denn indem Eva die Macht erhielt, den Mann zu beherrschen, von welcher sie auch früh genug Gebrauch machte, so erhielt sie zugleich stillschweigend das Recht, ihn unter den Pantoffel zu bringen.

und hat dies geſetzmäßig auf ihre Töchter vererbt.

Wie ſehr fällt es alſo ins Lächerliche, wenn die Männer, indem ſie ihren Nacken unter unſer Joch beugen, unaufhörlich auf ihre ſogenannte Oberherrſchaft, auf ihr ſogenanntes Hausregiment pochen!

Ich frage: was habt ihr eingebildeten Herren der Schöpfung denn vor uns Weibern voraus, als eure rohe Körperkraft? Ha! wenn dieſe den Herrn der Schöpfung zu erkennen gäbe, wie tief ſtände dann der Menſch unter dem Elephanten? wie bald würde dann der Bär Meiſter über den Bärenleiter, und das Roß über den Reiter werden? — Wiſſet, ihr Herren der Schöpfung! daß Wir es ſind, denen die gütige Mutter Natur den Vorzug der allesbeſiegenden Schönheit, des gewandten, ſchnell faſſenden Verſtandes, ja ſogar der Charakterſtärke gab, auf welche ihr euch ſo viel zu Gute thut. Denn jedesmal, wenn es einen ernſt-

haften Kampf um die Behauptung des Hausregiments gilt: wer wird die Oberhand behalten? — Das Weib.

Ja, hört es, ihr Thoren! — Uns — uns hat die Natur zu Herren der Schöpfung gestempelt. So lange die Welt steht, hat das Weib durch einen geheimen, aber desto stärkeren Zauber über euch geherrscht. Ihr allein seyd die Unterthanen, Ihr allein seyd das Spielwerk und die Affen des Weibes — —

Doch ich merke, daß ich anfange, mich zu erhitzen, und das schadet der Nüchternheit, welche eine so wichtige und ernste philosophische Untersuchung erheischt. —

Herrschen ist süß, meine Freundinnen! und wir wollen diese Süßigkeit im vollen Maaße empfinden. — Aber verhehlen wir es uns nicht: Unsere Herrschaft gleicht der der Jesuiten und Juden in mancher Hinsicht, besonders aber in der, daß sie sich nicht essen ankündigen darf. Denn wie die Je-

ſuiten durch die Macht des Verſtandes, die Juden aber durch die des Geldes von je her eine unläugbare, wenn gleich verſteckte Herrſchaft übten, oder noch üben: ſo muß es auch unſer Augenmerk ſeyn, die Männer ſtets in dem Wahne zu beſtärken, daß ſie Uns beherrſchen, um ſie ſo deſto ſicherer unter dem Pantoffel zu halten. Hierin beſteht meines Erachtens das ganze Geheimniß des Frauenregiments, und der Schöpfer ſelbſt hat uns durch die oben angeführten Worte, die er zu unſrer Urmutter ſprach, einen Fingerzeig gegeben, daß der Pantoffel nicht offen, ſondern nur unter der Decke ſpielen ſoll.

Ich werde mich bemühen, meine ſchönen Freundinnen! Ihnen die Grundzüge einer weiſen Frauenherrſchaft in dem übrigen Theile meiner Vorleſung vor Augen zu legen, und da ich vorausſetzen darf, daß einem großen Theil unſers Geſchlechts damit gedient ſey, ſo werde ich dieſe Lehre zu ſeiner

Zeit unter dem Titel: Theorie der Pantoffeltaktik, oder die Kunst, die Männer zu unterjochen und zu beherrschen, in den Druck geben, damit sie gleichsam als ein Frauencatechismus in jede wohleingerichtete Haushaltung eingeführt, und künftig bey der Mädchenerziehung zum Grunde gelegt werde.

Hoffentlich wird mich deshalb niemand in den Ruf der Meuterey bringen. Denn ich habe ja nur die ehrliche Absicht, meine unerfahrenen Zuhörerinnen mit den Kunstgriffen bekannt zu machen, wie sie sich in dem Besitze eines Vorrechts erhalten sollen, welches ihnen von Gott und Rechtswegen zukommt, welches aber die Männer ihnen gar zu gern streitig machen möchten. —

Also zur Sache! —

Jeder, der einen andern besiegen oder beherrschen will, sehe erst zu, wie sich seine Waffen zu denen seines Gegners verhalten. Er unterrichte sich zugleich von den schwachen

Seiten des Gegners, und hiernach bestimme er die Art und Weise des Angriffs.

Lassen Sie uns daher vor allen Dingen eine Waffenschau halten, das heißt untersuchen, welche Waffen uns die Natur gegeben hat, und wie sie sich zu denen der Männer verhalten. Diese Untersuchung führt uns auf folgende Resultate.

Die Natur gab dem einen Theile unseres Geschlechts jene niederen Angriffs- und Vertheidigungswerkzeuge, womit sie auch gewisse Thiere ausstattete, nemlich scharfe Nägel (gleich den Habichten), ein scharfes Gebiß (gleich den Katzen), und eine scharfe und spitzige Zunge (gleich den Schlangen).

Dem andern Theile unsers Geschlechts gab sie jene dünne, eben so biegsame als unverwüstliche Kehle, welche bald durch die süße Gewalt der Töne das männliche Herz zu erweichen, seinen Verstand einzulullen und seine Sinne zu bezaubern, bald durch ihre rauhe Gewalt seine Ohren zu betäuben,

seine Füße zu beflügeln und ihn aus dem Felde zu jagen vermag. Wieder einem andern Theile gab sie jenen Zauber der Schönheit, vor dem alle Männer, wie vor einem Götzen, in den Staub sinken, sie gab ihm jenes Augenspiel, welches die Weisesten verwirrt und verrückt, jenes den Purpurmund umschwebende Lächeln, welches die stärksten fesselt und behext, jene schlanke Gestalt, jenen Lilien- und Rosenschmelz, welcher die kältesten entflammt. Noch einem andern Theile gab sie jene Schärfe der Sinne, der nichts entgeht, jene Luchsaugen, welche das verborgenste erspähen, jene Spürnasen, welche das entfernteste riechen, jene Mäuseohren, welche das leiseste erhorchen. Noch einem andern gab sie jene Schärfe und Geschmeidigkeit des Verstandes, welche die geheimsten Empfindungen und Absichten des Mannes erräth, seine schwachen Seiten sogleich ausspäht, und jedesmal den rechten Fleck trift; sie gab ihm besonders jene Gabe

der Verſtellung, welche gleich geſchickt iſt, Gefühle zu heuchlen und zu verbergen, jenes Schauſpielertalent, welches zu jeder Rolle die rechte Maske zu wählen verſteht, und gleich geübt iſt, zu lachen, zu ſeufzen und Thränen zu erkünſteln, Luſt und Schmerz, Entzückung und Verzuckung, Ohnmachten und Krämpfe herbeyzugaukeln. — Endlich gab ſie einem großen Theile unſers Geſchlechts jenen Muth, jene Beharrlichkeit und Ausdauer, welche ihre Plane verfolgt, ohne ſich durch Klippen und Dornen ermüden, und durch den Widerſtand des Mannes abſchrecken zu laſſen.

Alle dieſe Waffen, meine geliebten Freundinnen! machen ein ſo furchtbares weibliches Arſenal aus, daß die Männer gegen uns faſt ganz wehrlos daſtehen. Denn, wenn wir ihre rohe Körperkraft abziehen, was könnten ſie ſolcher Überlegenheit entgegenſetzen, als jene ſinnloſe Wuth, die ſich ſelbſt überrennt, und ſie dann und wann

zu Schritten ohnmächtiger Verzweiflung treibt, oder jenen kalten phlegmatischen, langsamen Verstand, der sie nie zum Handeln kommen läßt.

Ja, wenn wir auch zugeben müssen, daß die Natur manchen unter ihnen mit hoher Schönheit und gewandtem Verstande, zuweilen sogar sehr verschwenderisch ausrüstete, und daß sie davon oft einen sehr verderblichen Gebrauch gegen unser Geschlecht machen: so stehen sie doch im Ganzen unendlich gegen uns zurück.

Dagegen haben sie alle schwachen Seiten unsers Geschlechts, und zwar in noch höherem Grade, — jene Leidenschaftlichkeit, welche sie taub und blind macht, jenen Stolz und jene Eitelkeit, welche so leicht in die Falle geht.

Lassen Sie uns nun zur Untersuchung der zweyten Frage übergehen: auf welche Art wir unsre Waffen gebrauchen müssen, um die Männer unter den Pantoffel zu bringen.

Was zuerst die gemeinen Angriffs- und Vertheidigungswerkzeuge betrift, nemlich die

Nägel, Krallen, Zähne und ähnliche angebohrne Waffen, sie mögen zum Kratzen und Beißen, oder zum Raufen, Stoßen, Schlagen und Werfen geschickt seyn, so giebt es allerdings Fälle, in denen sich ein sehr wirksamer Gebrauch davon machen läßt, wenn sie nemlich zu gleicher Zeit und unvermuthet gegen ein männliches Antlitz gerichtet werden. — Zwar bedaure ich die armen Geschöpfe, die von der Natur so stiefmütterlich behandelt wurden, daß sie dem Manne keine andere Waffen als solche entgegensetzen können, welche der Mann durch seine überwiegende Kraft gar leicht unwirksam machen kann. Da sich jedoch ein bedeutender Theil unsers Geschlechts auf diese Waffenart beschränken muß, so ist hier allerdings der Ort ihren Gebrauch zu lehren. Für diesen Fall nun giebt uns die Naturgeschichte der Thiere den lehrreichsten Aufschluß. Lassen Sie uns ein ganz einfaches Beyspiel wählen. Wie vertheidigt sich ein schwaches und

zartgebautes Thierchen, die sanfte Katze, gegen den eben so starken als raufluſtigen Hund? Sie drückt ſich in einen Winkel, zieht dort alle ihre Streitkräfte auf Einen Punkt zuſammen, und macht zuweilen einen eben ſo kühnen als meiſterhaften Ausfall gegen ihren knurrenden Feind, indem ſie ihm mit der vereinigten Macht ihrer ſcharfen Zähne und Krallen dergeſtalt ins Geſicht fährt, daß der Gegner ſich jedesmal mit anſehnlichem Verluſt zurückziehen muß, bis es ihr gelingt, durch ein meiſterhaftes Manövre das Weite zu gewinnen. —

Mehr als dieſen Fingerzeig bedarf die weibliche Gelehrigkeit nicht, um die Taktik der ſchlauen Katze in ähnlichen Fällen zu befolgen. —

Doch hier iſt nicht von der Defenſive allein, ſondern auch von der Offenſive die Rede. Wir müßten uns alſo ſchon nach einem andern Beyſpiele in der Naturgeſchichte der Thiere umſehen, wenn nicht unſre eigne

Naturgeſchichte uns genügenden Aufſchluß gäbe. — Beobachten wir die Taktik der erſten beſten Fiſch- oder Häkerfrau. Wie fängt ſie es an, um einen Aufſtand zu dämpfen, womit ihr Eheliebſter die Souverainität ihres Pantoffels bedroht?

Nachdem ſie eine Weile gemault, und durch dieſe kleine Windſtille den Mann ſicher gemacht hat, fährt ſie plötzlich, ſobald ſich nur die entfernteſte Spur aufrühreriſcher Geſinnungen äußert, wie ein Blitz aus lichten Höhen in conzentrirter, keilförmiger Schlachtordnung über den unvorbereiteten Rebellen her, dergeſtalt, daß dieſer von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ſein Heil in feiger Flucht ſucht, und ſich mit neuen Verluſten und Aufopferungen unterwirft. Aus mehreren ſolchen weiblichen Siegen aber entſteht zuletzt eine ſüße Gewohnheit zu herrſchen auf weiblicher, und eine bittre Gewohnheit zu gehorchen auf männlicher Seite, wodurch eine Obſervanz begründet

wird, die alle ähnliche aufrühreriſche Verſuche für die Folge zu Verbrechen ſtempelt, und den weiblichen Pantoffel mit einer gewiſſen Glorie umgiebt.

Das ganze Geheimniß dieſer Gattung weiblicher Kriegskunſt, welche ich den kleinen Ehekrieg nennen möchte, beſteht alſo in der Vereinigung gedachter Waffen zu einem eben ſo raſchen und energiſchen als unvermutheten Angriff. Auf dieſe Art wird die überwiegende männliche Kraft durch eine ſchlaue und gewandte Taktik unwirkſam gemacht.

Doch ſchon zu lange habe ich mich bey dieſer Waffenart aufgehalten, deren Gebrauch der Majeſtät des weiblichen Pantoffels jederzeit ſchadet, und ſelbſt im glücklichſten Falle nur zweideutige Lorbeern erndten läßt. — Nur der ſyſtematiſchen Ordnung und Vollſtändigkeit wegen mußte ich ſie berühren, und gehe nun zu einer andern Waffenart, nemlich der weiblichen Kehle über.

Nir-

Nirgend in der Natur berühren sich die Extreme inniger als in der weiblichen Kehle, man müßte denn das weibliche Gemüth ausnehmen. Sie ist gleich geschickt, die härtesten und rauhesten Mißtöne und die weichsten und süßesten Wohllaute hervorzubringen. In beyden Fällen ist sie eine sehr wirksame Waffe, wenn sie mit Kunst gegen das männliche Ohr gerichtet wird.

Es giebt gewisse schneidende und scharf zugespitzte Fistelntöne, welche das stärkste Trommelfell zu durchbohren im Stande sind, und dem Manne nur die Wahl zwischen Betäubung und schneller Flucht gestatten. Sind wir nun von der Natur mit einer so organisirten Kehle ausgerüstet, so müssen wir dieselbe Regel beobachten, welche ich für den Gebrauch der gegen die Augen und die Nase des Mannes gerichteten Waffen vorgeschrieben habe. Wir müssen den Beystand einer geläufigen Zunge damit verbinden, und diese beyden Alliirten eben so kräftig

als unvermuthet gegen den aufsäßigen Ehemann richten. — Zwar habe ich einen halsstarrigen Bösewicht gekannt, der sich in solchen Fällen eines gewissen Gegengifts bediente, indem er, sobald die Frau ihre Mundbatterie gegen ihn spielen ließ, eine Kindertrompete und einen Waldteufel in Bewegung setzte, und solchergestalt das Schneidende der weiblichen Kehle einigermaßen zu dämpfen und abzustumpfen verstand: gewöhnlich aber nehmen die Männer in solchen Fällen lieber Reißaus, als daß sie sich der Gefahr aussetzen, mit Taubheit oder Verrücktheit geschlagen zu werden.

Auch bey dieser Waffenart muß ich jedoch das obengesagte wiederhohlen, daß sie dem zarten und mit Recht sogenannten schönen Geschlechte zur Unzierde gereicht, und nur denjenigen zu empfehlen ist, welche sich nicht über die Cathegorie der Fischweiber erheben können.

Schöner und glänzender ist der Sieg

des Pantoffels, wenn die weibliche Kehle mit der Zauberey Philomelens auf das männliche Ohr wirkt. Nichts iſt ſinnreicher erdacht als die Fabel von den Sirenen und den Gefährten des Ulyſſes. Wie dieſe durch die ſüßen Triller jener melodiſchen Meerungeheuer von dem Bord des Schiffs in die Untiefe herabgelockt wurden, ſo vermögen auch wir durch den Zauber unſrer Stimme den Ehemann von ſeiner eingebildeten Höhe in den Abgrund des Pantoffelregiments herabzureißen. Und in der That! ich möchte den Fühlloſen kennen, der nicht ſeinen letzten Thaler für einen Türkiſchen Shawl weggäbe, der nicht ſeinen letzten Silberlöffel für einen Merino verſetzte, und ſeinen guten Namen dazu, wenn wir unſre Bitte mit den Flötentönen einer Mara und Catalani vortragen. Es macht mir daher jederzeit eine recht innige Freude, wenn ich Zeugin der Siege bin, welche irgend eine Sirene über die Bedenklichkeiten und kalten Vernunftgründe

ihres Mannes davonträgt, und wenn mancher reiche Lüſtling die Freyheit oder die Tugend einer ſchönen Frau durch ſein Metall zu erkaufen wähnt, ſo können wir mit größerem Rechte behaupten, daß wir die Freyheit, die Tugend und ſogar die Vernunft der Männer durch das Metall unſrer Kehle zu erkaufen wiſſen.

Wie nun dieſe Waffe zu gebrauchen ſey, werde ich ſogleich zeigen, indem ich zu der höheren weiblichen Taktik übergehe, nemlich zu der Kunſt die Männer zu kirren, zu bezaubern, zu entwaffnen, zu feſſeln und gefeſſelt unter den Pantoffel zu bringen.

Die Grundlage dieſer höheren Kriegskunſt iſt die weibliche Schönheit. Sie iſt diejenige Waffe, welche dem weiblichen Geſchlechte ewig den Sieg über das männliche ſichern wird. Der roheſte Kannibale wird durch ſie beſänftigt und gebändigt, und wenn Herkules ſeine Keule und ſeine Löwenhaut wegwarf, und einen Spinnrocken er-

griff, um ihr zu huldigen, wenn Rinaldos Kraft von Armidens Reizen festgebannt wurde, ja wenn der mordsüchtige Mars selbst in den Banden Cytherens schmachtete, so kenne ich nichts, was die Gewalt der Schönheit treffender versinnlichte, als etwa die Allegorie von dem Löwen, auf dessen Rücken der kleine Scharfschütz Amor reitet. —

Aber vergessen wir ja nicht, meine Reizenden! daß die Schönheit ein todtes Capital ist, wenn wir damit nicht zu wuchern, wenn wir sie nicht in eine Münze umzuprägen verstehen, womit wir die Freyheit der Männer erkaufen.

Was sage ich? Ein todtes Capital? Ach, meine Freundinnen! — Schönheit, sobald sie nicht mit Klugheit gepaart ist, gleicht einer tödtlichen Waffe in den Händen eines unerfahrnen Kindes, welche sich nur zu leicht gegen seine eigne Brust richtet. — O, laßt es euch tief in eure weichen Seelen einprägen, meine jüngeren Freundinnen! daß es

kein verderblicheres Geschenk des Himmels, keinen größeren Fluch giebt, als eben jene unbefangene Schönheit, die nicht die Argusäugige Klugheit zu ihrem Wächter bestellt. Denn gleich dem gehetzten Reh, gleich der harmlosen Taube wird sie von allen Jägern mit Netzen umstellt, alle Männer, begierig nach Fang und Beute, erklären ihr den Krieg.

Die Klugheit also ist's, welche mit der Schönheit in den Bund treten muß, nicht allein um sie gegen Angriffe zu schützen, sondern auch um ihr den Sieg erringen zu helfen. Und eben die Regeln dieser weiblichen Klugheit sind es, welche ich jetzt unter dem Titel: weibliche Kirrkunst, angewandte Koketterie oder Pantoffeltaktik im höheren Sinne vortragen will.

Das ganze Geheimniß der weiblichen Kirrkunst beruht auf dem Grundsatze: „Wirf die Schönheit nicht als einen Leckerbissen der Lüsternheit der Männer vor, sondern be-

trachte sie als eine Lockspeise die Männer zu fangen."

Bedenkt, meine jungen Freundinnen! daß Sättigung das Grab der Liebe ist. — Laßt eure Männer daher mehr schmachten als schwelgen, mehr begehren als genießen, und wenn ihr sie genießen laßt, so vergönnt ihnen nur an dem Becher des Genusses zu nippen, nicht aber, ihn mit vollen Zügen zu leeren. — Eine schöne Frau, die so thörigt oder leidenschaftlich ist, ihren Mann zur Schwelgerey zu verwöhnen, gleicht einem unsinnigen Verschwender, der sich in Einer Woche rein ausgiebt, und für die lange übrige Ehezeit darben oder bey andern borgen muß. So erndtet auch sie für die übrige Lebenszeit nichts als Leere, Kälte, Ekel und Überdruß, der Nimbus ihrer Schönheit ist zerronnen, dem Genusse ist die Würze, dem Reize der Stachel, den weiblichen Waffen die Spitze genommen, mit Einem Worte: eine solche thörigte Frau hat

sich selbst entwaffnet, ihre Herrschaft leichtsinnigerweise aus den Händen gegeben, und sich an der Majestät des Pantoffels gröblich versündigt. Ihr sollt mit euren Gunstbezeigungen geizen, meine jungen Freundinnen! Ihr sollt über eure Gefühle wachen und herrschen; jeder Blick, jeder Seufzer, jeder Händedruck, jeder Kuß sey ein wohl berechneter Angriff auf die Freyheit des Mannes. Seine stürmischen Angriffe sollt ihr lange mit der siegreichen Gewalt eurer Augen abschlagen, den höchsten Preis der Liebe aber nur dem fußfällig Bittenden gewähren, der unbedingte Unterwerfung verspricht, die Herrschaft des Pantoffels feierlich anerkennt, und durch theure Opfer und Unterpfänder garantirt. So werdet ihr dem Manne stets in der Glorie der Schönheit stralen, wenn auch der Grabstichel der Zeit schon längst Furchen in eure glatten Wangen gegraben hat.

Und nun noch einige beſondere taktiſche Regeln und Geheimniſſe.

Die Seele der weiblichen Kirrkunſt iſt die Kunſt zu täuſchen oder die Verſtellungskunſt. Verſtellung iſt die Tochter der Klugheit, oder vielmehr ohne ſie iſt die Klugheit ein Unding. Es würde nicht ſchwer halten, dieſen Satz eben ſo ſcharfſinnig als gelehrt auszuführen. Hoffentlich ſind meine Schönen jedoch von ſeiner Wahrheit zu innig durchdrungen, als daß ich nöthig hätte, mich bey ſo einleuchtenden Prämiſſen aufzuhalten. — Dies vorausgeſetzt alſo fragt es ſich: wie täuſcht man die Männer?

Um dieſen Zweck zu erreichen, müſſen wir uns vor allen Dingen zweyer mächtigen Bundesgenoſſen verſichern. Dieſe ſind der Stolz und die Eitelkeit des Mannes. Den erſteren gewinnen wir ſehr leicht durch den ſchon oben erwähnten Kunſtgriff, daß wir den Mann, indem wir Ihn beherrſchen, ſtets in der Meinung erhalten, er beherrſche

Uns, daß wir daher alle Opfer, die er uns bringen soll, nicht als Zeichen seines Gehorsams, sondern als Zeichen seiner Großmuth, nicht im gebieterischen Tone, sondern im schmeichelnden, bittenden Tone von ihm erheischen. — Seine Eitelkeit aber bestechen wir dadurch, daß wir ihn in dem Wahne bestärken, all unser Streben sey nur dahin gerichtet, Ihm zu gefallen, seine Liebe sey der einzige Götze, dem wir uns mit Leib und Seele opfern. Haben wir uns so der hohen Alliirten versichert, so ziehen wir mit allen Waffen der Schönheit gegen ihn zu Felde, und der Sieg kann nicht lange zweifelhaft bleiben.

Lassen Sie uns die Sache durch ein Beyspiel erläutern.

Wir wünschen ein neues kostbares Kleid, ein modernes Service, einen eleganten Prachtwagen oder etwas ähnliches zu besitzen. Unser Wunsch findet an dem Eigensinne des Mannes, an seinem berechnenden

Geize einen hartnäckigen Widerstand. Wie fangen wir es an, unsern Willen durchzusetzen?

Zuerst rücken wir mit der ganzen Stärke der weiblichen Beredsamkeit gegen ihn an, stellen alle die Gründe in Schlachtordnung, warum wir gegen diese und jene nicht zurückstehen können u. d. m., verstärken sie durch die ganze Macht des Wohlklanges, dessen unsre Stimme fähig ist, durch jene süßen einschmeichelnden Accente, welche unsre Bitte so unwiderstehlich macht, besonders wenn wir sie in die Anrede: mein lieber, guter Mann! mein einziger süßer Engel! mein holder Junge! und ähnliche currente Liebestitel hüllen; zugleich lassen wir einige Brandraketen aus unsern Augen auf ihn spielen. Thun diese noch keine Wirkung, so brechen wir mit dem schweren Geschütz gegen das Centrum auf, und brennen einen Kuß auf seine Lippen ab. Bleibt er dessenungeachtet in seiner alten Stellung, so lassen

wir eine verdeckte Batterie von Seufzern gegen ſein Herz ſpielen. — Jetzt endlich iſt er zu capituliren bereit, küßt unſre Hand, bittet uns die zugefügte Kränkung ab, und fleht um Vergebung und Amneſtie. — Wird zugeſtanden, und eine zärtliche Umarmung iſt der Preis ſeines Gehorſams. — So, meine Freundinnen! muß er jede Gunſtbezeigung durch Opfer erkaufen. So, meine Freundinnen! müſſen wir die Waffen der Schönheit gebrauchen, und dem Pantoffel ſtets neue Trophäen erkämpfen.

Geſetzt aber, alle unſre Künſte ſcheiterten an der felſenfeſten Beharrlichkeit des Mannes. Dann, meine Lieben! bleibt uns nichts weiter übrig, als unſre Reſerven an uns zu ziehen, und einen entſcheidenden Schlag gegen eine noch unbeſetzte ſchwache Seite des Gegners auszuführen — ich meine gegen ſein Mitleid. — Dieſe Reſerven beſtehen in Thränen, Ohnmachten, Verzuckungen und

Krämpfen, welche wir im Sturmſchritt gegen ihn anrücken laſſen.

Und mit dieſen Waffen, meine Freundinnen! ſiegen wir gewiß ſelbſt alsdann, wenn uns die Waffen der Schönheit mangeln.

Laſſen wir uns auch nicht etwa durch den erſten mißlungenen Verſuch abſchrecken, ſondern zeigen wir uns gleich groß in unſrer letzten Waffe, der Beharrlichkeit und Ausdauer, ſo werden wir gewiß endlich das ſchöne Ziel erreichen.

Dies, meine Liebenswürdigen! ſind die Grundſätze der angewandten weiblichen Taktik, welche ich Ihnen vorzutragen verſprach. Und hier ſchließe ich dieſe Vorleſung mit dem aufrichtigen Wunſche, daß ſie dazu dienen möge, die Herrſchaft des Pantoffels bald über die ganze Erde zu verbreiten.

Siebente Vorlesung.

Über Erziehungskunst mit Rücksicht auf die Verbesserung der Schaafzucht.

Hochzuehrende Herren!

Der uralte Maler Zeuxis wollte sein Ideal weiblicher Schönheit durch ein Gemälde versinnlichen. Er entlehnte von der einen Schönen die Augen, von der andern den Mund, von der dritten die Nase, von der vierten die Stirn, von der fünften das Kinn, und schuf so aus lauter vollkommnen, aber zerstreuten Theilen, ein schönes ideales Ganze.

Es ſey mir erlaubt, dieſem ſinnreichen Künſtler nachzuahmen, indem ich es verſuche, aus den hervorſtechendſten Vollkommenheiten des heutigen Erziehungsweſens ein Ideal der Erziehungskunſt zu entwerfen.

Laſſen Sie uns mit der Bildung des phyſiſchen Menſchen den Anfang machen.

Die heutige Erziehung geht von dem weiſen Grundſatze aus, daß die Kunſt der Natur zu Hülfe kommen müſſe, um aus dem ungeſtalteten Kinde eine vollkommene Menſchengeſtalt zu bilden.

Ex trunco fit Mercurius, ſagt das Sprichwort. Das heißt mit andern Worten: die Kunſt iſt's, welche aus dem Klotze ein Ebenbild Gottes ſchafft.

Der kleine unförmliche Weltbürger, der ſo eben ans Licht der Sonne trat, iſt einem unbehauenen und ungehobelten Klotze, oder einem Thonklumpen zu vergleichen, welcher erſt unter der Hand des Bildners zum Menſchen geformt werden muß.

Nichts iſt armſeliger, als das Vorurtheil, daß die Natur ſelbſt im Stande ſey ihr Werk zu vollenden.

Zwar, wenn wir den ungeſchlachten Feuerländern und Hottentotten, die in roher Wildheit ohne Kunſtpflege emporwachſen, eine Menſchengeſtalt einräumen wollen, mag jenes Vorurtheil ſich rechtfertigen laſſen. Welchem vernünftigen Manne fällt es aber ein, dieſe Weſen für etwas anderes zu halten, als für menſchenähnliche Beſtien, die auch in körperlicher Hinſicht mit dem Orang Utang auf derſelben Bildungsſtufe und eben ſo tief wie dieſer unter dem zartgebildeten Europäiſchen Menſchen ſtehen, etwa unſre Bauern ausgenommen, die nach der Meinung einiger aufgeklärten Herren gleichfalls in die Cathegorie der Feuerländer gehören?

Ein jedes Geſchöpf wird erſt veredelt durch die Kunſt. Gleichwie die Fruchtbäume, die am Spalier gezogen, unter dem Meſſer des Gärtners gehalten, und in Windeln und

Strohmäntel gehüllt werden, edlere und ſüßere Früchte tragen, als die in der Wildniß aufgeſchoſſenen coloſſalen Eichen und Tannen, und gleichwie die Treibhausgewächſe, die in künſtlich erwärmter Luft vor dem Einfluſſe rauher Witterung geſichert ſind, mit ſchöneren Blumen prangen als die Feldblumen, ſo ſind auch die in Stubenluft, in Windeln, Watten und Schnürleibern aufgezogenen Menſchen die vollendetſten, und die ſogenannte Verzärtelung oder Verhätſchelung, über welche die Vandalen und Naturaliſten ach und weh ſchreyen, iſt die Grundlage aller phyſiſchen Veredlung. Dies nehmen wir ſchon bey dem veredelten Schaafvieh wahr, welches ſich einer beſſeren Wartung erfreut als das gewöhnliche, ſo daß nach der Verſicherung glaubhafter Männer die Schaafe von Extraktion in einigen Merinoſchäfereyen ſogar mit Jäckchen oder Mäntelchen bekleidet werden, weshalb man ſolche Anſtalten, in ſo fern dabey die Ver-

feinerung des Schaafviehes bezweckt wird, mit Recht Schaafs-Verfeinerungs-, Schaafs-Edukationsanſtalten, oder auch Inſtitute für den Schaafs-Cultus nennen kann, und es iſt offenbar ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in manchen Staaten mehr Sorgfalt auf den Schaafs-Cultus als auf den Menſchen-Cultus gewendet wird. Doch wieder zur Sache!

Preiſen wir daher unſere Frauen, Ammen und Wärterinnen, die unſere Kinder gleich nach der Geburt wie Ägyptiſche Mumien in Windeln und Watten emballiren, um ſie vor der zu jähen Entfaltung der Natur, und jenem üppigen Wachsthum zu bewahren, der alles in den Stamm und nichts in die Blüte treibt, der alſo unſre Kinder zu wahren Patagoniern emportreiben würde. Dieſe guten Frauen ſind es, welche den zarten Teig ihrer Leiber mit ſorgſamer Hand verarbeiten und zerkneten, ihn in den Backofen wohlgeheizter Betten und Kinderſtuben

hineinſchieben, und jenen lockeren, mürben und zerbrechlichen Biskuit daraus bereiten, aus dem ein großer Theil unſerer Jugend, beſonders der großſtädtiſchen, zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheint. Erkennen wir es nicht minder mit gerührtem Herzen, daß ſie ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, unſre Töchter, ſobald ſie einige Spuren des Wachsthums verrathen, in fiſchbeinerne Panzer einzuſchnüren, und jene ſchlanken, wenn gleich gebrechlichen Liliengeſtalten hervorzubringen, die vom Zephyr hin und her geſchaukelt werden. Wahr iſts, ſie ſetzen die zarten Pflanzen dadurch der Gefahr aus, vom erſten beſten Sturmwinde zerknickt zu werden, aber zerknickt werden iſt ja das Loos alles Schönen auf der Erde, wie uns die Blumen der Felder beweiſen, deren Hunderte ein einziger unverſchämter Orkan zu zerknicken vermag. —

„Gebrechlichkeit! dein Name iſt Weib!“ ſagt Shakeſpeare, und in der That, eine

größere Schmeicheley konnte er dem schönen Geschlechte kaum sagen. Denn Gebrechlichkeit ist ja eben der Charakter des Schönen, weil alles Schöne zart, und alles Zarte gebrechlich ist.

Hieraus folgt also, daß unsre Frauen, Ammen und Wärterinnen, wenn sie auf die Gebrechlichkeit unsrer Töchter hinarbeiten, den Grund zu ihrer höchsten physischen Vollkommenheit legen, und daß wir daher sehr Unrecht haben, wenn wir so heidnisch gegen die Schnürleiber wüthen, die meiner besten Überzeugung nach nichts anderes sind, als die Formen, worin das rohe ungestaltete Naturwerk in ein schöneres Kunstwerk umgegossen wird.

Ja, meine Hochzuehrenden! die Kunst ist es, welche die Natur überall verbessern, und den rohen Stoff, den sie darbietet, verarbeiten und gestalten muß. Ohne sie würde die Menschengestalt endlich in Affengestalt ausarten. Dies fühlen schon gewisse wilde

Völkerſchaften, die ich jedoch ungenannt laſſen will, weil mir der competente Reiſebeſchreiber in dieſem Augenblicke nicht zur Hand iſt. Indem ſie nemlich ihren neugebohrnen Kindern die Köpfe zuſammen und die Naſen platt drücken, oder ihre Ohren durch angehängte Gewichte verlängern, erkennen ſie offenbar den Grundſatz an, daß die Kunſt gleichſam der Correktor der Natur ſey. Daſſelbe gilt von einigen Indianiſchen Volksſtämmen, welche die Natur zu verbeſſern bemühet ſind, indem ſie ihre Haut tättowiren. Mit gleichem Rechte können wir daher jene guten Frauen, welche die erſte Hand an die körperliche Geſtaltung unſerer Kleinen legen, die Verbeſſerer und Meiſterer der Natur nennen. Die Wahrheit dieſer Behauptung ſpringt in die Augen, wenn wir eine ungeſchlachte Bauerdirne, die der Meißel und Hobel der Kunſt nie berührte, mit einer jungen Großſtädterin vergleichen, die unter der bildenden Hand

ihrer Amme oder Gouvernante aufgewachsen ist. Welche plumpe Form, welche strotzende Fülle, welche thierische Muskelkraft, welch ein Pionienroth der Gesundheit ekelt uns dort an? Welche Psychenartige Schlankheit, welche schmachtende Lilienblässe, welche liebliche hinsterbende Siechheit bezaubert uns hier? Mit gleicher Stärke dringt sich uns diese Wahrheit auf, wenn wir den ersten besten wattirten und geschnürten Jüngling der Residenz mit dem ersten besten Pachters- oder Försterssohn vergleichen, der uns in den Wurf kommt. Ist es nicht, wenn wir jenen betrachten, als ob ein erhabener Künstlerverein von Schneidern, Modehändlern und Haarkünstlern zu seiner Erschaffung den Grund gelegt hätte? Wahrlich! vom Kopf bis zur Sohle ist unser Jüngling ein Kunstwerk. Seine Augen, seine Zähne, seine Haare, seine Gesichtsfarbe, seine Lenden und Waden: alles an ihm stammt aus der Fabrik, und mit Recht können wir ihn daher

einen fabrizirten oder Kunſtmenſchen nennen, als Gegenſatz eines Naturmenſchen. —

Was für eine Wohlthat wäre es alſo, wenn außer den gewöhnlichen Erziehungsanſtalten gewiſſe Menſchenfabriken oder Kinderpreſſen errichtet würden, wo die neugebohrnen Kinder gleichſam durch die Bank zu Normalmenſchen umgeformt, ausgeprägt und als ſolche in Cours geſetzt würden? Und da der Doktor Gall[3] uns über die Natur des Gehirns ein neues Licht angezündet hat, ſo wäre es ſehr zweckmäßig, mit dieſen Kinderpreſſen zugleich eine Anzahl Organendruckereyen zu verbinden, worin man den weichen Schädeln der neugebohrenen Kinder alle beliebigen Organe vom Höhe-, Scharf- und Tonſinn bis zum Würg-, Rauf- und Diebsſinne eindrücken, und auf dieſe Art auch in Hinſicht der Gemüths- und Geiſtesanlagen die Natur verbeſſern könnte.

Dies, meine Hochzuehrenden! ſind ſo ungefähr Andeutungen, die derjenige, wel-

cher den Beruf in ſeiner Bruſt fühlt, eine neue pädagogiſche Bahn zu brechen, vielleicht benutzen kann, und wie groß wird mein Verdienſt um die Veredlung der Menſchheit ſeyn, wenn das hier ausgeſäete Saamenkorn auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen iſt.

Gehen wir nun zu der ſittlichen Bildung der Jugend über.

Ich unterſcheide die äußere und die innere Sittlichkeit. Die äußere iſt nichts anderes als die ſogenannte feine Manier oder feine Sitte, die innere aber die Veredlung des Herzens, welche ich vorzugsweiſe die gute Sitte nennen würde, wenn ich Luſt hätte, paradox zu ſeyn.

Zuerſt alſo von der feinen Manier.

Ich zweifle nicht, daß wenn man ein neugebohrnes Kind in einer Wildniß ausſetzte, und mit Wölfen aufwachſen ließe, dieſes Kind, wenn es anders von den Zähnen ſeiner Geſpielen verſchont bliebe, endlich im buchſtäblichen Sinne des Wortes mit den

Wölfen

Wölfen heulen, und auf allen Vieren herumlaufen würde.

In der That! es iſt Schade, daß die Polizey dazwiſchen kam, als einſt ein Philoſoph in Berlin das artige Experiment vorhatte, ein Kind entfernt von aller menſchlichen Geſellſchaft bis zu den Jahren der Mannbarkeit aufwachſen zu laſſen. Man hielt es nicht für gut, auf ſolche Art zu Entdeckungen und Reſultaten im Felde der Erziehungskunſt zu gelangen.

Je näher der Menſch dem Naturzuſtande iſt, deſto entfernter iſt er von der feinen Sitte, die ihn eigentlich vom Thier: unterſcheidet, und die unſern Nachbaren, den Franzoſen, bekanntlich den höchſten Platz auf der Stufenleiter der Humanität ſichert.

Hieraus folgt, daß Eltern, Erzieher und Hofmeiſter ſehr recht haben, wenn ſie von dem Grundſatze ausgehen, daß man nicht genug eilen könne, die Natur gleichſam in dem Kinde zu erdroſſeln, den kleinen Welt-

bürger, ſobald er den Windeln entwachſen iſt, ohne den mindeſten Aufſchub, auf die Drehbank der Verfeinerung zu bringen, und gleichſam zu einem geſitteten und cultivirten Menſchen abzudrehen.

„Naturam expellas furca, tamen usque recurret" — ſagt Horaz. Das heißt frey verdeutſcht: Ihr Eltern und Erzieher! mögt ihr die Natur auch mit der Ruthe, mit dem Stocke, mit dem Kantſchuh oder gar mit der Forke austreiben, doch wird ſie zurückkehren.

Natur und feine Sitte halten ſich ewig das Widerſpiel. Die Natur gebietet, daß das Kind ſeinen Trieben, Neigungen, Gefühlen und Überzeugungen folgen ſolle: die feine Sitte verbietet es. Die Natur z. B. ruft unſerm Sohne, wenn er am Tiſche eines vornehmen Herrn ſitzt, zu: „iß, ſo lange es dir ſchmeckt!" die feine Sitte gebietet ihm: „verrathe keinen unanſtändigen Hunger, ſondern wiſch dir den Mund, und ſtehe halbſatt vom Tiſche auf!" Die Natur rüft

ihm zu: „Küſſe der ſchönen Tochter des Wirths den Mund!“ Die feine Sitte gebietet: „Küß ihr die Hand, und ſey kein Flegel!“ Die Natur ruft ihm zu: „Gähne dem vornehmen Herrn, der dich durch ſein langweiliges Geſchwätz ermüdet, ins Geſicht.“ Die feine Sitte hofmeiſtert: „ſey kein Tölpel, ſondern ergieb dich in dein Schickſal, und höre aufmerkſam zu!“ — Die Natur heiſcht: „Lache den vornehmen Narren ins Geſicht!“ Die feine Sitte gebietet: „Sey kein Eſel, ſondern verbeiße das Lachen, und nicke beyfällig mit dem Kopfe!“ — Die Natur befiehlt: „Sage der alten Kokette gerade heraus, daß ſie eine Meerkatze ſey.“ — Die feine Sitte predigt: „Sey kein Grobian, ſondern ſage ihr etwas Schmeichelhaftes über ihre Liebenswürdigkeit!“

Mit Einem Worte: die Natur läßt ihm den Zügel ſchießen, die feine Sitte legt ihm den Kappzaum an, und zwingt ihn, in dem ſchmalen Geleiſe zu bleiben, welches ſie ihm

vorzeichnet. Jeder vernünftige Mann ſieht daher ein, daß die feine Sitte eigentlich auf die Vernunft und Klugheit gepfropft, und daß in jeder Regel des guten Anſtandes zugleich eine Weisheitsregel eingeſchachtelt iſt. Wer verkennt es z. B. daß die Sittenregel: „Tadle keinen ins Geſicht, ſondern wenn du durchaus tadeln willſt, ſo geſchehe es hinter dem Rücken!“ eine der erſten Klugheitsregeln iſt? Ich getraue mir zu beweiſen, daß derjenige, der darauf ausginge, dieſer Regel zuwider zu handeln, über Jahr und Tag im Tollhauſe ſitzen, und ſeinen Geradſinn zeitlebens bereuen würde. Wie ſehr ſind daher die Eltern, Erzieher und Hofmeiſter zu loben, wenn ſie jenen Kappzaum ſo kurz wie möglich machen, um die Jugend vor dem höchſt gefährlichen Koller des Geradſinns zu bewahren.

Im Stande der Natur, wo die Menſchen eben nicht zu gedrängt neben einander ſtehen, mag es erlaubt ſeyn, den geraden

Weg zu gehen. Sobald aber die Menſchen in Staaten und bürgerliche Geſellſchaften zuſammentreten, verengen ſich ihre Kreiſe: ſie ſtehen dann ſo gepreßt neben einander, und manche deſelben nehmen noch dazu ſo viel Platz ein, daß man ſich kaum umdrehen kann, ohne mit einer Exzellenz, Eminenz, Magnifizenz, Corpulenz, oder andern hohen Potenz zu quarambaliren, und daß derjenige, der den Eigenſinn durchſetzen wollte, gerade aus zu gehen, überall anſtoßen und ſchwerlich ungequetſcht davon kommen würde.

Hieraus ergiebt ſich alſo die goldene Wahrheit, daß man die Kinder nicht zeitig genug an die Krümmungen der feinen Sitte gewöhnen, und in den Elementen der Heuchelkunſt unterweiſen kann, die ich für unentbehrlicher halte, als Schreiben, Rechnen und Religionsunterricht. Um ſo mehr wundert es mich, daß man noch nicht daran gedacht hat, gewiſſe Abrichtungsſchulen zu errichten, worin die Kinder, gleich den jungen

Hunden, im Dienen, Kuſchen, Händelecken und Apportiren unterwieſen, und worin ihre Zungen an die Formeln der feinen Sitte dergeſtalt gewöhnt werden, daß ſie ſie mit Papageyenfertigkeit herſagen können.

Ich hoffe jedoch, daß es unſerm Zeitalter vorbehalten ſey, auch hierin den Gipfel der Vollendung zu erklimmen. — —

Gehen wir nun zu der innern Sittlichkeit oder zu der Bildung des Herzens über.

Wenn Eltern und Erzieher den Kindern Zaum und Gebiß anlegen, um ſie zu äußerlich geſitteten Menſchen zu dreſſiren, ſo befolgen ſie bey der Bildung ihres Herzens einen ganz entgegengeſetzten Grundſatz, das heißt: ſie laſſen ihnen den Zügel ſchießen.

Durch Fallen lernt das Kind gehen, ſagt das Sprichwort. Das Gängelband iſt ein ſehr verwerfliches Mittel, das Kind im Gehen zu üben. Es beſchränkt ſeine Selbſtthätigkeit, und macht es früh von

fremder Hülfe abhängig. Vernünftige Leute sind daher der Meinung, daß man es durchaus abschaffen, die Kinder, sobald sie den Trieb in sich fühlen, ihre Füße zu gebrauchen, sich selbst überlassen, ja ihnen lieber einen Stein des Anstoßes in den Weg legen, als sie am Gängelbande leiten müsse. Mögen sie sich immerhin die Köpfe zerstoßen und zerfallen; durch Schaden und Schmerz werden sie klüger und vorsichtiger werden.

Lassen Sie uns diese große Wahrheit auf die moralische Bildung des Kindes anwenden, und wir haben alle pädagogische Weisheit in nuce.

Lehre, Beyspiel und Warnung sind ein schlechtes Gängelband, die Erfahrung allein ist die Schule der Weisheit und Tugend. Was hilft es, wenn wir zu dem Kinde sagen: „hüte dich vor dem Feuer, denn es brennt!“ Aber nehmen wir seine Hand, stecken sie in ein Kohlenbecken und sagen wir versichert, daß es keiner Warnung mehr be-

dürfen werde. Was frommt es, wenn wir zu dem Kinde sagen: „hüte dich vor dem Wasser!“ Aber nehmen wir unser Kind, werfen es selbst ins Wasser, und seyn wir versichert, daß es diesem Elemente nie wieder zu nahe kommen wird.

Auf der andern Seite: was nützt es, wenn wir zu dem Kinde sagen: „hüte dich vor dem Laster, denn es schadet dem Heil deiner Seele!“ — Aber führen wir es in Versuchung, geben wir ihm Gelegenheit zu sündigen, und es wird mit den verderblichen Folgen des Lasters bekannt werden, und nicht mehr sündigen.

Was nützt es, wenn wir zu dem Kinde sagen: hüte dich vor dem Trunke, vor dem Kartenspiele, vor bösen Gesellschaften, vor dem Umgange mit Verschwendern und Buhldirnen!“ Aber führen wir unsre Söhne in die Weinhäuser, und trinken ihnen tapfer zu, führen wir sie an den Pharaotisch und stecken ihnen selbst die Karte in die Hand,

gehen wir Arm in Arm mit ihnen in die Tempel der Venus Cloacina, so werden wir den Grund zur Bildung ihres Herzens legen, und indem wir ihnen die Schädlichkeit des Lasters praktisch zu Gemüthe führen, sie vor künftigen Anstößen bewahren, und zu eifrigen Bekennern der Tugend bilden.

Hieraus ergiebt sich also, meine Hochzuehrenden! wie weise Eltern und Erzieher handeln, wenn sie zu dem frühzeitigen Umgange der Knaben mit Buhldirnen und der Mädchen mit jungen Wüstlingen durch die Finger sehen, und welch ein höchst thörigtes Vorurtheil es ist, daß man die Kinder vor der Verführung und vor dem Falle hüten müsse. Eine unversuchte Tugend ist bekanntlich gar keine Tugend, so wenig wie ein Seemann, der nie die See befuhr, ein Seefahrer ist.

Preisen wir daher die unzähligen Tanzbälle und Tanzschulen als wahre praktische Moralschulen. Sie sind es, worin unsre

Kinder den ersten Grund zur Veredlung ihres Herzens legen, und ich behaupte kühn, daß so manche Franzaise und so mancher Hoppswalzer, die dort executirt werden, eine eindringlichere Tugendlektion für junge Mädchen und Jünglinge sind, als alle Compendien der Moralisten zusammengenommen.

Denn indem sie Veranlassung zum Falle geben, lehren sie zugleich, wie man sich in Zukunft vor dem Falle in Acht nehmen müsse, indem sie die Sinnlichkeit anfeuern, stählen sie zugleich gegen die Sinnlichkeit, und indem sie die Einbildungskraft und das Blut erhitzen, machen sie das junge Herz endlich so feuerfest und schlackenlos, daß es dem Eisen gleicht, welches in der Glut immer mehr geläutert und gehärtet wird.

Aus demselben Grunde sind auch schlüpfrige Romane überaus zu empfehlen, weil das junge Gemüth dadurch mit den Klippen und Sandbänken, mit den Schlingen und Fußangeln der Verführung frühzeitig be-

kannt gemacht wird. Besonders aber ist die französische Lektüre für die deutsche Jugend ein ungemein günstiges Feld der moralischen Veredlung, und mit Recht läßt sich behaupten, daß die höchsten Muster weiblicher Tugend aus der französischen Schule, namentlich aus der Schule des Crecourt und Voltaire aus den Liaisons dangereuses und aus der nouvelle Justine, hervorgegangen sind.

Auch die Liebhabertheater verdienen hier einer rühmenden Erwähnung. Ich halte sie nicht allein für die wahren Vorschulen der Ästhetik, sondern auch für die wahren Vorschulen der Tugend, und Eltern und Erzieher können nicht genug eilen, ihre Kinder und Zöglinge in diese vortrefflichen Bildungsanstalten zu schicken. Doch, da ich mir vorgenommen habe, ihnen eine besondere Vorlesung zu widmen, so sey hier vor der Hand genug davon gesagt.

Dagegen sey es mir erlaubt, bey dieser Gelegenheit noch ein Wort über den Zweck der weiblichen Erziehung einzustreuen.

Es verräth in der That einen himmelschreyenden Vandalismus, wenn einige Pädagogen den Grundsatz aufstellen, daß man bey der Erziehung junger Mädchen hauptsächlich darauf bedacht seyn müsse, sogenannte sittsame und wirthliche Hausfrauen aus ihnen zu bilden, und es ist offenbar Entweihung des Heiligsten, wenn man das Weib zu einer Magd, Wäscherin oder Köchin herabwürdigen will, ja ein gerechter Unwille ergreift uns, wenn irgend ein Philister bey der Wahl einer Gattin die Frage aufwirft, ob sie kochen, waschen, nähen oder stricken könne, bevor er sich erkundigt, ob sie singen, die Guitarre spielen, declamiren, agiren, Verse machen, tanzen und reiten könne. — Die Bestimmung des Weibes ist keineswegs, des Mannes Haushälterin, sondern eine angenehme Gefährtin desselben und eine gute Mutter zu seyn. Wenn wir daher zuweilen die Erfahrung machen, daß dieses oder jenes junge Mädchen früher Mutter

als Hausfrau geworden ist, so wäre es thörigt, zu behaupten, daß sie ihre Bestimmung verfehlt habe. Glücklicherweise ist man auch in der Vernunft und Toleranz jetzt so weit vorgeschritten, daß man über den moralischen Fall eines Mädchens kaum ein größeres Aufheben macht, als über den physischen, ihn vielmehr eben so natürlich als christlich durch eine in der weiblichen Natur gegründete Hinfälligkeit entschuldigt.

Gehen wir nun endlich zu der Bildung des Geistes über.

Erwarten Sie nicht, meine Hochzuehrenden! daß ich die Verwegenheit so weit treiben werde, das Heiligthum der neueren Lehrmethode mit profanen Fingern anzutasten. Ein griechischer Philosoph, — ob es Bias, Simonides oder Thales war, lasse ich dahin gestellt seyn — wurde gefragt: was ist Gott? Er bat sich erst drey Tage, dann wieder drey Tage, und zuletzt noch drey Tage Bedenkzeit aus, und erwiederte endlich: Je

länger ich über dieſe Frage nachdenke, deſto dunkler ſcheint ſie mir. Eben ſo ergeht es mir, der ich übrigens weder ein Bias, noch ein Simonides, noch einer der neueren Weltweiſen bin, deren es in unſrer guten Stadt Berlin allein einige Schock geben ſoll, mit der Frage: was iſt die Peſtalozziſche Lehrmethode? Ohne Zweifel beruhigte ſich jener Philoſoph mit dem Reſultate, daß der Schöpfer ſeine guten Urſachen haben müſſe, incognito zu bleiben; und ſo müſſen auch wir uns mit dem Gedanken beruhigen, daß die Bekenner der neuen Verſtandeshebammenkunſt vor uns Blödſichtigen mit Fleiß das Licht ihrer Weisheit unter den Scheffel ſtellen. So viel iſt jedoch gewiß, daß eben dieſes undurchdringliche Dunkel, worin die Erfindung des Meiſters gehüllt iſt, auf ihre Vortrefflichkeit hindeutet, weil ſie in dieſer Hinſicht nur mit den höchſten Wundern der Natur verglichen werden kann, die Gott in ein eben ſo tiefes Dunkel hüllte.

Ohne Zweifel, meine Hochzuehrenden! ſind wir nach Verlauf eines halben Jahrhunderts ſchon ſo weit, daß alle Bauerjungen peſtalozziſch abgerichtet werden. Ohne Zweifel hat die Methode dieſes großen Denkers ihre Wunderkraft alsdann ſchon durch die Hervorbringung einiger tauſend Leibnize und Herſchel bewähret, und die Weiſen gehören dann hoffentlich ſchon zu den ſo alltäglichen Erſcheinungen, daß man in jedem Deutſchen Dorfe wenigſtens auf Einen Newton, Carteſius, Kant und Peſtalozzi ſtößt. Laſſen Sie uns daher dieſen glücklichen Zeitpunkt erſt abwarten. Vielleicht wird uns dann erſt ein Licht darüber aufgehen. Alſo Peſtalozzi und ſeine Jünger in Ehren! Es iſt nur meine Abſicht, die Vorzüge des heutigen Schulunterrichts überhaupt, und ohne Rückſicht auf die neue Lehrmethode anzupreiſen, und hier gereicht es mir zum wahren Vergnügen, recht aus Herzensgrunde in die Poſaune ſtoßen zu können.

Unsre Altvordern waren so sehr Pedanten, daß sie es bey dem Schulunterrichte hauptsächlich auf die sogenannte Gründlichkeit anlegten. Sie gingen von dem Grundsatze aus, das Feld des Wissens sey zu groß, als daß man es ganz umpflügen und besäen könne, man müsse sich also damit begnügen, nur einige Morgen Ackers gehörig zu bebauen, damit man seine Bestellungskosten nicht verliere. Daher pflegten sie sich denn auf die Bearbeitung eines oder einiger wenigen Felder der Literatur zu beschränken, und man kann nicht läugnen, daß sie darin eine gewisse Tiefe des Wissens verrathen, die uns schier erröthen machen könnte, wenn wir uns nicht ganz andrer und höherer Vorzüge bewußt wären. Diese Vorzüge bestehen nemlich erstens in jener glücklichen Allwissenheit, welche von den Schulfuchsern Oberflächlichkeit genannt wird, weil sie nach ihrer Behauptung nichts anderes, als eine erbärmliche Vielwisserey seyn soll, welche von Allem

etwas, im Ganzen aber nichts wiſſe, oder mit andern Worten, multa, nicht aber multum.

Allein eben hierin beſteht meines Erachtens das Geheimniß der neuen Verſtandeserziehung, daß die Lehrer unſrer Jugend das ganze Feld des Wiſſens bis an die äußerſten Grenzmarken beackern, ohne eben darauf zu achten, wenn hin und wieder etwas oberflächlich mit dem Pfluge darüber hinweggepfuſcht wird. — Leſen, viel leſen, alles leſen, und gleichſam verſchlingen, das iſt die große Tendenz unſers Zeitalters, und der Knabe, der heut zu Tage auf eine hohe Schule geſchickt wird, muß recht eigentlich mit Gelehrſamkeit gemäſtet, oder — wenn ich ſo ſagen darf — auf die Büchermaſt ausgethan werden, wie gewiſſe Thierchen auf die Buchmaſt, indem ſie alles was ihnen vor den Rüſſel kommt, herunterſchlingen, ohne ſich lange bey dem prüfen und wählen, bey dem kauen und verdauen aufzuhalten.

Daher die unzähligen Virtuoſen der

Gelehrsamkeit, deren jede Provinzialstadt wenigstens ein Dutzend aufzuweisen hat, daher die Erscheinung, daß wir jetzt fast mehr Doctores als Doctos, fast eben so viele Professores als Professionisten, und ein solches Heer von Philosophen, besonders Naturphilosophen zählen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn von der geringen Neige der Weisheit, welche unserm Zeitalter übrig blieb, kaum Ein Tropfen auf jeden fiel. Daher die gelehrten Wunderknaben, deren Allwissenheit wir bey den öffentlichen Schulprüfungen anstaunen. Denn man frage sie: wie viel Zoll Carl der Große in der Länge und wie viel Zoll Carl der Dicke im Durchmesser hatte, so werden sie mit derselben Bestimmtheit antworten, womit sie anzugeben im Stande sind, wie viel Fuß sowohl nach dem Dezimalmaß als nach dem Duodezimalmaß die Arche Noäh oder der Thurm zu Babel in der Höhe und Breite hatte, oder zu welcher Gattung von Schwalben nach

dem Linnäiſchen Syſteme diejenige gehörte, welche dem Tobias auf die Naſe hofirte. Daher iſt es denn auch nicht zu verwundern, wenn ſie nach der Rückkunft von der Akademie kein Jota mehr von allem d.m wiſſen, was ſie dahin brachten. Denn es geht ihnen mit ihrem überladenen Gedächtniſſe, wie den beſagten Thierchen, wenn ſie ſich überfreſſen und den Magen überladen haben: ſie geben es unverdaut wieder von ſich, oder wie einer zu ſchwer bepackten Reiſekaleſche, von der man den gröſten Theil des Gepäcks unterwegs wieder abwerfen muß, weil die Pferde ſchon auf der erſten Station ermüdet ſind. —

Bey dieſer Gelegenheit laſſen Sie uns noch eines beſonderen Vorzuges der neueren Verſtandescultur gedenken, nemlich des Eifers für die Erlernung der franzöſiſchen Sprache.

Man hat nemlich nach gerade einſehen gelernt, daß die franzöſiſche Sprache jede

andere, besonders aber unsere barbarische Muttersprache, in Hinsicht des Wohlklanges dergestalt übertreffe, daß selbst das Yahnen e...es französischen Esels einen angenehmern Eindruck auf ein gebildetes Ohr mache, als die Sprache eines deutschen Menschen. Hierzu kommt, daß unsere Nachbaren uns wie bekannt, in jedem Fache des Wissens, wie überhaupt in allen Tugenden und Vollkommenheiten dergestalt überlegen sind, daß manche Verehrer der großen Nation in einem französischen Kochbuche einen größeren Weisheitsschatz finden, als in den Systemen unsrer ersten Weltweisen.

Wir haben daher sehr Unrecht, wenn wir den Eifer tadeln, mit welchem die Eltern und Erzieher unsrer Jugend auf die Erlernung der französischen Sprache halten. Denn ich getraue mir zu beweisen, daß weder die Vernunft, noch die Tugend, den Menschen vom Thiere unterscheiden, sondern einzig und allein die französische Sprache, und

allenfalls die feine Sitte, deren ich bereits oben gedachte, weshalb meines Erachtens nur die Franzoſen als Menſchen zu betrachten ſind, wogegen die Engländer, bey denen die franzöſiſche Sprache und die feine Sitte am meiſten vernachläſſiget und gehaßt werden, am nächſten an das Thier grenzen.

Ein zweyter Hauptvorzug der heutigen Verſtandeserziehungskunſt iſt der Abſcheu gegen das langſame und ſtufenmäßige Fortſchreiten im Wiſſen. Der Verſtand unſrer Kinder wird nemlich im Springen geübt, bevor er gehen kann; man läßt ihn z. B. gleich nach dem Unterrichte im A B C einen Sprung in die Höhen der transſcendentalen Philoſophie, oder von dem Einmaleins auf die oberſte Sproſſe der Trigonometrie oder Algebra machen. Dieſe Prozedur hat zwar den kleinen Nachtheil, daß die Knaben in der Regel auf die unterſte Stufe des A B C und Einmaleins zurück fallen, und oft nach Jahren erſt auf der Leiter des

Wiſſens langſam nachſteigen müſſen. Dagegen hat ſie den überwiegenden Nutzen, daß die Kindlein dadurch eine gewiſſe Fertigkeit im Springen erlangen, ſo daß ſie ſpäterhin als Geſchäftsmänner die größten Schwierigkeiten ihres Fachs mit der bewundernswürdigſten Leichtigkeit zwar nicht zu überwinden, aber doch zu überſpringen im Stande ſind. Außerdem aber hat ſie noch den Vortheil, daß die Kindlein eine gewiſſe Gewandtheit erlangen, von einem Extrem zum andern überzuſpringen, die heterogenſten Gegenſtände zuſammen zu ziehen und in eine gewiſſe Harmonie zu bringen. So habe ich einen, ohne Zweifel nach dieſer Methode unterrichteten Themispriester gekannt, der in einer Relation über eine ſtreitige Hütungsgerechtigkeit, neben verſchiedenen gelehrten Citaten, mehrere Stanzen aus Taſſos befreytem Jeruſalem allegirte, die denn auch ihren Weg durch die Feder des Canzellſten und durch den Mund des Juſtitiarius, der das äſthetiſche Urtheil pu-

bliciren mußte, in die Ohren der höchlich erſtaunten Bauern nahmen.

In der That gleicht der Kopf eines ſolchen Herrn einer Studentenſtube, in welcher alles wie Kraut und Rüben durch einander liegt, und wo ſich oft die widerſprechendſten Dinge zuſammenfinden; wie ich denn einſt bey einem ſolchen Muſenſohne ein Spiel Tarocklarten in Spaldings Anleitung zum Predigtamte, Grecourts Gedichte, priapiſche Erzählungen und Voltaires Pucelle neben Youngs Nachtgedanken und Klopſtocks Meſſiade, Werners Weihe der Kraft aber neben Montaignes Gedanken und Kants Vernunftkritik in der ſchönſten Eintracht zuſammen gefunden habe.

Man tadle deshalb unſre Schulanſtalten, wenn ſie auf Hervorbringung ſolcher chaotiſchen Köpfe hinarbeiten, keinesweges. Denn wie aus dem Chaos das Licht und die Harmonie hervorging, ſo gingen auch aus dieſer Lehrmethode alle die großen Lichter

der Naturphiloſophie, der romantiſchen und myſtiſchen Poeſie und des göttlichen Wahnſinns hervor, die uns mit den unvergleichlichen Geburten ihres Geiſtes beſchenken, und deren Zahl nur mit der Zahl derjenigen bemitleidungswürdigen Perſonen verglichen werden kann, die jetzt am Lazarethfieber kranken. —

Und hier, meine hochzuehrenden Herren! ſchließe ich dieſe Vorleſung mit dem aufrichtigen und recht herzlich gemeinten Wunſche, daß Gott der Herr unſre Köpfe vor dem Lichte der neuen Philoſophie und Poeſie bewahren, uns vielmehr ſtets bey unſerm geſunden Menſchenverſtande erhalten, und ihn herabregnen möge auf diejenigen, denen er fehlt — in Ewigkeit Amen!

Achte

Achte Vorlesung.

Naturgeschichte des Esels.

Hochzuehrende Herren!

Es giebt vielleicht keine größere Thorheit als die, gegen die Thorheit, die Dummheit und das Laster mit den Waffen des Spottes zu Felde zu ziehen. Denn man fordert entweder die halbe Welt in die Schranken, weil die halbe Welt zur Fahne dieser hohen Alliirten geschworen hat, oder man ist ein wahrer Prediger in der Wüste. Diejenigen, gegen welche eigentlich die Predigt gerichtet ist, sind taub dagegen, die wenigen aber,

welche darauf hören, bedürfen keiner Bekehrung.

Dieſe Betrachtung hat den Entſchluß in mir zur Reife gebracht, die ſatyriſche Laufbahn zu verlaſſen, mit den Narren, Dummköpfen und Schurken einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, mich einzig und allein mit der Betrachtung der unverfälſchten Werke Gottes zu beſchäftigen, und Ihnen meine Betrachtungen und Entdeckungen im Reiche der Natur, beſonders im Thierreiche, mitzutheilen.

Ich fange mit der Naturgeſchichte des Eſels an. Denn billigerweiſe gebührt dem Eſel auch in der Naturgeſchichte derſelbe Vorrang, der ihm nicht ſelten in der bürgerlichen Geſellſchaft zugeſtanden wird, und es braucht in der That nur wenig Eſelskenntniß, um die Erfahrung zu machen, daß Er es iſt, welcher in mancher Verſammlung den Vorſitz, in manchem Collegio den Vortrag, in mancher Audienz den Vortritt, und bey mancher Wahl den Vorzug hat.

Laſſen Sie uns mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Eſel den Anfang machen. Das Geſchlecht derer von Eſel iſt eins der älteſten und ausgebreitetſten in der Welt. Denn überall ſtößt man auf Mitglieder deſſelben. Sie gedeihen in jedem Himmelsſtriche, und es iſt offenbar ein Vorurtheil, wenn man behauptet, daß ſie in den nördlichen Ländern kleiner und unanſehnlicher ſeyen, als in den ſüdlichen. Schon Ariſtoteles war der ſeltſamen Meinung, daß das kalte Klima entweder die Fortpflanzung des Eſels hindere, oder ſeine Ausartung befördere. Er bezieht ſich deshalb auf die kleinen Eſel in Illyrien, Thrazien und Epirus.

Hätte er um ein paar Jahrtauſende ſpäter gelebt, ſo würde er, ſogar in unſerm Vaterlande, ſtattliche, anſehnliche und ausgewachſene Eſel in Menge gefunden haben, die 5, ja zuweilen 6 Fuß und drüber meſſen.

Eben ſo ſonderbar iſt das Vorurtheil, daß der Eſel ein ausgeartetes Pferd ſey.

Buffon hat dieſe Meinung ſehr gründlich und ſcharfſinnig widerlegt, und die unverfälſchte Abkunft des Eſels mit vieler Wärme gegen alle Anfechtungen vertheidigt. „Der Eſel — ſagt er in dem zweyten Theile ſeiner allgemeinen Naturgeſchichte — iſt ein Eſel und kein ausgeartetes Pferd. Er iſt aus reinem Geblüte, und ob er gleich nicht aus ſo edlem und berühmtem Geblüte iſt als das Pferd, ſo iſt er doch aus eben ſo gutem und altem.“ — Man ſieht, der Franzoſe weiß überall, ſelbſt in einer Naturgeſchichte des Eſels, Witz und Scharfſinn mit Artigkeit und Eleganz zu verbinden, und die Familie des Eſels konnte ſich in der That keinen beſſern Anwald wünſchen, um ihre Ebenbürtigkeit und das Alter ihres Geſchlechts gegen männiglich zu verfechten. Aus dieſem Grunde iſt es recht ſchmerzlich zu bedauern, daß der gefeierte Held unſers Zeitalters unter allen ſeinen Buffonen keinen einzigen Buffon hat, der ſeine ritterliche Abkunft, die noch von

vielen bezweifelt wird, in das hellſte Sonnenlicht zu ſetzen vermöchte.

Andre Naturforſcher, beſonders Linné, ſtellen die Behauptung auf, daß die Eſel in den mitternächtlichen Ländern Europa's, Emigranten des Südens, und urſprünglich aus Arabien über Ägypten, Griechenland und Italien eingewandert ſeyen. Ob dies mit den ſchwediſchen Eſeln der Fall ſey, auf welche Linné ſich namentlich bezieht, laſſe ich dahingeſtellt ſeyn. Aber daß es in unſerm Vaterlande Eſel von uralter deutſcher Raſſe giebt, wird niemand, ohne ſich an ſeiner Familie zu verſündigen, in Zweifel ziehen.

Und ſo müſſen wir uns die große Verehrung erklären, welche dem Eſel in einigen Ländern wiederfährt. Buffon erzählt uns ſogar, daß eine der angeſehenſten und edelſten Kaſten der Indianer ſie um deshalb beſonders verehre, weil ſie der Meinung ſey, daß die Seelen von nobler Extraktion — wohlverſtanden in Indien — in die Körper

dieſer Thiere übergehen. Siehe den 2ten Theil ſeiner allgemeinen Naturgeſchichte, welche von dieſem intereſſanten Thiere handelt.

Wir brauchen uns daher eben nicht zu verwundern, wenn wir bemerken, daß die Transmigration der Eſelsſeelen mitunter einen umgekehrten Weg nimmt, und wenn der Pater Spiridion behauptet, daß dem Eſel von den Spaniſchen Bauern zuweilen Titel gegeben werden, welche faſt wie Hochwohlgebohren lauten, ſo ſcheint ſich dieſe Sitte auf einen ähnlichen Volksglauben zu gründen, der hin und wieder auch bey uns Eingang gefunden hat.

Nach dieſen genealogiſchen Betrachtungen laſſen Sie uns nun zuerſt die körperliche Beſchaffenheit und die äußern charakteriſtiſchen Kennzeichen deſſelben behandeln, und dann zu ſeinen innern Naturanlagen, Gemüthseigenſchaften, Tugenden und Laſtern übergehen. Faſt alle Naturhiſtoriker beſchreiben uns den

Esel als ein vierfüßiges, mit langen Ohren begabtes und gewöhnlich in Grau gekleidetes Thier. Man braucht sich jedoch nur wenig unter den Eseln umgesehen zu haben, um überzeugt zu seyn, daß weder die 4 Füße, noch die graue Farbe und die langen Ohren Merkmale sind, welche jeden Esel zu erkennen geben.

Eben so wenig erschöpfend ist ein anderes Merkmal, nemlich das Kreuz, mit welchem der Rücken des Esels geziert zu seyn pflegt, weil niemand bestreiten wird, daß sich diese Decoration zuweilen auch auf des Esels Brust befindet. Sogar der Stern, welcher hin und wieder die Stirn des Esels schmückt, soll nach der Behauptung einiger Naturforscher mitunter auf seiner Brust angetroffen werden.

Andre wollen den Esel an seinem Geschrey erkennen, welches ungefähr wie Ja lautet. Es ist nun zwar richtig, daß es Esel in Menge giebt, die keine andere

Stimme haben als Ja oder Ja, und deshalb ſcherzhafterweiſe Jaherren genannt werden; aber es giebt auch Eſel, die immer auf der Oppoſitionsbank ſitzen, und deren Stimme jederzeit wie Nein nein! lautet, dieſe aber möchte man doch nicht gern von der Familie ausſchließen.

Mit Einem Worte: alle Beobachtungen, die man über dieſes intereſſante Thier angeſtellt hat, gewähren die Überzeugung, daß ſich über ſeine äußeren Kennzeichen nichts beſtimmtes feſtſetzen läßt, weil es in den verſchiedenſten Geſtalten umherwandelt, in allen Zungen ſpricht und in alle Farben ſpielt.

Selbſt die körperliche Haltung und der äußere Anſtand geben ihn nicht immer zu erkennen. Denn wenn es gleich richtig iſt, daß die meiſten Eſel, mit geſenktem Haupte und demüthigem Antlitz ihren phlegmatiſchen Eſelsſchritt meſſen, ſo giebt es doch auch Eſel genug, die die Schnauze ſehr hoch

tragen, und gar hochtrabend und gravitätiſch einherſtolzieren, wie ich nachher zeigen werde.

Gehen wir daher jetzt zu den Gemüthsanlagen, Tugenden und Geiſtesfähigkeiten des Eſels über.

Der Eſel wird uns gewöhnlich als ein demüthiges, geduldiges und genügſames Thier geſchildert. Was die beyden erſten Eigenſchaften betrift, ſo ſind ſie offenbar an ihm zu bewundern. Eſelsdemuth und Eſelsgeduld ſind zum Sprichwort geworden, und gehörten noch vor kurzem zu ſeinen geprieſenſten und gefeiertſten Tugenden. Die erſtere giebt er durch eine ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit und Devotion gegen ſeinen Treiber, die letztere aber durch ſtandhafte Erduldung der Prügel, Schläge und Fußtritte zu erkennen, die der Treiber ihm reichlich zutheilt, und durch fleiſches Tragen des Joches und der Laſten, die er ihm auferlegt. Wenn er über die Gebühr beladen

wird, ſo verräth er ſeinen Mißmuth nur durch Kopf- und Ohrhängen, und wenn er zu arg gequält wird, nur durch Naſerümpfen, wodurch er, wie Buffon behauptet, ein ſehr ſpöttiſches Anſehen bekommt. Der Pater Spiridion verſichert ſogar, in einigen Gegenden Deutſchlands Eſel von Geblüt gefunden zu haben, welche es in dem Stoicismus ſo weit gebracht hatten, daß ſie die Hand ihres Protektors leckten, und durch ein unterthäniges Danen zu erkennen gaben, wie ſehr ſie das Glück zu ſchätzen wüßten, welches ſeine Peitſche und ſein Kantſchuh über ſie verhänge.

Was die Genügſamkeit des Eſels betrift, ſo iſt ſie allerdings zu loben. Denn es iſt bekannt, daß er ſich oft mit Diſteln und einer Hand voll Heu, ja mit dem ſchlechteſten Futter begnügt, welches ihm von ſeinem Heren zugeworfen wird. Es giebt aber auch ungenügſame Eſel, welche einen ſo zärtlichen und verwöhnten Gaumen ha-

ben, daß ſie nur durch Leckerbiſſen aller Art, durch Auſtern, Faſanen und Pfauenzungen befriedigt werden können, und noch dazu dergeſtalt gefräßig ſind, daß ſie denen, die mit ihnen an Einer Krippe ſtehen, das Futter vor der Naſe wegfreſſen.

Buffon bringt den Eſel auch in den Ruf, daß er ausſchweifend in der Liebe ſey. So viel iſt gewiß, daß ſeine verliebte Natur ihn ſogar zu kleinen Verirrungen von ſeinem Geſchlechte verleitet, indem er ſeine Galanterie nicht allein gegen Pferde, ſondern ſogar gegen Menſchen auslässt. Denn wer läugnet, daß in manchem Menſchenkinde ſich die Eſelsextraktion in ſo hohem Grade offenbart, daß kein Zweifel übrig bleibt, die Mutter habe dem verliebten Antrage eines Eſels Gehör gegeben? Auch wird die Zuneigung des Eſels zu ſeinen Jungen ungemein gerühmt, und in der That geht ſie oft ſo weit, daß mancher Eſel nicht eher ruhet, als bis er ſein Eſelchen ſchon in der Wiege

mit Ämtern und Würden bekleidet sieht. Die neueste Geschichte giebt uns ein hochgeöhrtes Beyspiel dieser-Art.

Gehen wir nun zu den Geistesanlagen des Esels über. Es ist eine allgemeine Klage, daß der Esel eines der dümmsten Thiere sey. Ohne dem Respekt gegen ihn zu nahe treten zu wollen, gebe ich zu, daß etwas an dieser Beschuldigung wahr seyn mag. Offenbar geht man jedoch zu weit darin. Auch in dieser Hinsicht berufe ich mich auf Buffons Zeugniß, daß der Esel einer guten Erziehung fähig sey, und zu allerhand Künsten mit Erfolg abgerichtet werden könne. Der große Naturforscher fügt hinzu, daß der Esel in der ersten Jugend lustig und artig zu seyn pflege, und dies sind ja lauter Eigenschaften, welche sich mit der Dummheit eben nicht vertragen.

Ist man mit Buffons Zeugnisse noch nicht zufrieden, so berufe ich mich auf das was wir täglich sehen und hören. Wir sa-

den nicht allein, daß er es in ſchönen Künſten, als im Tanzen, Reiten, Singen, Declamiren und Verſemachen zu einer bedeutenden Fertigkeit bringen kann, wir finden auch Eſel von ungemeiner Sprachkenntniß, die beſonders das Franzöſiſche mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit ſprechen, daß wir kaum begreifen können, wie ein Eſelsgehirn ſolcher Ausbildung, und ein Eſelsorgan ſolcher Biegſamkeit fähig ſey. Wir finden arithmetiſche Eſel, welche die ſchwierigſten Rechenexempel extempore zu Stande bringen, welche dergeſtalt in Zahlen und Brüche vertieft ſind, daß ſie zuletzt alle ihre Nebengeſchöpfe als Nullen, ſich ſelbſt aber als Einer betrachten, und von Wolkenbrüchen, Arm- und Beinbrüchen mit derſelben Gleichgültigkeit, wie von ½ oder ⅔ Brüchen ſprechen hören, ſo daß ihre arithmetiſchen Seelen endlich ſelbſt auf einen Bruch reduzirt zu ſeyn ſcheinen. Wir finden philoſophiſche Eſel, welche ſehr tiefſinnig beweiſen, daß

das Ding an sich nichts weiter als ein Ding an sich, ergo weder ein Ding in sich, noch für sich, noch durch sich, noch mit sich, noch bey sich sey; daß sie daher selbst, als Dinge an sich betrachtet, nicht recht bey sich, sondern von sich seyen. Wir finden ferner staatswirthschaftliche Esel, welche uns sehr tiefsinnig beweisen, daß der größte Reichthum eines Landes in Lumpen bestehe, weil aus Lumpen Papier und aus Papier Papiergeld, also Geld fabrizirt werde, und welche uns, wie weyland Doctor Sangrado im Gil Blas von Sant.Ilano, Aderlaß und Wassertrinken als ein Specifikum gegen die Vollblütigkeit des Staatskörpers und gegen den sonst unfehlbar zu erwartenden Schlagfluß anpreisen; wir finden critische Esel, welche uns mit vielem Scharfsinn das Geleise vorzeichnen, über welches das Genie sich nicht verirren müsse, um vor dem Richterstuhl ihrer Eselskritik zu bestehen. Wir finden sogar welche unter ihnen, die als Schöngeister von

einer Menge anderer Esel bewundert werden, welche Bewunderung ihnen doch nur in so fern gebühret, als es überhaupt zu bewundern ist, daß ein Esel es, wie Bileams Esel, zu einer gewissen menschlicher Sprachfertigkeit bringen konnte.

Wenn wir nun noch außerdem eine bedeutende Anzahl Esel bemerken, welche abgerichtet sind zu praktiziren, zu doziren, zu referiren, zu instruiren, zu inquiriren, zu expediren, zu registriren, zu kalkuliren, zu controlliren, zu konsuliren, ja selbst zu präsidiren, zu dirigiren und zu kommandiren, so werden wir hoffentlich von unserm Vorurtheil zurückkommen, und von Hochachtung für die Geistesfähigkeiten dieses Thiers durchdrungen werden.

Und hier ist zugleich der Ort, den Esel auch in Hinsicht seiner Nützlichkeit zu würdigen. Von allen Seiten wird er uns als ein überaus nützliches Thier geschildert. Nicht allein seine Dienste, sondern auch alles

was an und in ihm iſt, ſoll genützt werden können bis auf ſein Fleiſch, welches ſchon Galenus nicht allein als unſchmackhaft, ſondern ſogar als ſchädlich in Mißcredit bringt. Soviel iſt bekannt, daß die Eſelsmilch als ein vorzügliches Heilmittel gegen die Schwindſucht gebraucht wird, und nach der Meinung der Alten ſoll auch das Blut, der Urin, das Herz und die Leber dieſes Thieres an medizinischen Tugenden reich ſeyn. Daſſelbe rühmt man von dem Gehirn, welches außerdem wohl zu nichts nutze ſeyn möchte. Daß die Eſelshaut im Orient zur Fabrikation des Chagrins, von den Morgenländern Sagri genannt, gebraucht wird, kann man aus Thevenots Reiſen erſehen, und daß auch Pergament, Siebe, Schuhe und Trommeln daraus verfertigt werden, iſt bekannt genug.

Es giebt jedoch auch Eſel in Menge, beſonders von der phlegmatiſchen und weichlichen Gattung, die nicht einmal den Nutzen haben, daß ihre Haut zu Pergament und

Chagrin verbraucht werden kann, wenigſtens hat man bis jetzt noch keinen Verſuch gemacht, ſie zu dieſem Zwecke zu appretiren, und aus ihrer Dickhäutigkeit läßt ſich faſt ſchließen, daß dieſer Verſuch fehlſchlagen würde, wenn etwa einer von jenen Finanzmännern, welche nur zu gern Riemen aus dem Fell ihrer Nebenmenſchen ſchneiden, ihn aufs Tapet bringen ſollte. Dagegen ließe ſich ihre Haut vielleicht zu Trommelfellen und Schuhen verarbeiten, und das wäre des Verſuches ſchon einmal werth, zumal zu einer Zeit, wo ſo viele Menſchen ihre Haut für die Eſel hergeben müſſen.

Nach dem Zeugniß des Buffon machten die Alten auch Flöten aus den Knochen des Eſels, die ſie tönender fanden als die von den Knochen anderer Thiere. Manche Eſel haben jedoch ſo wenig Tonſinn, daß ſelbſt ihre Knochen nicht einmal zur Muſik taugen würden.

Was die Dienſte des Eſels betrift, ſo

ist es bekannt genug, daß er zum Ziehen, zum Lasttragen und zum Reiten mit großem Nutzen gebraucht wird. Eine große Anzahl Esel ist jedoch so träge und zärtlich gewöhnt, daß sie sich lieber von ihren Miteseln ziehen und tragen lassen, als daß sie ihre Knochen dazu hergeben sollten.

Man hat daher sehr Unrecht, wenn man die Esel ohne Ausnahme wegen der schlechten Behandlung beklagt, die ihnen von allen Seiten widerfahren soll, indem sie der Plumpheit und Bosheit nichtswürdiger Buben und schlechtdenkender Bauern bloßgestellt wären. Denn ich getraue mir zu beweisen, daß die Zahl derjenigen Esel, welche von Bauern und Knechten gemißhandelt werden, nicht größer sey als derjenigen, welche für die ihrem Geschlechte widerfahrenen Mißhandlungen das Vergeltungsrecht an den Rücken der Bauern und Knechte ausüben.

Nachdem wir nun den Esel im Allge-

meinen betrachtet haben, wollen wir noch einige beſondere Gattungen deſſelben, deren, ſoviel ich weiß, noch kein Naturforſcher gedachte, genauer unterſuchen.

Unter dieſen zeichnen ſich beſonders die groben Eſel aus. Man findet zwar unter jedem Himmelsſtriche grobe Eſel, aber das eigentliche Vaterland derſelben ſcheint doch Deutſchland zu ſeyn, wenigſtens ſtößt man hier zu Lande faſt bey jedem Schritt auf einen dieſer Gattung. Sie geben ſich durch ein plumpes zufahrendes Weſen zu erkennen, indem ſie gegen jeden anrennen, einen jeden auf den Fuß treten, einen jeden ins Geſicht ſchnauzen und überall mit ihren Eſeleyen herausplatzen. Die gröbſten Eſel ſind eine Gattung von Dienſt- und Packeſeln, die man nicht ſelten in den Bureau's, in den Vorzimmern der Großen, in den Wachſtuben, Poſtſtuben, Acciſe- und Zollſtuben und Kaufläden antrift. Doch giebt es auch grobe Eſel von höherer Diſtinktion,

und die feinste Erziehung ist oft nicht fähig, die Eselsnatur aus ihnen herauszutreiben.

Eine zweyte Gattung sind die stolzen oder hochtrabenden Esel, deren ich bereits oben gedachte. Diese zerfallen in mehrere Spielarten. Einige brüsten sich mit der Hoheit und dem Alter ihres Geschlechts, und tragen den Kopf hoch, um ihr Familienwappen zur Schau zu stellen. Dies sind die Adelstolzen Esel. Andere reißen das Maul auf, um ihre Weisheitszähne zu zeigen. Dies sind die klugstolzen oder gelehrtstolzen Esel; Andere blähen sich auf, um die Geldsäcke zu zeigen, womit sie beladen sind: dies sind die geldstolzen Esel; noch andere brüsten sich mit ihrer Eselsfigur: dies sind die schönthuenden oder koketten Esel, und noch andere blasen die Schnauze auf, um zu zeigen, daß sie Haare auf den Zähnen haben, dies sind die bramarbasirenden oder heldenstolzen Esel, welche ich κατ' ἐξοχὴν Mauleset nennen möchte. Unter diesen scheinen mir

die adelſtolzen noch die erträglichſten. Ihr Hochmuth fällt weit weniger zur Laſt als der der andern. Er äußert ſich mehr in einem ſtolzen Herabſehen und in einer vornehmen Abſonderung von ihren nichtadlichen Miteſeln, mit welchen ſie ſich nur zu encanailliren glauben, als in jener beſchwerlichen Zudringlichkeit, womit jene uns gleichſam zwingen wollen, ihre eingebildeten Vorzüge anzuerkennen und anzuſtaunen. Sie gleichen daher gewiſſermaßen den aufgedunſenen Paternauf einem Hünerhofe, welche ihrer Hoheit ſich bewußt, einſam einherwandeln und mit ſtolzem Blick auf das niedrige Plebejervolk herabſehen, welches da um ſie herum ſchnattert und kräht. Wenn wir ſie daher mit unbefangnen Augen betrachten, ſo gewähren ſie in der That mehr Stoff zum Lachen als zum Aerger.

Beſchwerlicher ſind die klugthuenden und Gelehrtenſtolzen Eſel. Man kann ihnen nicht ausweichen, ſie treten uns überall in den Weg,

um ſich ihrer gelehrten Blähungen zu entledigen. Ihr Geſchrey klingt immer wie Ego — ego! und ergo — ergo! Alle Weisheit geht von ihnen aus, jedes Unternehmen verheißt einen ſchlechten Ausgang, weil man ſie nicht zu Rathe zog, jede Einrichtung im Staate iſt unklug, weil ihr Eſelswitz nicht die Idee dazu eingab, jede Staatsverfaſſung trägt den Keim des Todes in ſich, weil der Conſtitutionsplan nicht aus ihrem Eſelsgehirn hervorging, und jede Finanzoperation, jede Kriegsoperation muß ſchief gehen, weil Sie weder in dem Miniſterio, noch in dem Kriegsrathe präſidirten, ja Gott ſelbſt hat einen Fehler begangen, daß er ſie bey der Schöpfung nicht zu Rathe zog, ſonſt wäre dies und jenes beſſer gerathen, und die Eſel wären nicht zum Gehorchen, ſondern zum Regieren geſchaffen.

Die bramarbaſirenden Eſel ſind das im Thatendünkel, was jene im Weisheitsdünkel ſind. Carl der Große, Alexander und Frie-

drich, Prinz Eugen, Blücher und Wellington sind nur Corporale gegen sie, und nur was sie selbst in ihrem Kartoffelkriege erstaunliches, unerhörtes und unglaubliches ausführten, verdiene durch den Griffel der Geschichte verewigt zu werden. Sie gleichen gewissermaßen dem alten heidnischen Götzen Püstrich, der einen gewaltigen Schwefeldampf aus seinem hohlen metallenen Backen blies, wenn er ins Feuer gebracht wurde, wiewohl man behauptet, daß sie die Backen einzuziehen pflegen, wenn es ins Feuer geht.

Die lächerlichsten und unerträglichsten Esel aber sind die geldstolzen Esel; nicht allein, weil sie sich mit den Geldsäcken, welche sie tragen, unter allen Eseln am breitesten machen, sondern auch, weil diese Geldsäcke unter allen Vorzügen, worauf ein Esel sich etwas einzubilden pflegt, die zufälligsten sind, und eben so leicht wieder von ihrem Rücken genommen werden können, als sie ihm aufgepackt wurden, in welchem Falle

denn nichts weiter als der nackte und kahle Esel übrig bleibt.

Eine dritte Untergattung der Esel sind die ernsthaften. Der Esel ist überhaupt eine ernsthafte Bestie, und in so fern findet die Schlegelsche Definition von dem Menschen auch auf ihn Anwendung. Manche Esel tragen jedoch ihre Säcke mit einer so ernsthaften Amtsmiene nach der Mühle, und gehen mit einer so gravitätischen Amtswürde um die Welle, daß man leicht verführt werden könnte, sie für etwas mehr als gemeine Zug- und Packesel zu halten, besonders wenn sie statt des Sackes ein Pack Akten tragen, oder mit einer Perücke auf dem Haupte, mit einer Feder hinter dem Ohr und mit einer Brille auf der Schnauze geziert sind. Dieser Ernst ist ihnen so zur andern Natur geworden, daß er nur durch die Witterung einer schönen Eselin gemildert werden, und in eine Art von wohlgefälligem Grinsen verwandelt werden kann. Denn das Lachen

halten

halten ſie unter ihrer Eſelswürde, und ſie würden ſelbſt dann nicht mitlachen, wenn auch, um mit Shakespeare zu ſprechen, ein Cato ſchwören ſollte, daß der Spaß des Lachens werth ſey. In ihrem ernſthaften Eſelsdünkel ſehen ſie daher einen jeden der lacht für einen Narren, und einen jeden, der das Lachen befördert, für einen Gaukler an, ohne zu bedenken, daß eben ſie es ſind, welche den Lachluſtigen den meiſten Stoff zum Lachen geben. Eine vierte Untergattung ſind die bedenklichen Eſel. Es giebt deren, die vor lauter Bedenken, Umſichten und Rückſichten ganz überſichtig ſind, und kaum einen Schritt vorwärts zu thun wagen. Der ſophiſtiſche Eſel, der mit ſeiner Bedenklichkeit zwiſchen zwei Bunden Heu ſchwankte, und nicht zum Entſchluß kommen konnte, welches von beyden er zuerſt freſſen ſollte, iſt in der That nur ein Beiſpiel von tauſend andern Eſeln dieſer Gattung.

Eine fünfte Gattung ſind die empfind-

ſamen Eſel. Dieſe ſind, was man bey dieſen Thieren kaum erwarten ſollte, mit einem ſo reizbaren Nervenſyſtem begabt, daß ein weiblicher Triller ihnen wollüſtige Verzuckungen, ein Trompetenſtoß oder ein Trommelſchlag hingegen Ohnmachten zuwege bringt. Man hat täglich Gelegenheit, dergleichen empfindſame Eſel in Conzerten und Theatern zu beobachten. Hier beſonders iſt es, wo ein jeder kräftige Gedanke oder ein jeder launige Einfall, der bey andern wohlthätig das Zwerchfell erſchüttert, wie ein Mißton auf ihre Nerven wirkt. Da ſchreyen ſie denn über Verletzung der Vernunft und der Sittlichkeit, von denen ſie im Grunde weiter entfernt ſind, als der Eſel vom Lautenſchlagen.

Die bey weitem zahlreichſte Gattung der Eſel ſind die phlegmatiſchen, unempfindlichen und dickhäutigen Eſel. Daß die meiſten Eſel gegen Prügel und Mißhandlungen aller Art unempfindlich ſind, habe

ich ſchon oben bemerkt. Es iſt daher noch weit weniger zu erwarten, daß die Schläge, welche den Rücken ihrer Nebengeſchöpfe treffen, ſie in ihrer phlegmatiſchen Gemüthsruhe nicht ſtören ſollen.

Sind ſie zugleich dumme Eſel, wie das meiſtens der Fall iſt, ſo giebt es in der That keine beneidenswerthern Geſchöpfe als ſie, zumal wenn ſie bis über die Ohren im Futter ſitzen. Denn eines Theils dient ihnen ihre undurchdringliche Eſelshaut ſtatt eines Panzers, an welchem alle Seufzer und Wehklagen und alle Pfeile des Mitleids abprallen, andern Theils macht ihnen das übermäßige Denken keine Kopfbeſchwerden, auch haben ſie als reiche Eſel weder zu denken noch zu arbeiten und zu ſchwitzen nöthig. In der That, wenn man die behagliche Exiſtenz dieſer phlegmatiſchen, üppigen und dummen Eſel betrachtet, und ſie mit dem geplagten und kümmerlichen Daſeyn unzähliger andrer Geſchöpfe vergleicht, die neben

ihnen darben, so möchte man fast versucht werden zu glauben, daß der Schöpfer die Welt nur für sie allein, alle andere Geschöpfe aber zu ihren Lastthieren erschaffen habe. Mit Einem Worte: Sie allein sind die wahren Schooßkinder des Glücks zu nennen.

Dies, meine hochzuehrenden Herren! sind so ungefähr die Hauptgattungen der Esel. Es giebt zwar noch eine Menge Spielarten. Aber alle Esel die Musterung passiren zu lassen, dazu möchte kaum ein Menschenalter zureichen, und hoffentlich haben Sie an diesen schon vollkommen zur Genüge. Ich schließe daher diese Vorlesung mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Menschen bald wieder die Oberhand über die Esel erhalten mögen.

Neunte Vorlesung.

Naturgeschichte des Affen.

Hochzuehrende Herren!

Wenn wir den stattlichen aufrecht schreitenden Orang-Utang oder Waldmenschen, Tabula 1 in Buffons Naturgeschichte des Affen betrachten, wie er gleichsam mit dem Marschallsstabe in der Hand den Paradezug der Affen anführt, so bleibt uns kaum ein Zweifel übrig, daß dieses Thier etwas anderes sey, als ein Entwurf zu einem Menschen, der jedoch noch zu weit hinter dem Ideale des großen Bildners zurückblieb, um

ihm den Stempel der Menschheit aufzudrücken, und den göttlichen Odem einzuhauchen.

Denken wir uns einen Bildhauer, der sein Ideal in Marmor darstellen will. Wie manche unvollkommene Skizze muß er oft verwerfen, ehe er ein Modell zu Stande bringt, das seiner Idee entspricht? Eben so scheint die Natur erst durch eine Reihe mißlungener Versuche zur Verkörperung ihres Menschenideals übergegangen zu seyn, wenn wir die ganze Folge der Affen vom Pavian bis zum Orang-Utang die Musterung passiren lassen, ja wir kommen fast in die Versuchung, diese seltsamen Thiermenschen, welche uns Meisterstücken der Schöpfung gleichsam Hohn zu sprechen scheinen, für göttliche Studien oder Vorübungen zu halten, welche der Erschaffung des Menschen vorausgingen. Betrachten wir z. B. den kurz geschwänzten hundsköpfigen Affen auf der 13ten Kupfertafel. Wer zweifelt, daß er der erste Versuch war, die Hundsgestalt zur

Menſchengeſtalt zu veredeln? Hier iſt die ſenkrechte Haltung des Körpers, die jedoch noch zu oft aus der Rolle fällt, und zur vierfüßigen Beſtialität herabſinkt. Hier ſind die erſten unvollkommenen Entwürfe zu Menſchenhänden, hier iſt der erſte Übergang zum Menſchen, mit Einem Worte: hier iſt der Pavian. Aber aus dieſer Geſtalt ließ ſich ſo wenig der Herr der Schöpfung ahnden, daß die Natur es aufgab, von dem Hunde zum Menſchen überzugehen. Sie verſuchte daher den Übergang von der Katze zu ihrem Ideal, und ſo entſtanden jene katzenköpfigen, krummbuckligten und langgeſchwänzten Beſtien, welche wir auf den folgenden Tafeln unter dem Namen Maimon, Makak, Patas, Malbruk, Talapoin, Kallitrix u. ſ. w. anſtaunen, und deren einige unter dem Namen Meerkatzen bekannt ſind.

Ob der Maimon mit dem Philoſophen gleiches Namens und ſehr geſchätzten Anden-

kens, physiognomische Ähnlichkeit hat, das lasse ich dahin gestellt seyn. Soviel ist gewiß, daß er in körperlicher Haltung und tiefsinnigem Gesichtsausdruck etwas von einem Weltweisen hat, der über irgend einen schwierigen metaphysischen Satz nachgrübelt. — Eben so wenig ist es zu verkennen, daß bey allen diesen Affen Katzengestalt mit Menschengestalt verschmolzen, dem Ideale aber nur um ein wenig näher gerückt ist.

Nun aber betrachten wir einmal den Affen, welcher auf der 4ten Tafel unter dem Ehrennamen le Duc vorkommt. Hier ist schon edlere menschliche Proportion. Hier sind Arme, Füße und Hände, wie bey dem Menschen. Hier sind Nase und Augen, hier ist physiognomischer Ausdruck wie bey dem Herrn der Schöpfung. Aber der Rachen, der Schwanz und die Krallen verrathen noch zu sehr die Thierheit. Auch diese Skizze wurde verworfen, und so entstand der Gibbon oder langarmigte Affe auf der 2ten

Tafel. Hier iſt dem Ideale ſchon um ein beträchtliches näher gerückt. Hier iſt menſchliche Körpergeſtalt in allen einzelnen Theilen. Hier iſt vollkommen ſenkrechte Haltung, hier iſt die Form des menſchlichen Kopfes, hier ſind Ohren, Mund und Naſe wie bey dem Ebenbilde Gottes, hier iſt ein zierlich aufgekrümmter Schwedenkopf und ein Backenbart, deſſen ſich keines unſrer martialiſchen Zierbengel zu ſchämen braucht; hier endlich ſind Schultern, Füße, Arme und Hände, deren ausdrucksvolle Geberdenſprache keinen Menſchendarſteller, wie unſer Iffland die Schauſpieler ſehr ſinnreich nennt, keinen wandernden Mimen und Declamator verunzieren würde. Aber das Mißverhältniß der einzelnen Theile zu dem Ganzen iſt noch zu groß. Dieſe Arme und Hände, lang genug um einen ganzen weiblichen Affenharem zu umarmen, paſſen nicht für ein Meiſterſtück der Schöpfung, das nur zu einer Ehe en deux beſtimmt iſt.

Nun entſtand der Orang Utang oder Waldmenſch, welcher ſich uns Tabula 1 in dieſer Reihe mimiſcher Affendarſtellungen präſentirt. Hier iſt gleichſam die letzte Station von der Beſtie zum Menſchen. Und in der That, wenn wir dieſen Affen genauer betrachten, ſo ſcheint er uns Herren der Schöpfung gleichſam zu einem Rangſtreit herauszufordern, oder ſich gar über uns luſtig zu machen. Überſetzen wir einmal den ſatyriſchen Zug um ſeinen Mund in eine verſtändliche Buchſtabenſprache. „Nur nicht ſo groß gethan, ihr Herren der Schöpfung!“ — ſo ſcheint er uns zuzurufen — „Ihr, die ihr dort ſo gravitätiſch einherſchreitet: hier ſind auch Leute, die aufrecht gehen ſo gut wie Ihr, hier ſind auch Leute, die ihre Nebengeſchöpfe über die Schultern anſehen, ſo gut wie Ihr. Und was die Sprache betrift, auf die Ihr euch ſo viel zu Gute thut: ey! verſucht es einmal, unſere Affenſprache zu ſtudieren, ob nicht mehr Vernunft in ihr als in eurer Menſchenſprache iſt.“ —

In Wahrheit, bey dem Anblick dieſes Quaſimenſchen können wir uns kaum der Vermuthung erwehren, daß der Schöpfer ihn in einer hogarthiſchen Laune erſchaffen habe, nemlich um ein Zerrbild in der Natur aufzuſtellen, worin der Menſch mit Demuth ſeine Grundzüge wiedererkennen ſolle, wenn ihn der Hochmuthsteufel plagt, ſich für ein Ebenbild Gottes zu halten. „Ecce homo!“ ſollte hier geſagt werden — „Siehe da Menſchenkind, das iſt dein Ebenbild!“

Gleichwohl läßt ſich nicht läugnen, daß zwiſchen dem Orang Utang und dem Menſchen noch eine Kluft befeſtigt iſt, welche die Natur mit einer unzähligen Menge Spielarten ausfüllte, die ſich mehr oder weniger von dem Affenthum (man erlaube mir auch einmal in dem Geiſte unſerer neuen Sprachfeger zu ſprechen) die ſich alſo mehr oder weniger von dem Affenthum entfernen und in das Menſchenthum hinüberſpielen. — Unter dieſen Spielarten begreife ich alle jene civili-

ſirten Affen, welche zwar eine menſchliche Erziehung genoſſen haben, in menſchlicher Sprache unterwieſen ſind, in menſchlicher Kleidung umhergehen, aber gleichwohl nach ihrer Affennatur, ihren Affenneigungen und Affengelüſten, mit gleichem Rechte wie der Orang Utang und der Gibbon zu den Affen gehören, ja mitunter ſogar in die Familie der Paviane hinüberſpielen. Betrachten wir z. B. den alten geilen Trödeljuden Rips. Welchem vernünftigen Manne fällt es wohl ein, ihn für etwas anders als eine Spielart des Pavians zu halten, beſonders wenn er mit der Leichtfüßigkeit eines bocksgeſtalteten Satyrs, ſeinen grauen Haaren, ſeiner runzelvollen Stirn und ſeinem ſchweinsledernen Einbande zum Trotz, auf Amors freyer Pürſch dem Wilde nachjagt? — Abſtrahiren wir von den Kleidern, worin er ſeine Affengeſtalt zu verſtecken ſucht. Denken wir uns ihn in puris naturalibus, und ich zweifle keineswegs, daß wenn irgend ein Naturfor-

ſcher ihn auf der Küſte von Congo herumſchweifen, oder mit einem Affenweibchen koſend auf einem Dattelbaume ſitzen ſähe, wir ihn bald in allen naturhiſtoriſchen Werken in effigie anſtaunen würden, etwa unter dem Namen: der bockartige Affe, oder Simia hircus, weil es in der That ſcheint, als ob die Natur zu ſeinem Weſen zwey Theile Pavian und einen Theil Bock genommen habe, obgleich ihm auch etwas Beymiſchung von der Schweinenatur nicht abgeſprochen werden kann. Oder betrachten wir den Rathsherrn Schlenderianus, der dort in ſteifer Gravität vor uns vorüberſchreitet. — Vorſichtige Praktikanten pflegen den Teſtamenten eine Clauſel anzuhängen, die Codizillarklauſel genannt, welche ungefähr alſo lautet: „Sollte dieſer mein letzter Wille nicht als ein förmliches Teſtament gelten können, ſo will ich doch, daß er als ein Codizill, ein Legat, eine Donatio mortis causa etc. beſtehen ſolle. — Eben ſo erſcheint mir unſer Rathsherr

Schlenderianus als ein Geschöpf, dem sein Schöpfer die Codizillarklausel angehängt hat: „Sollte dieses mein Werk nicht als ein zu Recht beständiger Mensch gelten können, so will ich doch, daß es als ein Orang Utang, Gibbon oder Maimon bestehen solle.“ — Denn machen wir einmal den Versuch, einem Orang Utang seinen Amtsrock anzuziehen, und ihn auf einen Nußbaum zu setzen: ob nicht alle Welt sich wundern wird, wie der ernsthafte und gravitätische Rathsherr Schlenderianus, seiner Amtswürde zum Trotz, auf den Nußbaum geklettert sey.

Ich will nicht einmal davon sprechen, daß die Natur schon seinem Äußeren den Typus des Affencharakters aufgedrückt hat: ungeachtet sich schon aus diesem verrenkten Gliederbau, diesem triangelförmigen Kopf, diesen hochstehenden Ohren und diesem zum Hufeisen verzogenen Munde der Orang Utang ausspricht, und wir in der That die zweyte Ausgabe des Buffonschen Waldmen-

ſchen, Tabula 1, mit einigen erläuternden Noten des Herausgebers in ihm zu erblicken glauben. Aber was ihn mehr noch als ſeine Geſtalt charakteriſirt, iſt dieſe Orang-Utangsgravität, dieſe erborgte, nachgeäffte, irgend einem hohen Original abgeſehene Miene von Wichtigkeit, und dieſe Steifheit der Haltung, welche er auch mit dem calecutiſchen Hahn gemein hat. Mit Einem Worte: hier iſt wahrer Affencharakter, Nachahmungsſucht, hier iſt der Orang Utang in toga.

Doch damit man mir nicht Mangel an ſyſtematiſcher Ordnung vorwerfe, ſo will ich erſt die Genera herzählen, und aus ihnen dann die Species entwickeln. Ich theile alſo die Affen ein in wilde und civiliſirte, jenachdem ſie im Stande der Natur oder in Staaten und bürgerlichen Geſellſchaften leben. Meine civiliſirten Affen zerfallen wiederum in drey Unterabtheilungen, nemlich in Zieraffen, lüſterne Affen und Maulaffen.

Unter den Zieraffen ſind zu bemerken: erſtens, die gravitätiſchen Affen, zu denen mein Rathsherr Schlenderianus als Simia togata oder Affe mit der Amtsmiene gehört.

Dieſe Gattung von Affen verräth ſich wie geſagt gar bald durch ihren phyſiognomiſchen Ausdruck. Ihr Geſicht ſieht gewiſſermaßen aus wie ein obrigkeitliches Mandat, welches mit dem Amtsſiegel und 2 Groſchen Stempel bedruckt und mit dem Vermerk: ex officio, Dienſtſachen, bezeichnet iſt.

Außerdem verdient in dieſer Klaſſe einer beſondern Erwähnung der kleine Pabſt, oder Simia in pontificalibus. Dergleichen in geiſtlicher Gravität einherſchreitende Affen brauchen wir eben nicht weit zu ſuchen.

Überall glauben ſie auf der Kanzel zu ſtehen, jeder Laut, den ſie von ſich geben, iſt ein Evangelium, und die ganze Menſchheit ſollte ihnen billigerweiſe den Räuchertopf nachtragen.

Jedoch begegnet es diesen gravitätischen Affen zuweilen, daß sie aus der Rolle fallen und ihre priapische Affennatur auf eine höchst kurzweilige Art verrathen, wo denn die Amtsperücke und die päbstliche Würde sehr ins Gedränge kommen.

Eine ganz ähnliche Spielart dieser gravitätischen Zieraffen sind die majestätischen. Diese geben sich durch eine possierliche majestätische Haltung, durch eine gewisse Protektormiene zu erkennen, mit welcher sie auf uns herabsehen.

Es giebt zweierlei Gattungen derselben, den großen und den kleinen Protektor. Von der ersteren Gattung ist einer bekannt, der unter dem Namen Imperator mundi oder Universalmonarch beinahe ganz Europa durchstrich und sich für schweres Geld sehen ließ. Er war ungefähr 4 Fuß hoch und ziemlich breitschultrig. Im Jahr 1802 hatten sich die Hofschranzen am Pariser Hofe den

Spaß gemacht, ihn mit einem Purpurmantel zu bekleiden und mit Krone und Scepter zu ſchmücken. Ungemein poſſierlich — ſagt der ſcherzhafte Naturforſcher, Pater Spiridion, von welchem ich dieſe Notiz entlehnt habe — ungemein poſſierlich war die nachgeäffte Majeſtät, mit welcher dieſer Affe den Thron beſtieg. In ſeiner Miene waren deutlich die Worte zu leſen: Wir Orang Utang der Große, von Gottes Gnaden ꝛc. Aber er fiel nur zu leicht aus der Rolle, und es brauchte ihm nur etwas vorzukommen, was ſeine Affenbegierde reizte, ſo rannte er von den Stufen des Thrones herab, um es zu erhaſchen, und ließ Purpur, Krone und Scepter im Stich. Der kleine Protektor pflegt ſich gleichfalls bey Hofe, jedoch auch in den Vorzimmern und Bureaus hoher Staatsbeamten zu zeigen. Seine Geberden fallen faſt noch mehr ins Lächerliche, weil er nichts weiter als die Copie einer andern Copie zu ſeyn ſtrebt. Er giebt ſich gleich-

falls durch ein hohes Herabſehen und durch eine vornehme Einſilbigkeit zu erkennen, hinter welcher er große Geheimniſſe zu verbergen ſcheint. Jedes Geſuch beantwortet er entweder durch ein majeſtätiſches Kopfſchütteln oder durch eine huldreiche Neigung ſeines Hauptes, womit er uns ſagen zu wollen ſcheint: „wir werden euer Geſuch höchſtſelbſt in Erwägung ziehen. Sind euch in Gnaden gewogen.“ —

Eine dritte Gattung der Zieraffen ſind die Ceremonienaffen. Sie zeichnen ſich durch eine marionettenmäßige Haltung des Körpers, durch ein Geberdenſpiel aus, welches nach dem Winkelmaß und Zirkel abgemeſſen zu ſeyn ſcheint. Der Ritter Godofredus erzählt uns in ſeinen Werken de bestiarum ingenio, welches leider in dem Zeitſtrohme untergegangen iſt, daß er am Hofe des Kaiſers von China einen dergleichen Affen gefunden habe, welcher das Ceremonienmeiſteramt verwaltete. Dieſer

Affe ging ſtets chapeaubas und in höchſter Gala. Er paßte dergeſtalt auf den Dienſt, daß wenn ſeine Majeſtät nieſete oder rülpſte, wobey Höchſtdieſelben eben kein Blatt vor's Maul zu nehmen pflegten, er ſich mit der Naſenſpitze bis an den Fußboden verbeugte, welche Verbeugung denn von dem ganzen Hofgeſinde marionettenmäßig nachgemacht wurde. In der That ließ ſich an Höfen, wo das Maſchinenweſen eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, von dieſem Ceremonienaffen ein ſehr zweckmäßiger Gebrauch machen, wenn man ihn nemlich abrichtete, das Signal zu den Reverenzen, Kniebeugungen und andern Evolutionen der Hofſtaktik nach Art der Kapellmeiſter durch Taktſchläge, oder nach Art der Flügelmänner durch Zeichen zu erkennen zu geben, welche das Commandowort des Ceremonienmeiſters dem ganzen Hofmarionettenperſonal verſinnlichten. — Doch dies ſcheinen pia desideria, wie mancher andere zweckmäßige Vorſchlag.

Gehen wir nun zu der vierten Gattung der Zieraffen, nemlich zu den Modeaffen über.

Es iſt eine bekannte Sache, daß die Nachahmungsſucht ein Hauptzug in dem Charakter des Affen iſt. Le Vaillant liefert intereſſante Beyſpiele. Man brauchte nur in ſeiner Gegenwart einen Rock oder ein Paar Hoſen anzuziehen, ſogleich wird der Affe es nachmachen. Eben ſo offenbart ſich ſeine Nachahmungsſucht in Hinſicht menſchlicher Sitten und Gebräuche. Buffon erzählt, daß er die Bekanntſchaft eines Orang Utangs gemacht habe, der denen die ihn beſuchten, gar höflich die Hand gab, um ſie beym Abſchiede wieder hinaus zu begleiten. Derſelbe Affe ſetzte ſich zu Tiſche, that ſein Tellertuch aus einander, wiſchte ſich das Maul damit, bediente ſich des Löffels und der Gabel wie ein Menſch, ja er ſchenkte ſich ſelbſt Wein ein, trank und machte viele andere Dinge nach. — Froger ſpricht ſogar

von einer Affengattung an den Ufern des Fluſſes Gambia, welche den Menſchen, die ſich in ihre Republik verirren, einen Stock darreichen, und ſie zwingen, ſich mit ihnen zu ſchlagen. Hierin liegt alſo offenbar eine Herausforderung zum Duell, und auch dieſer menſchliche oder vielmehr unmenſchliche Gebrauch hat daher ſeine Nachahmer unter den Affen gefunden, oder — was mir in der That wahrſcheinlicher dünkt — die Menſchen haben ihn den Affen abgelernt. — Dem ſey wie ihm wolle: ſo viel iſt gewiß, daß die Affenjäger ſich eines wohlberechneten Kunſtgriffs bedienen, um den Affen zu fangen. Sie ziehen nemlich im Angeſichte deſſelben ein Paar Stiefeln an, gehen dann bey Seite, laſſen aber ein Paar mit Pech ausgeſchmierte Stiefeln zurück. Sogleich rennt der Affe herbey, zieht die Pechſtiefeln an, und liefert ſich dadurch ſelbſt den Händen ſeines Feindes aus. Hier dringt ſich uns eine auffallende Ähnlichkeit zwiſchen einem gewiſſen

Volke und dieſen thörigten Affen auf. — Denn ſind die fremden Moden und Sitten, die es nachäfft, nicht auch den Pechſtiefeln der Affenjäger zu vergleichen, die es eben ſo leichtſinnig anziehet, worin es eben ſo gewiß ſtecken bleibt, und ſich den Händen ſeiner Feinde ausliefert? — Iſt dieſes Volk alſo, mit Reſpekt zu ſagen, nicht ein wahrer Affe? —

Nach dieſer kleinen Abſchweifung wollen wir nun einige beſondere Spielarten der Modeaffen beleuchten.

Zuerſt zeichnet ſich unter ihnen aus der franzöſirende Affe, auch Monſieur Fanfaron genannt. Dieſen Affen genauer zu conterfeyen wäre eine ſehr überflüſſige Mühe. Er dringt ſich uns überall auf, beſonders da, wo die ſogenannte feine Welt oder die Affen von dem ton ihr Weſen treiben. Hier iſts wo Monſieur Fanfaron ſich ſtets im neueſten Pariſer Coſtum darſtelle, wo er entweder ein Vaudeville trällert

oder einen Calembourg herauswiehert, oder eine candirte Zote ausstreut, mit Einem Worte: hier iſts, wo Monſieur Fanfaron ſich rein ausſpricht, und den Sieg über das Herz der Mademoiſelle oder Comteß Fanfaron davonträgt.

Ein Gegenſtück zu unſerm franzöſirenden Affen iſt der engliſirende oder langſchößige Affe, welchen ich auch Sir Herington oder Lord Ladenſchwengel nennen möchte. Dieſer Affe ſcheint ſich eine Zeit lang verſteckt gehalten zu haben, kommt aber jetzt mit Macht wieder zum Vorſchein. Sir Herington giebt ſich ſehr bald durch ſeine langen Schöße, womit er den Straßenkoth fegt, und durch ſeinen weitgefalteten Oberrock zu erkennen, aus dem jedoch, aller Bemühungen des Coſtumkünſtlers ungeachtet, der Affe allen Orten hervorguckt.

Eine fünfte Gattung der Zieraffen endlich ſind die grimaſſirenden Affen, unter denen ſich zwey Species, nemlich die kleine

Kokette

Kokette und der Zierbengel oder Stutzer am meisten auszeichnen.

Einige Naturforscher wollen die Entdeckung gemacht haben, daß das Orang Utangweibchen zuweilen die Spröde und Verschämte spiele. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir auch ähnliche Zieräffchen unter den zivilisirten Affen finden. Der bereits oben gedachte Pater Spiridion erzählt uns in seinem Werke de natura et virtutibus simiarum, daß er Meerkatzen gefunden habe, welche in Ohnmacht fielen, wenn ein paar Fliegen indezent genug waren, sich vor ihren Augen zu begatten. Er fügt jedoch hinzu, daß diese Meerkatzen, sobald sie sich unbemerkt glaubten, eben kein Mißfallen an dergleichen Naturspielen zu haben schienen.

Was den Zierbengel betrift, so verstehe ich darunter diejenigen grimassirenden Affen, deren Wesen, wie schon der Name es

giebt, aus einem Theil Ziererey und einem Theil Bengeley zuſammengeſetzt iſt. Ziererey ſcheint jedoch nur der einſtudirte, Bengeley aber der natürliche Charakter zu ſeyn, und wir bemerken daher, daß er aus der Ziererey ſtets in die Bengeley zurückfällt. Unter allen Sprachfegerverſuchen des verdienten Herrn Campe gereicht ihm keine zum größern Ruhme als dieſer Zierbengel.

Außerdem kann man zur Gattung der grimaſſirenden Affen noch die Brillenaffen zählen, worunter ich diejenigen verſtehe, welche ungeachtet ihres guten Geſichts ſtets eine Brille auf der Schnauze tragen. Man muß ſich daher hüten, dieſe Brillenaffen mit einer Gattung von Menſchen zu verwechſeln, welche wegen wirklicher Kurzſichtigkeit zur Augenkrücke ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen ſind. Denn dieſe ſind es eben, welche er nachäfft, und dadurch den höchſten Rang auf der Stufenleiter der Affen zu er-

Flimmen ſtrebt, indem er ein Gebrechen heuchelt, womit er nicht behaftet iſt.

Nachdem wir nun die erſte Hauptgattung der civiliſirten Affen betrachtet haben, wollen wir zu der zweyten Hauptgattung, den läſternen Affen, übergehen. Dieſe zerfallen wiederum in mehrere Species, unter denen ich nur zwey, nemlich den geilen Affen und den Bourmand oder das Leckermaul auszeichnen will. Der geile Aff', auch Simia libidinosa oder Priapus genannt, gehört eigentlich in das Geſchlecht der Paviane, welche wegen ihrer Geilheit ſich ſelbſt unter den Affen einen Namen gemacht haben.

Die Familienverwandſchaft iſt unläugbar, wenn anders Körperbau, phyſiognomiſcher Ausdruck und Temperament Familienverwandſchaft zu erkennen geben, und es iſt unmöglich, unſern Priapus nicht ſogleich aus allen civiliſirten Affen herauszufinden. Betrachten wir dieſe läſternen Paviane-

augen, die er wie ein paar Feuerräder im Kopfe herumrollt, um seinen Fang zu erspähen. Betrachten wir diese schnüffelnde Hundenase, welche in Hinsicht des Spürtalents nur mit einer Zöllnernase oder geheimen Polizeynase verglichen werden kann, und schon auf Meilenweite ihr Schlachtopfer zu wittern und den Wildgeruch einzusaugen scheint. Betrachten wir dieses lechzende Maul, das immer zuschnappen will, und seine hinterlistige Beutegier durch ein priapisches Grinsen verräth. Fügen wir noch diesem gekrümmten Affenrücken, dieses knöcherne Xförmige Fußgestell cum attinentiis dazu, so verkündet uns alles den Pavian, welchen wir Tabula 23 in effigie bewundern. Wir haben oben bereits die Bekanntschaft des alten Trödlers gemacht, der durch seine Lüsternheit nach Wildpret, besonders nach jungem unreifen seine Paviansnatur zur Genüge verräth. Dieser aber ist nur ein Beyspiel von unzähligen andern, denen jeder

wachſame Hausvater Fußangeln legen ſollte, weil ſie durch Lockſpeiſen aller Art das junge unerfahrne Täubchen in ihr Netz zu kirren verſtehen. Die Naturforſcher Schouten, Dampiere und Froger verſichern, daß gewiſſe Affen ſehr begierig auf die Weibsperſonen ſind, ſie zuweilen in Wäldern überfallen und nothzüchtigen; die beyden letzten fügen hinzu, daß dergleichen Affen ſogar Mädchen von 8 bis 10 Jahren wegſchleppen, und ſie mit ſich auf die Bäume nehmen, wo man denn große Mühe habe, dieſe Kindlein ihren Umarmungen zu entreißen. Ich frage: machen es unſre civiliſirten Paviane und Orang Utangs, die zuweilen mit Stern und Ordensband geſchmückt ſind, um ein Haar beſſer, als jene in der Wildniß herumſchweifenden? Und haben Väter und Ehemänner nicht bey weitem gröſſere Urſach, ihre Frauen und Töchterchen vor den Nachſtellungen dieſer unverſchämten Lüſtlinge, welche jedes harmloſe Reh, welches ſich von ungefähr in

ihr Revier verirrt, ſogleich für eine gute Priſe erklären, in Acht zu nehmen, als die Neger und Indianer? Denn die wilden Affen verrathen ihr geiles Gelüſt wenigſtens durch einen offenen Angriff, dieſe civiliſirten Affen aber ſchleichen unter allerhand Masken umher, um zu ſehen, wen ſie verſchlingen mögen, und gehen dabey ſo ſyſtematiſch und taktiſch zu Werke, daß man nicht genug vor ihnen auf der Hut ſeyn kann. Was den Gourmand oder das Leckermaul betrift, ſo verſtehe ich darunter diejenigen civiliſirten Affen, welche von ſo delicatem und verwöhntem Gaumen ſind, daß alle vier Welttheile ſich vereinigen müſſen, um ihren Gaumenkitzel zu befriedigen. Es iſt bekannt, daß der Orang Utang ein gewaltiger Näſcher iſt und des Zuckerbrodts und der ſüßen Mandeln und Feigen nicht genug haben kann, unſer Gourmand aber übertrift ihn noch bey weitem. Wir haben täglich Gelegenheit, ihn in den Muſäen des feinen Ge-

ſchmacks, ich meine in den Reſtaurationen und Leckerbuden zu beobachten, wo er oft in einer Viertelſtunde ſo viel vernaſcht als hinreichend ſeyn würde, die ganze Schaar ſeiner hungrigen Gläubiger mit Brodt zu ſättigen. —

Und nun laſſen Sie uns endlich zu der dritten Hauptgattung, nemlich zu den Maulaffen übergehen. Dies ſind diejenigen ſchmalköpfigen Affen, welche über alles, was ihnen noch nicht vorgekommen iſt, das Maul aufreißen. Ich habe neuerlich dergleichen Maulaffen zu beobachten Gelegenheit gehabt, welche mir die Ehre wiederfahren ließen, über meine ſatyriſchen Scherze ein Geſchrey zu erheben. Da nun eine Ehre der andern werth iſt, ſo habe ich nicht unterlaſſen wollen, ihnen in dieſer Affengallerie einen Platz einzuräumen.

Zehnte Vorleſung.

Über das Manſchetten- oder Landſturmfieber, und über die Gallomanie oder Franzoſenſucht.

Hochgeſchätzte Herren!

Das Manſchetten- oder Landſturmfieber, deſſen, ſoviel ich weiß, noch in keinem medizinischen Werke ſeit Hippokrates und Galenus gedacht wurde, iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen für den denkenden Arzt, und verdient gewiß keine geringere Aufmerkſamkeit als das jetzt ſo allgemein herrſchende Lazarethfieber.

Denn es iſt nicht allein mit einer totalen Erſchlaffung des Leibes und der Seele begleitet, ſondern auch von ſo epidemiſcher Natur, daß es ſich in Einem Nu über die Bewohner einer ganzen Stadt, ja eines ganzen Landes verbreiten, und eine allgemeine Stockung in dem Staatskörper hervorbringen kann.

Wie das Manſchettenfieber vor etwa acht Jahren in unſerm Vaterlande wüthete, iſt männiglich bekannt. Damals wurden einige wegen ihrer Fuchspolitik bekannte Herren, die jene geprieſene Eſelstugend, die Geduld, eben ſo lakoniſch, als überzeugend predigten, ſich jedoch durch ein bekanntes Haſenmanövre von dieſer Tugend höchſtſelbſt dispenſirten, zuerſt damit befallen, und wie ein elektriſcher Funke theilte ſich das bösartige Miasma einem großen Theile des Gemeinweſens mit. — Doch weg mit ſolchen Erinnerungen! Sie miſchen nur Wermuth in den Becher des guten Humors, und ver-

derben uns den Genuß der Gegenwart, welche allmählig einen ſüßeren Beigeſchmack gewinnt.

Einen weniger bösartigen Charakter hatte das Manſchettenfieber, welches ſich zur Zeit des Landſturms in unſrer guten Stadt äußerte. Damals war in der Totalität des Volks ein beſſerer Geiſt erwacht, und jene Fiberſymptome waren nur ſchwache Schatten in dem lichtvollen Gemälde der Zeit.

Alle beſonnenen Männer trugen das Vorgefühl einer beſſeren Zukunft in ihrer Bruſt, und die wenigen Haſenherzigen gaben ihnen in der That mehr Stoff zum Lachen als zum Weinen. Die Erfahrung hat ihre Erwartungen gerechtfertiget. Unſre ſiegreichen Heere ſtehen ſchon jenſeit des Rheines, und die Nervenſchwachen wagen es allmählig wieder Athem zu ſchöpfen, ja einigen iſt plötzlich der Kamm dergeſtalt geſchwollen, daß ſie nach der Schlacht bey Leipzig nicht allein nach Berlin zurückgekehrt, ſondern — kaum ſollte

man es glauben — ſogar nach dem Schlachtfelde gereiſet ſind, um ihre Augen an dem Anblick der todtgeſchlagenen Quälgeiſter zu weiden, die übrigens nur einen Finger zu bewegen brauchten, um ſie in Einem Athem wieder nach Stargard und Frankfurt an der Oder zurück zu jagen. Es giebt jedoch andre, welche weislich noch bis dieſen Augenblick in ihrem ſichern Aſyl hinter der Oder oder Weichſel zurück bleiben. — Denn wie beruhigend auch immer der gegenwärtige Stand des politiſchen Barometers ſeyn mag: ſo lange noch der entſetzliche, verderbenſchwangere Davouſt Hamburg in ſeinen Klauen feſthält, ſo lange noch ein drey Fuß hoher franzöſiſcher Voltigeur einen Maulwurfshügel an der Elbe vertheidigt, hat ein vorſichtiger Mann fortwährend zu fürchten Urſach. Wer will ihn daher tadeln, wenn er erſt abwartet bis Hamburg, Magdeburg und Wittenberg gefallen ſind, und dann erſt wie ein weiſer Fabius Cunctator mit ſeinem ſchwer

bepackten Wagen nach dem lieben üppigen Berlin zurückkehrt, um ſich durch Dallachſche Kraftbrühen und Joſtyſche Leckerbiſſen für lange Entbehrungen bey den Hyperboräern in der Provinz zu entſchädigen, und ſeinem Patriotismus durch den geiſtreichen Zuſpruch Luthers, des Weinhändlers, einen neuen Schwung zu geben? Dem ſey wie ihm wolle! Unter Uns, meine Hochzuehrenden! iſt hoffentlich Keiner, den der Ausruf: Napoleon ante portas! noch jetzt in Schrecken zu ſetzen vermöchte; vielmehr ſind wir hoffentlich zu derjenigen philoſophiſchen Seelenruhe zurückgekehrt, welche vonnöthen iſt, um gemüthliche Reflexionen über die Natur einer ſo merkwürdigen mediziniſchen Erſcheinung, wie das Manſchetten- oder Landſturmfieber iſt, anzuſtellen.

Dies vorausgeſetzt laſſen Sie uns daher zuvörderſt die Symptome deſſelben betrachten, und dann zu der ärztlichen Behandlung übergehen.

Das Manschetten- oder Landsturmfieber äußert sich bey nervenschwachen Leuten gemeiniglich alsdann, wenn seit einiger Zeit keine Nachrichten von der Armee eingegangen sind, oder wenn die eingegangenen Nachrichten keinen neuen Sieg verkünden, oder wenn Privatnachrichten ein dumpfes Gerücht von vorgefallenen Unfällen veranlassen, mit Einem Worte: wenn die Einbildungskraft mit traurigen Vorstellungen von herannahenden Feinden, von Requisitionen, Raub, Plünderung und Todschlag beschäftiget wird.

Es kündigt sich zuerst durch das sogenannte Manschettenwackeln, das heißt durch ein sichtbares Frösteln und Zittern an, ferner durch ein bleiches Ansehen, Zurücktreten des Bluts aus den Extremitäten, dumpfes Hinstarren oder unstätes furchtsames Herumirren der Blicke. — Bald aber vermehrt sich die Beklemmung, ein heftiges Herzpochen erfolgt, ein kalter Angstschweiß tritt vor die Stirn,

die Kniee ſchlottern, die Zähne klappern hörbar, es zeigen ſich Anwandlungen von Schwindel und Ohnmacht, welche mit einem unaufhaltbaren Diarrhöe begleitet zu ſeyn pflegen. —

Die quälendſte Unruhe treibt und peitſcht den Patienten von einer Stelle zur andern, von einem Kaffeehauſe zum andern, von einer Reſſource zur andern, von Martinet zu Joſty, von Joſty nach der Börſe, von der Börſe unter die Linden, von den Linden ins Schauſpielhaus u. ſ. w. Seine mit Schreckbildern erfüllte Phantaſie leiht allen Gegenſtänden, die ihn umgeben, Farbe und Geſtalt des ihm drohenden eingebildeten Übels. Er iſt des richtigen Gebrauchs ſeiner Vernunft und ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er ſieht und hört falſch, ſeine Furcht vergrößert alles, Mäuſe verwandeln ſich ihm in Elephanten, Zwerge in Rieſen, ein Windſtoß oder eine zugeworfene Thür in

eine Kanonade, ein dampfender Schornſtein in eine Feuersbrunſt.

Das Klirren eines Säbels, das Raſſeln eines Ladeſtocks, das Trampeln eines Pferdehufes macht ihm das Haar ſträuben. — Überall ſieht er Feinde. Friedlich nahende Koſaken ſieht er für wuthſchnaubende franzöſiſche Chaſſeurs, und unſre braven Landwehrmänner für rachſüchtige feindliche Tirailleurs an. Mit Einem Worte: der Krankheitsſtoff hat ſeinen Verſtand angegriffen. In ſeiner Seelenangſt läuft er nach der Poſt, beſtellt Extrapoſtpferde und fährt als ob ihm der Kopf rauchte, nach Stargard, Frankfurt an der Oder, oder gar nach Königsberg in Preußen. Man tadle ihn deshalb nicht. Denn es iſt durch vielfältige Erfahrungen außer Zweifel geſetzt, daß das Manſchettenfieber eben ſowohl den Tod oder einen unheilbaren Wahnſinn zur Folge haben kann, wie das hitzige Nervenfieber, oder irgend ein anderes bösartiges Fieber.

Dies, meine Hochzuehrenden! sind die charakteristischen Kennzeichen dieser Krankheit. Zuweilen sind sie jedoch mit andern Äußerungen gepaart, die mit ihnen im Widerspruch zu stehen scheinen. Wir sehen oft Leute, bey denen sich jenes Fieberfröseln, jene Bleichsucht, jenes Zähnklappen und jenes unstäte Herumirren im hohen Grade hervorthut, die sich gleichwohl über die Feiglinge lustig machen, welche nichts als Furchtgespenster erblicken; wir sehen sie ironisch lächeln, oder gar humoristisch lachen, singen, trällern und pfeifen, wenn irgend ein Kleinmüthiger Besorgnisse äußert, welche er durch so eben aus sichrer Quelle; nemlich aus dem offiziellen Munde dieses oder jenes prinzlichen Tafeldeckers, erhaltene Nachrichten rechtfertigt. Ja, wir sehen sie nicht selten, von patriotischem und heroischem Eifer erglühend, mit der Faust auf den Tisch schlagen, und denjenigen für einen Hasen und Hundsfott erklären, der in dieser Zeit der Hochherzig-

keit noch etwas fürchten könne. Solche Zeichen des Muthes machen uns ſtutzen und an der Untrüglichkeit der bemerkten Symptome zweifeln.

Aber laſſen wir uns dadurch nicht irre machen. — Wären wir im Stande, dieſe Herren zur Zeit des Manſchettenfiebers in ihre innerſte Behauſung zu verfolgen, und ſie dort zu beobachten, wie ſie ſo emſig und ſorgſam ihr Silbergeräth, ihre Baarſchaften und Staatsobligationen zuſammenpacken, ihre Rechnungen abſchließen, und ſich zur Abreiſe anſchicken, ſo würden wir uns bald genug überzeugen, daß ihr heroiſches Feuer nur ein kniſterndes Strohfeuer iſt. Da ſie jedoch dieſe Vorſichtsmaaßregeln in den dichteſten Schleyer zu hüllen pflegen, ſo müſſen wir uns ſchon auf andre Experimente und Muthproben beſchränken, die eben ſo einfach als untrüglich ſind, wenn ſie anders mit Geſchicklichkeit angeſtellt werden. Flüſtern wir z. B. unſerm Nachbar ſehr geheimnißvoll

in die Ohren, und laſſen dabey die halblauten Worte: Davouſt, Franzoſen, Plünderung, Requiſitionen und ähnliche bedenkliche Worte fallen, ſo werden wir bald genug den galvaniſchen Eindruck bemerken, den ſie auf das Nervenſyſtem unſers Helden hervorbringen. Mitten im Redeſtrohme wird ſeine Zunge ſtocken Gleich den Gänſen, wenn ein Ungewitter heraufzieht, wird er den Hals emporrecken. „Was iſt? Was giebts?“ wird er lispeln, und das Queckſilber ſeines Heldenmuthes wird plötzlich um mehrere Grade unter den Gefrierpunkt herabſinken.

Zur Zeit des Landſturms gab es noch andre Zeichen des Manſchettenfiebers, welche nur ſelten trügen. Man bemerkte nemlich, daß oft die geſundeſten Leute mit einer totalen Gebrechlichkeit heimgeſucht wurden. Einige derſelben wurden, ihrer Wohlbeleibtheit zum Trotz, von einem ſchwindſüchtigen Huſten befallen, andre, die ſonſt auf allen Bällen durch ihre Leichtfüßigkeit geglänzt

hatten, wurden von dem Podagra an ihren Polſterſtuhl feſtgebannt, oder mußten wegen einer Lähmung an Krücken gehen. Hier kam plötzlich ein Höcker zum Vorſchein, dort ein unheilbarer Bruchſchaden, hier Harthörigkeit oder Taubheit, dort Blindheit oder Kurzſichtigkeit, ja, was das ſeltſamſte war: junge Leute von dreißig Jahren verwandelten ſich augenblicklich in ſechzigjährige Greiſe, die als eingefleiſchte Pietiſten mit dem Geſangbuche unter dem Arm in die Kirche wankten.

Es gab zwar zweifelſüchtige Spötter, welche an dieſe ſchnell entſtandene Gebrechlichkeit nicht glauben wollten, ſie vielmehr für eine Erdichtung, für eine Nothſchanze, oder gleichſam für einen Landſturm gegen den Landſturm hielten: aber wir haben hier um ſo weniger Urſach an eine Erdichtung zu glauben, als dieſe Herren ihre Gebrechen durch authentiſche ärztliche Atteſte zu beurkunden vermochten, und es iſt daher außer

Zweifel geſetzt, daß ſie eine unausbleibliche und natürliche Folge des Manſchettenfiebers waren, ſo gut wie das Zähnklappen und Herzpochen.

Nachdem ich nun meine hochzuehrende Herren mit den Urſachen, Kennzeichen und Wirkungen bekannt gemacht habe, wollen wir zu der Art und Weiſe übergehen, wie ſich der Patient verhalten müſſe.

Im Allgemeinen gilt hier die Regel, ſich vor Oſtern zu hüten, wo der Anſteckungsſtoff eine auffallende Wirkung äußert. Der Patient laſſe es daher ſeine erſte Sorge ſeyn, ſich von dem Schauplatze des Krieges ſo weit wie möglich zu entfernen. Eine Entfernung von 100 und mehreren Meilen wirkt ſpecifiſch auf die Verminderung des Übels. Iſt man in der Lage, ſich ganz von dem feſten Lande Europa's trennen, und nach Amerika entkommen zu können, deſto beſſer. Denn die neuere Kriegsgeſchichte hat uns die Augen darüber geöffnet, daß der Kriegsſchau-

ſtaß ſich ſogar von der Seine bis an die Wolga ausdehnen könne, und daß ſelbſt eine Chambre garni in Moskau noch kein Aſyl für einen vernünftigen Mann gewährt, der ſeine Haut gern in Sicherheit bringen möchte. Da jedoch nur wenige in der Lage ſind, ſich weit von ihrem Wohnorte entfernen zu können, ſo mögen folgende Verhaltungsregeln zur Richtſchnur dienen.

Man hüte ſich vor allem, was die Einbildungskraft ergreifen und das Nervenſyſtem erſchüttern könnte. Man vermeide es daher, ſich an Orte zu begeben, die der politiſchen Kannengießerei gewidmet ſind. Man halte ſich daher fern von allen Kaffeehäuſern, Reſſourcen, Zeitungsklubbs, Börſen und andern öffentlichen Verſammlungsorten. Wie leicht könnte es geſchehen, daß hier etwas von Napoleon und dem furchtbaren Davouſt verlautete, und augenblicklich würde ſich das Zähnklappen und Manſchettenwackeln einſtellen. Sind wir aber durch unſere Ver-

hältniſſe dieſe Orte zu beſuchen genöthigt, ſo verſchließen wir unſre Ohren allen politiſchen Geſprächen, und eilen ſo bald wie möglich wieder nach Hauſe, ohne unterwegs zu verweilen. Denn nichts iſt gefährlicher als ein langer Aufenthalt auf Straßen und Märkten. Der Zufall könnte es ja ſo fügen, daß uns, wie wir um eine Ecke biegen, ein Wagen voll Verwundeter begegnete, oder daß wir auf eine im Sturmſchritt aufmarſchirende Colonne, oder gar auf eine Compagnie ſtießen, die im Gebrauch des Schießgewehrs geübt wird, und wir könnten augenblicklich den Tod davon haben.

Hiernächſt iſt es durchaus nöthig, daß wir in unſerm Hauſe einen Cordon oder eine Douanenlinie gegen alle Zeitungen und politiſchen Schriften anordnen, damit nicht etwa der Manſchettenfieberſtoff ſich durch dieſe uns mittheile. Denn wie die Peſt durch Briefe verbreitet werden kann, ſo kann auch durch eine einzige Zeitungsnachricht: z. B.

der Kaiſer Napoleon hat eine neue Conſcription von 300,000 Mann decretirt, oder: man ſpricht von einem allgemeinen Landſturm in Frankreich, oder: ſchon ſtrömen die Söhne des Vaterlandes in Eilmärſchen den bedroheten Grenzen des Reichs entgegen u. ſ. w. in Einem Nu das Manſchettenfieber über alle Bewohner eines Hauſes, ja über eine ganze Gemeinheit verbreitet werden.

Jetzt fragt es ſich: welche Maaßregeln hat die Geſundheitspolizey gegen das Verbreiten dieſer Epidemie zu ergreifen? Sie ſey vor allen Dingen darauf bedacht, eine Quarantaine dagegen anzuordnen. Denn das Manſchettenfieber verdient es in der That, daß die Polizey ihm dieſelbe Aufmerkſamkeit widme, wie der Peſt, dem gelben Fieber, dem anſteckenden Typhus und der Rindviehſeuche, weil es den nachtheiligſten Einfluß auf den bürgerlichen Verkehr, auf die öffentliche Verwaltung und auf das Wohlbefinden des Staatskörpers hat. Sie

habe daher ein wachſames Auge auf alle diejenigen, welche den Fieberſtoff ins Land einzubringen beabſichtigen. Zeigen ſich jedoch bereits Spuren der Anſteckung, und iſt es nicht thunlich, den Verkehr der angeſteckten Perſonen mit dem Publikum durch Sperrung ihrer Häuſer zu verhindern, ſo ſey man wenigſtens darauf bedacht, ſie durch irgend ein äußeres, in die Sinne fallendes Abzeichen von den Geſunden zu unterſcheiden, damit ein jeder, dem ſeine Geſundheit lieb iſt, ſich vor ihnen in Acht nehmen, und ſich vor Anſteckung bewahren könne.

Als ein Warnungszeichen dieſer Art würde ich einen nach Art eines Ordens vom Halſe herabhängenden Haſenfuß, oder auch ein emaillirtes Haſenherz vorſchlagen. Zugleich ſey die Geſundheitspolizey auf die Heilung dieſer bedauernswerthen Perſonen bedacht.

Als ein Specificum gegen das Manſchettenfieber ſchlage ich gemeinnützige Arbeiten

beiten aller Art vor, durch welche zugleich ein patriotiſcher Zweck erreicht wird.

Die Erfahrung lehrt nemlich, daß gerade ſolche Perſonen der Anſteckung am erſten unterliegen, welche einer weichlichen Unthätigkeit ergeben ſind, und deren Gemüth, weil es auf keine ernſte Wirkſamkeit gerichtet iſt, ſich dem loſen Phantaſienſpiel und der unruhigen Träumerey überläßt, weshalb die Politik als das eigentliche Feld der Träumerey ſie am meiſten anzieht.

Ernſte Beſchäftigung iſt daher ein Specificum gegen das Manſchettenfieber, weil ſie das müßige Spiel der Einbildungskraft unterdrückt.

Wäre das Schanzen noch wie ſonſt an der Tagesordnung, ſo würde ich es als ein ganz vorzügliches Heilmittel empfehlen, weil ſchon der Gedanke an mannhaften Widerſtand, und die mit dieſer Arbeit verbundene körperliche Anſtrengung ungemein ſtärkend auf das Nervenſyſtem wirkt. Aber

zur Freude aller Patrioten iſt unſer Vaterland jetzt ſowohl durch die Beendigung der Schanzarbeiten, als auch durch die entwickelte Volkskraft eine große unbezwingbare Feſtung geworden, ſo daß unſre vaterländiſchen Maulwürfe in den erſten Jahrhunderten hoffentlich durch keinen Schanzſpaten in ihren Minirarbeiten geſtört werden möchten. Wir müſſen uns daher nach andern gemeinnützigen Arbeiten für unſre Patienten umthun. Unter dieſen empfielt ſich am meiſten das **Charpierupfen**, das Nähen der **Kommißhemden** und Kommißmäntel, und ähnliche patriotiſche Beſchäftigungen. Dadurch wird ihr Gemüth von den Ereigniſſen am Rhein und an der Elbe abgezogen, und einzig und allein auf das Penſum gerichtet werden, welches der Arzt ihnen aufgiebt. Die Materia peccans wird von ihnen weichen, und den traurigen Wirkungen des Manſchettenfiebers Einhalt geſchehen.

Und nun laſſen Sie uns zweytens zu

der Gallomanie oder Franzoſenſucht übergehen, einer Epidemie, welche ſich vorzüglich bey dem vornehmeren Theile unſers Volkes äußert.

Die Franzoſenſucht hat eigentlich ihren Sitz im Gehirne, und beſteht in einem Wahnſinn, welcher dergeſtalt den richtigen Gebrauch unſrer Vernunft und unſrer Sinne ſtört, daß wir alles, was franzöſiſchen Urſprungs iſt, im vergrößerten, und alles was vaterländiſchen Urſprungs iſt, im verkleinerten Maaßſtabe betrachten, in einer fixen Idee, vermöge deren uns jenes in der Glorie der Vollkommenheit ſtralt, dieſes aber als verächtlich und armſelig erſcheint. Leute, deren Gehirn von dieſer fixen Idee angegriffen iſt, ſehen z. B. jeden Tambour major für einen Epaminondas, jeden Voltigeur für einen Bayard, jedes franzöſiſche Marketenderweib für eine Jeanne d'Arc, und jeden franzöſiſchen Bauchredner oder andern Gaukler für einen Roſcius und Garrick an; mit Einem

Worte: sie sind von einer solchen Bewunderung alles Französischen durchdrungen, daß selbst der Auswurf dieser Nation sie mit Ehrfurcht erfüllt.

Daher ergeht es ihnen ungefähr wie den Unterthanen des Dalai Lama, welche dessen Excremente als Heiligthümer verehren, sie als Kleinodien an sich tragen, und sogar ihre Speisen damit würzen.

Diese Manie äußert sich erstens in einem brennenden Verlangen, sich mit der großen Nation zu amalgamiren, welches zuweilen bey Frauenzimmern, die damit befallen sind, zu seltsamen Verirrungen des Verstandes und Herzens Anlaß giebt. Der Patient wird von einer quälenden Unruhe getrieben, dem vaterländischen Boden zu entfliehen, und französische Luft einzuathmen. Er eilt wie ein Besessener nach Frankreich, und hat er erst diese Sehnsucht gestillt, dann ist seine Narrheit vollends unheilbar. Ein auffallendes Symptom derselben ist der Wi-

derwille gegen die Mutterſprache. Wie die Hundswuth ſich zuweilen in der Art äußert, daß der damit befallene ſeine vernünftige Menſchenſprache mit einem Hundegebell vertauſcht, ſo redet auch der mit der Franzoſenwuth befallene von jetzt an nur die Naſenſprache und jeder deutſche Laut erregt ihm Ohrenkrampf.

Wenn wir daher deutſche Familien bemerken, wo kein deutſches Wort die Cenſur paſſiren darf, wo ſelbſt die Dienerſchaft, vom Haushofmeiſter bis zum niedrigſten Küchenjungen herab franzöſiſch ſchnattern muß, wo alles franzöſiſche Namen trägt, wo Mariliſe oder Annemarie die Hausmagd in Margot oder Fanchon, Chriſtian der Hausknecht in Jean, Pierre oder La Fleur, und ſelbſt die Hauskatze in Babet oder Philine umgetauft wird, ſo haben wir ſehr Unrecht, wenn wir über dieſe Erſcheinung lachen und ſpotten, wir müſſen ſie vielmehr als die Folge einer unglücklichen Dispoſition des Gehirns

betrachten, ja es würde Chriſtenpflicht ſeyn, ſo ſchnell wie möglich den Arzt herbeyzurufen, wenn ärztliche Hülfe bey dieſen Gehirnkranken etwas anſchlüge.

Ein andres Symptom der Franzoſenſucht beſteht in der Aneignung franzöſiſcher Moden, Sitten und Geſinnungen. Daß alles, was der Gehirnkranke an ſich trägt, von der Perücke bis zur Sohle franzöſiſchen Zuſchnitt haben, daß jeder Faden an ihm aus franzöſiſchem Stoffe beſtehen, von franzöſiſchen Händen verfeinert ſeyn muß, das verſteht ſich von ſelbſt. Seine Vorliebe für die Fabrikate und Galanterieartikel dieſer Nation geht ſo weit, daß ſelbſt eine Galanteriekrankheit, die er in dem Palais Royal erndtete, ihn durch die Betrachtung zufrieden ſtellen würde, daß ſie franzöſiſches Erzeugniß ſey, ja ſelbſt über eine Prügelladung, die er in einer Pariſer Schenke davon trug, würde er ſich durch die Reflexion tröſten, daß ſie franzöſiſche Manufakturarbeit ſey.

Die franzöſiſche Sitte äußert ſich bey den Gehirnkranken vorzüglich in dem ſogenannten Air ſuffisant, mit welchem dieſes Volk Gottes auf alle Völker, welche dieſſeit des Rheins bis an den Nordpol und die Küſte von Kamſchatka wohnen, wie auf hyperboreiſche Eſel oder zottige Eisbären herabſieht, in jener Nachläſſigkeit des Betragens, welche keine Notiz von uns zu nehmen ſcheint, ſich über unſre krähwinkelſchen Begriffe von Schicklichkeit hinwegſetzt, in Geſellſchaften den Hut aufbehält, laut pfeift und trällert, und überall das große Wort führt, ferner in jener affektirten Kurzſichtigkeit, welche gegen uns anrennt, als ob wir gar nicht zugegen wären, und den Verſtoß durch ein trocknes Excuse! zu mildern wähnt.

»In der That: nach dem ſtolzen Mitleiden zu urtheilen, womit mancher Franzoſe uns betrachtet, und nach dem Beynamen, womit er uns beehrt, ſcheint er uns unge-

sähr für eine menschenähnliche Thierrasse zu halten, die mit den Patagoniern, Peschersäs und Neuseeländern auf Einer Bildungsstufe steht, und uns nur in so fern einiger Aufmerksamkeit zu würdigen, als er durch uns seine Kenntnisse in der Naturgeschichte zu bereichern glaubt.

Wir müssen leider bekennen, daß dieses Vorurtheil in dem Betragen eines Theils unsrer Nation vollkommen Entschuldigung findet. Denn wer sich in den Staub krümmt, wird von Rechtswegen getreten, und wer durch knechtische Vergötterung alles Fremden, durch Nachäffung fremder Sitten und Sprache seinen Volkscharakter verläugnet, der verdient die Verachtung, die ihm reichlich gespendet wird. —

Wir lachen über den Irrthum eines Franzosen, der eine Reise durch Deutschland gemacht hatte, und in seiner Reisebeschreibung unter andern einer Schaafsrasse in der Lüneburger Heyde gedenkt, welche dort

Heydschnucken genannt werden. Er sagt von ihnen: „il y a ici un peuple sauvage, nommé Heydschnucken." — Aber lachen wir nicht. Denn ich bin fast überzeugt, daß dieser Aeußerung keineswegs ein Irrthum, sondern ein boshafter Spott zum Grunde liegt. Wie wenn wir in einer Reisebeschreibung durch Afrika die Bemerkung fänden: Außer den Kaffern und Hottentotten findet man hier noch einen Volksstamm deutschen Ursprungs, die Affen genannt? — Denn daß uns Deutschen auch etwas von der Affennatur zu Theil ward, ist eine längst bekannte Sache. Unsre Nachahmungssucht und das seltsame Phänomen, daß wir immer an irgend einer Manie leiden, bestätigt diese Behauptung. Ist es nicht die Gräkomanie oder Anglomanie, so ist es gewiß die Gallomanie, die Russomanie oder Cosackomanie, die uns beherrscht.

Doch wieder auf unsern Hirnkranken zu kommen: Sein höchster und einziger Stolz

iſt es daher, für ein Stück von der großen Nation zu gelten, und die ſüßeſte Schmeicheley, die wir ihm ſagen können, beſteht in der Verſicherung, daß er der ausgemachteſte franzöſiſche Geck ſey, der uns je vorkam. Denn hierdurch geben wir zu erkennen, er habe ſich dieſem Volke dergeſtalt aſſimilirt, daß es unmöglich ſey, ihn von ſeinem Urbilde zu unterſcheiden, und dies iſt ja eben das Ziel alles ſeines Strebens.

Nachdem wir nun die Kennzeichen der Gallomanie betrachtet haben, wollen wir endlich zu ihrer Heilung übergehen. Hier werde ich mich jedoch ſehr kurz faſſen können. Denn ich nehme keinen Anſtand zu behaupten, daß alle hippokratiſche Kunſt an dieſe Hirnkranken verſchwendet ſey.

Der ſinnreiche Jeſus Sirach ſagt, wenn ich nicht irre: „So du den Narren in einem Mörſer zerſtießeſt, doch wird ſeine Narrheit nicht von ihm weichen.“ — Dieſen Ausſpruch können wir mit allem Rechte auf

unſre Patienten anwenden. Denn wenn wir die Erfahrung machen, daß ſelbſt Mißhandlungen und Kränkungen aller Art, welche die große Nation ihnen zufügte, ſie keineswegs von ihrer Manie heilten, ſie im Gegentheil noch mehr darin beſtärkten, ſo können wir wohl dreiſt annehmen, daß dieſe Gattung von Narren abſolut unheilbar iſt. In der That habe ich mehr als einen derſelben gekannt, der von den Franzoſen recht eigentlich in die Cur genommen, vielfach ausgeſchimpft, ausgehöhnt, zerſchlagen und zerbläuet, ausgeplündert und obenein zum Hahnrei gemacht wurde und der gleichwohl in ſeinem Wahnſinn beharrete.

Geben wir es daher auf, dieſe Mohren weiß zu waſchen, und begnügen wir uns mit einem ſtillen Gebet für ihre armen Seelen.

Und hiermit, meine hochzuehrenden Herren! beſchließe ich meine Vorleſungen mit

der Verſicherung des aufrichtigſten Dankes für die Geduld, mit welcher Sie mir bisher ihre Aufmerkſamkeit ſchenkten, und mit dem herzlichen Wunſche, daß das Andenken an mich zugleich die Erinnerung einiger frohen Augenblicke in ihr Gedächtniß zurückrufen möge.

In selbigem Verlage ist kürzlich erschienen:

Arcillon, Fr., einige akademische Gelegenheitsschriften, nämlich: Denkschrift auf Ernst Ferd. Klein. — Ueber die Philosophie der Gesetzgebung, bei Gelegenheit der Aufnahme des Herrn von Savigny. — Ueber wahre Größe, am Gedächtnißtage Friedrichs II. gr. 8. geheftet. 8 Gr.

Göthe's, J. W. v., des Epimenides Erwachen, Festspiel. gr. 8. geheftet. 12 Gr.

Kamptz, K. A. von, allgemeiner Codex der Gendarmerie (auch unter dem Titel: Sammlung interessanter Polizei-Gesetze, 1ster Band). gr. 8. geheftet. 1 Rthlr. 16 Gr.

Preußen und Sachsen. November 1814. gr. 8. geheftet. 8 Gr.

Rotteck, K. v., Weltgeschichte. Bd. 3. Dritte Auflage. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Das ganze Werk, vollständig in 10 Bänden, 13 Rthlr. 20 Gr.

Uebersicht, historische, der neueren Politik und Staatsverwaltung. Aus dem Englischen übersetzt von C. H. Spiker. 1r Band. (Das Jahr 1812 enthaltend.) gr. 8. geheftet. 1 Rthlr.

Inhalt: 1. Allgemeine Uebersicht des Parteien-Wesens in England. 2. Ministerial- und Partei-Veränderungen. 3. Englands Politik gegen fremde Staaten. 4. Buonaparte und das französische Reich. 5. Der Feldzug auf der Pyrenäischen Halbinsel. 6. Russische Politik und der Feldzug im Norden. 7. Amerika und die Englischen Kabinetsbefehle. 8. Die Rechte der Katholiken in Irland. 9. Die Ostindische Kompagnie. 10. Der Friede.

Der Band für 1813 ist im Druck, und wird enthalten:

1. Ministerial- und Partheiveränderungen. 2. Die Prozessen von Wales. 3. Die Rechte der Katholiken. 4. Erneuerung des Privilegiums der Ostindischen Kompagnie. 5. Finanzen Englands. 6. Der Feldzug auf der Pyrenäischen Halbinsel. 7. Der Feldzug im Norden und in Deutschland. 8. Amerika.

Zweyter

satyrischer Feldzug

mit

humoristischen Abschweifungen;

von

Th. H. Friedrich.

Nebst einem Zueignungsschreiben an den Oberlieferanten und geheimen Finanz-Agenten Herrn Abraham David Weißlich.

(Thue recht und scheue Niemand.)

Berlin, 1815.
Bei Duncker und Humblot.

Inhaltsverzeichniß.

Zuignungsſchreiben an den Oberlieferanten und geheimen Finanzagenten Herrn Abraham David Wallfiſch.

1) Über den Zuſtand der Cultur und Humanität im künftigen Jahrhunderte, nebſt Anweiſung zum zweckmäßigen Gebrauche des Kautſchu's. (Eine poetiſche Viſion.) . . . . . Seite 1

2) Über die Kunſt zu lachen, mit Hinſicht auf das große Hanswurſttheater der Welt. 6

3) Israels Jubel, oder der Geburtstag des großen Lieferanten. Nebst einer Exursion in das Schlaraffenland. Seite 80

4) Napoleonisches System, oder kurzgefaßte Theorie der Eroberungskunst. Eine Vorlesung des Mephistopheles, gehalten im geheimen Klubb der Teufel. . . . 135

5) Leben, Thaten, Denksprüche und höchst merkwürdige Schicksale eines Papagoyen. 177

6) Der idealische Staat, oder die deutsche Colonie auf den Canarischen Inseln. (Eine Träumerey aus dem vorigen Jahrzehend.) 217

7) Vorschlag zur Errichtung einer Maulheldenlegion. 234

8) Curiose und höchst erbauliche Fata einer reisenden Dorfgesellschaft. . 238

Seite

9) Gemälde aus dem Traumreiche.

a) Das Dichterparadies, und Beſchreibung eines poetiſchen Gabelfrühſtücks von Sternenglanz, Mondſchein, Roſenduft und Morgenthau.

b) Humoriſtiſcher Abſtecher in's Elyſium. 313

10) Lebenslauf und philoſophiſche Lebensanſichten eines Lüderlichen. . . . 339

11) Der Narrenvormund und deſſen Plan zur Errichtung eines General-Land-Narrenhauſes. . . . 342

12) Selbſtvertheidigung des Juſtiz-Commiſſarius Nimm gegen die Beſchuldigung, daß er ein geheimer Bekenner des Judenthums ſey. 351

13) Faſtenpredigt des Paſtor Fiducius, worin er die Gemeinde in Sandloch zur Genügſamkeit und Übung chriſtlicher Geduld ermahnt. 367

Seite

14) Schattenriſſe. — Der Akziſe-Inſpektor Schnüffler. — Der Prediger Süß. — Der Oberlandesgerichtsrath Schlendrianus. — Der Pachter Schwienhafen. — Der Redakteur Drehling. — Die Geheimräthe von X. und v. Y. 330

15) Zum Beſchluß! Eine Satyre des Verfaſſers auf ſich ſelbſt. 374

Zueignungsschreiben

an den

Oberlieferanten und geheimen
Finanz-Agenten
Herrn
Abraham David Wallfisch,
meinem hochgeehrten Gönner.

Verehrungswürdigſter Gönner
und
Protektor!

Die Geburtswehen pflegen mit der Entbindungs-Criſis zuzunehmen. Dieſe Erfahrung macht auch der Autor, wenn ſeine Geiſtesfrucht bis zur Dedikation reif iſt. Da ſitzt er, reibt die Schädelorgane wie der hirnſchwangre Zeus, nagt an dem

Gänſekiel, und wälzt die quälende Frage in ſeinem Kopfe herum, in weſſen Schooß er das theure Erzeugniß ſeiner Muſe niederlegen ſolle, damit es nicht wie ein Lotterbube, ohne Pflegevater und Vormund, in der weiten Welt umhergeſtoßen werde.

So, Verehrungswürdigſter! erging es auch Mir mit beykommenden ſatyriſchen Früchtchen, bis mein guter Genius mir den glücklichen

Gedanken eingab, es Ihrem mächtigen Schutze anzuvertrauen.

„Wo kann dein Kind beſſer aufgehoben ſeyn," — raunte er mir in's Ohr, — „als in dem Schooße eines Lieferanten, der, wie weyland Joſeph in Egypten, das Horn des Überfluſſes in Händen hat, und jenem auserwählten Volke angehört, das gleich dem ſegenreichen Nil alle Quellen des Landes in ſich aufnimmt, und mit ſeinem wohlthätigen Schlamme

Mizraim überschwemmt? Nur in Israel ist noch der Talisman des Reichthums, dieser mächtige Pflegevater der Künste und Wissenschaften zu finden, nur von Israel strömt jetzt alles Heil aus, nur in Israel muß die verlassene Muse in unsern Tagen Beschützer und Mäzenaten suchen. Wahrlich! Bey dem großen Lieferanten wird dein Kind wie in Abrahams Schooße sitzen, und Segen über seinen Vater bringen."

Geruhen Sie, hochverehrter Gönner! huldreich auf den kleinen Schützling herabzuſchauen, und wofern es ihm gelingt, durch ſeine ſcherzhafte Laune Ihr großes Herz ſeinem Urheber zuzuwenden, nehmen Sie gütigſt auf Ihren unterthänigſten Diener Bedacht, wenn Ihnen in Ihrem ausgebreiteten Wirkungskreiſe dereinſt ein Ämtchen vorkommen ſollte, das bey möglichſt geringer Arbeit, ein möglichſt reichliches Auskommen gewährt, wie es

deren in jedem wohleingerichteten Staate eine hinreichende Anzahl giebt. — Einem Manne von Ihrem Einfluß ist dies ja ein Leichtes, und da ich mir schmeicheln darf, die zu einem solchen Posten erforderliche Tüchtigkeit, nemlichein gutes Verdauungsorgan, eine geschmeidige Zunge, und eine tüchtige Portion Ignoranz so gut wie hundert andere zu besitzen, so wird Hochdero Wahl hoffentlich auf keinen Unwürdigen fallen.

Überbringerin, meine erwachsene Tochter, küßt Ihnen die Hände, und versieht sich eines liebreichen Anblicks. Sie ist, wie Sie sehen, ein artiges, und wie Sie sich überzeugen können, ein folgsames Kind.

Ich ersterbe in tiefster Devotion,

Verehrungswürdigster Protektor!
Ew. Gnaden

unterthänigster Knecht
Der Verfasser.

I.

Ueber
den Zuſtand der Cultur
und
Humanität
im künftigen Jahrhunderte, nebſt Anweiſung zum zweckmäßigen Gebrauche
des Kautſchu's.
Eine poetiſche Viſion.

Ich war ſo eben aus einer Schulprüfung gekommen, wo ein zwölfjähriger Cicero eine lateiniſche Abhandlung über den Zuſtand der Philoſophie bey den Egyptern und Chaldäern, und ein vierzehnjähriger Plato

eine griechiſche Kritik der Irrthümer des Confucius und Zoroaſter vorgeleſen hatte. Staunend über die Fülle des Lichts, welches von dieſen jungen Weltweiſen ausging, ſprach ich im Vorbeygehen bey einem Naturphiloſophen an, welcher ein Collegium über die neueſten Wunder im Reiche des thieriſchen Magnetismus las. —

„Hilf Himmel!“ — rief ich auf dem Heimwege — „welch einen hellen, ſonnigen Mittag verheißt dieſe Morgenröthe! welch eine Fackel wird uns angezündet in dem finſtern Schacht der Naturgeheimniſſe!“ —

Zu Hauſe warf ich mich in einen Armſeſſel, und ſpann den Faden meiner Betrachtungen weiter aus.

Meine Gedanken machten einen Streifzug durch das unabſehbare Gebiet der neueſten Entdeckungen und Erfindungen. Was in der Weltweisheit, in der Dichtkunſt, Phyſik und Chemie, in den ſchönen Künſten und in der Mechanik Großes und Herrli-

ches zu Tage gefördert ward, von Okens und Schellings philoſophiſchen Goldſtufen, bis zu Werner's myſtiſchem Karfunkelſtein, von den phyſiokratiſchen Syſtemen der neueſten Staatswundärzte bis zu den wiederauflebenden Traumrednern und Hellſehern, von Degens kühnen Dädaliſchen Verſuchen bis zu Achards nordiſchen Zuckerpflanzungen, von Thärs chemiſcher Düngung bis zu den Dampfmaſchinen, von den mimiſchen Darſtellungen der Madame Händel-Schütz bis zu den Bauchredekünſten des Monſieur Charles; was die neueſten Erſchütterungen in der politiſchen und moraliſchen Welt erſtaunliches hervorgebracht haben, von den modernen Freyſtaaten in Europa, bis zu dem Negerfreyſtaat in Domingo, von dem Einquartirungsweſen bis zum Requiſitions-Syſtem, dem Codex Napoleon und der Knute: Alles das ging, wie die bunten Bilder einer Zauberlaterne, vor meinem innern Geſichte vorüber.

„Das menschliche Geschlecht eilt mit Riesenschritten seinem Culminationspunkte entgegen" — so sprach ich zu mir selbst. — „Ein Jahrzehend ist jetzt fruchtbarer als sonst ein Jahrhundert, und wenn anders die Gegenwart die Gebährmutter ist, worin sich der Embryo der Zukunft gestaltet, so möchte ich wohl wissen, wie es in dem zukünftigen Jahrhunderte —" — — „Aussehen wird" wollte ich sagen. —

Hier aber war es, wo der Traumgott den Faden meiner Betrachtungen durchschnitt. Im Hui ward ich in das Jahr 1901 versetzt. Ich blickte umher, zu erspähen, wo ich mich befände. — Aus einem Kantschu, der zu meinen Füßen lag, schloß ich, daß ich in dem nördlichen Theile Europa's seyn müsse, wo dieses Instrument gespielt wird. Um meiner Sache gewiß zu seyn, trat ich an einen Bauer hinan, der nicht weit von mir pflügte, und nahm den Kantschu mit, weil ich ihn für eine Art von Talisman an-

ſahe, den mein guter Genius mir in die Hände geſpielt habe. —

Und ſo war es auch. Denn kaum ward der Bauer ſeiner anſichtig, ſo zog er ſeine Mütze ab, ließ ſeinen Pflug ſtehen, und näherte ſich mir ehrfurchtsvoll. —

„Was für ein Landsmann?“ fragte ich. —

»Niemiec Monseigneur!» antwortete der Bauer. — Ich gab ihm mein Erſtaunen darüber zu erkennen, daß er Ruſſiſch und Franzöſiſch in Einem Athem ſpreche.

“Dieſe Sprachen haben wir von dem Schulmeiſter gelernt, den Euer Gnaden in Händen führen“ — erwiederte er in gutem Ciceronianiſchem Latein.

„Was? Sogar Lateiniſch?“ — rief ich. —

„Seitdem in unſern Dorfſchulen der Cicero und Homer expligirt wird“ — verſetzte er — „ſpricht jeder deutſche Bauer Lateiniſch und Griechiſch.“

Mit dieſen Worten machte er eine tiefe Verbeugung, ging zu ſeinem Pfluge zurück, und ſetzte ſeine Feldarbeit fort.

Jetzt erſt bemerkte ich, was es mit dieſem Pfluge für eine Bewandniß hatte. — Ohne von Pferden oder Ochſen gezogen zu werden, durchſchnitt er die Erde durch eigenen Antrieb, und der Bauer hatte nur nöthig, ihn am Ende des Feldes umzuwenden.

Staunend fragte ich ihn nach der Urſach dieſer ſeltſamen Erſcheinung. Er ſahe mich mit großen Augen an, belächelte meine Unwiſſenheit, und gab mir Aufſchluß über den Mechanismus des Pfluges.

Freylich hätte ich wohl von ſelbſt darauf fallen können, daß dieſes Werkzeug, aus dem ein beſtändiger Rauch hervorquoll, nichts anders, als eine durch Dämpfe getriebene Pflugmaſchine ſey, die ein deutſcher Weltweiſer im Jahre 1850 erfand, und ſeinen Namen dadurch in der Culturgeſchichte Deutſchlands unſterblich machte.

In der That war es bewunderungswürdig, mit welcher Schnelligkeit und Leichtigkeit ſie die ſtörrige Erde wie Butter zertheilte. In Zeit von 10 Minuten war ein Morgen Ackers umgepflügt; der Bauer ſaß dabey auf ihr wie auf einem Cabriolet, rauchte einen Havannah-Cigarro, und las Virgils Georgica in der Urſprache.

„Nun, das muß wahr ſeyn! —“ ſagte ich, nachdem ich mich einigermaßen von meinem Erſtaunen erholt hatte. — Man merkt es, daß man um ein Jahrhundert vorgerückt iſt“ —

„Euer Gnaden ſcheinen von einem andern Planeten zu ſtammen“ — erwiederte der Bauer — „ſonſt würde Ihnen bekannt ſeyn, daß, ſeitdem Omus der Weiſe uns das Geheimniß gelehrt hat, die Elemente zu unterjochen, und unſerm Willen dienſtbar zu machen, jetzt alles durch Wind, Waſſer, Feuer und Dämpfe getrieben wird, wo ſonſt menſchliche oder thieriſche Kraft

erfordert wurde, Unser Korn wird durch Windmaschinen gesäet, abgemähet und ausgedroschen; unsre Wagen, Schlitten und Kähne werden durch Dämpfe getrieben. Ja, wir haben seit einem halben Jahrhunderte solche Fortschritte in der Mechanik gemacht, daß wir jetzt Maschinen haben, um Menschen und Ochsen zu schlachten, Brodt zu backen, einer ganzen Compagnie Soldaten mit Einem Mal den Bart zu putzen und den Buckel zu waschen. Wir haben Requisitionsmaschinen, wodurch eine ganze halsstarrige Gemeinde, vermittelst eines langen Kautschus zur Raison gebracht wird. Was sage ich? Wir haben Dampfmaschinen, wodurch ganze Canzleyen, wir haben Rechenmaschinen, wodurch ganze Oberrechnungskammern getrieben werden: ja man munkelt sogar von Dekretir- und Referirmaschinen, von Gesetzfabriken, wodurch in Einem Nu ganze Provinzen mit Reglements und Edikten überschwemmt werden, von

Reim- und Rezenſionsfabriken, die durch Waſſer, Wind und Dämpfe in Bewegung geſetzt, und wodurch eine Menge unnützer Schreiber in den Ruheſtand verſetzt werden ſollen. Alles das haben wir Omus dem Weiſen zu verdanken.“

„Ich bitte Euch,„ — ſchrie ich außer mir vor Verwunderung — „wo finde ich dieſen Wundermann, daß ich vor ihm niederfalle und ihn anbethe?“ — «Lupus in fabula!» — antwortete der Bauer, und ſtreckte ſeinen Arm empor — „da kommt er ſo eben herabgeflogen.“

Mit immer wachſendem Erſtaunen blickte ich aufwärts, und gewahrte eines Mannes, der wie ein Adler mit mächtigen Schwingen die Lüfte zertheilte, und ſich auf uns herabſenkte.

„Seh' ich recht?“ — rief ich — „alſo war es dem zwanzigſten Jahrhunderte vorbehalten, dem Vogel ſeine Künſte abzulernen?„

Kaum hatte ich ausgeredet, so stand der Menschvogel vor mir.

„Du willst den weisen Omus kennen lernen Fremdling!“ — so redete er mich an — „ich vernahm deinen Wunsch in den Regionen des Äthers durch den Einfluß der magnetischen Strömung. — Wohlan! hier bin ich.“

„O, so vergönne, daß ich dich im Staube anbethe, Mann der Wunder!“ antwortete ich, und folgte dem Beyspiele des Bauern, der gleich am Anfange vor ihm niedergefallen war.

„Nichts ist ein Wunder als euer Unglaube“ — antwortete er lächelnd, reichte mir die Hand, gebot mir aufzustehen, und ihm zu folgen.

Hierauf führte er mich seitwärts zu einem Galgen, an welchem ein armer Sünder hing. trat an ihn hinan, berührte ihn einigemal, murmelte einige mir unverständ-

liche Worte, und — siehe da! — der Erhenkte zappelte an dem Strick wie ein Fisch an der Angelschnur, Omus der Weise aber schnitt ihn ab, und der Wiederbelebte warf sich dankend zu seinen Füßen nieder.

„Stehe auf und wandle! — sprach der Wunderthäter, und der arme Sünder stand auf, und ging so rüstig von dannen, als wenn ihm nichts wiederfahren wäre.“

„Du bist erstaunt Fremdling!“ — so wandte sich Omus der Weise jetzt zu mir, und doch ist es nichts als eine innige Bekanntschaft mit den geheimen Kräften der Natur, welche das wirkt, was Euch Profanen ein Wunder dünkt. — Wisse mein Freund! daß ich seit einem Jahrzehend das Geheimniß entdeckte, vermöge des thierischen Magnetismus Todte zu erwecken. Dieser arme Sünder war nichts weiter, als ein Frevler, welcher die großen Erscheinungen im Reiche des Mesmerismus verspottete. Zur Strafe seines Unglaubens ließ ich

ihn auf 48 Stunden an diesem Galgen baumeln, um ihn hiernächst durch die That von meiner Macht und seiner Thorheit zu überzeugen. — Daß mit dieser Züchtigung keine Gefahr verbunden war, hast du gesehen. Der arme Sünder hing nur provisorisch am Galgen, bis es mir oder einem andern Naturphilosophen gefiel, uns mit ihm in Rapport zu setzen, und ihn ins Leben zurückzurufen. — Nimm dir ein Beyspiel daran! gehe hin und glaube!" —

Mit diesen Worten setzte Omus der Weise seine Flügel in Bewegung, schwang sich mit einem günstigen Nordostwinde, der so eben mit vollen Backen blies, in die Lüfte, und ließ Mich, von Bewunderung, Schrecken und Glauben erfüllt, gänzlich verblüfft, dastehen. — —

„Schon sinkt der Sonnengott in Thetis Schooß. Ist Ihnen gefällig bey mir zu übernachten?" — sagte der Bauer, indem er seine Repetir-Uhr schlagen ließ. —

Ich lobte seine Gastfreundschaft, —

„Euer Gnaden beschämen mich“ antwortete er mit einer höflichen Verbeugung — “ Ein frugales, ländliches Mal, ein Glas Maderawein, eine Ananas, eine Forelle und ein Rebhühnchen: das ist alles, was ein armer Churmärkischer Bauer, wie Ich bin, Ihnen vorsetzen kann.“

Ich maaß ihn mit großen Augen.

Ein Churmärkischer Bauer, der einen Reisenden auf ein Glas Maderawein und Ananas einladet — in der That! das war mir ganz etwas neues. Mehr aus Neugierde als aus Appetit nahm ich seine Einladung an, und folgte ihm um so lieber, je mehr ich Ursach hatte, um ein Nacht-Quartier besorgt zu seyn.

Er führte mich einem Dorfe zu, das am Abhange eines romantischen Hügels lag.

„Sehen Sie da, meine Zuckerpflanzung!“ sagte er, und zeigte auf ein Kartoffelfeld zur Seite der schönen Allee von lombardi-

ſchen Pappeln und Amerikaniſchen Tannen, die zum Dorfe führte.“

„Eine Zuckerpflanzung?“ fragte ich, und bat um Erläuterung. — Da ergab es ſich dann, daß ein großer Chemiker vor einem Jahrzehend das Geheimniß entdeckt hatte, den Zuckerſtoff unvermiſcht aus der Kartoffel herauszuſcheiden. Seit dieſer Zeit war in jedem deutſchen Dorfe eine Zuckerraffinerie, kein Menſch dachte mehr daran, die Negerſklaven deshalb in Schweiß zu ſetzen, und in jeder Gemeinde wurde dem Erfinder zu Ehren jährlich ein mit Kartoffelzucker gemäſtetes Schwein geopfert.

„Wie werden Sie erſt erſtaunen“ — fuhr der Bauer fort, wenn Sie meine Süd-Colonie in Augenſchein genommen haben.“ — Mit dieſen Worten führte er mich auf einem Fußpfade, der ſich durch einen anmuthigen Akazienhayn ſchlängelte, in ein blühendes Thal, das eine höchſt maleriſche An-

ſicht der zum Dorfe gehörigen Gartenanlagen eröffnete.

„Gleich ſind wir an Ort und Stelle" — ſagte mein Führer, indem wir eine Anhöhe hinanſtiegen, und jetzt merkte ich erſt, daß die Temperatur ſich mit jedem Schritte um einen Grad Wärme vermehrte, wie auch an den Thermometern zu ſehen war, die hin und wieder an den Bäumen hiengen. — In demſelben Verhältniß ward auch die Vegetation immer ſüdlicher, die Kartoffelfelder wechſelten mit Melonen und Ananaspflanzungen, die Tannen und Birken mit Feigen-, Oliven- und Orangenbäumen, welche ohne ängſtliche Wartung, nicht etwa in Töpfen, ſondern in freyer Erde wuchſen und üppig wucherten. —

„Iſt Euer Gnaden ein Träubchen gefällig?" — fragte jetzt der Bauer, und brach eine große, goldgelbe Traube von einem Weinſtock. Ich biß durſtig hinein, und

hatte den ganzen Mund voll des köſtlichſten Capweinſaftes.

Der Bauer, der ſich nicht wenig an meinem Erſtaunen ergötzte, gab mir nun Aufſchluß über dieſe wunderbaren Erſcheinungen.

„Seit dem unſere Weiſen die Kunſt erfunden haben, den kalten märkiſchen Sand durch chemiſche Düngung, und den nordiſchen Himmel durch Stralenableiter für die ſüdliche Vegetation empfänglich zu machen, leben wir hier halb im nördlichen Deutſchland und halb in Italien, Spanien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Boden, worauf wir jetzt ſtehen, iſt durch künſtliche Düngung in fruchtbare Cap- und Malagaerde verwandelt, und was die Temperatur betrift, die Sie hier fühlen, ſo erſuche ich Sie, ihre Augen ein wenig auf jene Stralenableiter zu richten.“ —

Ich blickte auf, und nun ward ich erſt gewahr, daß eine Anzahl großer Glasglo-

ken von wenigstens 6 Fuß im Durchmesser, über unsern Köpfen schwebten, welche die Stralen der untergehenden Sonne in sich sogen, und auf die Erde ableiteten, und ausstreueten.

„Glückseliges zwanzigstes Jahrhundert! Beneidenswerther Landmann! den das schöne Loos traf, in dem Zeitalter der Weisen zu leben" — so rief ich, indem wir von dem Weinberge hinabstiegen, und uns dem Dorfe näherten.

Bald waren wir am Eingange desselben angelangt, und nun war ich erst im Stande, die schönen architektonischen Verhältnisse in dessen Anlage zu bewundern. Thurm und Kirche waren im kühnen gothischen Styl erbauet, und die Bauernhäuser glichen eben so vielen Römischen Villen, welche in einem Duft von Citronenblüte, Jasmin und Spanischen Flieder schwammen. —

Als wir an einem, mit Corinthischen Säu-

len gezierten, und in Form einer Rotunda gebaueten Tempel vorbeygingen, wurde mein Ohr von einem harmoniſchen Chorel berühret, welcher aus demſelben hervorquoll. Ich horchte hoch auf: — „S' iſt unſre Sing-Akademie" — bemerkte der Bauer. „Sie übt ſo eben Mozarts Requiem ein." — „Iſt's möglich?" — rief ich — „Eine Singakademie von märkiſchen Bauerjungen und Bauerdirnen?"

„Was iſt da zu verwundern?" — erwiederte er — „Sie finden dergleichen in jedem Dorfe."

Ich

Ha, welch ein Grad der Cultur!

Der Bauer

Freylich, ohne die Culturmaſchine wäre das nicht zu erreichen geweſen.

Ich

Culturmaſchine? — Was iſt das für ein Ding?

„Eccola — verſetzte der Bauer mit einem

humoriſtiſchen Lächeln, und deutete auf ein ſeltſames Bauwerk, welches auf einem freyen Platze mitten im Dorfe ſtand. Da ich den Zweck deſſelben nicht ſogleich begriff, ſo gab er ſich die Mühe, mir einen Commentar darüber zu liefern, und nun ging mir erſt ein Licht auf.

Dieſe Maſchine war nemlich ein Seitenſtück zu der bereits oben gedachten Requiſitionsmaſchine, wurde gleichfalls durch Dämpfe getrieben, und war ſo eingerichtet, daß eine ganze zahlreiche Bauernjugend in dieſelbe, wie in ein Joch, Kopf an Kopf hineingeſpannt werden konnte, dergeſtalt, daß ihre Kehrſeite dem Spiele einer langen Karbatſche ausgeſetzt war, welche vermöge eines ſehr originellen Mechanismus in raſchen, abgemeſſenen und kraftvollen Taktſchlägen, gleich der Battuta eines Capellmeiſters, über dieſelbe hinfuhr, und auf ſolche Art eben das leiſtete, wozu ſonſt viele Arme erforderlich geweſen wären.

„Unſre Weiſen" — ſprach der Bauer — „hatten ſchon längſt die Ueberzeugung erlangt, daß Kunſtſinn, Aufklärung und Humanität dem Menſchen auf dem kürzeſten Wege a posteriori beygebracht werde. Dieſes Inſtrument iſt daher in allen Gemeinden, in allen Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten, in allen Arbeits-, Erziehungs- und Zuchthäuſern eingeführt. — Ohne dieſe Culturmaſchine hätten wir keine Griechiſchen und Lateiniſchen Schulen, keine Sing-Akademieen, keine Schauſpielhäuſer, keine Zuckerraffinerien und Weinpflanzungen auf dem Lande. Ohne ſie wären wir Bauern noch ſo weit in der Humanität zurück, daß wir keine Hoſpizien in unſern Dörfern hätten, wo jeder Wanderer umſonſt bewirthet, und jeder Bettler gekleidet, geſpeiſet und beſchenkt wird."

Jetzt ſtanden wir vor einem hübſchen, reinlichen Häuschen, das mit geſchmackvollen Baſsreliefs verzieret, und deſſen Portal

durch zwey Joniſche Säulen getragen wurde.

„Iſt Euer Gnaden gefällig?“ Dies iſt meine Wohnung“ — ſagte der Bauer, und nöthigte mich hineinzutreten. Ich ſtaunte über die Elegenz und den Luxus, welcher mich hier von allen Seiten umſtralte.

Reiche Tapeten ſchmückten die Wände, aus hetruriſchen Gefäßen dufteten Wohlgerüche, und geſchmackvolle Schilderenen drückten den hohen Kunſtſinn der Bewohner aus.

„Meine Tochter„ — ſagte der Wirth und ſtellte mir eine Jungfrau vor, welche am Fenſter ſaß, und ohne ſich durch meine Ankunft ſtören zu laſſen, in einem Buche forlas.

„Aber Ottilie! bemerkſt du denn nicht unſern Gaſt?“ rief der Vater unwillig. Sie legte das Buch bey Seite. Ein ſchlankes, reizendes Geſchöpf, eine Anadyomene von

Gestalt und Grazie, stand sie vor mir, in ein leichtes Musselingewand gehüllt. —

Ich gedachte der märkischen Landnymphen des 19ten Jahrhunderts, wie sie in ihren kurzen dicken Friesröcken und Holzpantoffeln über einen Düngerhaufen hinwegschritten, und konnte vor Erstaunen kein Wort herausbringen.

„Verzeihung!“ — lispelte Ottilie — „Göthes Wahlverwandschaften fesselten mich.“ —

„Ja, das ist nun schon nicht anders“ — bemerkte der Vater sanftverweisend — „das lebt und webt in der lieben Literatur, und kaum hat es die Lektüre bey Seite gelegt, so schreibt es selbst Romane, Tragödien mit Chören, und philosophische Systeme.

Da! Belieben Sie einmal ihre Bibliothek anzusehen! Ein Drittel besteht aus ihren eignen Werken.“

Ich warf einen Blick in den schön verzierten Bücherschrank von Mahagonyholz,

auf welchen die Gipsbüſten des Ariſtoteles, Jakob Böhme und Werner ſtanden. — Mit Verwunderung bemerkte ich die Werke des Sophokles, Euripides, Shakespeare, Cervantes, Calderon, Schiller, Göthe, Arioſt, Taſſo, Milton, Klopſtock, Gubitz und anderer großen Dichter und Weltweiſen, welche mir in reichen Prachteinbänden entgegenſtralten.

„Unterhalte unſern Gaſt Ottilie!“ gebot der Vater. — Sie ſetzte ſich ans Fortepiano, und ſang die Arie mi paventi mit der Virtuoſität einer Mara. Und indem ihre Silberſtimme mit der ſteigenden Fluth der Akkorde immer höher anſchwoll, und endlich ſanftklagend herabſank, begleitete ſie den Geſang mit einem ſo ausdrucksvollen Mienen- und Geberdenſpiele, daß mir ganz warm dabey ward. —

Während deſſen hatte mein Wirth ein kleines Mal in dem Nebenzimmer anrichten laſſen, zu dem wir uns niederſetzten. —

Ein Paar Stunden flossen unter traulichem Kosen bey einer Flasche märkischen Madera- und Cypernwein vorüber. Aber sobald der Wein Ottiliens Lebensgeister erhöhete, fieng sie an, gar wunderliche Reden zu führen, sprach von Wahlverwandschaft zwischen ihr und mir, von dem Geheimnisse des Mesmerismus, und von dem unsichtbaren magnetischen Fluidum, welches von verwandten Naturen in einander überströme, daß mir dabey ganz unheimlich zu Muthe ward. —

Kurz, ich ersahe mir die Gelegenheit, schlüpfte zur Thür hinaus, und erreichte glücklich das freye Feld.

Da es unterdeß Nacht geworden war, und ich kein besseres Unterkommen wußte, so wählte ich Gottes freyen Himmel zum Bette. Mit anbrechendem Morgen aber erstieg ich einen Hügel, und siehe da! — dicht vor mir lag eine große prächtige Stadt mit vielen stolzen Thürmen und

Pallästen. — Ich eilte sie zu erreichen, und in wenigen Minuten war ich am Ziele. —

„Halt!“ — rief mich unter dem Thore ein Mann mit einer Spürhundenase an. — „Ehe Sie in die Stadt herein gelassen werden, müssen Sie plombirt werden.“

Auf Befragen, was es damit für eine Bewandniß habe, belehrte er mich: es geschehe wegen der Hals- und Athemsteuer, die jeder ankommende Fremde dafür bezahlen müsse, daß er seinen Kopf auf dem Rumpfe behalten, und die Luft des Landes einathmen dürfe. — Ohne weitre Reflexion (denn schon war mir, als wackle der Kopf auf meinem Rumpfe, und als schnüre mir jemand die Kehle zu) ging ich auf das angrenzende Plombiramt. Hier wechselte ich einen Bleystempel, der mir an den Hals gehängt wurde, gegen mein Gold und Silber ein, und schlenderte nun, wohlplombirt und frey wie ein König, durch die Straßen der Stadt.“ —

Vor einem großen Hause bemerkte ich die Bildsäule der Göttin Themis. Aus Neugierde trat ich hinein, und fragte einen im Vorhofe befindlichen Juden, wo die Gerichtsstube sey. — Mit ungemeiner Dienstfertigkeit faßte er mich unter den Arm und führte mich zurecht. Kaum aber waren wir in der Gerichtsstube, so trat er vor die Schranken, und brachte eine Anklage gegen mich vor, welche darauf hinauslief, daß ich mir eine Uhr von ihm hätte stehlen laßen. Außer mir vor Erstaunen über eine so seltsame Anklage war ich unfähig, auch nur ein einziges Wort darauf zu erwiedern, als der Richter, der zu meiner nicht geringen Verwunderung auch ein Jude war, sich mit der Frage an mich wandte, ob die Anklage ihre Richtigkeit habe.

„Hier ist die Uhr, die ich ihm habe stibitzt aus der Tasche" — sagte der Ankläger. — „Da! schauen Sie her! kannen Sie's läugnen, daß es ist Ihre Uhr?"

Ich rekognoscirte ſie als die meinige. — „Da haben wir das Bekenntniß" — ſagte der Dieb mit einem ſchadenfrohen Geſichte, und der Richter diktirte mir eine Geldſtrafe von 20 Rthrn., wovon die Hälfte dem Diebe als Prämie zuerkannt wurde.

„Aber um's Himmelswillen! was gelten denn hier zu Lande für Geſetze?" — ſo fuhr ich endlich heraus — „Iſt es zum Verbrechen geworden, ſich beſtehlen zu laſſen? Und wird der Dieb nicht mehr beſtraft, ſondern der Beſtohlne?" —

„Gotteswunder! was ſind das für Reden!" — rief der Dieb.

„Der Mann ſcheint mente captus, oder er ſtammt aus andern Zeiten," — bemerkte der Richter.

Ich bejahete das Letzte, und verſicherte, daß ich mit den Landesgeſetzen unbekannt ſey. — „Das merkt man" antwortete der Richter, und gab ſich die Mühe, mir das

Geſetz zu interpretiren. — Nun ſchoß mir erſt das Blatt. —

Im Jahre 1870 war nemlich ein großer Rechtslehrer aufgetreten, und hatte ein ganz neues Licht in der Nacht der Geſetzgebung angezündet. „Der Diebſtahl" — ſo lehrte er — „hat einzig und allein ſeinen Grund in der Unvorſichtigkeit und Nachläſſigkeit des Beſtohlnen. Man war bisher auf dem unrechten Wege, indem man den Dieb beſtrafte. Man kehre die Sache um, man lege dem Beſtohlnen zur Strafe ſeiner Unvorſichtigkeit eine Geldbuße auf, zahle dem Diebe zum Lohne ſeiner Klugheit und Geſchicklichkeit eine Prämie, und ſtrafe ihn nur dann, wenn er ſich bey der That ertappen läßt. Die natürliche Folge wird ſeyn, daß die Menſchen vorſichtiger werden, je größer die geſetzlichen Folgen der Unvorſichtigkeit ſind. — Solchergeſtalt wird das Eigenthum für die Zukunft beſſer geſichert ſeyn, und ein Diebſtahl wird bald

zu den seltnen Erscheinungen gehören.“ — „Spätere Gesetzgeber“ — fuhr der Richter fort, und strich seinen langen Judenbart — „haben dieses weise Gesetz auch auf andre Verbrechen ausgedehnt. Der Betrogene muß dem Betrüger, zur Strafe seiner Dummheit; der Beschimpfte dem Beschimpfer, zur Strafe seiner Feigheit, eine Prämie zahlen, und so ist es nun Gottlob! dahin gekommen, daß kein Mensch mehr klagt, daß er betrogen, geschimpft oder geprügelt worden sey.“

Ich konnte nicht umhin, die Weisheit dieses Gesetzes zu bewundern, gestand mir aber späterhin, daß man schon im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts auf gutem Wege gewesen sey, dasselbe Gesetz, wenn gleich nicht theoretisch, doch praktisch anzuwenden.

Was war zu thun? Ich machte gute Miene zum schlimmen Spiel, zahlte dem Spitzbuben die Prämie, und dem Rich er

ſeine Sporteln, und ging, ſo weiſe wie Solon und ſo arm wie Hiob, von dannen.

Nicht weit von dem Tempel der Themis war ein Addreßcomptoir, wie an den großen goldenen Buchſtaben, die über der Thür prangten, zu leſen war. Ich trat hinein, in der Abſicht, meine letzten Habſeligkeiten zu verſetzen, die mir das Plombiramt und die Juſtiz gelaſſen hatte.

„Ich wünſche" — ſo redete ich die Vorſteherin des Addreßcomptoirs an, und ſahe dabey etwas verlegen aus.

„Ich verſtehe" antwortete ſie, ohne mich ausreden zu laſſen — „Belieben Sie nur einen Augenblick zu verziehen."

Sie gieng hinaus, und nach einer kleinen Weile traten drei junge Frauenzimmer in die Stube, welche mir unzweydeutig zu erkennen gaben, daß ich mich falſch addreſſirt habe, und daß auf dieſem Addreßcomptoir kein Verkehr mit Effekten, ſondern mit Perſonen getrieben werde. Ich war nem-

lich in ein modernes Heyrathsbureau g·ra·then. — Vor Schreck trat ich drei Schritte zurück, erinnerte mich aber ſogleich, daß ich im Jahre 1901 lebe.

„Die Menſchheit iſt um ein Jahrhun·dert vorgerückt“ — dachte ich bey mir — „die Schranken des Vorurtheils ſind gefal·len, der Fötus der Aufklärung iſt zum Durchbruch gekommen. Was im Jahre 1814 noch ein Bäumchen war, iſt jetzt zum Baume emporgeſchoſſen.“ —

Als ich der Vorſteherin des Adreßcomp·toirs meinen Irrthum erklärte, ſchlug ſie ein lautes Gelächter auf. — „Sie ſind nicht mit dem Zeitgeiſte fortgeſchritten“ ſprach ſie. — „So wiſſen Sie denn, mein Guter! daß man ſeit einem halben Jahr·hunderte zu der Einſicht gekommen iſt, den alten Ehezwang, der noch in einigen un·kultivirten Winkeln der Erde beſtehen ſoll, als eine den Zeitgeiſt verhöhnende Feſſel, abzuſchütteln, und ſtatt ſeiner die Probe-

Ehen einzuführen. Der Heyrathslustige wendet sich an ein Addreßcomptoir wie das meinige. Man sieht, man wählt und heyrathet auf die Probe. Gefällt man sich noch nach 12 Stunden, so schließt man ein Bündniß auf längere Zeit, auf Wochen, ja sogar auf Monate. Ich kenne hier jemanden, der nun schon seit eilf Monaten mit seiner fünf und vierzigsten Frau verheyrathet ist." —

„Aber die lieben Kindlein!" — fragte ich erstaunt — „wer sorgt denn für die?" — „Sind Gemeindelast" antwortete die Vorsteherin des Addreßcomptoirs. — „Die werden — wenn ich mich so ausdrücken darf — in Einen Topf geworfen, und auf Staats- und Gemeinde-Unkosten in den großen Kinderhäusern erzogen, deren unsre gute Stadt allein vier und zwanzig hat."

«O tempora! o mores!» rief ich, höchlich verwundert. —

„Einer unſrer Weltweiſen —“ fuhr ſie fort — „hat vor kurzem den Vorſchlag gemacht, die zweyſpännigen Ehen abzuſchaffen, und Ehevereine von 4, 6 und mehreren Perſonen einzuführen. Man hat Experimente dieſer Art gemacht, welche als Normal-Ehen gelten ſollen, und die Reſultate ergeben, daß die aus ſolchen Vereinen hervorgegangenen Kinder weit mehr Genie und gute Naturanlagen verrathen, als die aus einer Ehe à deux“ —

Da ich einmal unter den Wölfen war, ſo blieb mir nichts übrig, als mit zu heulen. Ich entſchloß mich alſo zu einer landüblichen Probe-Ehe mit einer jungen Blondine, und ich kann verſichern, daß ich es nie bereuet habe. Ich war der glücklichſte Probe-Ehemann, den je die Sonne beſchien, und muß meiner jungen Frau das Zeugniß geben, daß ſie während unſrer zwölfſtündigen Ehe kein einziges Mal die Treue gegen mich verletzt hat, welches mir

eine sehr günstige Meinung von dem Zustande der sittlichen Cultur im zwanzigsten Jahrhunderte beybrachte.

Ich schied von ihr mit einem zärtlichen Kuße, und wir gelobten einander die unverbrüchlichste Treue bis zum künftigen Morgen.

Während dessen war es spät geworden, die Sonne neigte sich zum Untergange, und die Thurmuhr schlug 5, oder vielmehr sie schoß 6. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte ein großer Mechaniker vor Jahr und Tag die Kunst erfunden, den Ablauf der Stunden und Viertelstunden durch Kanonenschläge auf viele Meilen weit anzukündigen. Statt des Hammers und der Glocke hatte er nemlich einen Luntenstock an der Thurmuhr angebracht, dessen Ende sich im Augenblick des Emporhebens durch Schwefelsäure entzündete, und im Herabsinken ein Geschüz abfeuerte, das sich durch einen sehr

ſinnreichen Mechanismus nach jedem Schuß wieder von ſelbſt lud. —

Als ich über den Markt ging, ſahe ich viele Leute in ein Haus hineinſtrömen, welches ich von weitem wegen ſeiner kleinen Lichtlöcher für ein Zuchthaus und wegen ſeiner ſeltſamen Dachkappe für ein Narrenhaus hielt, bey näherer Betrachtung aber für ein Schauſpielhaus erkannte. —

Ich trat näher, um den Comödienzettel zu leſen. Es war ein heroiſch-religiöſes Schauſpiel von 7 Akten angekündigt, betitelt: die Suppe der Kraft, mit eingelegten Chören von betrunkenen Soldaten und Studenten, geſchändeten Jungfrauen und wahnſinnigen Greiſen, auch mit Cavallerieſchwenkungen und Infanterie-Angriffen, Kanonendonner, Sturm, Erdbeben, Zetergeſchrey, Nothzucht, Plünderung, Brand, Mord, Schutthaufen und Verzweiflung.

Da mir Werners unvergleichliches Drama: die Weihe der Kraft noch im friſchen

Andenken war, ſo erwartete ich wegen der Ähnlichkeit des Titels etwas Großes, konnte dem Drange meines Herzens nicht widerſtehen, opferte meine lezten Paar Groſchen für den theatraliſchen Genuß, den ich mir verſprach, und hatte nicht Urſache es zu bereuen.

Das Stück behandelte einen hiſtoriſchen Stoff aus dem neunzehnten Jahrhunderte. Der Held deſſelben war Polonean der wüthende.

Als Prologus trat Hanswurſt auf mit dem Großkreuz der Narrenlegion geſchmückt. Er führte das Schikſal, im Coſtum eines coloſſalen Tambour major, am Arme, und verkündete mit kreiſchender Stimme, daß er heute ein Spektakelſtück zum beſten geben werde, worin Erde, Himmel und Hölle ſich im Kreiſe drehen ſollten. — Außerdem kamen als allegoriſche Perſonen vor: die Fama, in der Maske eines Fiſchweibes. Sie hatte wie Janus ein Vorder- und ein Hin-

tergeſicht, und ſtieß mit beyden zugleich in die Trompete. — In ihrem Gefolge war der Telegraphenſchreiber Lange, wohlſeligen Andenkens, und eine Legion politiſcher Journaliſten und Pamphletſchreiber mit kleinen Trommeln, Kindertrompeten und Waldteufeln. Ferner zeigte ſich die Freyheit, in der Geſtalt einer betrunkenen Marketenderin, welche einem Bauern auf dem Rücken ſaß, die Gerechtigkeit als eine leichtfertige Soubrette, welche mit einem reichen Mann und einem Bettler Blindekuh ſpielte, und dem erſteren in die Arme lief, die Tugend, als eine hochtrabende Primadonna, welche mit prächtigen Sentenzen um ſich warf, und hinter den Kuliſſen Rendez-vous gab, endlich das Glück als eine gefällige Nymphe, welche einen Lieferanten und einen Wechſeljuden auf ihren Knien ſchaukelte, und einigen Schöpſen Zuckerbrot und Bonbons, Patente, Ehrenſtellen und Penſionen zuwarf. Auch Deutſchland kam vor als ein gutmü-

thiger, wunderlicher Alter, in einem aus bunten Fetzen zusammengeflickten Kleide.

Allerhand muthwilliges Gesindel spielte ihm auf der Nase, that ihm vielen Schabernak an, und riß ihm hie und da einen Fetzen vom Kleide. —

Endlich schlug er mächtig in das Gesindel hinein, daß es links und rechts aus einander stob, aber es kannte ihn schon als einen gutmüthigen Narren, der leicht zu besänftigen und zu bethören sey, kroch nach und nach wieder heran, kraute ihm im Bart und hinter den Ohren, und der alte Tanz gieng wieder von vorne an.

— Ueber den Plan und die Handlung des Drama's läßt sich nicht viel Lobpreisendes sagen. Das Schicksal wüthete in den ersten 6 Akten wie ein Tollhäusler, hieb blind um sich, daß die Köpfe wie Distelköpfe herumfielen. Im 7ten Akte aber machte es alles wieder gut, indem es den Helden des Stücks plötzlich in einen Kohl-

Kopf verwandelte, und eine erwünſchte Cataſtrophe herbeyführte. —

Nach Beendigung des Stücks wurde ein pantomimiſches Ballet aufgeführt, Adam und Eva betitelt. Die Schlange erſchien dabey als Stuzer, tanzte ein pas de deux mit der Eva, gab ihr während des Tanzes Unterricht in den Geheimniſſen des thieriſchen Magnetismus, dergeſtalt, daß dem Adam plözlich ein Paar Hörner wuchſen, worüber das ganze Parterre Wunder! Wunder! rief. —

Beym Hinausgehen aus dem Schauſpielhauſe bemerkte ich, daß mit demſelben, außer einer Reſtauration, auch ein Addreß-Comptoir von der oben erwähnten Art in Verbindung ſtand, in welches ſich viele Zuſchauer hineinbegaben, um die guten moraliſchen Vorſäze, die ſie im Theater gefaßt hatten, hier ſogleich in Ausführung zu bringen.

Dies brachte mir einen hohen Begriff von der Vortrefflichkeit der sittlichen Culturanstalten im zwanzigsten Jahrhunderte bey. Auf diese Art war die Bühne, was sie im neunzehnten Jahrhunderte noch nicht ganz war, zu einer praktischen Besserungs-Anstalt geworden, indem sie die Ehen beförderte, und viele tausend verstockte Hagestolze bekehrte. Ja ich kann als Augenzeuge versichern, daß nach dem Ballet Adam und Eva, wenigstens 50 neue Ehen in dem angrenzenden Addreßhausel geschlossen wurden. —

Ich erkundigte mich bey einem ernsthaften Manne, neben dem ich im Theater gesessen hatte, nach dem Zustande des Gottesdienstes.

„Seit einem Jahrzehend" — antwortete er — „hat man sich überzeugt, daß keine Anstalten geschickter sind, Tugend und Moral zu befördern, und den Menschen zu religiösen Gefühlen zu erheben, als die Schau-

ſpielhäuſer. — Man hat daher die Kirchen geſchloſſen, und die Prieſter und Prieſterinnen Thaliens ſind ſeitdem unſre einzigen Religionslehrer; ja ihre Lehren wirken um ſo eindringlicher, je mehr ſie dem Publikum mit dem Beyſpiele eines nüchternen, keuſchen und tugendhaften Lebenswandels und einer exemplariſchen Sittenreinheit vorausgehen" —

„Wunder über Wunder!" — rief ich aus — „nüchterne Comödianten und keuſche Comödiantinnen! —"

„Aber was iſt denn dabey zu verwundern?" — dachte ich hinterher bey mir ſelbſt — "War es nicht ſchon im vorigen Jahrhunderte ſo beſchaffen? Wie oft ereignete es ſich z. B. daß eine Schauſpielerin ſich weigerte, die Rolle einer Buhlerin zu übernehmen? Verläumder ſagten zwar, daß ſie in Verlegenheit geweſen ſey, wie ſie dieſe Rolle geben ſolle, ohne ſich ſelbſt zu geben; aber im Grunde war es doch nur das

zarte Gefühl der Sittlichkeit, welches diese Weigerung veranlaßte.

„In einem Zeitalter" — sagte ich zu meinem Begleiter — „wo die Kirchen sich in Schauspielhäuser und die Comödianten in Prediger verwandelt haben, muß auch die Weisheit in ihrer schönsten Blüte stehen."

„Die Weisen" — antwortete er — „gehören heut zu Tage zu den so alltäglichen Erscheinungen, daß Sie in jedem Dorfe wenigstens Einen Pythagoras finden. — Ist Ihnen gefällig, mir ins Philosophenhaus zu folgen? Es ist heute Abend eine wichtige Sitzung. Sie werden unsre größten Lichter dort versammlet finden." — Ich folgte mit Entzücken. —

Wir traten in ein Gebäude, aus welchem mir ein Geruch entgegen quoll, der mich vermuthen lies, daß zu den Attributen der Minerva auch das kriegerische Roß gehört habe.

„Stoßen Sie ſich nicht daran!“ ſagte mein Führer, und reichte mir eine Priſe Schnupftaback — „Man hat durch dieſe Anlage nichts weiter als die halb thieriſche und halb göttliche Natur des Menſchen ſinnbildlich andeuten wollen. — Wie der Menſch unten ein Vieh und oben ein Gott iſt, ſo thront auch hier die Weisheit — sit venia verbo — au dem Miſte“ —

Wir eilten mit langen, behutſamen Schritten und zugehaltenen Naſen über die Merkmale der thieriſchen Natur, womit der Fußboden beſäet war, hinweg, erſtiegen eine Treppe, und traten nun in den Saal der Weiſen hinein.

Hier ſaßen ſie an einem großen cyrunden Tiſche, 500 an der Zahl, und horchten mit tiefſinnigen, zum Theil zurückgebogenen, zum Theil niedergeſenkten und aufgeſtützten Häuptern auf eine Vorleſung, worin ein Profeſſor der Weltweisheit über das Weſen der Gottheit folgende Aufklärungen gab.

„Gott" — ſprach er — „iſt monozentral, die Welt iſt der bizentrale Gott, Gott iſt die monozentrale Welt. Gott und der Äther ſind identiſch. Der Äther iſt das erſcheinende Nichts. Wenn Gott real werden will, ſo muß er unter der Form der Sphären erſcheinen; eine andre Form für Gott giebt es nicht. Der ſeyende Gott iſt eine unendliche Kugel. Indem Gott handeln wollte, wurde er Zeit, und da er Zeit wurde, ward er Raum. Gott kann in der Zeit nur als Radius auftreten. Gott iſt nichts. Es exiſtirt nichts als das Nichts. Die einzelnen Dinge ſind beſtimmte Nichtſe."

Ich gedachte hierbey der philoſophiſchen Syſteme unſers Zeitalters, und es wollte mich bedünken, als ob ich dieſe tiefſinnigen Vernunftſchlüſſe ſchon ein Jahrhundert früher entweder im Irrenhauſe gehört, oder doch in einem Werke der heutigen kritiſchen Philoſophen geleſen hätte. — Jetzt ließ ſich ein Profeſſor der Phyſiologie vernehmen,

welcher unumſtößlich bewies, daß die menſchliche Seele eigentlich ihren Sitz im Darm-Kanal habe, weil jede Störung in den Verrichtungen deſſelben zugleich eine Störung der Geiſtesthätigkeit ſey. "Von der Dispoſition des Darmkanals" — ſo ſchloß er — „hängt es ab, ob das, was von ihm aufſteigt, ein Platoniſcher Gedanke, ein Schillerſcher Hymnus, eine Mozartſche Cantate, oder — etwas anders wird."

— Hierauf las ein Profeſſor der Geſchichte über den älteſten Zuſtand der Literatur bey den Neuſeeländern und Hottentotten, und über die Frage: ob man in ihrer Geſchichte Spuren der Buchdruckerkunſt finde." — Ein Profeſſor der Philologie las: „über die Sprache der Katzen, über den melodiſchen Ausdruck in derſelben, und in wie fern ſie zur erotiſchen Poeſie tauglich ſey." —

Ein Profeſſor der Naturphiloſophie las über die Wunder des thieriſchen Magnetis-

mus, und gab ein Experiment mit einem nervenkranken Ferkel zum Besten, das er somnambul machte, worauf es zu Jedermanns Erstaunen französisch zu sprechen begann, eine Lobrede auf die große Nation hielt, sich über den Wohlklang der französischen Sprache ausbreitete, und einige Stanzen aus Voltaire's Pucelle d'Orleans und der Nouvelle Justine so zierlich und melodisch herdeklamirte, daß man in Versuchung gerieth, es für einen gebohrnen Franzosen zu halten.

Ein Professor der Astronomie las über den Einfluß der Gestirne auf Zeugungsfähigkeit, Schwangerschaft, Menstruation, Leibes- und Geistesprodukte, berechnete die Höhe der Mondberge und den wahrscheinlichen Stand des Thermometers auf dem Planeten Saturnus. —

Ein Professor der Physik sprach über die anziehenden und zurückstoßenden Kräfte in der Natur, und machte Experimente mit

einer Wuchrerkralle, welche er durch die galvaniſche Kraft eines Dukatens in eine krampfhafte Zuckung verſetzte. — Ein Profeſſor der Chemie las über die Beſtandtheile der Leberflecke und Sommerſproſſen. — Ein Profeſſor der Staatswirthſchaft ſprach über direkte und indirekte Abgaben und über die Einführung einer neuen Conſumtionsſteuer unter dem Namen Bauchſteuer. — Er machte den Vorſchlag, eine allgemeine Vermeſſung der Bäuche vorzunehmen, und nach dem Umfange derſelben die Conſumtionsſteuer zu beſtimmen. — Weſſen Bauch mehr als 6 Fuß im Umfange habe, der ſolle außerdem den 3fachen Betrag als Luxusſteuer entrichten, — wobey mancher Schmeerbauch, der ſich vom Fette des Staats und ausgeſogener Unterhanen gemäſtet hatte, ſehr übel fuhr. — Den Schluß ſeiner Vorleſungen machte ein weitläuftiges Reglement für die anzuordnende Bauch-Vermeſſungs-Commiſſion. —

Zuletzt wurde von der juriſtiſchen Claſſe die Preisfrage aufgegeben: „ob nach dem Römiſchen Rechte die Unitas Actus bey der Teſtamentifaction durch einen Crepitus ventris interrumpiret worden ſey.“ —

Zu meinem Erſtaunen bemerkte ich erſt jetzt, daß die Menagerie der Weiſen aus redenden und aus ſtummen Mitgliedern beſtand. Die letzteren waren wegen des Rufes übermenſchlicher Weisheit aus fernen Landen verſchrieben, und am beſten beſoldet; die Weisheit lag jedoch ſo tief in ihnen verborgen, daß ſie nie, oder doch nur höchſt ſelten zum Durchbruch kam. Sie glichen darin den Hähnen, welche aufhören zu krähen und zu zeugen, ſobald ſie überfüttert werden.

Hierauf trat die weibliche Claſſe herein, und nahm Platz an dem Sitzungstiſche, indem ſie mit der männlichen bunte Reihe machte. — Denn kaum wird es nöthig ſeyn zu bemerken, daß man im zwanzigſten

Jahrhunderte von dem Vorurtheile abgekommen war, nur Männer zu öffentlichen Lehrſtellen, Ämtern und Würden zu berufen. Es gab jetzt weibliche Staats- Regierungs- und Oberlandesgerichtsräthe, ja es gab weibliche Hauptleute nnd Generale, welche ſich durch ihre Tapferkeit im Felde Orden und Ehrenzeichen aller Art erworben hatten. —

Und ſo gab es auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, weibliche Profeſſoren in Menge, welche ſich durch den Ruf ihrer Gelehrſamkeit zu Mitgliedern mehrerer Akademien emporgeſchwungen hatten.

Eine derſelben, eine Profeſſorin der Myſtik las über die Geheimniſſe der Natur, den Geſang der Blumen, das Blühen der Töne und den Duft der Sonnenſtralen.

Eine Profeſſorin der ſchönen Künſte las über das Weſen der Dichtkunſt, die Religion der Liebe und die Poeſie des Wahnſinns.

Ueber dieſen Vorleſungen war es Nacht geworden. — Geſättigt von Gelehrſamkeit, und ermüdet von den Erſcheinungen des Tages, verließ ich den Saal der Weiſen, und da ich für kein Nachtquartier geſorgt hatte, ſo ſuchte ich das Addreß-Comptoir auf, wo ich meine junge Frau noch zu finden hoffte. — Und ich fand ſie wirklich. Aber die Flatterhafte hatte ſich während deſſen an einen andern verheyrathet. —

Ich machte ihr zärtliche Vorwürfe über ihre Untreue, und aus Verdruß verheyrathete ich mich auf der Stelle mit einer andern, führte eine vier und zwanzigſtündige recht glückliche Ehe mit ihr, und erwachte — im Jahr 1815.

II.

Ueber
die Kunſt zu lachen,
mit Hinſicht auf das große Hanswurſt-Theater der Welt.

Daß es eine Kunſt iſt, zu lachen, zumal in einer ſo verdammt ernſthaften Zeit wie dieſe, wo man noch immer nicht recht ſicher iſt, daß einem das Zwerchfell requirirt werde, um es in ein Trommelfell oder in eine Sappeurſchürze zu verwandeln, das

wird niemand läugnen, der nicht gerade zu der Claſſe der neuen Glückspilze gehört, die, wie man zu ſagen pflegt, das Lachen nicht laſſen können.

Glücklicherweiſe iſt dieſe Kunſt eine freye, und man braucht dazu weder eine Conzeſſion noch einen Gewerbſchein zu löſen. Wenigſtens iſt, ſoviel ich weiß, noch keiner unſrer weiſen Finanzmänner auf den Einfall gerathen, das Lachen mit einer Steuer zu belegen, wie weyland Kaiſer Veſpaſianus gewiſſe andre Expektorationen, die in unſern Tagen weder eines Paſſierſcheins noch eines imprimatur bedürfen. (Herrlicher Stoff zu einer Lobrede auf die in einigen Ländern herrſchende Preßfreyheit!)

Selbſt in den Staaten des Dey von Algier hat jeder die Freyheit zu lachen, wenn er anders ſeine Unterthanenpflichten erfüllt, und dem Dey giebt, was des Deys iſt, das heißt: Gut und Blut, Weib, Kind

und alles was ſein iſt. Ja ſogar wenn er am Pfahle zappelt, iſt man noch menſchlich genug, ihm das Lachen zu erlauben, wenn ihn ſonſt der Kitzel ſticht. —

Ernſthaft von der Sache zu ſprechen, wäre es auch zum todtſchießen auf dieſem Planeten, der recht eigentlich für die Narren, Schurken und Dummköpfe geſchaffen zu ſeyn ſcheint, wenn es nicht einmal erlaubt wäre, ſie auszulachen; und ſo lange man im Stande iſt, von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen, ſcheint mir das Leben noch immer erträglich genug. Ja, vielleicht iſt derjenige als der glücklichſte zu preiſen, der ſich am Ende ſeiner Laufbahn rühmen kann, am meiſten gelacht zu haben.

„Ich lobe mir den Mann, der den Schlaf erfand" — ſagte der naive Schildknappe Sancho Panſa, der ſich von vielen ſeiner neuern Collegen, ſo zur Fahne der Critik geſchworen, beſonders dadurch unterſchied, daß er oft witzig und kurzweilig

war, ohne es zu wiſſen, während dieſe, ohne es zu wiſſen, oft dumm und langweilig ſind.

„Ich lobe mir den Mann, der das Lachen erfand" — möchte ich ihm erwiedern. Denn wenn der Schlaf Leib und Seele ſtärkt, ſo iſt ein frohes, humoriſtiſches Lachen das wahre Öl auf der Lebenslampe. Und wenn es wahr iſt, was Barthelemy in Anacharſis Reiſen erzählt, daß es ein harmloſes Völkchen in Griechenland gegeben habe, deſſen ernſthafte Verſammlungen gewöhnlich durch eine unbezwingliche Lachſucht unterbrochen wurden, ſo haben wir wohl Urſache, dieſe Glücklichen zu beneiden, und Uns zu beklagen, daß wir in einem Zeitalter und in einem Lande leben, wo man vor lauter ernſthaften Sorgen und Arbeiten kaum dazu kommen kann, einander auszulachen, in einer Stadt, wo neben jedem lachenden Geſichte ein ernſthafter Cenſor Cato mit ſeinem kritiſchen Winkelmaaß und Scharf-

richterſchwerdte ſteht, und ausruft: „wie iſt es nur möglich, hierüber zu lachen?“ welche Bemerkung ich geſtern bey Darſtellung des treflichen Luſtſpiels: die blühende und die verblühete Jungfrau mehr als Einmal zu machen Gelegenheit hatte.

Zugleich können wir uns des Wunſches nicht erwehren, daß jeder Congreß, über deſſen Häuptern ſich das Gewölk der Zwietracht zuſammen zieht, plötzlich von einer ähnlichen Riſomanie befallen werden möchte. Alle Fehde würde dann in einem wohlthätigen ſardoniſchen Gelächter untergehen, und die verſchiedenen Intereſſen der betheiligten Mächte würden dem höheren Intereſſe des Lachens weichen. —

In der That iſt auch keine Arzney wirkſamer als die, welche uns der heitre Jokus in ſeiner bunten Schaale reicht. Jede Anwandlung der Milzſucht, jedes feindſelige Gefühl zerrinnt vor der Wunderkraft ſeiner Heiltropfen. —

Daher erzählt man von einem englischen Arzte, er habe einst dem berühmten Schauspieler Garrick, den er nicht kannte, als Spezifikum gegen den Spleen den öftern Besuch des Theaters verordnet, wenn Garrik als Comiker auftrete, worauf dieser ihn jedoch mit den Worten: „der bin ich leider selbst" — trostlos verlassen habe.

Der französische Schauspieler Dugazon hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, seinen Collegen Desessart wegen seiner ausschweifenden Leibesfülle zu verspotten. Diesem riß endlich die Geduld, und er forderte ihn zu einem Zweykampf auf Pistolen heraus. —

Schon hat man sich schlagfertig gemacht, als Dugazon: halt! ruft, und seinen Gegner mit folgenden Worten anredet: „Bey Lichte besehen, Camerad! bin ich doch zu sehr im Vortheil gegen Euch. Ihr seyd ein Wallfisch gegen mich Hering, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich euch nicht ein Stück Bley in den Bauch schickte,

und eine allgemeine Landtrauer veranlaßte. Denn offenbar verlöre die Welt an Euch einen zweyten Roscius, Ich aber eine Zielscheibe meines Witzes, wie ich sobald keine wiederfinde. — Ein Vorschlag zur Güte! Ich zeichne mit Kreide auf Eurem Bauch eine Figur von dem Umfange der meinigen. Alle Schüsse nun, welche außerhalb dieser Figur fallen, sollen nicht gelten." —

Dieser drollige Einfall erschütterte das Zwerchfell des blutdürstigen Gegners dergestalt, daß er zum Zweykampf untähig, und zur Versöhnung geneigt ward, welche auch auf der Stelle erfolgte.

„Schade, Schade!" möchte man hier ausrufen — „daß man die großen Weltfehden nicht auf dieselbe originelle Art abzumachen bemühet ist. Jeder Fürst sollte neben den ernsthaften diplomatischen Personen eine kurzweilige besolden, welche im äussersten Falle mit einem Vorschlage zur Güte herausrückte, dem des Dugazon ähnlich!"

Man denke sich den Fall: zwey Mächte sind wegen einer Handvoll Seelen mit einander uneins, und man ist im Begriff, nach dem uralten Herkommen, mit den Knochen der getreuen Unterthanen darum zu würfeln. Der Gesandte des einen Fürsten überreicht so eben in einer Audienz das Ultimatum, welches der andre mit der zornigen Erklärung verwirft, daß das Loos der Waffen entscheiden solle.

Nun aber tritt unerwartet ein kurzweiliger Gesandschaftsrath hervor, und äußert, daß sein Herr, um das Blut seiner geliebten Unterthanen zu schonen, und um den Streit auf dem kürzesten Wege zu schlichten, den Vorschlag mache, beyderseitige Majestäten möchten sich täglich von ihren Leibwundärzten gewisse Quantitäten Ihres kostbaren Blutes abzapfen lassen, und wer diesem Aderlaß zuerst unterliege, solle als überwundner Theil angesehen werden. — Dieser Vorschlag zur Güte wirkt so spezi-

fisch auf das Zwerchfell der erzürnten Majestät, daß sie die zur Versöhnung dargebotene Hand annimmt, und um ein Zeichen der Großmuth zu geben, ihren Ansprüchen auf das streitige Objekt entsagt.

Ich kann daher nicht umhin, mein inniges Bedauern zu erkennen zu geben, daß der alte gute Gebrauch, einen Hofnarren zu halten, wie vieles andre Gute, in dem Zeitstrome untergegangen ist. Neben so manchem reichlich besoldeten langweiligen Rathe, der in Zeiten, wo guter Rath theuer ist, oft nur Unrath zu Markte bringt, wäre ein kurzweiliger Rath, der heilsame Wahrheiten im Gewande des Jokus zu Tage förderte, eine rechte Wohlthat.

Zwar wollen einige behaupten, daß die Hofnarren noch nicht ausgestorben sind, sondern noch hie und da unter andern Gestalten und Titeln fortbestehen, und daß zuweilen ein Hofcavalier, Hofrath, Cammerherr und dergleichen so gütig ist, dieses einträgliche

Hofämtchen mit zu übernehmen: aber leider scheint zwischen ihnen und ihren Vorgängern der große Unterschied obzuwalten, daß bey diesen der Hof der eigentliche Narr war, wogegen jene Herren, sobald sie sich zu dergleichen Nebenbedienungen hergeben, die eigentlichen Narren des Hofes sind.

Ohne Zweifel sind daher alle jene Männer, welche die Cultur des Lachens befördern, wahre Wohlthäter der Menschheit, und wäre ich Kaiser oder so etwas, so würde ich Prämien für diejenigen aussetzen, welche sich um die Erschütterung des Zwerchfells am meisten verdient gemacht haben, ja ich würde einen eignen Lachorden stiften, und die Mitglieder desselben mit Kreuzen und Großkreuzen schmücken.

Als solche verdiente Männer müssen wir nicht allein jene Priester des Jokus verehren, welche uns auf der Schaubühne ergötzen, sondern auch jene Ritter der großen Närrenlegion, welche uns auf der Weltbüh-

ne durch ihre poſſierlichen Bocksſprünge, durch ihre pikanten Narrheiten zum Lachen reizen.

Denn ſie ſind es, welche den Stoff zum Lachen nie ausgehen laſſen, und ich möchte um keinen Preis in einer Welt leben, wo es lauter vernünftige Leute gäbe, weil ich feſt überzeugt bin, daß man dort vor Langerweile umkommen würde. —

Die Kunſt zu lachen, über welche ich mich in der gegenwärtigen Vorleſung ausbreiten will, verdient daher unter allen freyen Künſten den erſten Rang, und ich hoffe, mich durch eine Theorie derſelben wenigſtens eben ſo verdient zu machen, als irgend einer unſrer neuen Weltweiſen durch eine Lehre von den Wundern des Galvanismus und Magnetismus, welche am Ende doch nur darauf hinaus läuft, daß man ſo eigentlich nichts davon wiſſen könne.

Bevor ich jedoch zu dieſem großen Un-

ternehmen ſchreite, wird es nöthig ſeyn, diejenige Gattung des Lachens, welche ich meyne, näher zu bezeichnen. Ich unterſcheide zwiſchen dem behaglichen oder dummfrohen Lachen, dem harmloſen oder gutmüthigen Lachen, dem boßhaften oder hämiſchen Lachen, dem pflichtmäßigen oder unterthänigen Lachen, und dem demokritiſchen oder ſatyriſchen Lachen.

Das behagliche, oder dummfrohe Lachen entſpringt eigentlich aus dem Bauche, oder aus einem vollen, geſättigten Magen, und malt ſich auf dem Antlitz desjenigen, welcher, im Gefühle des phyſiſchen Wohlſeyns, das Leben als einen feiten Sonntag oder blauen Montag, die Erde als einen Maſt-Stall, und den Magen als ſeinen Gott anſieht. Betrachten wir z. B. den feiſten Pachter Quabbe, wenn er nach dem Genuß eines Gerichts Erbſen mit Speck Heerſchau über ſeine borſtigen Zöglinge hält, und mit calculatoriſchem Geſichte den Ge-

winn berechnet, der ihm nach Abzug der Futterungskoſten, aus dieſer hoffnungsvollen Jugend erblühen werde. Das Facit iſt ſo deutlich wie Schwabacher Schrift auf ſeinem Wurſtmaule zu leſen, das ſich zu einem fröhlichen Grinſen verzieht. Lebensfroh und behaglich glotzt er in die Welt hinein, kein anderer Gedanke beſchweret ſeinen Hirnkaſten, als der: was wird das liebe Vieh abwerfen? Keine andre Empfindung beſeelt ſeinen Leichnam, als der Vorſchmack der künftigen Schinkenerndte, und was man ſein Herz nennt, iſt eigentlich nicht viel mehr, als ein Pfund Fleiſch in Fett emballirt, welches ſo wenig einer göttlichen Empfindung fähig iſt, als ein Beefſteakes.

Daß von dieſer Gattung des Lachens hier nicht die Rede ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt. Wer ſo lachen will, der muß eine Pachtung oder Viehmäſterey übernehmen, der muß Lieferant, Wechsler, Brauer,

oder Brantweinbrenner werden, oder irgend eines von jenen Gewerben treiben, aus welchem heut zu Tage die seidespinnenden Nabobs hervorgehen, welche aus ihren stolzen Prunkwagen auf uns bescheidene Fußgänger in ihrer übersatten Behäglichkeit herabschauen.

Die zweyte Gattung, nemlich das harmlose oder gemüthliche Lachen, giebt jene glücklichen, unbefangenenen Seelen zu erkennen, welche alle Dinge im rosenfarbenem Lichte erblicken, und mit kindlichem Gemüth in das Treiben der Welt, wie in die bunten Bilder eines Guckkasters hineinschauen. Wohl denen, welchen die Natur so eine glückliche Mischung des Bluts verlieh, daß alles, was bey andern einen Mißton hervorbringt, sich bey ihnen in eine lustige Harmonie auflöset, daß alles, was bey andern die Galle aufrühret, nur auf Erschütterung ihres Zwerchfells wirkt. Sie tragen

den Himmel in ihrer Bruſt, ohne von der Hölle um ſie her berührt zu werden. In der That giebt es keinen wohlthuendern Anblick als ſo einen harmloſen Lacher, der gleichſam alle Sultane der Erde zu einem Wettkampf heraus zu fordern ſcheint, wer der glücklichere ſey. Bey ihrer beneidenswerthen Genügſamkeit, die weder von Habſucht noch von Ehrgeiz, von keiner quälenden Begierde, von keiner ängſtlichen Sorge gefoltert wird, ſind ſie reicher als Crösus, mächtiger als Alexander, zumal wenn ſie ſich darauf verſtehen, ihre innere Harmonie durch den Stimmhammer des Bachus, den Pfropfenzieher, zu erhöhen. Von einem ſolchen gemüthlichen Lacher, der in einem öffentlichen Amte ſtand, erzählt man, er habe ſich im eigentlichen Verſtande in die Ewigkeit hinübergelacht. Während er nemlich von einigen unbarmherzigen Meſopotamiern mit Exekution bedrohet wurde, befiel ihn wenige Tage vor dem Ablaufe des Ge-

haltjahres eine gefährliche Krankheit. Im Vorgefühle des Todes schrieb er an seine Gläubiger, und bat sie in den rührendsten Ausdrücken um Vergebung, daß er sich so mit seinem Tode übereilt, und statt den bevorstehenden Gehalts-Termin abzuwarten, ihre Hoffnung auf denselben zu Wasser gemacht habe. Seine Einbildungskraft malte ihm dabey den Ärger und die ohnmächtigen Verwünschungen der Mesopotamier, wenn sie seinen voreiligen Tod erfahren würden, mit so lustigen Farben aus, daß er in einen Lachkrampf verfiel, und lachend seinen Geist aufgab.

Zwar läßt sich nicht läugnen, daß dieses Lachen einen kleinen Beysatz von Schadenfreude enthielt, doch wird ein jeder zugeben, daß nur ein Mensch von seltener Harmlosigkeit einen so lustigen Abschied von dem Leben zu nehmen vermag. —

Ganz anders giebt sich das eigentliche boßhafte Lachen zu erkennen. So lacht

eine alte Jungfer, die ihre verlegene Unschuld, gleich einem beſtäubten Mackulaturballen nicht an den Mann zu bringen vermochte, wenn ein junges Mädchen durch ſie zu Falle kommt.

So lacht Shylok, wenn Tubal ihm erzählt, daß der Entführer ſeiner Tochter durch Schiffbruch zum Bettler geworden ſey, oder wenn er das Meſſer wetzt, um ſeinem Schuldner das als Conventionalſtrafe verſchriebene Pfund Fleiſch von dem Herzen wegzuſchneiden. So lachen die Shyloks unſrer Zeiten, wenn ſie einen jungen Verſchwender durch Wucher an den Bettelſtab gebracht, oder durch beſtochene Zeugen und Richter ein Urtheil erkauft haben, wodurch ein ehrlicher Goj in den Schuldthurm geliefert wird. So lacht ein lüderlicher Gutsbeſitzer, wenn der verlängerte Indult ihn von den Schröpfköpfen der Juſtiz, den Sequeſtern und Executoren befreyet, und ſeine Gläubiger auf die Fol-

ter der Geduld ſpannt. So lacht der Teufel, oder irgend einer ſeiner Geſchäftsträger auf Erden, wenn er die Jeſuiten wieder aufleben ſieht. So lacht die Hölle, wenn Bonaparte, wie Arlequin im Schutz der Zauberey, ſeinen Hütern entſchlüpft, nachdem man ihn endlich recht ſicher im Sack zu haben glaubte.

Doch auch von dieſer Gattung des Lachens iſt hier ſo wenig die Rede, als von der vierten Gattung, dem pflichtmäßigen oder gezwungenen Lachen. — Dies findet nemlich alsdann ſtatt, wenn jemand in einem Verhältniſſe der Abhängigkeit zu einem Andern ſteht, welches ihm die Pflicht auferlegt, den albernen Einfällen deſſelben als Blitzſtralen des Witzes ſeinen Beyfall zu zollen.

Wenn z. B. ein Rath bey dem Miniſter, ein Referendarius oder Sekretarius bey dem Präſidenten, oder ein Lieutenant bey dem General zu Tiſche ſitzt, und der

Chef nun die zwanzigſte Flaſche mit der Bemerkung zum beſten giebt, daß dies aufrichtiger Eilfer vom Jahre 1748 ſey, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Gaſt, wenn er ſonſt ſeinen Vortheil verſteht, dieſen Einfall ex officio belachen muß. —

Laſſen Sie uns daher zu der letzten Gattung, dem ſatyriſchen oder ſpöttiſche Gelächter übergehen, womit einſt Demokritus über ſeine achtbaren Mitbürger in Abdera herfiel.

Wie das behagliche Lachen aus dem Bauche, und das harmloſe aus der Bruſt zu entſpringen ſcheint, ſo hat das demokritiſche Lachen ſeinen Urſprung mehr im Kopfe, und iſt ein Produkt der Vergleichung, welche der Verſtand zwiſchen den Dingen wie ſie ſind, und wie ſie ſcheinen, vornimmt. Dieſe Verſtandes-Operation macht den demokritiſchen Lacher mehr zu einem ſtillen, welcher gleichſam in ſich hineinlacht, als zu einem lauten, welcher aus ſich herauslacht.

Um sie jedoch mit gehörigem Erfolge vornehmen zu können, ist es nothwendig, daß wir uns im Geiste auf einen isolirten Standpunkt versetzen, von wo aus wir die große Schaubühne der Welt und die Menschlein, welche sich darauf herumtummeln, mit freyen Blicken übersehen, und uns an dem bunten Possenspiele des Lebens mit beschaulicher Laune ergötzen können.

Wir müssen daher im Stande seyn, von der Rolle, die uns selbst in diesem großen Possenspiele zu Theil ward, zu abstrahiren, aus dem engen Kreise unsrer Sorgen und Mühen hinauszutreten, und uns als bloße Zuschauer zu betrachten, die in ihrem geistigen Sperrsitze von aller Berührung mit den mitspielenden Personen ausgeschlossen sind. Hierzu aber ist erforderlich, daß wir selbst keine Hauptrolle in diesem Drama mitspielen, die uns zu sehr in die Handlung verflicht, alle Kräfte unsrer Seele in Beschlag nimmt, und es uns unmöglich macht,

als unbefangene Beobachter dem Spiele gleichsam von außen zuzusehen.

Wer also einen so großen Antheil an dem Drama nimmt, daß er nie, auch nicht einmal in Gedanken, von der Bühne abzutreten vermag, dem fehlt jene Nüchternheit und Heiterkeit des Gemüths, welche den demokritischen Lacher karakterisirt; er tritt vielmehr in die Classe der Pulzinellos und Hanswürste, welche uns Stoff zum Lachen geben.

Haben wir uns aber erst jene freye Ansicht des Lebens eigen gemacht, dann wird es uns bald gelingen, seine Lachseite aufzudecken.

Jedes Ding hat nemlich seine ernsthafte und seine lächerliche Seite, und es ist unläugbar, daß die letztere in der Regel die erstere überwiegt, und daß alles was menschlich ist, selbst das ehrwürdigste — gleich einer Amtsperücke, oder einem Doktorhut — mehr ins possierliche als ins ernsthafte schillert.

Die ganze Kunſt zu lachen beruht alſo in der Fertigkeit, dieſe Lachſeite der Dinge von einem freyen Standpunkte aus zu erſpähen, und wer es erſt zu dieſer Fertigkeit gebracht hat, dem kann es nicht fehlen, daß ihm das ganze Leben als ein planloſes Lermſtück im pomphaften Style erſcheint, worin Hanswurſt die Hauptrolle ſpielt.

Ich werde mich bemühen, Ihnen in dem übrigen Theile meiner Vorleſung die Welt von ihrer Hanswurſtſeite zu zeigen, und wenn meine Bemühungen die beabſichtigte Wirkung verfehlen, ſo iſt es gewiß meine Schuld.

Werfen wir zuvörderſt einen allgemeinen Blick auf die Schaubühne des Lebens! Betrachten wir mit unbefangenen Augen das unruhige und verworrene Treiben dieſer Pygmäen, welche ſich da vor uns herumtummeln, und den tragikomiſchen Ernſt, womit ſie durch und gegen einander rennen, nach Schimmer haſchen, Irrlichtern nach-

jagen, einander ein Bein ſtellen, und endlich in den Abgrund fallen, ohne ihres Lebens froh geworden zu ſeyn. —

Möchte man nicht fragen wie jener franzöſiſche Mathematiker, nachdem er eine große heroiſche Oper geſehen hatte: bon! mais qu'eſt-ce que cela prouve-t-il?

Was will es beweiſen, frage ich, daß man ſich wie ein armſeliger Gaukler ein Paar Stunden auf dieſem Plane en breit macht, und nachher abtritt, um nie wieder geſehen zu werden? Was will es beweiſen, daß man nach dem kurzen Rauſche der Bewunderung ſich hinter die Kuliſſen verzieht, oder in die Verſenkung hinein ſtolpert?

Was liegt für eine Bedeutung in den Triumphen der Herrſchſucht und des Ehrgeizes? Sind ſie etwas anderes als ein buntes Hanswurſtſpiel, wenn wir ſie von unſerm demokritiſchen Sperrſitze aus betrachten?

Warum lachen wir denn über die poſſierliche Wichtigkeit, womit die Knaben ihr Soldatenſpiel treiben, über das ſtolze Auftreten des kleinen Triumphators, und über die nachgeäffte Majeſtät, womit er die papiernen Orden unter die Ritter ſeiner Ehrenlegion austheilt? Sind denn jene Heldenſpiele der Erdengötter etwas anderes, als größere und blutigere Knabenſpiele? Sind ihre Ehrenzeichen etwas anderes, als glänzende Flitterchen, womit ſich die großen Kinder behängen?

Warum lachen wir über den Marionettenkaiſer, der mit ſeiner Krone von Goldpapier auf dem drey Fuß langen Theater herumſtolziret, und mit ſeinem hölzernen Zepter echt ſultaniſch wüthet? Iſt denn ein ſo großer Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen hohen Vorbildern auf dem Weltheater?

Sind ihre goldnen Kronen von viel längerer Dauer als ſeine papierne, ſind ſie

ſelbſt etwas anderes, als mechaniſche Figuren in der Hand eines verborgenen Lenkers?

Und wenn ſie ihre Rolle ausgeſpielt haben, werden ſie nicht auch mit Knecht und Bettler zuſammengerafft, und bey Seite geworfen, wie jene in den Marionetten-Kaſten?

Wahrlich! ein ſolches nichtsſagendes Gaukelſpiel iſt es auch werth, daß man ein Leben voll Arbeit und Mühe daran ſetze. — —

Wenn es wahr iſt, daß es unſichtbare Geiſter giebt, welche mit gigantiſchen Schritten auf den Sternen umherwandeln, und denen die Erde nicht viel größer vorkommt als ein Kirſchkern, den der Weltſchöpfer auf's Gerathewohl in den endloſen Raum geſchleudert hat, ſo möchte ich wohl wiſſen, wie groß ihnen erſt die Helden erſcheinen müſſen, die auf dieſem Kirſchkern ihren Spuk treiben.

Würde ich aufgefordert, eine Inſtruktion

für einen Prinzenerzieher zu entwerfen, so ſollte der erſte Paragraph ungefähr alſo lauten:

Führe deinen Zögling alle Nächte Einmal auf eine Sternwarte, laß ihn dort einen Blick in den geſtirnten Himmel werfen, und ſprich zu ihm: „Siehe da, kleine Hoheit! Dieſe zahlloſen Lichtpunkte ſind lauter Sonnen, ungefähr ſo groß wie die, welche uns bey Tage leuchtet. Um jede dieſer Sonnen drehen ſich vielleicht ein Dutzend ſolcher winzigen Erdbälle wie der, worauf wir ſtehen, und jeder dieſer Erdbälle iſt vielleicht von hundert Millionen ſolcher Infuſionsthierchen bewohnt, wie wir beyde ſind. Nun ſtelle Dir vor, kleine Hoheit! wie groß Du gegen das Univerſum biſt.“

Wenn dieſe Lektion kein Gegengift gegen den aufkeimenden Ehrgeiz des kleinen Halbgottes iſt, wahrlich! dann iſt jede Lektion an ihm verloren.

Aber was hilfts? Ein Narr reißt um, was sieben Weise aufbauen. Der Narren-König regiert die Welt, und seine Schellen-Kappe ist's, die aus allen menschlichen Unternehmungen hervorguckt.

Wir erkennen sie in den ungeheuren Anstrengungen des Ehrgeizes, in den Riesengebäuden der Herrschsucht, welche der leiseste Hauch des Zufalls, wie das Kartenhaus eines Knaben, zertrümmert.

Wir erkennen sie in den Großthaten eines Eroberers, der die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllte, wie ein Löwe daherschritt, und wie ein Ameisenlöwe von der Bühne abtritt. Wir erkennen sie in den furchtbaren Revolutionen, welche die Erde verwüsten, ganze Geschlechter wegraffen, sich durch Sturm, Erdbeben und Donnerschläge ankündigen, und zuletzt — risum teneatis amici! — wie eine Revolution im Magen endigen. Wir erkennen sie in dem ewigen Kreislaufe, in

welchem sich die Menschheit, wie ein Mühleneſel, um den Wellbaum der Thorheit, des Irrthums und des Laſters herumdreht.

Was wohl der Mann im Monde dazu ſagen mag, der, nach dem Glauben des Volks, nun ſchon ſeit einigen Jahrtauſenden dieſem erbärmlichen Treiben zuſehen mußte? Faſt glaube ich, daß Er es iſt, der ſich zuweilen den Zeitvertreib macht, uns mit Steinen zu werfen. Denn wer will es ihm verdenken, wenn ihn die ewige Wiederholung derſelben albernen Poſſe, worüber er ſich ſchon längſt ſatt lachte, endlich dergeſtalt langweilt, daß er ſeinem Unmuth durch einen Steinhagel Luft zu machen ſucht? —

Freyheit, ſchöner Wahn! Wie Pierrot in der bekannten Pantomime unaufhörlich der Colombine nachjagt, die ſich dem Arlequin in die Arme warf, und unaufhörlich Schläge und Beulen erndtet, ſo verfolgen Dich die Menſchen ſeit Anbeginn der Welt,

und was ſie erndten iſt ſelten etwas beſſeres. Wie Don Quixote darauf ausging, Mambrins Helm zu erobern, und ſtatt ſeiner ein Barbierbecken erhaſchte, ſo iſt das, was die Völker ſtatt deiner erkämpfen, ſelten mehr werth als ein Barbierbecken, worin ſie Haar laſſen müſſen.

Da ziehen ſie in den Freiheitskampf mit ça ira! und allons enfans de la patrie! proklamiren die Volksherrſchaft, zerbrechen alle alten Formen, und Millionen Gerechte müſſen mit den Ungerechten für das liebliche Dunſtbild verbluten. Aber was iſt der Preis dieſer ungeheuern Opfer? Statt der alten tauſchen ſie neue, zehnfach grauſamere Tyrannen ein; ſtatt der Ruthe, binden ſie ſich eine Knute auf den Hintern, und beten endlich: Herr! gieb uns unſre Ruthe wieder! die einzige Weisheitslehre aber, welche aus der blutigen Lektion hervorgeht, iſt die: das hätten wir wohlfeiler haben können. — Und wahrlich! das kann

man ſich überall zurufen. Denn, wenn man hier das Mönchsthum, die Inquiſition und die Jeſuiten, dort den Corporalſtock, und den Zopf; hier die Länderverſteigerungen und die Seelenmärkte, dort das alte Reichslazareth wiederaufleben, und das weyland deutſche Staaten-Ragout wieder aufwärmen ſieht, ſo iſt es, als ob Hanswurſt als Doctor philosophiae auf dem Welttheater aufträte, und den Völkern der Erde mit lauter Stimme zuriefe:

Hört ihr Herren! ihr müßt es bekennen,
Das hattet ihr wohlfeiler haben können.

Iſt es nicht zum todtlachen, wenn man ſieht, daß die Menſchen ewig, wie die Fieberkranken, in ihren alten Paroxismus zurückfallen? Von jeher glichen ſie den Kindern, welche mit ungeſtümen Geſchrey einen neuen Rock verlangen, ehe der alte abgetragen iſt. Stets unzufrieden mit den bequemen Pumphoſen und Faltenkleidern

ihrer urſprünglichen Verfaſſungen, ſehnen ſie ſich nach einer andern, ſobald ein politiſcher Reformator ihnen zuruft: dieſe Verfaſſung ſteht Euch nicht gut, ich will Euch eine andre anmeſſen, welche dem Zeitgeiſte gemäßer iſt.

Aber was ihnen angemeſſen wird, iſt entweder das alte Kleid, mit einigen neuen Fetzen verbrämt, oder es iſt eine enge franzöſiſche Gallahoſe, worin ſie keinen freyen Schritt thun können, oder ein langer engliſcher Oberrock, der ihnen zwiſchen den Füßen ſchlottert, oder gar ein ſchwerer Ruſſiſcher Pelz, worin ſie ſchwitzen, und Ungeziefer hecken, der jedoch wenigſtens das Gute hat, daß er eine Schanze gegen den ſibiriſchen Winter und — Knutenhiebe iſt. —

Am Ende preiſen ſie ſich glücklich, wenn ihnen von allen verlornen Freyheiten noch die Preßfreyheit übrig geblieben iſt, welche manche Fürſten ihren Unterthanen großmüthig geſtatten, ſo lange ihnen eine andre

Preßfreyheit bleibt, nemlich die, ihre getreuen Unterthanen nach Gefallen zu preſſen und zu drücken.

Gerechtigkeit! — — hahaha!

Da ſitzt ein Richter, und ſchreibt ganze Stöße voll Akten zuſammen, und zermartert ſein bißchen Gehirn, um einen Dieb zu dem Geſtändniß zu bringen, daß er den Meiſterſchelmen ein wenig ins Handwerk gepfuſcht habe. Während deſſen aber requiriren, rauben und ſtehlen dieſe ungeſcheut in Gegenwart der blinden Göttin fort, und bläken höhniſch die Zunge gegen ſie hinaus.

Freylich gewährt es einen recht ſchauerlichen Anblick für den Pöbel, wenn ein armer Schelm ausgepeitſcht wird, der ſeinem Herrn ein Paar Groſchen veruntreuet hat, und Alt und Jung ruft: Da ſeht ihr den Finger der Gerechtigkeit!

Aber wo ſteckt denn der Finger der Gerechtigkeit, frage ich, wenn der betrügeri-

ſche Verpflegungsbeamte oder Caſſenverwalter durch Unterſchleiſe aller Art viele Tauſende zuſammenſcharrt, und wie ein Paſcha ſchwelgt? Liegt es nicht am Tage, daß er ein Schelm iſt? — Antwort: er ſtiehlt in der geſetzlichen Form, es fehlt an Beweiſen, ſeine Bücher ſtimmen, er kann Beläge über jeden verausgabten Pfennig aufweiſen, er iſt ein gerechter Diener vor allen Richtern der Welt, ſpottet ſeiner Ankläger, und ſtiehlt in beſter Form Rechtens bis an ſein ſeliges Ende fort.

Wo ſteckt denn der Finger der Gerechtigkeit — frage ich — wenn ein franzöſiſcher Maréchal de l'Empire, zu deutſch: Reichsſchinder, mit dem Bankſchatze einer neutralen Handelsſtadt davon geht? Alle Welt ſchreyt über Raub und ſchändliche Gewalt. — Aber der gute Mann lacht darüber in's Fäuſtchen. Denn er ſchützt ſich mit dem Rechte des Krieges, das heißt mit dem Rechte, das Recht mit Füßen zu tre-

ten. — Und er hat recht, denn er hat Kanonen und Bajonnette, um die, welche mit ihm rechten wollen, zurecht zu weisen.

Freylich sieht es grausend genug aus, wenn ein Mörder unter dem Zulauf einer unzählbaren Volksmasse zum Blutgerüste geführt wird, wo ihm der Abgeordnete des Gerichts mit wichtiger Amtsmine das Todesurtheil vorlieset, der Schwarzrock ihn auf seine Höllenfahrt vorbereitet, und der Nachrichter seinen Körper zum schreckenden Beyspiele des gaffenden Volks den Raben auftischt.

Armseliges Hanswurstspiel, wenn wir das Verbrechen des armen Sünders mit den großen Mordscenen auf dem großen Welttheater vergleichen. Wo bleibst du denn mit deinem hochweisen Amtsgesichte, furchtbarer Priester der Themis! wenn die großen Mörder ihrer Herrschsucht oder Habsucht hunderttausende auf den Schlachtfeldern opfern? Warum

zögerſt du, unermüdlicher Dintenkleckſer! den ungeheuren Thatbeſtand zum Protokoll zu regiſtriren? Warum zögert ihr, Schergen der Gerechtigkeit! den großen Verbrecher zu ergreifen, und in Ketten zu legen? — Und du, dienſtfertiger Nachrichter! der du dein Rad ſo meiſterhaft zu ſchwingen verſtehſt, hier, hier zeige dich als Virtuoſen in deiner Henkerskunſt. —

Doch weg von dieſer blutigen Hanswurſtſcene! Hier iſt die Grenze des demokritiſchen Lachens, hier ſtreift es an's ſarkaſtiſche, und wird bitter, wie Aloë und Wermuth. —

Die Tugend! — Freylich, wer es ſo mit anhört, wie eine ſchöne, moraliſche Sentenz, oder eine herzergreifende Scene im Theater beklatſcht wird, und wie die empfindſamen Seelen in Rührung zerfließen, wenn Maria Stuart zum Tode geht, und Johanna von Montfaucon leidet, der ſollte faſt darauf ſchwören, daß ſie jetzt an der Tagesordnung ſey.

Schade nur, daß neben jeder Anſtalt, wo der Saame der Tugend ausgeſäet wird, ſich zugleich eine andre befindet, wo ſie vom Halme gemähet wird; daß neben jeder Erziehungsanſtalt ſich ein Gelegenheitsbureau mit einem Putzmacherſchilde, und neben jeder Schulanſtalt — ein Bordell erhebt. —

Aber die Aufklärung! — Gottlob! Seit einigen Jahrtauſenden hat man ſich nun ſchon die Köpfe darüber zerbrochen, woher der Menſch komme, und wohin er gehe. — Endlich iſt man zu dem bereits obengedachten wichtigen Reſultate gelangt, daß man das ſo eigentlich nicht wiſſen könne.

Summa summarum: aus allen menſchlichen Dingen tritt die Lachſeite hervor.

Von der Wiege bis zum Grabe, von dem Taufſteine bis zum Leichenſteine gaukelt Hanswurſt neben uns her. Denn ſelbſt das Trauergepränge, womit einſt unſer Leichnam zur Erde beſtattet wird, das Geplärr

der Chorſchüler, und die Leichenrede, die uns ein bezalter Mund hält, was ſind ſie anders, als ein ernſthaftes Hanswurſtſpiel, worüber wir offenbar laut auflachen müßten, wenn uns, mit dem Athem, nicht zugleich das Lachen wie das Weinen verginge.

III.

Israels Jubel,

oder

der Geburtstag des großen Lieferanten. Nebst einer Excurſion in das Schlaraffenland.

Der Lieferant, Herr Abraham David Wallfiſch mit dem Beynamen der Große, feierte ſeinen funfzigſten Geburtstag.

Schon ſeit zwey Monaten war dieſes Feſt der magnetiſche Pol, wonach ſich ganz Iſrael drehte.

Mehr als ein Dutzend Kleider- und Verskünstler waren mit Aufträgen, erstere zu Festkleidern und Karaktermasken, letztere zu Gelegenheitsgedichten, belastet, und schwitzten in ihren Werkstätten, um mit Hülfe ihrer respectiven Musen etwas nie erhörtes und nie gesehenes zu Stande zu bringen. Denn Herr Abraham David Wallfisch war in der That ein großer Mann, weil er nicht allein Inhaber einer Million Thaler, sondern auch einer Million andrer glänzenden Eigenschaften war, welche durch einen Verein aller Musen verherrlicht werden sollten.

Auch Ich war einer der vielen Auserwählten, welchen das Glück zu Theil ward, mit einer Einladungekarte beschickt zu werden, ein Glück, um welches mich so mancher beneidete, der sich vergebens auf die Leckerbissen Hoffnung gemacht hatte, welche der Tisch des großen Lieferanten verhieß.

Sobald der Morgen des ersehnten Tages sich zu röthen begann, erhob ich mich von meinem schlaflosen Lager, und hielt eine Vorprobe mit dem neuen Bratenrock, und den neuen Effekthosen, die ich so eben aus den Händen des Costumkünstlers erhalten hatte.

Dann versetzte ich mich im Geiste an die üppige Tafel meines hohen Bewirthers, nahm ein leeres Weinglas in die Hand, verbeugte mich gegen meinen Ofen, indem ich annahm, daß es der Herr Abraham David Wallfisch sey, und sagte mit laut erhobener Stimme den sinnreichen Trink-Spruch her, welchen ich über Tisch auszubringen, und womit ich alle meine Nebenbuhler zu überflügeln gedachte. —

Während dieser Vorübungen rückte die angesagte Stunde heran. Ich nahm meinen Complimentirhut unter den Arm, und wanderte, gar stattlich angethan, und in der festlichsten Stimmung von der Welt

dem ſtolzen Pallaſte des großen Lieferanten zu.

Der Thürſteher beſahe meine Karte mit dem Forſcherblick eines Zöllners, der über die Einſchwärzung verbotener Waare zu wachen hat. Dann wurde ich von einem reichgallonirten Bedienten in Empfang genommen, und in den Vorſaal gewieſen, wo ein Ceremonienmeiſter mich auffieng, und in den Verſammlungsſaal einführte.

Aber wie ward mir, als ich hineintrat! War es der Duft von Weyrauch und Myrrhen, welcher meine Sinne umnebelte, oder der Eindruck der Pracht, welche mir beym Eintritt entgegenſtralte, oder der Anblick aller der Sterne erſter Größe, welche den Saal erfüllten, und wovoben ich armer Wicht wie ein blaſſer Nebelfleck verſchwand: kurz mir verging Hören und Sehen, und ich ward beym Öffnen der Thür von einem ſolchen Gefühle meines Nichts ergriffen,

daß ich, die Geſetze des Gleichgewichts außer Acht laſſend, über die Schwelle hinein ſtolperte, auf dem glatten Fußboden ausglitt, und bey Einem Haare.—

Doch mein guter Genius ſchützte mich diesmal in der Perſon des Herrn Raths von X., welcher, eine feſte Säule des Staats, auch meiner Wenigkeit zum Anhalt diente. Denn, daß außer den anweſenden Iſraelitiſchen Herren, und den zur Verſchönerung des Feſtes aufgebotenen Künſtlern und Dilettanten, nur ausgezeichnete Männer, Miniſter, Generale und hohe Staatsbeamte hier durcheinander wogten, verſteht ſich von ſelbſt.

Die große Seele des Herrn Abraham David Wallfiſch fand nur im Umgange mit ſolchen Männern Nahrung, welche vermöge ihres erhabenen Standpunkts an höhere Anſichten gewöhnt waren, und dem Throne des Mailach näher ſtanden, als andre Menſchenkinder.

Dies offenbarte sich besonders seit dem Zeitpunkte, wo ihn wegen seiner wohlerworbenen Million ein höchst ungerechter fiskalischer Anspruch bedrohete, gegen welchen er Trost in der sympathetischen Unterhaltung mit Männern von Einsicht und Einfluß suchte; auch ging Herr Wallfisch seit einiger Zeit mit dem großen Vorhaben schwanger, den Glanz seiner Dukaten noch durch den des Adels zu erhöhen, und hatte sich schon öfter als Einmal bereit erklärt, dem Staate 10,000 bis 20,000 Rthlr. in Tresorscheinen zu opfern, um seinem Wappen einen Wallfisch mit geschlossenem Visir eingraben zu lassen, und seine Ehelieb-ste als Frau von Wallfisch oder gar Baroneß von Wallfisch in die Hofzirkel einzuführen.

Um so weniger konnte ich begreifen, wie ich Ärmster hier gleichsam wie Saul unter die Propheten gerathen sey, und als ich zufällig einen Blick in einen der großen

Wandspiegel warf, der mir meine winzige Gestalt neben all den hochansehnlichen, besternten und bekreuzten Herren zurückgab, so fiel mir der Gedanke schwer auf's Herz, daß mit der Einladungskarte eine Verwechselung vorgefallen seyn könne.

Herr Jean Pierre Wallfisch, erstgebohrner Sohn, und dereinstiger Haupterbe der zehnmalhunderttausend Thaler und Tugenden des großen Lieferanten befreyete mich endlich von meinen quälenden Zweifeln. Er war nemlich, wie ich aus der Einladungskarte ersehen hatte, der Veranstalter des heutigen Festes, das geheime Triebrad und die Seele aller großen Bewegungen, welche vor meinen Augen vorgingen. Er war es, der das schwere Amt auf seinen Schultern hatte, die ankommenden hohen Gäste in Empfang zu nehmen, und die große Lücke bis zur Tafellust mit feingewürzten Curialien auszufüllen, welches Amt er denn auch, als ein Meister in der Kunst

der Unterhaltung, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit verwaltete.

„Bon jour, mein Bester," — so wandte er sich mit vornehmen Kopfnicken zu mir, nachdem er eine der anwesenden Exellenzen mit einem schäkernden Gelächter verlassen hatte.

„Sie haben mich der hohen Ehre gewürdigt" — begann ich mit schwerbeklommenem Herzen.

„Nichts von Ehre!" — unterbrach mich Herr Jean Pierre Wallfisch, und legte seine Rechte mit gütiger Herablassung auf meine Schulter.

„Keine Umstände, mein Guter! Stellen Sie sich vor, wie wenn Sie wären unter Ihres gleichen. Haben Sie gesehen, wie ich umgehe mit den Herrn Exellenzen und Staatsräthen? Thun Sie so mit Mir. — Apropos! — "

Mit diesen Worten faßte er mich ver-

traulich unter den Arm, und führte mich in eine Fenstervertiefung.

„Ich höre, daß Sie sind Mitschreiber an mehrern Journalen" — so flüsterte er mir ins Ohr. — Ich verneinte es mit einer demüthigen Entschuldigung.

„Gottswunder!" — antwortete er, und sahe mich mit Augen an, worin der Ausdruck getäuschter Erwartung zu lesen war —, **man hat mir doch gesagt — Nu was thut's? Sie treiben das Schriftstellerhandwerk.** Ich weiß es. — Hören Sie zu! Sie sind einmal unser Gast, und wenn Sie nicht satt werden, ist's Ihre Schuld. — Schauen Sie: es ist mir nur darum zu thun, daß es in die Zeitungen und Journale kommt, wie es bey meines Vaters Geburtsfest hergegangen ist. Verstehen Sie? S' hat seine guten Gründe. So mir Gott! s' ist nicht Großthuerey, s' ist nur wegen unsrer Leut in der Fremde, daß sie's lesen, und sich freuen. Was?" —

„Ich verſtehe" antwortete ich mit einer ſubmiſſen Verbeugung.

„Sie haben Verſtand" — verſetzte Herr Jean Pierre Wallfiſch, indem er mir freundlich die Wangen ſtreichelte. „Nu Sie werden ja machen. Aber recht ausführlich! nichts ausgelaſſen! Alles was Sie werden ſehen und hören. — Vergeſſen Sie nichts! — Hören Sie zu! Es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn. Sie wiſſen, mein Vater iſt ein großer Mann."

Mit dieſen Worten verließ er mich, und eilte zu den hohen Gäſten zurück.

Jetzt alſo war mir mit Einemmal die Urſache meiner Einladung klar geworden, und ich muß geſtehen, ich kam mir in dieſem Augenblick noch etwas kleiner vor, als vorher. „Pah!" — dachte ich endlich — Große Männer bedürfen allerley Gehülfen zu ihrer Verherrlichung. Da müßen Dichter, Tonkünſtler, Tänzer und Mimen aufgerufen werden, um ihren Namen zu feyern, und

Geſchichtſchreiber dazu. — Eine Hand wäſcht die andre. Der Beſungene hat den Ruhm, und der Sänger das Miteſſen und den baa-ren Lohn.“ —

Ich nahm mir daher vor, meinem Berufe als miteſſender Hiſtoriograph getreu zu ſeyn, und, ein aufmerkſamer Beobachter, dermaleinſt der Welt zu verkünden, wie es am Geburtsfeſte des großen Lieferanten herging.

Dem gemäß berichte ich pflichtmäßig, daß auf ein gegebenes Zeichen des Herrn Wallfiſch junior ſich zwey Flügelthüren öffneten, und die anweſenden hohen Gäſte ſich in den Verſammlungsſaal der Damen begaben.

Hier ſahe man alles, was der weibliche Olymp der Hauptſtadt Glänzendes und Schönes aufzuweiſen hatte, mit der Blüte der Iſraelitiſchen ſchönen Welt in bunten Gruppen gemiſcht.

Madame Deborah Wallfiſch, des Feſt-Königs Gattin, erhob ſich von ihrem Sitze, und nahm die Huldigungen der Männer in Empfang, die ſich beeiferten, ihr zu den unverwelklichen Roſen Glück zu wünſchen, welche nun bereits ſeit Fünf und vierzig Sommern auf ihren Wangen blüheten, und täglich nur Einmal mit etwas Carmin aufgefriſcht zu werden brauchten.

Madame Wallfiſch begegnete dieſen Huldigungen mit der ihr eignen Anmuth in Ausdruck und Geberden. Denn ungeachtet der kleinen Rückenerhöhung, womit Cypria ſie ausgeſtattet hatte, war jede ihrer Bewegungen eine anziehende mimiſche Attitude, die ſie den Charitinnen ſelbſt, oder doch ihrer Stellvertreterin auf Erden, der Madame Händel Schütz abgeborgt zu haben ſchien, wie jede ihrer Antworten ein leuchtender Blitz war, den ſie dem Apollo ſelbſt, oder doch ſeinem großen Reichsverweſer in Weimar aus den Händen gewunden hatte.

Mit vollem Rechte gebührte ihr daher der Ruf der geiſtreichſten und einnehmendſten Frau in Iſrael, und ganz Iſrael war voll ihres Ruhmes.

Während dieſer Vorübungen hatte ich Muße, die herrliche Perſpektive der Zimmer, welche ſich meinen ſtaunenden Blicken darbot, in Augenſchein zu nehmen. Wie ſchildre ich die Pracht und den Luxus, welche ſich in dem Serail des großen Lieferanten ausſprachen? Was Aſiatiſche und Europäiſche Üppigkeit Auserleſenes hervorbrachten, verband ſich hier mit den geſchmackvollſten Werken der bildenden Kunſt.

Von koſtbaren Deckengemälden ſchwebten blitzende kryſtallene Kronleuchter herab, ſtreuten einen ſonnenhellen Lichtglanz umher, und vervielfältigten ſich in den hohen goldgefaßten Spiegeln. Reichgeſtickte Türkiſche Teppiche und kunſtreiche Gobelins ſchmückten die Wände; Grazien, Nymphen und Liebesgötter ſtreckten ihre alabaſternen

Arme aus ſchön gewölbten Marmorniſchen hervor, und die vielen dienſtbaren Nymphen von auserleſener Schönheit, welche hier ab- und zuliefen, erinnerten an den weiſen König Salomo und ſeinen weltberühmten Zwinger von Rebsweibern. —

Auch der Gemäldeſaal verdient einer rühmenden Erwähnung. Hier ſahe man, außer manchen ſeltenen Originalwerken, ein Prachtſtück von der Hand eines berühmten deutſchen Malers, vorſtellend den Herrn Abraham David Wallfiſch, wie er an der Spitze eines mit Commißbrodt beladenen Wagenzuges, auf einem ſtattlichen Engländer, von einem Berge herabreitet. Unten im Thale erblickt man einen Haufen hungriger Soldaten, welche ihm die abgezehrten Arme entgegenſtrecken, indem die Worte: „Hoſianna! gelobet ſey der da kommt!“ — aus ihren aufgeſperrten Eßorganen hervorgehen. — Ein ſchöner, wahrhaft dramatiſcher Moment, in welchem der große

Lieferant in höchster Glorie erschien. Auch hatte der sinnreiche Künstler nicht unterlassen, ihn mit einer Art von Heiligenschein zu schmücken, welcher sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterschied, daß er sich nicht um das Haupt, sondern um den Hals des Herrn Wallfisch herumzog, so daß man bey dem ersten Anblick in Versuchung war, ihn für ein goldnes Halsband, oder gar für ein Halseisen zu halten.

Außerdem schienen mir die Commißbrodte im Verhältniß zu den hoh'en Bäuchen der Soldaten, in welchen sie einquartirt werden sollten, etwas zu dürftig; desto üppiger aber trat der Bauch des Herrn Wallfisch heraus.

Als ich noch so dastand, siehe da rauschte eine Thür auf, und unter Pauken- und Trompetenschall trat der König des Festes herein.

In der ruhigen Majestät des Weisen

ſchritt er daher, von zwey lieblichen Iſraelitiſchen Knaben am Arme geführt, welche die Genien der Unſchuld und Liebe vorſtellten. Sein Antlitz ſtralte in milder Klarheit, wie des vollwangigen Phöbus, wenn er am Horizont herauſdämmert; ſein ſtattlicher Leichnam war in einen koſtbaren engliſchen Frack von Funfzehn Thaler Tuch emballirt, und zwey in Gold ſtarrende Kammerdiener traten ihm mit geſchäftigen Bürſten nach. —

Und es nahete ſich ihm eine Schaar Iſraelitiſcher Jungfrauen, je zwey und zwey, und brachte ihm Räucherwerk, Myrrhen und köſtliche Spezereyen dar, und breitete Teppiche aus unter ſeinen Füßen, und beſtreuete ſeinen Pfad mit Blumen und Ölzweigen, und rief: „Sehet da, den Stolz und die Freude Iſraels! “

Und ganz Iſrael freuete ſich, und pries ſeinen Namen mit Jauchzen.

Abigail aber, des Herrn Wallfisch Töchterlein, trat herfür aus der Jungfrauen Schaar mit einem Kißen von Purpur und Gold, und reichte ihm einen Psalm dar, auf Seiden gedruckt, und von ihr selber erdacht in der Stunde der Weihe. — Und sang es ab zur Harfe nach eigner Weise, und alle Töchter Israels stimmten ein mit Gesang und Harfenton, und kränzten sein Haupt mit Epheu, Myrthen, Knoblauch und Jüdenkirschen.

Deborah aber, des Herrn Wallfisch Weib, nahete sich ihm mit lieblicher Rede und sprach: „Gesegnet seyest du für und für, mein Herr und mein Gatte! — Blumen müssen Deinem Pfade entsprießen. — "

„Und Lugedore die Fülle! " — fügte Jakobchen hinzu, des Herrn Wallfisch jüngstes Söhnlein. Denn er hatte den Schalk im Herzen, und seine Seele war dem Mammon zugewendet. Schon als Säugling.

ruhend an der Mamme Bruſt, lüſtete ihm nach ihren Ohrringen, und er entwendete ihr deren einen, als ſie ſchlief, und barg ihn klüglich in den Falten ſeines Gewandes; ob welcher That ihn die Älteſten in Iſrael prieſen, und weiſſagten, er werde einſt an Verſtand und Reichthum hervorragen unter allen ſo vom Stamme Nimm.

Darum liebte ihn auch Herr Wallfiſch vor dem Erſtgebohrnen, und trug ihn im Herzen und im Munde immerdar. Und als Jakobchen ſolche Worte geſprochen, ſchloß er ihn in ſeine Arme mit Inbrunſt, und blickte umher unter den Anweſenden, und ſprach: „Wo iſt der Väter einer, ſo ſich mir gleichen könnte? — Wahrlich! Wahrlich! ich ſage euch: Gideon mit ſeinen 70 Söhnen, war ärmer denn Ich.“

Und alles Volk verſtummte. Herr Abraham David Wallfiſch aber vergoß der Freudenthränen viele, und blickte gen Himmel und rief „Amen! ich bin gerührt.“

Und die Höchsten und Fürnehmsten prie-
sen ihn glücklich, und neideten ihn im inner-
sten Herzen. —

In der That war es ein herzbrechendes
Phänomenon, einen Mann weinen zu se-
hen, dessen Auge nach wahrer Helden Art
nur durch den Genuß des stärksten Spiritus
mit einer Thräne befeuchtet werden konnte.
Denn niemand durfte sich rühmen, ihn über
einer ähnlichen menschlichen Schwachheit
ertappt zu haben, außer in dem oben er-
wähnten dramatischen Moment, wo die
halbverhungerte Heerschaar ihre Arme ge-
gen ihn ausstreckte, ungeachtet einige Augen-
szeugen versichern, daß es damals nur der
scharfe Nordostwind gewesen sey, welcher
ihm ein Paar Tropfen Augenwassers ent-
lockt habe. —

Jetzt endlich wurde das Signal zu den
Freuden der Tafel durch die geistreiche
Frau Sarah Manasse gegeben, welche als

die Seele der äſthetiſchen Zirkel in ganz Iſrael galt. — Sie reich:e dem Könige des Feſtes ihren Arm, und führte ihn unter dem Schmettern der Hörner und dem Wirbeln der Pauken in den feſtlich dekorirten Speiſeſaal. Eine Exellenz folgte mit Madame Wallfiſch, die andern hohen Gäſte ſchloſſen ſich mit ihren Damen an, Ich aber wagte es, der übriggebliebenen Fräulein Eſther Hamſter, liebreizenden Tochter des Herrn Wechslers gleiches Namens, meinen Arm zu reichen, und ſiehe da! ſie nahm ihn huldreich an, und ich hatte nun das Glück, während der achtſtündigen Tiſchfreuden, mich ihrer eben ſo lebhaften als belehrenden Unterhaltung zu erfreuen. Anfangs breitete ſie ſich über das Lieblingsthema der Meſopotamier, Geld- und Wechſelkurs, nachher aber über die neueſten Erſcheinungen im Felde der ſchönen Literatur mit wahrem Kunſtrichtergenie aus, und war dabey ſo gütig, die ganze Laſt der Unter-

haltung auf ihre Schultern zu nehmen; ein deſto größerer Gewinn für mich, als ich nun ohne Unterbrechung in dem Genuß ihres melodiſchen Organs ſchwe'gen konnte, das durch die Begleitung einer ſtattlichen Habichtsnaſe, gleichſam wie durch ein obligates Fagott, noch einen Zuſatz von Wohlklang erhielt.

Dieſer Ohrenſchmaus hinderte mich jedoch nicht, zugleich ein aufmerkſamer Beobachter deſſen zu ſeyn, was in den höheren Regionen vorging. Nachdem nemlich das Thema: Krieg und Friede abgehandelt, und die rationes pro et contra in Hinſicht Sachſens und Polens bis auf den Grund erſchöpft worden waren, ergriff Herr Wallfiſch die Gelegenheit, ſeinen Patriotismus durch einige Geſundheiten auszuſprechen, die er dem Heile des teutſchen Vaterlandes und der Helden brachte, welche durch ihre hochherzigen Anſtrengungen der Welt den Frieden, Ihm aber, (wozu er ſich insgeheim

Glück wünschte) den Genuß seiner wohlerworbenen Million erkämpft hätten.

Zu dieser Gesundheit wurden die Gläser eigens mit altem vaterländischen Rheinwein gefüllt, welcher zur Franzosenzeit in einer Handelsstadt des weyland heil. Römischen Reichs per modum requisitionis in den Besitz des freygebigen Wirths gerathen waren, und jetzt die schöne Bestimmung hatten, einen patriotischen Toast zu würzen. Ähnliche Gesundheiten wurden von den anwesenden hohen Gästen ausgebracht.

Hierauf ergriff Herr Justizcommissarius Schröpfer das Wort, verneigte sich gegen seinen hohen Clienten (denn er war der Anwald des Herrn Wallfisch, und sein unermüdlicher Vorfechter in allen gerichtlichen Händeln) und brachte folgenden, mir aus der Seele gestohlenen, Trinkspruch aus:

„Heil dem exemplarischen Gatten und Vater! Heil dem biedern Freunde! Heil

dem wackern Staasbürger und braven Patrioten! Heil dem Wohlthäter der leidenden Menschheit! — Mögen die Parzen seinen Lebensfaden bis zu dem entferntesten Ziele fortspinnen, welches die Natur den Sterblichen setzte!“ —

Ein jubelndes Lebehoch erscholl ringsumher, und die Gläser erklangen laut zu dem schmetternden Tusch, welcher, indem er in eine sanfte Melodie überging, Aller Herzen mit Hochgefühlen beseligte.

Herr Abraham David Wallfisch aber ward bis ins Innerste seines Herzens gerührt, und belohnte den Redner mit einem Blicke, in welchem sich die Gefühle der zärtlichsten Dankbarkeit und Freundschaft aussprachen. Denn lange schon hatte sich zwischen ihren Herzen ein Band der innigsten Sympathie geschlungen, nur dem zu vergleichen, welche den Orestes an den Pylades und den Damon an den Py-

thias feſſelte. Beyde waren in der ſchönſten Bedeutung des Worts Ein Herz und Eine Seele. Was Herr Wallfiſch wollte, das war auch des Herrn Schöpfers Wille. Wollte Herr Wallfiſch zum Beyſpiel ein unſichres Capital kündigen, einen ſäumigen Schuldner ausklagen, einen Executor loßlaſſen, ein Grundſtück sub haſta ſtellen, oder einen Wechſelſchuldner in's Gefängniß werfen laſſen, ſo konnte er gewiß ſeyn, daß auch ſein Pylades derſelben Meinung war, und umgekehrt.

Nachdem Herr Wallfiſch ſich einigermaſſen geſammlet hatte, nahm er das Wort, dankte ſeinen hohen Gäſten für die unverdienten Zeichen des Wohlwollens, verſicherte wiederholentlich, daß er gerührt ſey, und ließ abermals eine Perle ſeines koſtbaren Augenwaſſers über ſeine breiten Wangen in den Pokal hinabgleiten.

Zugleich bedachte er, daß er den Titel

eines Wohlthäters der leidenden Menſchheit, den ſein Anwald ihm beygelegt hatte, durch die That bewähren müſſe. Er benutzte daher dieſe Gelegenheit, ſeinen verehrten Tiſchfreunden die Wolluſt des Wohlthuns als die höchſte anzupreiſen, ergriff einen ſilbernen Teller, und ſteuerte mit kaiſerlicher Freygebigkeit eine Summe von 20, ſage zwanzig Friedrichsd'or auf denſelben aus, dergeſtalt, daß Jakobchen, welcher ſo eben beſchäftigt war, Brodkugeln mit einem Pettſchaft zu Dukaten auszuprägen, durch den Goldklang des väterlichen Opfers in ſeinem ſüßen Phantaſieſpiele geſtört wurde, ein lautes Ach ausſtieß, und da er dieſe Freygebigkeit nicht mit den einfachen Regeln der Arithmetik zuſammenreimen konnte, „Vater! was thuſt du?" — ausrief.

Herr Wallfiſch aber antwortete ihm ſanftbelehrend: „Mein Sohn! was man giebt den Nothleidenden, das trägt hundertfältige Zinſen."

„Waj!„ verſetzte Jakobchen — „gieb Acht, du verlierſt Zinſen und Capital.“

Ob ſolcher Rede erhob ſich ein Gelächter im Volke, und ganz Iſrael lobte des Knaben Weisheit, und ſprach: „Geſegnet ſind die Brüſte, die ſolchen Sohn geſäugt.“

Und ſiehe da! man ſpendete reichlich, und es kamen zuſammen nahe an 500 Thaler.

Und Herr Wallfiſch ſchüttete ſie aus in einen Beutel, und übergab ſie der Älteſten einem, daß er ſie austheile unter die Nothleidenden.

Herr Jean Pierre Wallfiſch aber klopfte mir unbemerkt auf die Schulter, und flüſterte mir zu: „Vergeſſen Sie das nicht, mein Beſter!“ und füllte mein Glas mit köſtlichem Weine, und nöthigte mich zu trinken nach Herzensluſt.

Und ich that wie er geheißen, und verwandte mein Antlitz nicht von dem großen Lieferanten.

Dieſer aber ſaß da wie König Salomo in ſeiner Herrlichkeit, und ſein Auge glänzte in der Freude des Wohlthuns, und Aller Augen und Ohren hingen an ſeinen Lippen.

Und indem es mir ſchien, als ſtrale ſein Haupt im Glanze der Heiligen, ſiehe, da vernahm ich zu meiner Linken die Rede eines Schalksknechts, der heimlich zu ſeinem Nächſten ſprach: „Wahrlich, wahrlich! ich ſage dir: dieſer iſt höher zu preiſen denn der heilige Crispinus, ſo den Reichen das Leder ſtahl, und den Armen Schuhe daraus machte; denn Er ſtahl beyden, den Reichen wie den Armen, und ſpendet von ſeinem Diebesgewinn den Reichen wie den Armen.“

Und kaum hatte er ſolche Worte geſprochen, da ließ ſich die Stimme dreyer Sänger hören, ſo ein hohes Lied ſangen zum Lobe des Herrn Wallfiſch.

Es waren nemlich zwey männliche und eine weibliche Kehle vom Hoftheater, die

der junge Herr Wallfiſch für heute requirirt hatte, theils zum Eſſen und Trinken, welchem Berufe ſie denn auch tapfer vorſtanden, theils zum Singen, welcher Auflage ſie ſo eben genügten, indem ſie einen von dem Versknünſtler Hohldarm gedichteten dreyſtimmigen Hymnus abſangen, worin die Größe, die Güte, die Weisheit und die Gaſtfreundſchaft des Herrn Wallfiſch nach Würden geprieſen, und alle Thiere auf Erden, zweyfüßige und vierfüßige, aufgefordert wurden, in den Lobgeſang einzuſtimmen.

Dieſer Aufruf wurde jedoch für diesmal nur von dem kleinen Benjamin Pincher, dem Favorithündchen der Madame Wallfiſch beachtet, welcher, von einem der Gäſte auf den Schwanz getreten, ein jämmerliches Klagelied anſtimmte, und durch die meiſterhaften Cadenzen und Coloraturen ſeines Geſanges ſogar die Primadonna des Hoftheaters beſchämte.

Jetzt traten einige Tänzer und Tänzerinnen auf, und entzückten die Augen der Gäste durch einen ausdrucksvollen Fandango, worin sie das süße Flehen, Sträuben und Gewähren der Liebe mit dem höchsten Zauber der mimischen Kunst darstellten, und selbst die Altesten in Israel zu dem Bekenntnisse zwangen, daß ein solcher Anblick fähig gewesen wäre, den alten Praktiker, König David, den sogar die schöne Abisag von Sunem nicht mehr zu erwärmen vermochte, mit Jugendfeuer zu entzünden.

Zwey andre Tänzerinnen, deren eine die Tugend vorstellte, hüpften sodann zu dem Könige des Festes, umwanden ihn mit einer Rosenkette und führten ihn so gefesselt von der Tafel; die andern folgten unter Anstimmung eines rauschenden Marsches, und die Gesellschaft begab sich in einen angrenzenden Saal. —

Herr Wallfisch aber, indem er in Mitte

der beyden Schönen an mir vorüberging, raunte der einen derselben, nemlich der Tugend, die Worte zu: „Nach Mitternacht wie bewußt!“ — über deren Sinn ich mir lange vergebens den Kopf zerbrach, ungeachtet ich wußte, daß diese Tugend eine Tänzerin des Hoftheaters, und Herr Wallfisch — ein Millionär sey.

In dem angrenzenden Saal war eine Schaubühne aufgeschlagen. Man nahm Platz, und nach einer kurzen musikalischen Vorbereitung rollte der Vorhang herauf.

Es wurde ein pantomimisches Ballet aufgeführt, betitelt: die erweichte Parze, zu dessen Verständigung man wissen muß, daß der große Lieferant vor einem Vierteljahre von einer schweren Krankheit heimgesucht wurde, welche sein kostbares Leben bedrohte, wovon er jedoch durch die Kunst des Arztes und die himmlische Vorsicht, welche ihn noch eine Zeitlang der Menschheit aufbewahren wollte, glücklich geheilt wurde.

Die Pantomime ſtellte daher die drey Parzen vor, welche des Herrn Wallfiſch Lebensfaden ſpannen. Schon iſt Atropos in Begriff, ihn zu zerſchneiden: da fällt der Genius der Menſchheit (von dem liebenswürdigen Gentleman Herrn Mauſes mit dem Beynamen der Schlanke vorgeſtellt) vor ihr nieder, und flehet händeringend um Schonung. Atropos ſtuzt, hält einen Augenblick inne, und ſetzt dann die Scheere von neuem an. Clotho und Lacheſis aber fallen ihr in den Arm, und beſchwören ſie, für diesmal noch Gnade für Recht ergehen zu laſſen. Die mürriſche Parze läßt ſich endlich erweichen, wirft die Scheere von ſich, und Clotho fügt dem Spinnrocken noch einige Hände voll Flachs hinzu, um den Lebensfaden des Herrn Wallfiſch bis zu Methuſalahs Alter fortzuſpinnen. Der Genius der Menſchheit dankt ihr dafür fußfällig, fordert ſie dann mit einem zierlichen Entrechat zu einem pas de deux auf, und

nachdem dieſer ausgeführt worden, fällt der Vorhang.

Während deſſen war es Nacht geworden, und Herr Jean Pierre Wallfiſch nöthigte zu einer Gartenerholung, (denn es wehete eine ſchöne warme Sommerluft.)

Dieſe Einladung wurde jedoch nur von wenigen Gäſten angenommen, der größte Theil aber machte ſich heimlich aus dem Staube. Ich meinerſeits ſchloß mich den Liebhabern der Nachtfreuden an, und blieb meinem Vorſatze treu, als verpflichteter Hiſtoriograph die Kataſtrophe abzuwarten.

Der geräumige Garten war durch ein mildes Mondlicht ſanft erleuchtet, und gewährte den Anblick eines wahren Feenhayns. Schattige Baumgänge luden zum behaglichen Luſtwandeln ein, und wanden ſich durch dichte Roſengehege, deren Athem die Luft würzte.

Hier winkten duftige Jasminlauben dem

Ruhebedürftigen, dort bothen kühlende Grotten, von verschwiegenen Najaden bewacht, aus deren Urnen sich murmelnde Silberwellen ergossen, dem liebesehnenden Paar ein sichres Asyl und ein weiches moosiges Ruheplätzchen.

Ich Armster, von allen, selbst von Fräulein Esther Hamster, meiner holden Tischnachbarin, verlassen, irrte einsam trauernd in den labyrinthischen Irrgängen des Gartens umher, und verlor mich zuletzt in ein dunkles Ahornwäldchen. Hier sank ich trostlos neben der Bildsäule eines Priap auf eine Rasenbank nieder. „Vielleicht" — dachte ich, — "führt ein günstiger Zufall auch dir eine der holden Nymphen zu, deren weiße Gewänder du hie und da im Mondscheine flattern siehst, indem sie von leichtfüßigen Faunen verfolgt werden."

Ein nahes Geräusch traf jetzt mein Ohr. Ich wandte mich um. Eine schlanke Nymphe rauschte dicht hinter mir vorüber. Ich sprang

auf, die Wonnegeſtalt zu ereilen. — Sie lief einem Pavillon zu, der in einem heimlichen Winkel des Gartens verſteckt lag. „Glück zu!“ — dachte ich — „dieſer Platz ſcheint den Myſterien der Liebe geweiht.“

Sie ſtand ſtill, lauſchte umher, winkte mit dem Schnupftuch, und rief: Pſt! Pſt!

Mir pochte das Herz wie ein Hammer, „Gilt dieſes Signal dir, oder — ?“

Kaum hatte ich dieſen Gedanken ausgedacht, als ein männliches Echo das Pſt! Pſt! zurückgab. Ein ziemlich breitſchulteriger Faun ſprang aus einem Gebüſch hervor, beantwortete das Zeichen, und flog in die offenen Arme der Nymphe.

Hilf Himmel! wie ward mir! ich erkannte in dem Faun den großen Lieferanten, und in der Nymphe die Repräſentantin der Tugend.

Nun fielen mir mit Einemmal die Schuppen von den Augen. „Nach Mitternacht wie bewußt!“ — Jene geheimnißvollen

Worte waren mir jetzt so klar wie dem kleinen Jakob das Einmaleins.

Von Schauern der Ehrfurcht durchdrungen zog ich mich zu meinem Rasensitz zurück, setzte mich, und ließ nun meinen Betrachtungen den Zügel schießen.

„Selig bist du zu preisen, großer Lieferant!" — so sprach ich laut zu mir selber. — „Reichlich hat das Glück sein Füllhorn über dich ausgeschüttet. Der Überfluß wiegt dich in seinem Schooße, die Götter der Freude umkreisen dich, und bestreuen deinen Pfad mit Blumen die Fülle; Hymen kränzt dich mit seinen Myrthen, Zufriedenheit und häusliches Glück, sonst nur das Loos niederer Hütten, stehen dir in deinem stolzen Pallaste zur Seite; Vaterlust versüßt deinen Schlummer, und Freundschaft dein reichliches Mal; Ruhm und Ehre krönen deinen Scheitel; die Größten im Volke schätzen in dir den Weisen, den Guten, den Gerechten, den Vaterlands- und Menschen-

freund. Alle Muſen vereinigen ſich zu deinem Ruhme. Du brauchſt nur zu winken, und Dichter, Sänger, Mimen und Hiſtoriographen preiſen deine Tugenden und deine Größe. Ja ſelbſt die Liebe flicht dir Kränze. Du brauchſt nur zu klingeln, und Nymphen ſonder Zahl hüpfen dir entgegen, und ſinken beſiegt in deine Arme. —

Ja, großer Lieferant! — Der hämiſche Neid erblaßt vor dem Goldglanze deiner Verdienſte, und weſſen dich auch die Verläumdung bezüchtigt: du kannſt ihr mit der offnen Stirn des Gerechten entgegentreten, denn du biſt über alles, was du geliefert und nicht geliefert haſt, in beſter Form Rechtens quittirt, und der wackerſte Staatsbürger dazu, denn niemand kann dir beweiſen, daß du geſtohlen, geraubt oder gemordet habeſt. Was können die Läſterzungen gegen dich aufbringen? Biſt du nicht preiswürdiger als König David? Er übernahm es, dem Könige Saul um den

Preis der ſchönen Prinzeſſin Michal 100 Philiſtervorhäute zu liefern, und zeigte dadurch, daß ein rechtſchaffener Lieferant auf Erfordern Alles zu liefern bereit ſeyn muß.—

Du haſt dich zwar nicht mit ſolchen Lieferungen befaßt, weil ſie nicht gefordert wurden. Aber gleichwie dein hoher Vorgänger ſtatt 100 der verſprochenen Artikel, 200 lieferte, und dadurch allen Lieferanten mit einem guten Beyſpiele voranging, ſo lieferteſt Du, ſtatt der verſprochenen Häupter, die du an die Armee liefern ſollteſt, wenigſtens doppelt ſo viel — in die Lazarethe, und in den Orkus" — —

Über dieſen Betrachtungen ſchlief ich ein, und die Einbildungskraft gaukelte mir auf ihrer Camera obscura ein gar ſeltſames Traumgeſicht vor.

Mir träumte nemlich, ich ſitze zu Hauſe am Schreibepult, und ſpitze ſo eben die Feder, um meiner Pflicht gemäß das Geburtsfeſt des Herrn Abraham David Wall-

fisch zu beschreiben, Da tritt einer seine Kammerdiener herein, und überbringt mir einen Brief, worin er mich zu einem Ohrenschmaus ins Schlaraffenland einladet. Ich lasse den hohen Protektor meines bereitwilligsten Gehorsams versichern, und erkundige mich bey dem Kammerdiener, wo eigentlich das Schlaraffenland zu finden sey. — Denn, wenn es wirklich ein solches Land giebt, — dachte ich, — so muß es in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo es darauf ankommt, neue Länder-Entschädigungs-Objekte, die nicht im Gebiethe der Phantasie liegen, auszumitteln, sehr erwünscht seyn. Auch wäre es in der That zu verwundern, wenn die neuesten Weltbeglücker in Westen und Osten noch nicht ihre liebevollen Arme danach ausgestreckt hätten. —

Statt der Antwort nöthigte mich der Kammerdiener, in die Droschke zu steigen, die schon vor der Thür meiner Aufnahme harrte. Ich entschuldigte mich wegen mei-

nes nachläſſigen Anzuges — ich war im Schlafrock und Pantoffeln. — Er aber verſicherte mich, daß das nichts auf ſich habe, und ſchob mich, ohne auf mein Sträuben zu achten, zur Thür hinaus, und in das ſtattliche Fuhrwerk hinein, das mit vier muthigen Tatarhengſten beſpannt, im ſauſenden Gallop von dannen raſſelte.

Kaum aber waren wir zum Thore hinaus, als die vier Hengſte, welche bey genauerer Betrachtung Flügelroſſe waren, ihre Schwingen ausbreiteten, und mich mit Sturmesſchnelle durch die Lüfte trugen. Mir grauete vor dem Schickſale des Ikarus und Zambekkari, und ich drückte meine Augen feſt zu, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden.

Nach und nach aber bekam ich wieder Muth, und wagte einen Blick in die Tiefe. — Hilf Himmel! welch ein Anblick! Städte und Dörfer flogen unter mir wie bunte Kartenhäuſergruppen vorüber, und

die Erde mit ihren Flüſſen, Seen, Bergen und Wäldern glich einer Landkarte von Deutſchland, worauf alles bunt und verworren durcheinander ſchwimmt.

Nachdem ich auf dieſe Art viele Tagereiſen in wenigen Minuten zurückgelegt haben mochte, ſenkte ſich das Fuhrwerk, und landete auf einer Bergſpitze, von wo ſich mir eine reizende Ausſicht in ein unabſehbares Thal eröffnete.

„Jetzt ſind wir zur Stelle" — ſagte der Kammerdiener, ſprang hinter mir von der Droſchke, und nöthigte mich abzuſteigen.

„Dies iſt das gelobte Land" — ſprach er, indem wir uns von dem Berge hinabſenkten, — „welches dem Schlaraffenvolke ſchon ſeit Jahrtauſenden verheißen wurde, und das es endlich nach langem Herumirren gefunden hat. Hier lebt es nun im ſüßen Nichtsthun, und ſchlürft Milch und Honig, während die Eingebohrnen des Landes, ein

gutmüthiges, duldsames, gastfreyes und betriebsames Volk, so gütig sind, für dieses auserwählte Volk Gottes zu arbeiten und zu darben."

Als wir tiefer ins Land kamen, fand ich seine Erzählung wirklich bestätigt.

Die Eingebohrnen, die sich durch ein blonderes Ansehen auffallend von dem schmutzigen Schlaraffenvolke unterschieden, ächzten unter der Last der Feldarbeit, durchwühlten die Erde im Schweiße ihres Angesichts, schwitzten beym Amboß, beym Flegel, beym Hebel und bey der Axt, und trieben allerhand mühsame Handwerke und Künste, oder mühten sich, die Tiefen des Wissens zu ergründen.

Die Schlaraffen hingegen, die wahren Drohnen in diesem Staate, trieben weder Ackerbau, noch Handwerke, Künste und Wissenschafften, sondern führten im eigentlichen Sinne des Worts, ein Schlaraffenle-

ben, pflegten ihres Leibes, ließen ſich Manna ins Maul träufeln, und ſchnappten nach den gebratenen Tauben, die hier zu Lande herumflogen; ihre einzige Arbeit aber war, daß ſie die Dukatenbäume hegten, und die Früchte derſelben in ihre Säcke ſammleten.

Denn zu meinem nicht geringen Erſtaunen fand ich, daß hier dieſer köſtliche Baum wuchs, von welchem einſt meine kindiſche Phantaſie träumte, wenn am Weynachts heiligen Abend Mutter und Amme ein ſtattliches Exemplar deſſelben vor meinen entzückten Augen aufpflanzten.

„Aber" — rief ich erſtaunt, — „wie iſt es nur möglich, daß die Eingebohrnen ſich von dieſem Volke — ?"

— „Das will ich Ihnen erklären," ſo unterbrach mich eine mir wohlbekannte Stimme. Ich ſahe mich um. Herr Abraham David Wallfiſch ſtand in eigner hoher Perſon hinter mir, klopfte mir traulich

auf die Schulter, und nöthigte mich, in ſeinen Garten zu treten.

„Ich will Ihnen den Schlüſſel geben zu dieſem Problem" — ſprach er — „jedoch bitte ich mir aus, daß Sie nichts ausplaudern, ſo lange Sie hier ſind im Schlaraffenlande. Ob Sie wollen Gebrauch davon machen bey der Beſchreibung meines Geburtsfeſtes oder bey meiner künftigen Biographie, das überlaſſe ich Ihrem Guidünken. Wiſſen Sie alſo, mein Guter! daß der Dukatenbaum, der hier zu Lande wächſt, die Eigenſchaft hat, daß, wenn man ihn ſchüttelt, er von ſich giebt eine bezaubernde Muſik, die alles was athmet, Menſchen und Götter, entzückt und berauſcht.

Da nun die Schlaraffen beſitzen das Geheimniß, dieſen Wunderbaum aus dem Saamen zu ziehen, und ihn zu hegen und zu pflegen, ſo haben ſie erlangt die Herrſchaft über Alles. —

Paſſen Sie auf! „ich will Ihnen ſogleich geben eine Probe.“

Ich äußerte meine Beſorgniß, daß mich gleichfalls das Schickſal der Bezauberung treffen möchte. Herr Wallfiſch verſicherte mich jedoch, daß der Zauber vor der Hand auf mich keine Wirkung äußern ſolle.

Hierauf trat er an einen Dukatenbaum, der mit den ſchönſten Früchten prangte, und ſchüttelte ihn.

Sogleich liefen die Eingebohrnen, Hohe und Niedere, Alte und Junge, Männer und Weiber, Schaarenweis herbey, tanzten um den Baum, wie die Kinder Iſraels um das goldene Kalb, und opferten ihm alles, was ſie an ſich hatten.

Herr Wallfiſch, der mein Erſtaunen bemerkte, und ſich nicht wenig daran zu ergötzen ſchien, ſchüttelte den Wunderbaum zum zweytenmal, und ſtärker als vorher.

Da war es, als wenn der ganze Olymp herabſchwebe. Hier Venus und Amor mit

ihrem Gefolge von Grazien, dort Diana mit ihrem ganzen Hofſtaat von Nymphen, dort Apollo mit den neun Muſen, und einer langen Schleppe von Dichtern, Sängern, Mimen und Gauklern.

Endlich als der große Lieferant zum drittenmal ſchüttelte, kam auch Minerva mit ihrer ſchützenden Ägis, und Themis mit ihren Prieſtern herab, und eine Unzahl von Handlangern der Gerechtigkeit ſchloß ſich an ihr Gefolge an. Die Göttin der Schönheit ſprang zuerſt von ihrem Wolkenwagen, fiel vor dem Dukatenbaume nieder, und band ihren Gürtel um ihn. Die Keuſchheit, die Gerechtigkeit und die Weisheit aber zögerten noch.

„Nur heran ſchöne Damen! machen Sie keine Grimaſſen!“ — rief Herr Wallfiſch, indem er den Dukatenbaum nochmals ſchüttelte.

Siehe, da fliegen die ſpröden Göttinnen

aus ihren luftigen Whisky's, näherten ſich dem Baume, und opferten ihm gleich der Venus. Die Muſen, Nymphen und Grazien aber, wie das Gefolge der Themis, fingen den goldnen Regen in ihre Schürzen und Körbe auf, und ſangen einen Hymnus dazu, der mit den Worten ſchloß:

Träufle nieder, goldner Regen!
Du des Himmels ſchonſter Segen!

„Jetzt wird Ihnen klar ſeyn" — ſo wandte ſich nun Herr Wallfiſch zu mir, — „warum die Schlaraffen dieſes ihr gelobtes Land nennen. Schau'n Sie um ſich, die ſchönſten Häuſer und Palläſte, die herrlichſten Gärten und Meyereyen, die zierlichſten Prunkwagen, das ausgeſuchteſte und koſtbarſte iſt Schlaraffengut."

„Ich bin vollkommen überzeugt" — antwortete ich, und bat ihn, den Zauber des Dukatenbaumes nun auch auf Mich wirken zu laſſen.

„Ihr Wille geschehe!“ — erwiederte er lächelnd, und schüttelte den musikalischen Baum.

Doch was nun mit mir vorging, wie diese himmlischen Akkorde mein ganzes Nervensystem erschütterten, mich in ein seliges Vergessen wiegten, und im Innersten meiner Seele wiederklangen: dies zu beschreiben liegt außer den Grenzen der Darstellung.

Nur so viel kann ich sagen, daß, als ich von dem süßen Rausche erwachte, ich mich auf der Rasenbank in dem Garten des großen Lieferanten wiederfand, und durchdrungen von Schauern der Ehrfurcht und Bewunderung nach Hause schlich, mit dem festen Vorsatze, mich ehester Tage in das Schlaraffenvolk einzubürgern, und sollte es mich auch ein Opfer kosten, demjenigen gleich, welches König David, besage Lieferungscontrakts, von den Philistern requirirte.

IV.

Napoleoniſches Syſtem,

oder

kurzgefaßte Theorie der Eroberungskunſt.

Eine Vorleſung des Mephiſtopheles, gehalten im geheimen Klubb der Teufel.

Schwarze Brüder!

Ihr werdet mir zugeben, daß der Einfall, die Eroberungskunſt in ein Syſtem zu bringen, nicht in dem Gehirn eines dummen Teufels entſtehen konnte, und ich darf mich daher im Voraus eures Beyfalls verſehen.

Schon seit unserm Himmelsfall fühlten wir das Bedürfniß, systematisch zu handeln, und dieses Bedürfniß ist in einem Zeitpunkte, wo wir alle Hände voll zu thun haben, und wo der Teufel an allen Ecken loß ist, dringender als je. —

Glaube mir's! wenn unsre Entwürfe hie und da scheiterten, so kam es bloß daher, weil Ein Teufel dem andern entgegen minirte, und seine Maulwurfsgänge durchkreuzte. In der That! man möchte selbst des Teufels werden, wenn man sieht, wie unsre größten Meister zuweilen, durch Privatleidenschaft verblendet, wider einander wüthen. Einigkeit, Brüder! Unterordnung des besondern Interesse dem allgemeinen! Consequenz in Grundsätzen und Handlungen! und, beym Davoust und Vandamme! die Hölle muß endlich die Oberhand gewinnen in dem ungleichen Kampfe zwischen dem guten und bösen Prinzip.

Mein System ist das Resultat eines tausendjährigen Nachdenkens über die Mittel, das menschliche Geschlecht zu verderben; es ist die schwarze Frucht, welche ich aus den Saamen des politischen und sittlichen Unheils erzog, den ich auf jenem Planeten aussäete, und der nun in vollen Halmen emporgeschossen ist.

Ich wünsche, daß die darin aufgestellten Grundsätze bey der Erziehung der jungen Höllenbrut beachtet, und ihrem Gedächtniß eingeprägt werden, damit unsre schwarze Propaganda überall in demselben Ordens- und Zunftgeiste fortwirke.

Ich habe es Napoleonisches System getauft, um jenem außerordentlichen Sterblichen ein Zeichen meiner innigen Hochachtung anzuhängen, der es seit Machiavell Mazarin und Richelieu am besten begriffen, und gleichsam in Saft und Blut verwandelt hat.

Ja, wenn anders ein Teufel von meinem Range einem Staubgebohrnen etwas ablernen kann, so muß ich es Ihm danken, daß er über einige Dunkelheiten desselben ein helles Sonnenlicht verbreitete. Auch ist mir bis jetzt kein Volk vorgekommen, das geschickter wäre, unsre großen Entwürfe zu befördern, als jenes ehr- und herrschsüchtige, von allen Dämonen der Begierde gepeitschte Franzosenvolk.

Napoleon an der Spitze der Franzosen: Triumph Brüder! die Hölle ist unüberwindlich.

Zur Sache!

Das Napoleonische System beruhet, wie der Galgen, auf drey Grundpfeilern.

1) Herrschen ist das höchste, einzig wünschenswerthe Ziel, und eine Krone ist es werth, daß man seine Seele dem Teufel verschreibe.

2) Jedes Mittel ist erlaubt, das zu die-

ſem Ziele führt; die Politik kennt keine Moral, der Erfolg heiligt das Verbrechen, und der Purpurmantel bedeckt alle Frevel und Gräuel.

3) Die Menſchen ſind dem Eroberer nur Mittel zum Zweck; wer ſie als Zweck ſelbſt beträchtet, der entſage dem hohen Herrſcher-Berufe, und werde ein Familienvater, oder ein Hirt.

Der erſte Satz iſt die eigentliche Wurzel des Giftbaumes, der aus der Hölle ſtammt, und ſeine verderblichen Äſte über die Erde verbreitet. Herrſchſucht war der ſüße Trank, worin wir ſelbſt uns berauſchten, als wir Gottes Szepter an uns zu reißen trachteten; und dieſes Schwarz der Finſterniß, worin wir gekleidet ſind, ſeitdem das Lichtgewand der Engel von unſern Schultern fiel: es iſt der Fluch unſers Stolzes, unſerer Empörung.

Wohlan! ſo laßt uns ihn zurückſchleu-

dern auf jenes gebrechliche Geschlecht. So laßt uns den Höllensaamen in des Menschen Brust ausäen. Es müßte ein ungeschickter Teufel seyn, dem er nicht hundertfältige Früchte trüge.

Denn von der Ruhmbegierde, welche den Menschen zu einem Halbgotte macht, zu der Herrschwuth, welche ihn in einen Teufel verwandelt, ist der Übergang kürzer, als der von Gedanken zu Gedanken, und der Ehrgeiz, welcher Tyrannen stürzt und Ketten zerbricht, ist fast immer derselbe, welcher neue Tyrannen hervorgehen läßt, und neue Ketten schmiedet.

In der That! so oft ich einen Knaben erblicke, in dessen Brust ein Funken jenes göttlichen Ehrgeizes glimmt, welcher zu poetischen Chimären von Heldengröße und Unsterblichkeit begeistert, muß ich recht im Innersten meiner Seele lachen, denn ich sehe schon im Voraus ein Werkzeug der Hölle in ihm, und ruhe nicht eher, als bis

ich dieſen Funken zur lichten Flamme angeblaſen habe. Die Taktik, welche ich gegen ihn gebrauche, iſt untrüglich, und ich empfehle ſie jedem Teufel zur Nachahmung.

Ich beſchleiche ihn in ſeinen göttlichen Träumen, nähere mich ihm in Engelsgeſtalt, liſple und hauche ihm ſchmeichelnde Ahnungen ſeines Herrſcherberufs, ſtolze Bilder der Göttergröße in die offne empfängliche Seele; ich ſtecke mich hinter ſeine Lehrer und Erzieher, daß ſie ſeine Ruhmſucht durch glänzende Vorbilder der Geſchichte entflammen, Dichter und Künſtler müſſen ihm die Großthaten kühner Eroberer mit ſchönen blendenden Farben ausmalen, und ſein hochklopfendes Herz mit jenem Thatendurſt entzünden, der ihn zur Nachtzeit von ſeinem Lager aufpeitſcht, ihn ruhelos unter den Marmorbildern der Heroen umherwandeln, und ſchwindelnde Entwürfe nähren läßt; das geſchäftige Volk der Schmeichler rüſte ich mit den Waffen des Teufes

gegen ihn aus, daß ſie ihm ſeine Größe im Spiegel der Zukunft vorgaukeln, und ſeiner Eigenliebe das ſüße Gift beybringen, das ich für ihn bereitet habe.

Die Höfe, als die wahren Pflanzſchulen moraliſcher Giftmiſcher, biethen mir ſolche dienſtfertigen Handreicher in Überfluß dar. Dieſe müſſen ihm die lockendſten Bilder irdiſcher Herrlichkeit in einem bezaubernden Panorama vorführen, ihn ſelbſt aber ſeinen berauſchten Sinnen darſtellen, angethan mit dem Purper der Erdengötter, umfloſſen von dem Glanze der Majeſtät; die Völker der Erde liegen im Staube vor ihm nieder, Aller Herzen erzittern vor ſeinem Antlitz, Aller Augen harren ſeines Winkes, Aller Arme bewaffnen ſich für ihn; Alles was die Erde Schönes und Auserleſenes hervorbringt, ſteht Ihm zu Gebote, Sein iſt die Welt mit ihren Schätzen und Herlichkeiten. —

Ha! wenn er ein Gott wäre, Brüder!

ich stürze ihn von seinem Himmel herab, solchen Lockungen widersteht er nicht.

Das ist die Klippe, woran die größten und besten scheitern, und sobald es uns gelang, der Herrschsucht in eines Menschen Seele Eingang zu verschaffen, dann haben wir gewonnen Spiel, dann ist er Unser auf immer, dann hängen wir uns an seine Fersen, und reißen den Halbgott unwiderstehlich von Verbrechen zu Verbrechen in den in Abgrund herab.

Nehmt diese Andeutungen als die Grundlinien einer geheimen Instruktion zur Despotenerziehung an, welche ich euch einst in extenso mittheilen werde. Nach dieser Instruktion wurden Alexander der Große, Attila, Dschengiskan, Tamerlan, Nero, Cromwell, Ludwig der 14te und alle diejenigen erzogen, deren Gedächtniß die Geschichte, als blutiger Geißeln der Völker, aufbewahrt, und auf diesem Wege erzog ich den Napoleon.

Der zweyte Grundsatz der hölliſchen Taktik gebietet uns, das angebohrne Gefühl der Wahrheit und des Rechts in des Menſchen Seele zu erdroſſeln.

Tretet daher auf, ihr Prieſter machiavelliſtiſcher Weisheit, und blendet ſeine Vernunft durch die Irrlichter jeſuitiſcher Politik. Beweiſet ihm, daß der Zweck die Mittel heilige, daß Moral und Geſetz nur eine conventionelle Schranke für diejenigen ſind, welche die Natur zum Gehorchen beſtimmt, und zu willenloſen Werkzeugen der Stärkeren geſtempelt habe, daß der Gewaltige dieſe Schranke durchbreche, gleich dem Bergſtrohme, welcher die ſchwachen Grenzmarken des menſchlichen Beſitzthums niederreiſſend, nur dem mächtigen Naturgeſetze folgt, das ihn unaufhaltſam über Thäler, Felder, Gärten und Häuſer forttreibt.

Belehret ihn, daß der Genius ſich ſelbſt die Richtſchnur ſeines Handelns vorzeichne, daß das Recht allein in der Macht beruhe,

und daß die Schwäche, welche an den Hindernissen scheitre, das einzige Verbrechen sey. Überredet ihn, daß der Vortheil allein die Grundlage der höheren Klugheit sey, daß die Staatskunst keine Heiligkeit der Verträge anerkennne, daß der Eid selbst nur eine Falle der Leichtgläubigkeit, und das Gewissen, welches vor Verbrechen zurückschaudre, nur ein krankhafter Seelenzustand sey, der die Thatkrost des Geistes lähme, und dem großen Manne so fremd sey, wie Nervenschwäche und Unverdaulichkeit dem Gesunden.

Habt ihr ihn so weit, dann endlich predigt ihm den dritten Grundsatz der Eroberungskunst. Überzeugt ihn, daß die Menschen nichts weiter als Zahlen in der Rechnung eines Herrschers sind, todte Zeichen, die er nach Willkühr an einander reihet oder weglöscht, um sein großes Fazit herauszubringen, Steine oder Werkstücke, womit er das Riesengebäude seines Ehrgeizes aufführt,

und die er zuſammenfügt oder zerſtückelt, je nachdem ſie zu ſeinem Zwecke taugen oder nicht. Laßt ihm die Welt als ein mechaniſches Theater erſcheinen, über welchem Er allein als bewegender und belebender Geiſt ſchwebe. — Und ich frage euch: was ſind ſie denn eigentlich, dieſe Ebenbilder Gottes, als mechaniſche Figuren in den Händen ihrer Despoten? Woran erkennt man denn die göttliche Abkunft, wovon ihre Dichter ſo ſchöne Mährchen ſingen, wenn man ſieht, wie ſie ewig nur der Peitſche ihrer Treiber gehorchen?

O wie ekelt mir vor dieſem Gekreiſch von Freyheit und Menſchenwürde! Zur Knechtſchaft iſt dieſes Geſchlecht verdammt, der Stempel der Verworfenheit iſt auf ſeine Stirn gedrückt, und ſo tief iſt es in Schmach verſunken, daß alle Verſuche, ſich daraus hervor zu arbeiten, nur auf eine luſtige Comödie für uns Teufel hinauslaufen.

Freyheit! Menſchenrechte! Humanität! Aufklärung! und wie ſie alle heißen, die ſchönen Worte, die ſie ewig im Munde führen: was ſind ſie anders, als ein hohles Schellengeklingel, womit die Prieſter der Narrheit ihre große Gemeinde zuſammenläuten, worüber die Eſel ein Halleluja anſtimmen, und wobey ein vernünftiger Teufel vor Langerweile gähnen muß. Sind ſie ſeit Jahrtauſenden um einen Gran beſſer geworden? — Nein! — Weiſer? Nein! — Freyer? Nein! —

Thörigtes, verkehrtes, bösartiges, und doch ſo eingebildetes und pralendes Geſchlecht! — Genug davon! ich ſpüre epileptiſche Zuckungen, wenn ich auf dieſes Thema komme, und möchte vor Wuth berſten, daß mir der Donner Gottes und die Herrſchaft über die Elemente mangelt, um dieſe Menſchenbrut mit Einem Schlage zu vernichten. —

Wohlan denn! ſo laßt uns ſtufenweiſe und ſyſtematiſch vollbringen, was ſich nicht im Nu bewerkſtelligen läßt.

Die Grundregel der Eroberungskunſt heißt: An das Höchſte mußt du das Höchſte ſetzen! Um Alles zu gewinnen, mußt mußt du Alles wagen.

Nur dem lächelt das Glück, der ſchnell und ohne Zagen das wirkſamſte Mittel ergreift, und mit kecker Hand ſelbſt das Heiligſte antaſtet, ſobald es ſeinen Zweck befördert, oder ſeinem Ziele im Wege liegt.

Wer unſchlüſſig zögert, ob er zugreifen ſolle, wer zwiſchen dem Ob, Wie und Aber hin und herſchwankt, wer erſt lange überlegt, wie er ſich mit der Gerechtigkeit, mit der Moral, mit dem Gewiſſen, mit dem Urtheile der Menſchen und ähnlichen Alfanzereyen abfinden ſolle, in deſſen Unternehmungen miſcht ſich jene Unſicherheit, welche von je her die Mutter des Mißge-

ſchicks war. — Der Unentſchloſſene hat ſein Spiel ſchon halb verlohren, bevor er es begonnen. Das Glück iſt eine Metze, die ſich demjenigen am liebſten Preis giebt, der ihr mit frecher Stirn entgegentritt, dem ſchüchternen Anbeter aber, der von ferne ſtehen bleibt, mit Spott den Rücken zukehrt.

Gerecht iſt Alles, was zur Macht führt. Denn wer die Macht in Händen hat, vermag dem ſchreyendſten Unrechte den Stempel der Gerechtigkeit aufzudrücken, das Gewiſſen verletzt ihn ſo wenig wie ein Mückenſtich den Gepanzerten; und das Urtheil der Welt? — wie ſollte es Ihn kümmern, der von ſeinem Standtpunkte aus die Menſchen nur als ein Gewürm betrachtet, das ſich zu ſeinen Füßen krümmt?

Der kürzeſte und ſicherſte Weg zur Eroberung iſt der Krieg. Von ihm geht alle Macht aus. Unter den eiſernen Fußtritten des Schlachtengottes verſinkt die letzte ohn-

mächtige Schutzwehr der Schwachen, das Geſetz; der rauhe unabwendbare Wille des Feldherrn gebiethet ſultaniſch, und das Schrecken geht vor ſeinen Adlern her.

Die Kriegskunſt iſt daher die vornehmſte. Sie ſey des Eroberers Steckenpferd; alle Kräfte ſeiner Seele müſſen dem Waffenruhme gewidmet ſeyn. Aus dem Feldherrnſtabe entſprießt das Szepter, und der erſte Spruch im Katechismus des Eroberers heißt:

Le premier qui fut Roi
Etoit heureux Soldat.

Hieraus folgt, daß Menſchenverachtung unerläßliche Eigenſchaft des Eroberers iſt.

Das Leben einiger hunderttauſende muß nicht ſchwerer als ein Sandkorn auf ſeiner Waage wiegen. Soldaten, oder Palliſaden und Schanzpfähle, das muß ihm Eins gelten, wenn es darauf ankommt, einen Sieg zu erkämpfen; und über ein leichenbeſäetes

Schlachtfeld muß er mit derſelben Seelenruhe wie über ein abgemähetes Ährenfeld hinwegreiten können. Das iſt die wahre Faſſung eines Eroberers, und wer bey dem Gewinſel der Verwundeten etwas anderes empfindet, als pah! les crapauds! der bleibe lieber daheim, und hüte Schaafe.

Aber um die Menſchen zu willigen Schlachtopfern ſeines Ehrgeizes zu machen, iſt es nothwendig, daß er ſie gleich Marionetten an den geheimen Fäden ihrer Leidenſchaften und Begierden zu locken wiſſe.

Drey der ſtärkſten menſchlichen Leidenſchaften ſind Ehrgeiz, Habſucht und der Trieb der Ungebundenheit.

Der Menſch iſt eine ehrgeizige Beſtie. Die Sucht, ſich über Seinesgleichen zu erheben, iſt tief in ſeiner Natur gegründet. Für eine Auszeichnung, die ihn eine Stufe höher ſtellt, als Andre, für ein Abzeichen das er dem großen Haufen zur Schau tragen darf, für ein rothes Bändchen im

Knopfloch, für ein erbärmliches Flitterchen, das an ſeiner Bruſt prangt, iſt er im Stande, ſeinen Bruder todtzuſchlagen, und indem er nach dem Schein der Ehre haſcht, Dinge zu begehen, die mit der wahren Ehre im ſchreyendſten Widerſpruch ſtehen.

Dieſem Götzen ſchmeichle der Eroberer! er ſtifte einen Orden der Ehrenlegion, regne Bänder, Kreuze und Großkreuze auf diejenigen herab, deren blinder Knechtseifer ſie zu tauglichen Werkzeugen ſeiner Eroberungsſucht macht; er überſchwemme die Erde mit ſeinen neuen Rittern, Marſchällen, Herzogen und Fürſten, und er wird einen Wetteifer der Ehrſucht, einen dienſtfertigen Rauf- und Würgeifer hervorbringen, der dieſe Ritterſchaft in eine Koppel Hetzhunde verwandelt, die, auf ſeinen Wink lauſchend, über Lämmer wie über Wölfe herzufallen bereit ſind, ohne auf die Stimme des Rechts und des Mitleids zu hören.

Denſelben hündiſchen Fanatismus ver-

mag er einem ganzen Volke ins Blut zu treiben, wenn er durch den Namen der großen Nation ſeinen Ehrgeiz anfeuert, und es nach dem Beyſpiele des Moſes zu dem auserwählten Volke Gottes und zum Herrſcher über alle anderen Völker ſtempelt.

Noch ſtärker iſt der Sporn der Habſucht. Ein moderner Spartakus, der darauf ausgeht, alles Sklavengeſindel der Erde durch die Lockſpeiſe der Raubſucht unter ſein Panier zu ſammeln, kann in kurzer Zeit einen Räuberſtaat gründen, der vom Tajo bis zum Obj. und von der Themſe bis zum Ganges reicht.

Die Erfahrung lehrt, daß eine kleine, ſchlechtdiſciplinirte Räuberbande von 50 bis 200 Mitgliedern der Sicherheit der Perſonen und ihres Eigenthums, der geſellſchaftlichen Ordnung eines ganzen Provinz, bald ſo verderblich werden kann, daß alle Hülfsmittel der innern Schutzmacht gegen ſie

aufgebothen werden müssen. Nun denkt euch eine wohldisciplinirte und organisirte Räuberbande von 5 oder 600,000 verwegenen mordgeübten Knechten, die, von einem neuen Dschengiskan geführt, sich über das Besitzthum friedliebender Völker herstürzet.

Ihr gebt mir zu, daß die halbe Welt ohne den mindesten Verzug aufgebothen werden muß, um sich dem Andrange eines solchen verderbenschwangeren Strohmes entgegenzustemmen, und daß da mit Manifesten und Proklamationen, mit neuen Camaschen-Uniformen-, Knopf- und Zopfreglements, noch nichts geschehen ist

Für den Eroberer giebt es daher keine empfehlenswerthere Taktik, als, die Habsucht der Menschen durch die Hoffnung auf Beute und Plünderung anzuspornen. Hat er sich erst als den Messias alles Raubgesindels proklamirt, dann ziehet ihm ein Heer zu Gebote, das den Heuschrecken der Wüste gleicht, welche den Himmel verdüstern. —

Ein großer, wahrhaft göttlicher — oder um der Hölle nichts zu vergeben — ein wahrhaft teufliſcher Einfall war es, das Rauben und Erpreſſen in ein Syſtem zu bringen, und ich weiß mir was damit zu gut, daß Ich es bin, der die erſte Idee zu dem ſogenannten Requiſitions- und Einquartirungsſyſtem in dem Gehirn eines ſinnreichen Jakobiners entſtehen ließ.

Das erſtere macht jeden Befehlshaber einer Soldatenrotte zu einer Art von Paſcha oder Dey in der eroberten Provinz oder Stadt, das letztre jeden Kriegsknecht zum unumſchränkten Machthaber in dem eroberten Hauſe. Geld, Gut, Weib, Knecht, Magd, Vieh und Alles was darin iſt, ſteht dem unerſättlichen Gaſtfreunde zu Gebote, der wie ein Vampyr vom Blut und Mark ſeines neuen Knechtes ſchwelgt. —

Aber was dieſes Einquartirungsweſen zu einem rechten Triumph des hölliſchen

Witzes macht: es ist das Grab der ehelichen Tugenden, des häuslichen Glücks, der guten Zucht und Sitte; denn wie ein fressender Wurm dringt der begierige Plagegeist in das innerste Heiligthum des Familienlebens ein, und zernagt die schönsten Bande, welche Menschen an Menschen ketten. Auch der Trieb der Ungebundenheit, des wilden gesetzlosen Zustandes und der Arbeitsscheue ist ein starkes Reizmittel, wodurch der Eroberer seine Knechte in nomadische Raubhorden zu verwandeln vermag. Wer Einmal an diesem Zustand gewöhnt ist, dem wird er zur andern Natur, und das einfache Geleise des bürgerlichen Friedens, welches ihn zu häuslichen Sorgen und Anstrengungen verdammt, ist ihm ein Gräuel.

Es giebt jedoch eine große Anzahl Menschen, die weder von Habsucht noch von Ehrgeiz und Unruhe getrieben werden, die es vielmehr vorziehen, daheim zu bleiben, und in harmlosem Frieden ihr Feld und

Haus zu beſtellen, ihren Heerd zu hüten, und ihre Kinder zu wiegen. Der wirkſamſte Sporn iſt hier der, wodurch man das Lamm zur Schlachtbank treibt, — die Gewalt. —

Furcht vor Schmerz und augenblicklichem Tode ſind unwiderſtehliche Treiber.

Der Stock und die Degenklinge ſind die überzeugendſten Argumente, und ein Bajonnet, nach dem Herzen gezielt, oder die Mündung eines Kartätſchenſchwangeren Feuerſchlundes offenbaren eine ſolche Beredſamkeit, daß die kunſtreichſte Philippika oder Ciceronianiſche Rede vor ihr verſtummt. —

Der Eroberer muß daher nicht allein eine Koppel Häſcher, oder Gensd'armen zur Hand haben, durch die er ſeine Heerde zuſammenhetzt und ins Feld treibt, ſondern er muß auch darauf vorbereitet ſeyn, ihrer Widerſpenſtigkeit jenes wohlorganiſirte Schreckenſyſtem entgegen zu ſetzen, durch welches man ganze Volksmaſſen im Zaume

zu halten vermag. Nur ſo wird es ihm gelingen, ſein Conſkriptionsſyſtem durchzuſetzen, vermöge deſſen er ſeine Unterthanen wie einen Forſt ſyſtematiſch in Schläge und Schonungen abtheilt, um ſeinen jedesmaligen Menſchenbedarf daraus zu entnehmen. Hin und wieder erhebt ſich vielleicht ein Geſchrey über Despotismus und empörende Grauſamkeit. Dagegen giebt's Ketten, Galeeren und Fuſilladen. Eine bleyerne Pille wirkt ſpezifiſch, und ſtopft dem ärgſten Beller das Maul, wenn er auch ein Stentor oder Therſites wäre. „Todte Hunde beißen nicht," das iſt überhaupt ein Wahlſpruch, der dem Eroberer nicht genug eingeprägt werden kann. Mit den Köpfen rottet man die Zungen aus. Die ſchnellfertige Henkersjuſtiz der ſogenannten Militairkommiſſionen muß die große Heerſtraße zur Unterwelt ſtets mit neuen Schlachtopfern beſäen. Das Schrecken iſt ein Vater des Gehorſams, und ſobald es zu wir-

ken aufhört, tritt der Stumpfſinn der Gleichgültigkeit an ſeine Stelle. Die Menſchen finden ſich endlich in jede Gewohnheit, ſelbſt in die, ihre Köpfe dem Schlachtbeil hinzuhalten, und Fuſilladen und Metzeleyen werden ihnen zuletzt ein ſo gleichgültiges Schauſpiel, wie ein Scheiben- oder Vogelſchießen. — Mit Einem Worte: oderint dum metuant! iſt das Motto, welches jeder Despot, dem Wir ꝛc. von Gottes Gnaden voranſetzen ſollte.

Doch mit der offnen Gewalt iſt noch nicht alles gethan, auch die heimliche muß der Eroberer nicht ſcheuen, wenn ſie zum Ziele führt.

Es iſt ſehr häufig der Fall, daß die Anſprüche eines rechtmäßigen Thronerben ſeinen herrſchſüchtigen Entwürfen im Wege ſtehen es pflegt ſich zuzutragen, daß die Ausführung derſelben an der Felſenkraft eines mächtigen Nebenbuhlers oder an dem Muth eines Freiheit-Schwärmers zu ſchei-

tern droht. In ſolchen Fällen iſt offne Gewalt ſelten anwendbar, theils, weil man ihr Behutſamkeit entgegenſetzt, theils weil ſie alle Leidenſchaften der Rache und des politiſchen und religiöſen Fanatismus gegen ihren Urheber bewaffnen könnte. Der Eroberer darf ſich ihrer alſo nur unter der einzigen Vorausſetzung bedienen, daß er ſich verſprechen kann, den beſorglichen Aufruhr durch Übermacht im Keime zu erſticken, und durch die Hinrichtung des Prätendenten oder Nebenbuhlers allen übrigen ein ſchreckendes Beyſpiel zu geben.

Da eine ſolche Radikalkur oder grande mesure jedoch leicht zum Verderben ausſchlagen könnte, ſo iſt dabey die höchſte Vorſicht vonnöthen, und man geht ſicherer, wenn man in ſolchen Fällen lieber zur heimlichen Gewalt, auf deutſch zum Meuchelmorde, ſeine Zuflucht nimmt.

Ein Dolchſtich, durch einen dienſtfertigen Bravo unter Umſtänden beygebracht, wel-

che den Ermordeten als das Opfer eines Volkstumultes darſtellen, ein nicht zu ſchnell wirkendes Succeſſionspülverchen, von den Händen eines kunſterfahrnen Giftmiſchers eingerührt, ein Strick, im Gefängniß applizirt, und ein gerichtliches Protokoll, über den Thatbeſtand aufgenommen, wodurch der Erdroſſelte des Selbſtmordes verdächtig gemacht wird: alles das ſind heimliche aber ſichre Wege zum Ziele. — Nieder mit den Gewiſſensſkrupeln! Wer Einmal die Leiter des Verbrechens erſtiegen hat, der wäre ja ein Thor, wenn er auf halbem Wege ſtehen bliebe, oder gar vor der letzten Sproſſe zurückbebte.

Kühn hinan! Denn wenn Du auf dieſer Leiter wankſt oder zurückſteigſt, dann wird ſie dir leicht zur Galgenleiter; nur wenn du beherzt den letzten Schritt überwindeſt, wird ſie dir zur Himmelsleiter, und der Genius der Unſterblichkeit reicht dir droben die Stralenkrone.

Die zweyte Hauptſtraße zur Eroberung iſt die Argliſt. Sie muß der der Gewalt ſtets zur Seite gehen. Gewalt ohne Liſt gleicht einem geblendeten Polyphem, der um ſich wüthet, ohne zu treffen.

Dies führt uns auf jene Taktik der Lüge, Cabale, Heucheley, Spionerey, Aufhetzerey und Verrätherey, welche einen weſentlichen Beſtandtheil der Eroberungskunſt ausmacht.

Nicht allen Menſchen kann der Eroberer mit Häſchern und Militairkommiſſionen, mit Banditen und Giftmiſchern beykommen. Viele Millionen ſtehen außer dem Bereich ſeiner Feuerſchlünde, Bajonnette und Dolche, wiſſen der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, und haben den Eigenſinn, ihre ſogenannte Freyheit und Unabhängigkeit gegen Despotenwuth behaupten, und mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen. Ja die halbe Welt erhebt und bewaffnet ſich

endlich gegen den nimmersatten Eroberer, der kein Ziel und Maaß kennt. Da entstehen denn Fürsten- und Völkerbündnisse, welche seinen riesenmäßigen Entwürfen Verderben drohen.

Der erste Grundsatz der höllischen Lügenkunst oder Diplomatik heißt daher: divide et impera! zu deutsch: entzweye deine Gegner, und du wirst sie beherrschen! säe den Saamen der Zwietracht unter ihnen aus! errege Mißtrauen, indem du sie z. B. durch falsche Eröffnungen von geheimen Verträgen über Ländereintretungen täuschest, womit der eine die Integrität des andern bedrohe; mache die schwächeren um ihre Existenz besorgt, indem du ihnen die anwachsende Macht der stärkeren, und ihre weit aussehenden Plane als ein schreckendes Riesengespenst im Spiegel der Zukunft vorgaukelst; heuchle Freundschaft, Wohlwollen, friedliche Gesinnungen und gutes nachbarliches Vernehmen, sprich von natürlicher

Bundesgenoſſenſchaft, von Wiederherſtellung des politiſchen Gleichgewichts; kette ſie durch Familienbündniſſe an dein Intereſſe; beſtich die Miniſter und Rathgeber der Fürſten durch Geſchenke und glänzende Verſprechungen; beſtich die Fürſten ſelbſt durch verführeriſche Ausſichten auf Länderzuwachs und politiſche Macht, oder kirre ſie durch Schmeicheley und Liebesintriguen. Die Weiber ſind nothwendige Räder in dem Maſchinenwerk eines Eroberers, und das Spiel zweyer ſchönen Augen, und der Druck einer warmen elaſtiſchen Hand entſchied oft ſchon über den Ausgang einer großen Unternehmung, über das Schickſal der Völker.

Mit Einem Worte: laß keinen Kunſtgriff der diplomatiſchen Gaukeley unverſucht, das reine Antlitz der Wahrheit in den blauen Dunſt der Lüge einzuhüllen, und du wirſt deine heftigſten Gegner gewinnen, oder doch wankend machen, ſchwächen und entwaffnen.

Zugleich ſey darauf bedacht, die Völker gegen ihre Fürſten aufzuwiegeln.

Jeder Staat birgt Gährungsſtoff in ſeinem Schooße. Dies iſt ein Funken, welchen ein geſchickt angelegter Blaſebalg gar leicht zur hellen Flamme anzufachen vermag.

Sende daher deine Freiheitsapoſtel in allerley Geſtalten unter ſolche Völker aus, deren politiſcher Fanatismus ſie zur Empörung geneigt macht. Sie werden ein offenes Gehör finden, ſobald ſie den Mißvergnügten ein Liedchen von Abſchüttelung des ſchimpflichen Jochs, von Freyſtaat, Volksrepräſentation, oder Wiederherſtellung der alten Verfaſſung vorſingen. Die Menſchen ſind nun einmal ſolche leichtgläubige und widerſinnige Creaturen. Uns ſelbſt, wenn wir auch mit Hörnern und Pferdefüßen erſchienen, werfen ſie ſich in die Arme, ſobald wir ihnen die Seligkeit verſprechen, oder ihren Lieblingswünſchen ſchmeicheln.

Jetzt zumal, wo der Zeitgeist eine Masse freymüthiger Ideen in Umlauf gebracht hat, die den Gemüthern eine kühne emporstrebende Richtung geben, ist die rechte Erndtezeit für einen neuen Propheten, der mit dem Evangelium der Freyheit in der einen, und dem Scharfrichterschwerdte der Tyranney in der andern Hand die Völker zum Schaffot führen will. — Er proklamire die schönen Sentenzen eines Rousseau und Montesquieu; er wage es auszusprechen, daß alle Gewalt vom Volke ausgehe, daß die Fürsten nur die ersten Diener desselben sind; er spreche von Volksmajestät und unveräußerlichen Menschenrechten, von Vernichtung des zeitwidrigen Feudalgeistes, der die Länder zu Domainen, die freygebohrnen Staatsbürger zu Unterthanen, Frohnknechten und Inventarienstücken der Herrscher und ihrer Vasallen herabwürdige. Durch solche herrliche Phrasen, die er selbst in innerster Seele belacht, wird er sich dem

ſtaunenden Pöbel als einen Welthenland darſtellen, der den Völkern ihre urſprüngliche Freiheit in Begleitung des goldenen Zeitalters zurückzuführen bezwecke, und weit entfernt, die Schlinge und das Beil zu bemerken, die er unter ſeinem Prophetengewande birgt, werden Schaaren verblendeter Thoren ſeinem Freyheitspaniere entgegenſtrömen. — Auch den Aberglauben muß er zu ſeinen Zwecken benutzen. Die Menſchen glauben gern an das Überſinnliche, und ihre geſchäftige Phantaſie läßt ſie überall Wunder ſehen, wo keine ſind.

Beſonders ſind ſie ſtets bereit, den Finger der göttlichen Vorſicht in allen unglücklichen Ereigniſſen zu erblicken, die über ihren Horizont gehen, wiewohl meiſtentheils nichts darin zu erblicken iſt, als der Finger menſchlicher Dummheit und Kurzſichtigkeit. Man unterlaſſe daher nicht, ſolche Ereigniſſe als Schickungen und Strafgerichte Gottes auszuposaunen, welche über dieſes oder jenes

Reich, über dieſes oder jenes Fürſtenhaus verhängt ſeyen.

Man rufe ſich als den Statthalter der Nemeſis aus, welcher herabgeſendet ſey, um über die Fürſten und ihre Unthaten zu richten, und man wird Gläubige in Menge finden.

Zwar ſind alle vernünftige Leute überzeugt, daß es keine andre Nemeſis giebt, als die, welche die Menſchen blind macht, und daß das Schickſal faſt immer nur die Dummheit, die Halbheit und Inconſequenz, ſelten aber die Schlechtheit beſtraft, wenn ſie mit Klugheit und Feſtigkeit gepaart iſt: aber die meiſten Menſchen ſind ſo thörigte Geſchöpfe, daß ſie unaufhörlich das Schickſal anklagen, ohne zu bedenken, daß das eigentliche Schickſal, welches ſie anklagen ſollten, ihre Schwachheit und Thorheit iſt.

Einer der hauptſächlichſten Gegenſtände der Eroberungkunſt iſt die Auskundſchaf-

tung der Gesinnungen und geheimen Absichten, sowohl der Unterthanen als der Feinde.

Ein wohlorganisirtes Spionirsystem ist die Hauptsäule aller despotischen Staaten. Dies zu beweisen wäre Wortverschwendung; jeder vernünftige Teufel wird von dieser großen Wahrheit durchdrungen seyn. Cabinetsintriguen, militairischen Operationen, Complotten und gefährlichen Anschlägen innerer und äußerer Feinde kommt man dadurch allein auf die Spur, alle Schwächen des Gegners, alle Irrgänge und Schlangenwindungen der politischen Taschenspielerkunst, erspähet man nur auf den Schleichwegen der Spionerey, und mancher Staat hat sein Verderben vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß er keine Spürhunde besoldete, während seine geheimsten Operationen von denen des Feindes belauscht wurden.

Die Spürhunde zerfallen in Spürhunde höhern und niedern Ranges.

Die ersteren müssen im Stande seyn, sich durch eine vorzügliche Virtuosität in den schönen Künsten, verbunden mit äußern Vorzügen, feinen Sitten und Gewandheit des Verstandes, in die Herzen der Großen, und so in ihr Vertrauen einzuschleichen, welches namentlich den Weibern nicht leicht mißglücken kann, wenn sie sich darauf verstehen, mit ihren Reizen ein solides Nebengeschäft zu treiben. — Mir ist ex praxi mehr als Ein Fall bekannt, daß ein pas de deux einer reizenden Terpsichore, welchen sie auf dem Hoftheater, und nachher im geheimen Gemach des Fürsten oder Ministers exekutirte, zu einem faux pas Anlaß gab, der eine totale Staatsverrenkung zur Folge hatte.

Zu den Volksspürhunden, das heißt zu solchen, welche die Stimmung der feindlichen Unterthanen belauschen, sind schon Personen von geringerer Geschicklichkeit brauchbar, sobald sie nur in unverdächtigen Mas-

ken auftreten, zum Beyspiel: als Gaukler, Seiltänzer, Bauchredner, Marionettenspieler ꝛc.

Zu den Armeespürhunden empfehlen sich alle Galgenstricke, welche um klingenden Lohn jederzeit den Hals zu wagen bereit sind, besonders von jener Nation, welche um ein Paar Silberlinge Gott selbst zu verrathen vermögte. Empfehlenswerth ist die Taktik solcher Personen, welche sich als Überläufer geberden, ihre Dienste anbiethen, und, indem sie die Verfolgten und Zurückgesetzten spielen, tüchtig auf den Despoten schimpfen, in dessen Solde sie stehen, und dadurch Vertrauen und Wohlwollen einflößen.

Was die Belauschung eigner Unterthanen betrift, so gehört diese in das Feld der geheimen Polizey, welche in despotischen Staaten gegen das Gift der Freymüthigkeit ein eben so heilsames Gegengift ist, wie das Queckſilber gegen ein anderes Gift.

Das wären so ungefähr die Hauptgrundsätze der Eroberungskunst, und wer sie stets vor Augen hat, der kann des Zieles nicht leicht verfehlen.

Es fügt sich jedoch zuweilen, daß die größten Unternehmungen an Ereignissen scheitern, welche außer den Grenzen menschlicher Berechnung liegen, und welche daher der blödsinnige Haufe Zufälle, oder, wie ich schon oben erwähnt habe, göttliche Schickungen nennt.

Dergleichen Zufälle mischen sich in alle menschliche Dinge, und besonders ist es der Krieg, dieses verworrene Gewebe zerstörender Kräfte, durch welches der Zufall, als ein unsichtbarer Faden, hin und her läuft. Da geschieht es denn leicht, daß der schönste Meisterwurf in einen Unfall ausartet, der das ganze Gebäude der Eroberung zu stürzen droht.

In einem solchen kritischen Falle gilt es zu laviren, und sich durch eine schlaue

Taktik aus der Klemme zu retten. Gesetzt also, daß dem Eroberer nur die Wahl zwischen Vernichtung und Unterwerfung bliebe, dann rücke er mit allen Waffen des Truges gegen den sieggerauschten Feind aus, heuchle Frieden und Unterwerfung, und nachdem er sich der Treue seiner Diener versichert hat, verpflichte er sich zur Entsagung und zu einem Exil, welches ihm Leben und Freyheit sichert.

Er entlasse die Diener zum Schein ihres ihm geleisteten Eides, und überantworte sie dem neuen Herrn. Durch den Heuchelschein der Reue und Ergebenheit wird es ihnen bald glücken, den Gutmüthigen zu täuschen, und sich in sein Vertrauen einzuschleichen.

So umspinne er den arglosen Gegner mit einem Netz des Verraths, und beherrsche das Reich von seinem Exil aus durch die verborgenen Fäden der Arglist, bis sich endlich ein günstiger Zeitpunkt darbietet,

dem Schlupfwinkel zu entwischen, den unvorbereiteten Feind, wie ein schleichender Dieb zur Nachtzeit, zu überfallen, und im Einverständniß mit den meineidigen Dienern das verabredete Höllencomplott in Ausführung zu bringen.

Wohl ihm, wenn es ihm glückt, das leichtgläubige Volk durch eine neue Gaukeley von republikanischer Wiedergeburt zu täuschen. — Wehe seinen Gegnern, wenn sie sich durch seine neuen Spiegelfechtereyen irre machen, oder einschläfern lassen. Ihr errathet, wohin ich ziele. — Ex ungue Napoleonem! —

Viktoria Brüder! die Hölle hat abermals gesiegt, und aus dem Hintergrunde der Zukunft lacht uns eine unabsehbare Fernschau von Verwüstung, Blutvergießen und Gräueln aller Art entgegen. —

Napoleon ist unser Mann; er ist der Mann dieses Jahrhunderts der Ruchlosigkeit und der moralischen Fäulniß. Seines

gleichen ſahe die Erde nie, und Jahrtauſende nach ihm wird die ermattete Zeit von ihren Geburtswehen ausruhen.

Noch liegen die Looſe in der finſtern Urne des Verhängniſſes verſchloſſen; noch iſt es unentſchieden, ob Wahrheit oder Lüge, Recht oder Unrecht, Ordnung oder Chaos, Himmel oder Hölle die Oberhand behalten werden. — —

Die Hölle wird die Oberhand behalten, (ſo prophezeyhet nemlich der Teufel) Napoleon wird unſer Reich auf jenem Planeten gründen, und die Menſchheit in das alte Chaos zurückſchleudern.

Triumph. Brüder! ſchon ſehe ich die blutende unter dem Beile des Würgers darniedergeſtreckt. Ich ſehe die Völker der Erde mit Tigerwuth einander zerfleiſchen, alle Furien der Leidenſchaft und des Fanatismus loßgelaſſen, alle Bande der geſellſchaftlichen Ordnung zerriſſen, und die ehernen Tafeln des Geſetzes zerbrochen; das Unrecht

wird zur neuen Weltordnung, Betrug und Meineid, Raub, Plünderung, Todschlag, Meuchelmord, Bruder- und Vatermord sind an der Tagesordnung.

Das Verbrechen erhebt sein Riesenhaupt über die Wolken, und mit eiserner Stirn schreitet die Schande, Arm in Arm mit dem Laster, über die zertretene Tugend hinweg. Aber hohnlachend schaut der Würgengel von seinem Leichenthrone rings auf das große Verderben herab, und sein eiskalter Blick sagt: Ich bin gesättigt! —

V.

Leben, Thaten, Denksprüche, und höchst merkwürdige Schicksale eines Papagoyen.

In den Palmwäldern Egyptens lebte Pipu, der Held dieser Geschichte, so behaglich und selig wie ein Sultan in seinem Serail, oder wie ein moderner Glückspilz, der die überflüßige Zeit, welche ihm seine einträgliche Sinekurestelle gewährt, den Freuden des

Gaumens und der Begattung widmet. Alle Schönen seines Volkes priesen seine Artigkeit, sein einschmeichelndes Talent, seine muntre, gesprächige Laune, und die weibliche Papagoyenwelt war von seiner Schönheit entzückt. So bleiben ganze Garnituren von Mädchenherzen an dem Milchgesichte eines jungen Fähndriche, an seinen goldnen Schulterquasten, und an seiner silbernen Schärpe hängen, wie die Herzen der schönen Papagoyinnen an Pipus Blauschnabel, goldgrüner Halskrause, und purpurrothem Fittig.

Aber sein Unstern wollte, daß er sich eines Tages auf einem verliebten Streifzuge in den Schlingen eines Negern verwickelte. All sein Sträuben und Sperren war vergeblich, alle seine Wehklagen rührten den schwarzen Unhold nicht. Lachend steckte er ihn in den Sack, und trug ihn als gute Beute von dannen. —

Bald begegnete er einer Caravane, die von Cairo daherzog — Er wandte ſich an einen reichgekleideten Muſelmann, der auf einem ſtattlichen Dromedar ritt, und bot ihm den Vogel zum Kauf an.

„Kleider machen Leute.“ Dies Sprichwort bewährte ſich an unſerm Helden wie an manchem andern. Der Muſelmann, ein Kaufmann aus Alexandrien, wurde mit dem Neger Handelseins, und Pipu's Herr. Nach einem höchſt beſchwerlichen Zuge durch Wüſteneyen, faſt noch langweiliger als die große Sandbüchſe von Berlin, welche die Gründer der Haupt- und Reſidenzſtadt recht abſichtlich ausgeſucht zu haben ſcheinen, um dieſes große Dintenfaß mit allen ſeinen Dintenkleckſern darin anzulegen, mußte er ſich gefallen laſſen, über das rothe Meer nach Mokka in Arabien übergeſetzt zu werden. Hier wurde er zwar aus ſeiner bisherigen Gefangenſchaft befreyet, gerieth aber dafür in die noch ſchlimmere eines Ju-

den aus Damaskus, der dahin zurückzureiſen gedachte. Das geübte Auge des Juden entdeckte ſogleich, was an ihm ſey. Denn es iſt eine der vielen vortreffſichen Eigenſchaften dieſes Volks, daß es den Vogel im erſten Augenblick an ſeinen Federn erkennet, ſobald ſie in die Goldfarbe ſchillern. Er ſperrte ihn daher in einen eiſernen Käfig, und ſchleppte ihn mit nach Damaskus.—

Schon unterweges bemerkte er ausgezeichnete Anlagen, eine ausnehmende Gelehrigkeit und ein Sprachorgan an ihm, das ihn in Erſtaunen ſetzte. Sobald er nun in Damaskus angekommen war, nahm er ihn in die Schule.

Anfänglich zwar geberdete ſich Pipu wie etwa eines hinterpommerſchen Landjunkers Sohn ſich geberden mag, der, ſeiner guten deutſche Natur zuwider, franzöſiſch lernen ſoll, weil die gnädige Frau Mama ihn beſtimmt hat, ſein Glück als Page, Cammerherr, und vielleicht gar als Oberhofmarſchall

bey einem deutſchen Hofe zu machen. Aber die öftre Wiederholung der Lektion, und diejenige einfache und eindringliche Lehrmethode, welche auch die deutſche Zunge in unſern Zeiten zur Erlernung der fremden Sprachen ſo geſchickt gemacht hat, thaten dieſelbe Wirkung bey unſerm Pipu, dergeſtalt, daß er in Zeit von vierzehn Tagen alle ihm vorgeſagten Wörter deutlicher und zierlicher nachſprechen konnte, als ein berliniſches Fräulein die kandirten Zoten von Grecourt, die ihr von ihrer franzöſiſchen Gouvernante vorgeplappert werden.

Aber Gott weiß, wie wenig dem armen Pipu an allen dem gelegen war. Ach! es befiel ihn zuletzt ein ſo mächtiges Heimweh und eine ſo tiefe Schwermuth, daß er ſtundenlang den Kopf hängen ließ, zur Nachtzeit in ohnmächtiger Verzweiflung den Schnabel an den eiſernen Stäben ſeines Käfigs wetzte, und ſehnſuchtsvoller als ein

vierzehntägiger Ehemann an seine Befreyung dachte.

Das Glück wollte ihm wohl, zwar nicht, um ihn in den Schooß seines unvergeßlichen Papagoyenvolkes zurückzuführen, (denn zu größeren Schicksalen war er bestimmt) aber doch, um ihn aus den Krallen seines tyrannischen Zuchtmeisters zu befreyen.

Der Käfig war nemlich mit eisernen Klammern an die Wand befestigt. Nun traf es sich einst, daß sein Herr, um ihm Futter zu geben, die Thür des Käfigs öffnete. Diesen Augenblick nahm Pipu wahr, und schlüpfte aus seinem Gefängniß heraus. Der Jude, in der Absicht es zu hindern, schlug das Thürchen zu, klemmte jedoch unvorsichtigerweise seinen langen Spitzbart ein, welchen er durch die Öffnung hineingesteckt hatte. Die Gewalt, mit welcher die Thür zugeschlagen wurde, verursachte, daß das Schloß zuschnappte, der Schlüssel her-

aus und zu Boden fiel, und — mit Einem Worte: der Jude saß fest.

„Der Schelm ist gefangen" rief Pipu, sobald er zu Athem gekommen war.

Dies waren nemlich Worte, welche der Jude ihn sprechen gelehrt hatte, und welche der Papagoy jetzt auf eine sehr kurzweilige Art anbrachte.

Mordoch, so hieß sein Herr, war außer sich vor Wuth. Er schimpfte und spuckte, als wenn ihm ein Schuldner mit Sack und Pack durchgegangen wäre: aber es diente zu nichts. Sein Bart war fest eingeklemmt, und weil ihn dies hinderte, den Schlüssel von der Erde aufzuheben, so mußte er nothwendig die Ankunft eines dritten abwarten, um aus seiner peinlichen Lage befreyet zu werden. —

Hier wäre nun zwar der Ort, wo sich ganz vortrefliche moralische Betrachtungen über das Sprichwort: „wer andern eine

Grube gräbt, fällt selbst hinein," anbringen ließen, auch gäbe die Situation des Juden unvergleichlichen Anlaß zu satyrischen Seitenblicken auf jene blinden Gefangenwärter, welche einen gewissen hohen Galgenvogel gleichfalls aus dem Käfig entwischen ließen, (wofür sie, wie wir von Herzen wünschen, in keine ähnliche Klemme gerathen mögen,) allein ich will es nicht machen wie viele Schriftsteller, welche, um ihr Honorar durch Vermehrung der Bogenzahl zu vergrößern, zugleich die Folter der Langenweile verlängern. Nur um den Juden Mordoch noch ein Weilchen in seiner selbstgeschaffenen Tortur, welche mancher orthodoxe Christ ihm gönnen wird, sitzen zu lassen, hielt ich diese kleine Abschweifung für erlaubt, und kehre nun zu unserm Pipu zurück.

Dieser blickte während dessen mit unverwandten Augen nach der Thür des Zimmers, um den Augenblick wahrzunehmen,

wo ſie geöffnet würde. — Endlich that ſie ſich auf, und — Pipu war entſchlüpft.

„Thür zu! Thür zu!“ — ſchrie Mordoch, aber es ward zu ſpät.

Sein Sohn — denn das war der hereintretende — bemerkte jetzt erſt das Unglück, welches er verurſacht hatte.

Anſtatt den Vater zu befreyen, lief er wie unſinnig hinaus, um den Vogel wo möglich, wieder einzufangen, aber Pipu war ſchon über alle Berge.

Mordoch ſchickte dem Flüchtling ſowohl, als ſeinem Sohne, Epilepſie, Darmgicht, Gliederreißen, Ausſatz und alle egyptiſche Landplagen nach: doch ſeine Flüche verhallten zwiſchen den eiſernen Stäben des Käfigs, wie die Flüche, welche dem Ausreißer von Elba nachgeſchickt werden, im Winde verhallen. Erſt nach drey vollen Stunden wurde Mordoch von ſeiner Quaal befreyet.—

Unſer Held war indeſſen über die Moſcheen, Minarets und Paläſte von Damaskus hinweggeflogen, unbekümmert, wohin er ſich eigentlich wenden ſolle. Denn die wiedererrungene Freyheit behagte ihm ſo wohl, wie einem entfeſſelten Galeerenſklaven.

In einem der Gärten, über welchem er ſo eben ſchwebte, bemerkte er einen Feigenbaum, der mit den ſchönſten Früchten prangte. Er konnte dem Gelüſte nicht widerſtehen, davon zu naſchen, ſenkte ſich freudigen Muthes auf ihn herab, und ließ ſich's ganz vortreflich ſchmecken.

Als er nun ſeinen Appetit befriedigt hatte wollte er wieder von dannen fliegen, aber — o beklagenswerther Pipu! — er ſaß feſt auf einer Leimſtange, die ein heimtückiſcher Böſewicht ihm gelegt hatte. Bald darauf ſprang der Verräther ſelbſt herbey, ergriff ihn mit Hohngelächter, und trug ihn mit ſich fort.

Pipu gerieth nun in die Gefangenſchaft eines Cadi, (Richters) welcher des Gartens Eigenthümer war.

Der Cadi gewann den Plauderer bald ſo lieb, daß er ihn unaufhörlich liebkoſete, mit den ſüßeſten Leckerbiſſen fütterte, und ihm bey weitem mehr Freyheit gab, als ſein voriger Herr, indem er ihn nicht mehr in den Käfig ſperrte, ſondern frey im Zimmer herumflattern ließ.

Pipu, mit einem wohlwollenden, dankbaren Herzen begabt, erwiederte die Zuneigung ſeines neuen Herrn in ſo hohem Grade, daß er ſich zutraulich auf des Cadi's Kopf und Schultern ſetzte, und ſeiner Liebe zur Freyheit ungeachtet, den Gedanken, ſeinen Wohlthäter durch argliſtige Entweichung zu betrüben, von ſich an dergeſtalt verabſcheute, daß dieſer ihm dreiſt Thür und Fenſter öffnen konnte. Kurz, Pipu, obgleich nur ein Papagey, legte durch ſeine Liebe zu dem neuen Herrn, mehr Ver-

nunft an den Tag, als manche Völker, deren dumme Verſtocktheit ſie gegen die Milde und Güte des neuen Fürſten blind macht, wodurch ſie faſt das Paradoxon beſtätigen, daß der Menſch, wie ſehr er ſich auch über die Thiere erhebt, im Grunde das unvernünftigſte Vieh auf Gottes Erdboden iſt.

Zuletzt gieng es ſo weit, daß Pipu den türkiſchen Juſtizdirektor oftmals begleitete, wenn dieſer, um Streitigkeiten zu ſchlichten, Verbrechen zu unterſuchen und zu beſtrafen, durch ſeinen Gerichtsſprengel ritt, wobey unſer Held auf der Schulter des Cadi zu ſitzen pflegte. —

Die türkiſche Criminaljuſtiz empfiehlt ſich vor der unſrigen, mit der ſie in anderem Betracht keine geringe Ähnlichkeit hat, vorzüglich dadurch, daß ſie den Proceß mit der Exekution anfängt und mit der Unterſuchung beendigt, wogegen die unſrige mit der Aufnahme des Corpus delicti und Beytreibung des Koſtenvorſchuſſes beginnt, und —

mit der Freysprechung des Inculpaten oder mit Steckbriefen aufzuhören pflegt. Die Stelle der Generalfragen und Spezialartikel vertritt bey den Türken die Baſtonnade. Dieſe einfache Prozedur hat vor der unſrigen den großen Vorzug, daß, wenn der Verbrecher entwiſcht oder abſolvirt wird, er ſeine Strafe praenumerando, oder doch einen Theil derſelben auf Abſchlag empfangen hat, während die deutſche Themis im erſteren Fall einer böslich verlaſſenen Ehefrau gleicht, welche ihren Mann, nachdem ſie ihm lange Zeit Atzung reichte, per edictales verfolgt.

Dieſe Rückſicht iſt es auch ohne Zweifel, welche manchen Inquirenten beſtimmt, bey der Unterſuchung der Verbrechen die türkiſche Gerichtsordnung zu Grunde zu legen, und dem Inquiſiten eine reichliche Abſchlagszahlung zukommen zu laſſen, unbekümmert, ob er demnächſt etwa entwiſchen oder freygeſprochen werden möchte. —

Bey ſolchen Gerichtshaltungen hörte nun unſer Pipu oft, daß der Cadi, nach möglichſt ſummariſcher Vernehmung des Beſchuldigten, mit barſcher Stimme ausrief: „Gebt dem Kerl funfzig, ſechzig, hundert Sohlenſtreiche!“ — Sobald er aber ein ſolches Urtheil ausgeſprochen hatte, hielt er ſich gewöhnlich nicht länger auf, ſondern überließ die Vollſtreckung ſeinen Bütteln, und ritt weiter.

Seit einiger Zeit nun waren in einem Quartiere der Stadt Damaskus unzählige Diebſtähle verübt worden. Der Cadi hatte zwar mehrere verdächtige Leute beſtrafen laſſen, aber die eigentlichen Thäter mußte der Arm der Gerechtigkeit noch nicht erreicht haben, denn das Stehlen hörte nicht auf.

Ja, die Diebe wurden endlich ſo dreiſt, daß dem türkiſchen Juſtizdirektor ſelbſt, während er einige derſelben auspeitſchen ließ, die Brille von der Naſe und das Geſetzbuch unter dem Arme weggeſtohlen wurde, wie das auch ſo bey uns zuweilen der Fall iſt.

Nun traf es ſich eines Tages, daß dem Cadi ein Kerl vorgeſtellt wurde, den man bey Begehung eines Diebſtahls ertappt haben wollte. Der Richter vernahm ihn, der Kerl wußte ſich jedoch ſo ehrlich anzuſtellen wie ein Rendant, der Caſſengelder unterge-ſchlagen hat, wenn er weiß, daß ſeine Bücher ſtimmen.

Auf ſolche Art täuſchte er den Scharf-blick des Richters, welcher den Befehl gab, ihn laufen zu laſſen. Mit dieſem Urtheile, (zu welchem die Judices gewöhnlich ihre Zu-flucht nehmen, wenn das Judicium ſie ver-läßt) drehte ſich der Cadi um, und ritt weiter.

Pipu ſaß während deſſen auf ſeiner Schulter, und ſchrie was er konnte: „Gebt dem Kerl hundert Sohlenſtreiche!“ welche Worte ſein Papagoyengedächtniß aufge-ſchnappt hatte. Der Cadi achtete nicht darauf, und ſetzte ſeinen Weg fort. Beſſer aber hörten die Büttel. In der Meinung,

diese Worte kämen aus dem Munde des Cadi, welcher damit seinen ersten Befehl widerrufe, machten sie sich über den Delinquenten her, und vollstreckten Pipu's Urtheil an ihm in bester Form Rechtens. Höchst sonderbarer weise hörten seit dieser Exekution fast alle Diebstähle in dem besagten Stadtviertel auf. Denn der Zufall hatte den Papagoyen zu seinem Werkzeuge erwählt, indem dessen Ausspruch in der That den eigentlichen Schadenstifter getroffen hatte.

Dies war aber nicht das einzige Mal, daß Pipu die Entscheidungen seines Herrn verbesserte, und es wäre wohl zu wünschen, daß sich alle Criminalgerichte eines ähnlichen Beysitzers erfreuten, der ihnen mit seiner Weisheit zu Hülfe käme, wenn ihnen die ihrige ausgeht.

Dieser Mangel ist besonders bey langen Gerichts-Sitzungen fühlbar, welche einer schweren Obstruktion des Verstandes gleichen, wo sich die Gedanken zuletzt so müh-

sam ablösen, daß es zu keinem geſcheiten Reſultate mehr kommt.

So machte ſich unſer Held um die Gerechtigkeitspflege in Damaskus verdient, und führte mehrere Jahre lang ein gemeinnütziges Leben: als ihm plötzlich ſein Herr durch den Tod entriſſen wurde, und Pipu in das Eigenthum ſeines Sohnes überging.

Troſtlos über dieſen Unfall wollte er die Leiche ſeines Wohlthäters nicht verlaſſen, ſondern mit ihm begraben werden. Aber die Zeit ſiegte über ſeinen Schmerz, und nach und nach ſtellte ſich ſeine muntre Laune wieder ein.

Der Sohn des Cadi verkaufte ihn an einen Armenier, welcher nach Smyrna und von dort nach Venedig über See reiſete. Auf dieſe Art wurde Pipu, welcher ihn auf dieſer Reiſe begleiten mußte, mit Einemmal auf die große Schaubühne Europas verſetzt. In Venedig fand der Armenier einen

deutſchen Kaufmann, welcher unſern Helden um funfzehn Scudi erhandelte.

Der Kaufmann war ein gutmüthiger alter Schwätzer, welcher ein großes Vergnügen fand, mit dem Papagoyen zu koſen. Da er ſich mehrere Jahre in Conſtantinopel aufgehalten hatte, ſo verſtand er die Sprache der Muſelmänner aus dem Grunde. (Denn welche Sprache gäbe es wohl, welche der gelehrige und weltbürgerliche Deutſche nicht bald erlernt hätte!) Er machte ſich daher ein Geſchäft daraus, dem Papagoyen dasjenige, was er in Arabiſcher Mundart gelernt hatte, ins Deutſche zu verdollmetſchen, und ſo kam es denn, daß Pipu die Redensarten des Juden, und die Urtheilsſprüche des Cadi, bald in dem zierlichen deutſchen Provinzial-Dialekt des Kaufmannes herſagen konnte.

Einige Zeit darauf reiſete ſein neuer Herr nach Deutſchland zurück, und Pipu trat nun in einer großen Stadt dieſes Lan-

des auf, welche ich jedoch nach dem Grundsatze: nomina sunt odiosa, ungenannt lassen will.

Hier war es, wo ein berühmter Arzt, der Doktor Bandwurm, ihn oftmals sahe, und — wahrscheinlich, weil er selbst ein Animal disputax war, — über alle Maaßen liebgewann. Er bot dem Kaufmanne eine Summe von hundert Reichsthalern für den Vogel. Der Kaufmann erklärte jedoch, daß ihm der Vogel um keinen Preis feil sey. — Endlich aber, als der Arzt zweyhundert Thaler bot, und sie baar auf den Tisch hinzählte, siegte die klingende Beredsamkeit über seine Weigerung. Denn der wahre Kaufmann schätzt, wie bekannt, das Talent nur in so fern, als es sich versilbern läßt, und zehn Catalani's würde er gegen eine einzige hingeben, welche mit ihrer Nachtigallenzunge harte Thaler zu münzen verstände.

Doktor Bandwurm, Pipus neuer Herr, war bey einem Krankenhause angestellt, in welchem er zugleich seine Wohnung hatte. In den Krankenstuben war die Ordnung eingeführt, daß jedes Bett, worin ein Kranker lag, mit einer besonderen Nummer bezeichnet war. Wenn nun der Doktor Arzneymittel verordnete, so bemerkte er zugleich auf dem Rezepte die Nummer desjenigen Kranken, für welchen die Arzney bestimmt war, der Apotheker aber übertrug diese Nummern auf die Signaturen der angefertigten Medikamente, worauf sie an den Krankenaufseher abgeliefert, und von diesem, der Verordnung gemäß, ausgetheilt wurden.

Eines Tages aber fügte es sich, daß der Arzt aus Übereilung die Nummern auf den Rezepten zu bemerken vergessen hatte. Der Apothekengehülfe begab sich daher mit den fertigen Arzneyen in des Doktors Wohnung, um diesem Mangel durch ihn abzuhelfen.

Der Doktor war ausgegangen. Das wußte jedoch der Gehülfe nicht, sondern trat durch das offene Vorzimmer an die verschlossene Thür seines Studierzimmers, an welche er anklopfte. Werda! rief Pipu in dem Studierzimmer, welchen Ausruf er dem Doktor abgelernt hatte. Der Apothekengehülfe, in der Meinung, die Stimme des Arztes zu hören, brachte sein Anliegen durch das Schlüsselloch vor, und da er meinte, daß der Doktor geheime Verrichtungen habe, weshalb er die Thür nicht öffnen wolle, so fragte er durch dasselbe Sprachrohr: Was für eine Nummer bekommt das Brechmittel?

Nun muß man wissen, daß Pipu's voriger Herr, der Kaufmann, ihm öfters Zahlen vorgesagt hatte, welche Pipu bald sehr geläufig nachsprechen konnte. War es die Aehnlichkeit der Stimme des Apothekengehülfen mit der des Kaufmanns, oder war es eine andre Veranlassung, die in diesem Augenblick die gelernten Zahlen in sein Ge-

dächtniß zurückrief: kurz er beantwortete die Frage des Gehülfen mit dem lauten Ausruf: „Eins!“ Der Gehülfe, noch immer in der Meinung, den Arzt sprechen zu hören, zeichnete die gehörte Nummer ohne Bedenken auf die Signatur des Brechmittels, und fragte dann ferner: welche Nummer bekommt das Chinadekokt? „Zwey!“ — rief Pipu, und auf diese Art empfing der Gehülfe aus dem Munde des Papagoyen sämmtliche Nummern, mit welchen er die verschiedenen Arzneymittel bezeichnete, und sodann in die Hände des Krankenwärters auslieferte.

Ein höchst drolliges Mißverständniß war also die Veranlassung, daß sämmtliche Arzneyen verwechselt, und an ganz andre Kranke ausgetheilt wurden, als für welche sie bestimmt waren.

Wo die Medizin von vorn wirken sollte, wirkte sie von hinten, wo sie den Schweiß befördern sollte, wirkte sie auf den Harn,

wo ſie ſchwächen ſollte, ſtärkte ſie, und umgekehrt.

Aber auch diesmal bewährte ſich die bekannte Erfahrung, daß oft der Zufall hilft, wo menſchliche Weisheit nicht ausreicht. Denn ihm und dem Papagoyen, deſſen er ſich als Werkzeug bedient hatte, war es allein zuzuſchreiben, daß ein jeder Kranke diesmal diejenige Arzney erhalten hatte, welche ſeinem Zuſtande angemeſſen war.

Als nun der Doktor zurück kam, und von dem Krankenwärter erfuhr, daß die Arzneyen bereits ausgetheilt ſeyen, lief er in höchſter Beſtürzung zu dem Apothekergehülfen, und ſtellte ihn über dieſen Vorfall zu Rede. — Dieſer ſahe ihn mit großen Augen an, und berief ſich darauf, daß er die Arzneyen ja der Anweiſung des Arztes gemäß bezeichnet habe. Dies veranlaßte einen höchſt lächerlichen Streit. Der Gehülfe ſchwor Stein und Bein, daß der Arzt ihm die Nummern genannt habe, der Arzt

vermaß ſich hoch und theuer, daß er ſeit früh Morgens abweſend geweſen ſey. Der Gehülfe ſchlug vor, das Studierzimmer des Arztes zu unterſuchen, um der Sache auf den Grund zu kommen. Es geſchahe; aber außer Pipu war keine Seele darin zu finden. Auch bedurfte es deſſen nicht. Denn Pipu ſelbſt öffnete ihnen jetzt die Augen, indem er mit geläufiger Zunge die genannten Nummern wiederholte, und dadurch beyde überzeugte, daß Er die Urſache des vorgefallenen Irrthums geweſen ſey.

Wie ein Unſinniger rannte nun Doktor Bandwurm in die Krankenſtuben, um wo möglich den ſchädlichen Wirkungen der bereits eingenommenen Arzneyen Einhalt zu thun. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er den Erfolg vernahm. Denn ſchon hatte ſich ihre Heilkraft bey mehr als zehn Kranken offenbaret. Der eine verkündete dem Doktor mit heiterem Geſichte, daß

er nach langen Quaalen endlich Öffnung erhalten habe, und daß ihm jetzt so wohl sey, wie einem Bewohner des Himmelreichs, der von dem Drucke des Irdischen befreyet sey. ein andrer berichtete, daß der Gebrauch des Brechmittels ihn von Kopfschmerz und Schwindel erlöset habe, ein dritter überströmte vom Lobe der stärkenden Tropfen, die ihm den verlohrnen Appetit wieder gegeben hätten, kurz, alle vereinigten sich, den Arzt zu preisen, daß er endlich den rechten Fleck getroffen habe. Dieser schüttelte Anfangs bedenklich den Kopf. da er aber nicht zweifeln konnte, daß der Zufall ihm den rechten Weg gezeigt habe, so beschloß er, auf demselben fortzuwandeln, und gelangte bald zu einem so erwünschten Ziele, daß in kurzer Zeit sämmtliche Kranke geheilt waren, und ihm mit Freudenthränen für ihre Genesung dankten.

Was blieb dem guten Manne übrig, als gute Miene zum schlimmen Spiel

zu machen, und ihre Dankſagungen als den ſchuldigen Tribut anzunehmen, welcher ſeiner Einſicht gebühre?

Gleichwohl gieng ihm dieſer Vorfall ſehr im Kopfe herum, und machte ihn ſchier an ſeiner Weisheit irre.

„Was iſt es doch mit der hippokratiſchen Kunſt?“ — ſo ſprach er in einer geheimen Audienz, die er ſeinen Gedanken gab, zu ſich ſelber. „Viele Jahre lang habe ich mich gemühet, die Tiefen der Arzneykunde zu ergründen; im Schweiß meines Angeſichts habe ich pro gradu disputirt, promovirt, und praktiſirt, daß es die Steine hätte bewegen mögen. Und nun kommt ein ungraduirter Papagoy, ein Idiot, der weder materiam medicam, noch clinicam aut pathologiam ſtudirt hat, und macht alle meine äskulapiſche Weisheit zu Schanden. Wahrlich! wenn ich über dieſen Vorfall nachdenke, ſo möchte ich faſt ſchließen, daß wir Aerzte die eigentliche materia peccans,

und das bey den Patienten ſind, was die Advokaten bey den Clienten, das heißt: die Schlagbäume, welche der Heilung den Weg ſperren, wie Jene der Gerechtigkeit.

Denn, gleichwie ohne die Advokaten und ihre verſäuernden und vergällenden Rechtsmittel viele Streitigkeiten durch Vergleich geſchlichtet werden möchten, ſo würde die Krankheit ſich oft mit der Natur vergleichen, und dieſe ungeſtört ihre Heilkraft üben, wenn wir ihr nicht ins Handwerk pfuſchten. Aber ſo iſt's! Will die Natur die Krankheit von vorne hinaustreiben, gleich ſtehen wir mit einem Laxirmittel oder einer Klyſtirſpritze da, öffnen ihr einen entgegengeſetzten Paß und machen ſie irre; will ſie die Krankheit durch die Hinterthür hinauslaſſen, gleich ſind wir mit einem ſtopfenden Mittel bey der Hand, und ſperren ihr den Ausgang. — Ein Glück, daß der Todtengräber unſre Sünden mit Erde bedeckt, und daß unſre Corpora delicti nicht

conſtatirt werden können, ſonſt würde man bald genug einſehen, daß die meiſten Kranken nicht an der Krankheit, ſondern an dem Doktor ſterben, und daß das eigentliche bösartige Prinzip, welches Neun Zehntheile derſelben hinrafft, Syſtem heißt, ſo wie in Fällen der Genesung, der eigentliche Arzt, dem das Honorar gebührt, die liebe Natur iſt. — Summa, aus allem dem ſchließe ich, daß, gleichwie die Vorſehung Krieg, Peſt und Seuchen aller Art ſchickt, um unter den Menſchen aufzuräumen, ſie ſich unſrer zu ähnlichen, höheren Zwecken bedient."

Durch dieſen Troſtgrund geſtärkt, praktiſirte Doktor Bandwurm nach wie vor weiter, bis auch Er durch ſein eignes Beyſpiel den uralten mediziniſchen Erfahrungsſatz beſtätigte, daß für den Tod kein Kraut gewachſen iſt.

Pipu ging auf dieſe Art in das Eigenthum des Predigers Gleißner über, welcher

als nächſter Vetter den Doktor Bandwurm beerbte.

Die Frau Predigerin freute ſich ungemein über den kurzweiligen Schwätzer, und quartierte ihn in einem ſehr zierlichen Käfig ein, welchen ſie für ihn bauen ließ.

Und da ſie den herrlichen Ausſpruch: „es iſt nicht gut, daß der Menſch alleine ſey,“ aus angebohrner Gutmüthigkeit, auch auf die Papagoyen ausdehnte, ſo legte ſie ihm ein muntres Weibchen zu, das ſie eigens für ihn gekauft hatte.

Wer ſchildert Pipu's Entzücken, als er ganz unerwartet eine ſchöne Landsmännin, eine unzertrennliche Lebensgefährtin an ſeiner Seite ſah. Nun ging es an ein Plaudern und Schwatzen, an ein Schnäbeln und Koſen, daß der gute Pipu ſich ſchier in ſeinem bunten Kerker den Himmel geträumt hätte, wenn ein Kerker, er mag auch noch ſo bunt ſeyn, nicht ein Kerker bliebe.

In der Stube, worin Pipu jetzt mit seiner Ehegenossin wohnte, hielt der Prediger Katechisationsstunde, und da mußte er denn oft die zehn Gebote hören, unter denen Ehrn Gleißner das sechste besonders herauszuheben, und seinen Schülern einzuschärfen pflegte, welches Pipu, sobald er es Einmal gehört hatte, sogleich seinem Weibchen ex tempore wiederholte.

Es ist jedoch mit der Moral wie mit der Critik: sie läßt sich leichter predigen als befolgen, und gleichwie die Rezensenten in der Regel den Castraten gleichen, welche recht erbaulich über die Gesetze der Schönheit zu schwatzen, aber selbst nichts Schönes hervorzubringen vermögen, so auch die Sittenrezensenten.

Die Frau Predigerin hatte ein kleines rundes Bäuchen bey sich; welches für ihren Gemahl eine wahre Klippe des sechsten Gebothes war. Zuweilen traf es sich, daß der junge Seelenhirt, wenn er dem Bäuchen,

nach dem Beyſpiele Werners, das Geheimniß der unbefleckten Empfängniß klar zu machen verſuchte, dergeſtalt von ſeinem Thema erfüllt ward, daß ſein Mund ſich zu dem der Zuhörerin verirrte. Ja Einmal verſuchte er's ſogar, in Abweſenheit ſeiner Ehegattin von der exegetiſchen zur praktiſchen Erklärung des Wunders überzugehen, als Pipu dieſen Verſuch ganz unerwartet durch den Ausruf: du ſollt nicht ehebrechen! unterbrach.

Prediger Gleißner ſowohl als das Bäschen waren über dieſen unzeitigen Ausruf dergeſtalt betroffen, daß die Erklärung des Wunders unterblieb und vor der Hand nicht weiter daran gedacht wurde.

Die Verlegenheit vermehrte ſich, als Pipu den Ausruf am folgenden Tage wiederholte, indem der Prediger Katechiſationsſtunde hielt. Dieſes unangenehme Zwiſchenreden erinnerte ihn an den Verſuch des vorigen Tages, und brachte ihn dergeſtalt

außer Faſſung, daß er mitten in der Catechiſation ſtockte, und die Schüler auseinandergehen ließ, aus Furcht, der Schwätzer möchte Geheimniſſe ausplaudern, die er vielleicht aufgeſchnappt hatte, und die nicht am beſten für die Ohren der Jugend taugten.

Eine ähnliche Beſtürzung veranlaßte Pipu, bey einer andern Gelegenheit, durch Einmiſchung des **ſiebenten Gebots.** Die **Frau Predigerin war nemlich Mitglied eines äſthetiſchen Kränzchens,** in welchem die geiſtreichſten Damen der Stadt einander ihre poetiſchen Werke vorlaſen, oder vielmehr ihre poetiſchen Sünden beichteten.

Der leuchtendſte Diamant in dieſem Ringe weiblicher Schöngeiſter war die Frau Profeſſorin Katzrabe. —

Ihre Tragödien mit antiken Chören konnten ohne Bedenken denen des Sophokles und Euripides gleichgeſtellt werden, und ſelbſt der Neid wußte an den ſchönen

Gedanken, wovon sie strotzten, nichts weiter zu tadeln, als daß es nicht die ihrigen waren.

Bey einer solchen Versammlung, welche diesmal in dem Predigerhause gehalten wurde, geschahe es nun, daß Pipu die Vorlesung einer Tragödie der Frau Professorin zum öftern durch den Ausruf: du sollst nicht stehlen! unterbrach. Anfänglich achteten die Zuhörerinnen, von der Gewalt der dichterischen Begeisterung hingerissen, nicht sonderlich darauf. Als aber dieser Ausruf wiederholt wurde, da wollte es einer derselben bedünken, etwas ähnliches als die vorgelesene Stelle im Schiller oder Göthe gefunden zu haben. Ähnliche Erinnerungen erwachten sogleich bey den andern Zuhörerinnen, und so kam es endlich, daß die schönsten Stellen in der Tragödie zur höchsten Beschämung der Frau Professorin Kahlabe für wohlerworbenes Schillersches und Göthesches Eigenthum erklärt wurden.

Noch größer war die Beſchämung, welche Pipu der Frau von Funkenſtein bereitete. Dieſe Dame wurde als ein Meteor an dem poetiſchen Horizonte Deutſchlands angeſtaunt. Ihre zwanzig Bände myſtiſcher Romane und Kling- und Sinngedichte, welche ſie zum Druck des ohnedies hinlänglich gedrückten Vaterlandes in den Druck gegeben, und deren zweyte allzu voreilige Auflage eine neue Auflage des zur Vermehrung derſelben eben nicht aufgelegten Publikums war, erwarben ihr den Ruf einer deutſchen Sappho, und jedermann geſtand, daß ihren Sinngedichten zur höchſten Vollendung nichts fehle als etwas Sinn ihren Klinggedichten aber etwas geſunder Menſchenverſtand.

Nun fügte es ſich, daß Pipu, während Frau von Funkenſtein ein neues Bändchen derſelben vorlas, bey einigen Stellen, in welchen man obigen Mangel ganz vorzüglich verſpürte, wiederholentlich ausrief:

„Geh an den Spinnrocken!“ Worte, womit die Frau Predigerin ihr Bäschen dann und wann zum Fleiß anmahnte, welche Pipu sogleich aufgeschnappt hatte, und jetzt sehr am unrechten, oder wenn man will, am rechten Orte anbrachte.

Denn hoffentlich wird jeder vernünftige Mann mit unserm Papagoyen darin einverstanden seyn, daß die weiblichen Schriftsteller sich, wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, ungleich verdienter um die Menschheit machen würden, wenn sie Wolle spännen, als indem sie zu der jetzigen poetischen Sündfluth noch mehr Wasser hinzutragen.

Aber von nun an eröffnete sich für unsern Pipu eine glänzendere Laufbahn, er wurde durch eine Hofdame, welche gleichfalls Mitglied des poetischen Vereins war, bey Hofe eingeführt.

Diese Dame hatte nemlich der Prinzeß Ypsilon von Pipu's Talenten erzählt, und

Ihre Hoheit äußerten den Wunſch, ihn ſeiner Majeſtät zum Geſchenke zu machen, um die Zahl ſeiner kurzweiligen Räthe zu vermehren. — Da fürſtliche Perſonen einmal im Beſitze des koſtbaren Vorrechts ſind, daß ihre Wünſche als Befehle gelten, ſo blieb der Predigerin nichts anders übrig, als dem hohen Antrage, der mit einem koſtbaren Geſchenke begleitet war, zu willfahren, und ſo geſchahe es dann, daß Pipu ſeiner Majeſtät vorgeſtellt wurde.

Der Monarch ſowohl als der ganze Hof fanden ein ungemeines Gefallen an ihm, und nun zeigte ſich erſt, was Papagoyentalent bey Hofe gilt.

Überall ſprach man mit Entzücken von dem liebenswürdigen Schwätzer, und ſchon am andern Tage, war Papagoyengrün die Hoffarbe, und alle Hofcavaliere und Hofdamen waren à la Pipu gekleidet.

Bald gelang es unſerm Helden, ſich der

allerhöchſten Affektion zu verſichern, und ſelbſt den Cammerherrn von Utang, welcher ſeither als erſter kurzweiliger Rath des Fürſten galt, zu verdunkeln und aus der Gunſt ſeines Herrn zu verdrängen.

Ja er begann von jetzt an ſogar wohlthätig für den Staat zu werden, indem er nicht allein ſchlechte Rathgeber des Monarchen mit lauter Zunge geißelte, ſondern auch gefährliche Anſchläge gegen die Perſon deſſelben verrieth.

Als Beyſpiel der erſten Art folgendes.

„Gebt dem Kerl funfzig Sohlenſtreiche!" — ſchrie er einſtmals, als einer der erſten Staatsdiener dem Fürſten im geheimen Conſeil eine Maaßregel vorſchlug, wodurch die Sicherheit des Reichs bedrohet wurde.

Und ſiehe da, der Fürſt, welcher ſonſt wahrſcheinlich auf des treuloſen Dieners Rath geachtet hätte, nahm ihn in genauere

Erwägung, durchſchaute den Verräther, und entließ ihn mit Ungnade.

O Pipu! möchteſt du Sitz und Stimme in jedem geheimen Conſeil haben!

Als ein Beyſpiel der letzten Gattung folgendes.

Einige aufrühreriſche Große führten einen Anſchlag gegen das Leben des Monarchen im Schilde, und es war bereits Tag und Stunde zur Ausführung des ſchwarzen Vorhabens beſtimmt. Ein Kammerdiener, der das Vertrauen deſſelben im hohen Grade beſaß, hatte es gegen eine anſehnliche Belohnung übernommen, ihm Gift in der Chokolade beyzubringen.

Sobald nun der Kammerdiener in das Cabinet des Fürſten trat, und ihm die vergiftete Chokolade überreichte, ſetzte ſich Pipu auf des Giftmiſchers Kopf und rief mit lauter Stimme: „Du ſollt nicht tödten! du ſollt nicht tödten!“

Der Monarch ſtutzte, und ſahe den Kammerdiener mit einem durchdringenden Blicke an. Dieſer aber ward todtenbleich, fiel auf ſein Antlitz nieder, und verrieth ſeine Theilnehmer an dem Mordanſchlage. Auf ſolche Art rettete Pipu dem Regenten das Leben, und befreyte das Reich von unabſehbaren Gefahren.

Und ſo lebte er mehrere Jahre als erſter Günſtling des Monarchen, von Allen geehrt, von den Reinen geliebt, von den Nichtreinen gefürchtet. — Mit dem zunehmenden Alter aber ward er einſilbig, beſonders ſeitdem die holde Lebensgefährtin durch den Tod von ſeiner Seite genommen wurde, und ſehnte ſich nach philoſophiſcher Einſamkeit.

Der Fürſt ließ ihm daher einen goldnen Käfig bauen, und dieſen in ſeinem Studierzimmer aufhängen.

Dort ſaß nun der gute Pipu bewegungslos wie ein Indianiſcher Philoſoph, der ſich

einer beſchaulichen Exiſtenz weihet, indem er Lebenslang eine Baumwurzel anſtarret.

Und ſo ſaß er eines Tages ſtumm, tiefſinnig und in ſich gekehrt. Da ergriff ihn ein ſanfter Nervenſchlag, und ſein Geiſt flog hinüber zu den Gärten des himmliſchen Paradieſes, wo er in verklärter Geſtalt zur Seite ſeiner wiedergefundenen Gattin ſitzt, indem ſeine Zunge vom Lobe des Schöpfers ertönt.

VI.

Der idealiſche Staat

oder

die deutſche Colonie

auf den

Canariſchen Inſeln.

Eine Träumerey aus dem vorigen Jahrzehend.

„Iſt denn auf dem ganzen weiten Erdenrund auch nicht Ein Winkel, wo man keine Kriegstrommel, keinen Kanonendonner, kein Mordgebrüll hört?“

So ſeufzte einſt der gutmüthige Schwärmer Paul, indem er die mit Kriegesberichten angefüllte Zeitung bey Seite warf.

„Giebt es denn nicht irgend ein friedliches Eyland, wo keine Armeen, keine besoldeten Todschläger sind, wo das Herz vor keinen Trophäen und Triumphen zurückbebt?"

Da fiel ihm eine Beschreibung der Canatischen Inseln in die Hände, als er eben seinen Bücherschatz durchmusterte.

„Sieh da!" — rief er aus — „dort möchte ich seyn. Dort ist Friede. Dort lacht ein stets heitrer Himmel. Über duftende Fluren und Rebenbekränzte Hügel hüpfen die heiteren Jahreszeiten dahin. Ein leichtes Blut durchwallet die Adern, keine Mordgier verunstaltet dies Paradies."

Seit der Zeit ward der Vorsatz, so unbeschwert und sorglos, wie er zu seyn pflegte, nach den Canarischen Inseln auszuwandern, fast zur fixen Idee bey ihm.

„Sonderbar" — sagte er zu sich selbst, wie thörigt und schwach diese Menschen

ſind! Wie mancher verwünſcht ſein Daſeyn in dieſem kalten, freudenloſen Erdwinkel, und keiner hat doch die Kraft, ſich aus ſeiner Lage herauszureißen, keiner will den leichten Schritt über das Meer wagen, um ſich in irgend einem Tempe des Atlantiſchen Meeres oder der Südſee niederzulaſſen. Wie ſchmachten wir in den Feſſeln der Gewohnheit und des Vorurtheils! Warum verbannen wir uns ſeit Jahrtauſenden in dieſen armſeligen Norden, wo wir der Natur durch harte Arbeit ihre Gaben abtrotzen müſſen? Warum kehren wir nicht in unſre urſprüngliche Heimat, die Wiege des Menſchengeſchlechts, den Orient und den Süden zurück?“ —

Von jetzt an war ſein Beſtreben dahin gerichtet, Theilnehmer ſeines großes Planes anzuwerben. Er entdeckte ſeinen Vorſatz einigen Freunden. Aber ſie zuckten mitleidig die Achſeln, und ihre gewöhnliche Ant-

wort war: „Du biſt ein Phantaſt, und wenn Du's nicht übel nimmſt, ein Narr!“

„Nun ihr Weiſen!“ erwiederte er ergrimmt, — „ſo arbeitet, friert, darbt, und laßt euch todtſchlagen in eurem nordiſchen Elende: ich ziehe nach den Canariſchen Inſeln.“

Lange wollte jedoch ſein Entſchluß nicht zur That reifen, und ſchon war er nahe daran, ihn aufzugeben, und auch ſeinerſeits den Feſſeln der Gewohnheit zu unterliegen, als er eines Morgens von einem ſehr angenehmen Traum erwachte, der ihn von neuem auf ſeine Canariſchen Inſeln hingezaubert hatte.

Noch mit der Erinnerung an ihn beſchäftigt, wurde er durch ein leiſes Pochen an ſeine Thür geſtört.

„Herein! —“

Ein ernſter Mann von ſehr einnehmender Geſichtsbildung trat in ſein Zimmer.

„Ja das iſt der Mann, den ich ſuche,“ ſo murmelte der Fremde in den Bart, indem er ihn vom Kopfe bis zu den Füßen maaß, und nun begann folgender Zweyſprach.

Paul. Was iſt Ihr Begehren, mein Herr?

Der Fremde. Ohne Umſchweife, mein Herr! kennen Sie dieſes Werk?

(Er hielt ihm den Titel eines Buchs vor.)

Paul. „Reiſe nach den Canariſchen Inſeln.“

Der Fremde. Ich bin der Verfaſſer: Baron Grothaus, weyland Maltheſerritter.

Paul. (exaltirt) Wie, mein Herr? So waren Sie da?

Der Fremde. Ja, ich war da, ich habe ſie geſehen, dieſe glücklichen Eylande.

(mit ſteigender Begeiſterung)

Ich habe den ambroſiſchen Hauch deines Himmels getrunken, unbeſchreiblich ſeliges Gefilde von Palma und Teneriffa! dei-

ne Rebenbekränzten Hügel, deine Cedernbeſchatteten Gebirge habe ich erſtiegen, ſüße Heimat des Lenzes! unter deinen würzigen Orangen- und Lorbeerhaynen bin ich gewandelt, in dem kühlenden Schatten deiner Palmen- und Olivenwälder bin ich ſelig entſchlummert, und das ſanfte Rauſchen deiner Cypreſſen hat mich oft in ſüße Träumereyen gewiegt.

Paul. *O halten Sie ein, mein Herr!*

Der Fremde. Dort nur lebt man, dort nur athmet man. Der Norden iſt kalt, ſtarr, todt. Wer im Norden ergrauete, der hat umſonſt gelebt, hat gar nicht gelebt. Eine Stunde in Canaria's Haynen geſchwelgt, wiegt ein Jahrhundert des freudenloſen nördlichen Daſeyns auf.

Paul. (heftig ergriffen) Ach, mein Herr! ſchonen Sie meiner! wenn Sie wüßten, welche Saiten Sie da berühren! mit welcher Gewalt mich ſolche Schwärmereyen ergreifen!

Der Fremde. (ſeine Hand faſſend) Freund! hätte ich mich nicht getäuſcht? Hätte ich in Ihnen gefunden, was der Ruf mich hoffen ließ, einen Theilnehmer meines großen Planes?

Paul. Planes? Wie verſtehen Sie das?

Der Fremde. (heimlich und wichtig) So wiſſen Sie denn! ich gehe damit um, eine Colonie von deutſchen Landsleuten auf den Canariſchen Inſeln zu ſtiften.

Paul. (entzückt) O weiter! weiter!

Der Fremde. Ich ſuche Männer, die ſich lebhaft für dieſe Idee intereſſiren. Unglückliche ſuch' ich, muthige, vorurtheilsfreye, verſchwiegene Männer, welche bereit ſind, gleich den Kampfgefährten des Äneas mit ihren Familien und Penaten in einer glücklicheren Zone ein neues Vaterland zu ſuchen.

Paul. O ſchöner Traum! ich bewundre Sie. Fahren Sie fort, mein Freund!

Der Fremde. Ich habe gefunden, was ich ſuchte, (er zieht eine Pergamentrolle hervor)

Sehen Sie da: ein Verzeichniß der Theilnehmer! Sie werden ehrenwerthe Namen darunter finden.

Paul. Was seh' ich? — Schiller, Göthe, Wieland, Herder, und noch so viele, viele Namen, die der Stolz der Deutschen sind? — O herrliche Idee, mit diesen Männern auf den Canarischen Inseln zu leben! Bürger Einer Colonie, Eines Freystaats zu seyn, den solche Geister dachten und gründeten.

Der Fremde. Wären Sie also Willens, in Gesellschaft so interessanter Schicksalsgefährten — ?

Paul. Freund! Sie fragen? Heute noch nehme ich Abschied von Europa.

Der Fremde. (lächelnd) Bravo!

Paul. So fliegt kein Vogel der geöffneten Thür seines Käfigs entgegen, wie ich dem Schiffe, das uns unsrer glücklichen Colonie zuführen wird.

Der Fremde. So bitte ich, dieſen Contrakt zu unterzeichnen, den ich mit dem Amerikaner Perry abgeſchloſſen habe. Binnen vierzehn Tagen beſteigen wir, will's Gott, eine Fregatte, die von Cuxhaven in See geht, und in ein Paar Monaten ſehen wir den Gipfel des majeſtätiſchen Pico am Horizont heraufdämmern.

Paul. (den Contrakt unterſchreibend) Da haben Sie ſchwarz auf weiß.

Der Fremde. O laß Dich — laſſen Sie ſich umarmen, mein Freund! Ja unſre Colonie wird gedeihen: ſo entſtand der Freyſtaat Rom's!

Paul. Kein Staat, kein politiſcher Staat! wir werden eine große glückliche Familie ſeyn.

Der Fremde. Kein Scepter! kein Diadem!

Paul. Unſre Weiſen werden einen Areopag bilden, der uns nach Geſetzen beherſcht,

die das Resultat der geläuteristen Philoso-phie sind.

Der Fremde. Keine Soldaten!

Paul. Keine Abzeichen! keine Titel! keine Orden!

Der Fremde. Kein Adel! keine Priester!

Paul. Keine Finanziers! keine Rechtsgelehrten!

Der Fremde. Keine Kaufleute! keine Wucherer! keine Juden!

Paul. Nur Pflanzer, Winzer, Hirten — reine unverdorbene Naturmenschen.

Der Fremde. (ironisch) Künstler und Dichter.

Paul. Mit Ausschluß der Heldendichter. — Wir werden keine Schlachten, keine Siege zu besingen haben. Nur für den Triumph der Liebe und des Gesanges wird der Lorbeer grünen

Der Fremde. Liebe? —

Paul. Versteht sich, daß auch Frauen zu unsrer Colonie gehören. Denn ohne sie

iſt das Paradies eine märkiſche Sandſteppe.

Der Fremde. Wohl wahr, und unſre Colonie würde gar zu bald ausſterben.

Paul. O mein Freund! wie ſüß iſt's zu träumen!

Der Fremde. Träumen? — Alſo, Sie zweifeln noch? Wohlan! Sie ſollen mit Händen greifen. Heute Abend ſind Sie mein Gaſt auf eine Gartenerhohlung: Sie ſollen unſer liebliches Thal von Teneriffa in einem lebendigen Panorama dargeſtellt ſehen. Hier die Addreſſe meiner Wohnung!

Paul. Gut! ich komme.

Jetzt wurde der Bund durch einen deutſchen Handſchlag bekräftigt, worauf der wunderbare Fremde ihn verließ.

„Ha!“ rief Paul, und machte einen Luftſprung. — „Endlich wird der ſchöne Traum in Erfüllung gehen. Wo ſolche Männer Colonieen gründen, da muß das

Ideal eines Rouſſeau und Ardinghello verwirklicht werden.“

Der Abend erſchien. Paul griff nach Hut und Stock, und ging, der Einladung zu genügen. Das bezeichnete Haus war ein äußerſt geſchmackvolles Landhaus unweit der Stadt, mit einem geräumigen Garten verſehen, den ein Gehölz umſchloß. —

Er klingelte: man öffnete. Grothaus empfing ihn ſehr feierlich, und führte ihn geradeswegs in den Garten. Aber wie erſtaunte er, als er hier den ganzen Zauber der ſüdlichen Natur wahrnahm, wie ſie ſeine Phantaſie nur malen konnte. —

Hier duftete ein goldprangender Orangenhayn, mit dem brennenden Purpur der Granate untermiſcht, der durch das Dunkel des Oliven- und Lorbeerbaums noch erhöhet wurde. Dort mengte ſich in verſchwenderiſcher Fülle die Ananas mit der Melone, und der Weinſtock, mit ſeiner vielfarbigen Traubenpracht, ſchlang ſich an der majeſtä-

tiſchen Ulme empor, während die Cypreſſe ſich dort mit der Myrthe und Roſe vermählte. Eine auserleſene ſüdliche Blumenflor ſchmückte den Boden und würzte die Luft. Ja der That! dies übertraf alle Erwartung. Denn die Kunſt ſchien hier mit der Natur wetteifern zu wollen. Die Gefäße, worin Bäume und Blumen ſich befanden, waren ſo ſorgfältig dem Auge entzogen, daß man in natürlichen Haynen zu luſtwandeln glaubte.

Außerdem waren die Zweige der Bäume mit einer Menge ſüdlicher Vögel, als Papagoyen, Goldfaſanen, Colibri's u. ſ. w. bedeckt, und der ſanfte, ahndungsvolle, ſchwermüthige Geſang der nordiſchen Nachtigall miſchte ſich ſo lieblich mit den helltönenden Akzenten des Canarienvogels, daß das Ganze mit magiſchen Zauberſchlägen auf die Phantaſie wirkte.

Mit Einem Worte: Paul war von dieſem Eindrucke dergeſtalt hingeriſſen, daß er

in der ersten Viertelstunde kaum einen der anwesenden Gäste bemerkte. Plötzlich fühlte er einen derben Schlag auf seine Schulter, und die bekannte prosaische Stimme eines seiner spöttischen Freunde scholl ihm in die Ohren.

„Willkommen auf Teneriffa!" — so redete dieser ihn lachend an. —

„Was ist das? Du hier?" —

„Nun ja" — erwiederte der Freund, — Du erlaubst doch, daß ich mit von der Parthie sey?"

— „Nicht möglich! Du gehörst mit zur Canarischen Colonie? — „Ja doch! sieh Dich nur um! hier sind noch mehrere Leute, die dazu gehören." —

Paul blickte um sich, und mit noch größerem Erstaunen bemerkte er alle jene Freunde hier beysammen, die ihn so oft wegen seiner fixen Idee verspottet hatten.

„Willkommen auf den Canarischen Inseln!" schrieen sie mit Einem Munde. —

Er fing an, Verdacht zu ſchöpfen. Faſt muthmaaßte er, daß Grothaus angeſtiftet ſey, ihn zum Gegenſtande des Gelächters zu machen.

Man nöthigte zu einem frugalen Mal, welches in einer Myrthenlaube veranſtaltet war. Ihm wurde ein Platz neben einer jungen Dame angewieſen. Aber welch ein Entzücken bemächtigte ſich ſeiner, als er in der ſchönen Nachbarin Mathilden erkannte. — Seliges Wiederſehen! Welch ein Engel war dieſe Mathilde geworden! Wie hatten Geſtalt und Geiſt ſich bey ihr entfaltet! und welch ein ganz andres Gefühl ging jetzt aus ihren großen blauen Augen in ſein Herz über, als damals, wie er ſie zuletzt in aufknospender Kindheit ſahe. — Kein Wort mehr von den Canariſchen Inſeln. Süße Erinnerungen der Vergangenheit dämmerten in ſeiner Seele auf, und gaben Stoff zur traulichſten Unterhaltung.

„Fort fort mein Freund!“ ſo unterbrach ihn endlich Grothaus, — „die Colonie iſt reiſefertig. Schweſter Mathilde wird uns begleiten.“ —

„Was?“ — fragte Paul erſtaunt, — „Mathilde Ihre Schweſter? —

„Nicht anders“ verſetzte jener.

„So wären Sie — ? ja bey Gott! er iſt's! — Roſenthal! mein Freund! mein Jugendfreund!“

„Herzlich willkommen, mein Brüderchen!“ erwiederte jener lachend, — „erkennſt Du mich jetzt erſt? Grothaus der Exmaltheſer und Ich waren ja Eine Perſon. Aber nun iſt's keine Zeit zu dergleichen Herzensergießungen. Auf Teneriffa mehr davon! Unſer Schiff iſt ſegelfertig.“ —

„Marſch! marſch!„ riefen die andern, indem ſie ihn fortzerrten.

„Ey was!“ — ſchrie Paul — „mit Euren Canariſchen Inſeln! — Hier, hier ſind die Canariſchen Inſeln. O, ich durchſchaue

Euch endlich. Eure Absicht war, mich von meiner Thorheit zu heilen. Nun, ihr habt's erreicht. Ihr habt einen süßen Wahn durch einen bey weitem süßeren gestört! Ach! jetzt erst erkenn' ich's: überall sind die Canarischen Inseln, wo man liebt."

— „Aha!" — riefen die andern neckend: „gefällt's ihm nun im Norden?"

Man lachte herzlich über seine plötzliche Bekehrung, und er ergriff die Parthie, mitzulachen. In Mathildens Augen sprach etwas, das ihm mehr als Tempe und Elysium verhieß.

Ach! was sind unsre Ideale! — bunte Seifenblasen, die der nächste Hauch zerstört.

VII.

Vorſchlag zur Errichtung einer Maulheldenlegion.

Es iſt bekannt, daß die Helden ſich in Fauſt- und Maulhelden eintheilen.

Die erſten machen wenig Worte, deſto beſſer aber ſchlagen ſie zu, wenn's zum Klappen kommt. Solche Fauſthelden waren unſre nervigten Vorfahren, und, gottlob! unſer Vaterland iſt auch jetzt noch nicht arm daran. Leider aber werden ſie oft von den Maul- oder Zungenhelden überſchrien.

Bey dieſen nemlich ſitzt der nervus und die Heldenkraft in der Gurgel, weshalb man den veralteten Ausdruck: Kriegsgurgeln, ausſchließlich auf ſie anwenden ſollte. Dieſe Maulhelden taugen daher wenig zum Zuſchlagen, deſto beſſer aber könnte ihr Talent auf eine andre Art benutzt werden. Denn es kommt in der Welt, beſonders im Kriege, gar viel darau an, daß jedes an ſeiner rechten Stelle ſtehe.

Man ſollte nemlich aus dieſen Maulhelden eine eigne Legion errichten.

Ihr Exerzitium müßte darin beſtehen, daß ſie zu gleicher Zeit ein furchtbares Gebrüll oder Hurrahgeſchrey erhöben. — Die Kriegsgeſchichte beweiſet, wie oftmals ein wohlangebrachtes Gelächter den angreifenden Feind außer Faſſung gebracht oder verblüfft hat. Wieviel größer muß die Wirkung ſolcher Maulſchlünde ſeyn, wenn ſie, gleich einer maskirten Batterie von Feuerſchlünden, im entſcheidenden Momente ge-

gen den unvorbereiteten Gegner gerichtet werden!

Einzelne Rotten ſolcher Maulhelden könnten auch hin und wieder unter die Fauſthelden vertheilt werden. Denn Klappern gehört zum Handwerk, und auch bey'm Kriegshandwerke kommt es darauf an, daß man mehr Geſchrey von ſich mache, als dahinter iſt, und die Lücken und ſchwachen Punkte damit auszufüllen ſuche.

Der Haupteffekt aber hinge von der Generalmaulſalve ab, und wie in der Ouverture zu einer heroiſchen Oper die Pauken, Hörner und Poſaunen den eigentlichen Knalleffekt hervorbringen, und oft bis zu Ende geſpart werden, ſo müßte auch dieſe Generalmaulſalve für den Moment vorbehalten bleiben, wenn die Cataſtrophe der Schlacht ſich nahet, das heißt, wenn alle Streitkräfte in voller Gegenwirkung ſind, und es nun darauf ankommt, durch

irgend ein Blendwerk von Verstärkung ein plötzliches panisches oder spanisches Schrecken unter den Feinden zu verbreiten.

VIII.

Curiose und höchsterbauliche Fata einer reisenden Dorfgesellschaft.

I.

Die Honoratioren des Dorfes Liebenau vereinigen sich in einem kühnen Reiseplan. Veranlassung dazu. Fest in der Residenz.

Schon seit Jahr und Tag hatte Lieschen ihren Vater, den Oberamtmann Kieſel, mit der Bitte bestürmt, sie endlich ein-

mal die Herrlichkeiten der Reſidenz ſehen zu laſſen, wobey ſie von der Mutter redlich unterſtützt wurde. Der Vater wußte jedoch die Zudringlichen jedesmal auf einen gelegneren Zeitpunkt zu vertröſten. Jetzt endlich konnte er dem Chok ihrer vereinigten Beredſamkeit nicht länger widerſtehen.

Die Zeitungen des Jahres 1797 kündigten nemlich ein Feſt an, welches die Hauptſtadt zum Centralpunkte aller Neugierigen machte, die aus den entfernteſten Winkeln des Reichs herbeyſtrömten.

Den erſten des Monats July ſollte die Vermählung des Fürſten mit der liebenswürdigen Prinzeſſin . . . vollzogen werden. Der pathetiſche Artikel der Hofzeitung war voll von den Illuminationen, Feuerwerken, Aufzügen und Maskeraden, wodurch dieſes Volksfeſt verherrlicht werden ſollte. Unter andern kündigte er einen äußerſt glänzenden Aufzug an, den die Elegants der Iſraelitiſchen Colonie in Muhamedaniſcher Tracht

zu beſten geben würden, und eine Luftfahrt, wodurch der berühmte franzöſiſche Aronaut Monsieur Rossignol, in Begleitung des großen Phyſiologen, Profeſſors Schwallmann, den Glanz des Feſtes erhöhen würde.

Unter den vielen hohen Fremden prangte der glorreiche Name des Feldmarſchalls Suwarow, welcher, dem Vernehmen nach, als außerordentlicher Abgeſandter des Selbſtherrſchers aller Reußen, ſo eben angelangt war.

Dieſer Zeitungsartikel, deſſen Wirkung der paſtor loci Salbaderius mit ſeiner ſonoren Canzelſtimme noch um ein beträchtliches zu verſtärken wußte, wirkte mit einer unwiderſtehlichen Gewalt auf die bey dem Oberamtmann ſo eben verſammelten Honoratioren des Dorfes Liebenau, beſonders aber auf Lieschen, welche nun nicht eher ruhete, als bis ſie die ganze Liebenauiſche Freundſchaft gegen den hartherzigen Vater in Aufſtand gebracht hatte.

Alle, mit Einſchluß des vieljährigen Hausfreundes und Grenznachbarn Herrn von Schlammersdorf, vereinigten ſich zu einem Haupt- und Generalſturm auf des Alten Herz, und ſein Unſtern wollte, daß juſt der Oberförſter Korn hereintreten mußte, ein Mann wie ein Kernſchuß, deſſen Kugeln und Worte jederzeit den Knopf trafen. Kaum hatte dieſer die Urſache des Streites erfahren, als er ſich an das Belagerungscorps anſchloß, und nun war es um den armen Oberamtmann geſchehen. Denn der Weidmann, der, es koſte was es wolle, den General Suwarow ſehen mußte, ſchoß ſogleich Breſche, indem er einen Hundsvott darauf ſetzte, wenn der Alte diesmal nicht ja ſage. —

2.

Gelehrte Dissertation des Landpredigers Tobaderius während der Fahrt durch die Liebenauische Sandwüste. Exclamationen und entsetzliches Traumgesicht des darüber entschlummerten Landjunkers.

So war also das große Vorhaben zum Entschluß, und der Entschluß, was bey uns ehrlichen Deutschen viel sagen will, binnen vier und zwanzig Stunden zur That gereift. Mit einem Worte: die Liebenauische Freundschaft befand sich, eh' sie sich's selbst versahe, auf dem Wege nach der Residenz, und wenn Lieschen auch diesmal von ihren Herrlichkeiten nichts zu sehen bekommt, so liegt die Schuld gewiß weder an dem unzerbrechlichen Erndtewagen, in welchem die Gesellschaft eingepökelt ist, noch an den vier

braunen Elephanten, die vorgespannt sind, noch an dem schnurrbärtigen Konrad, dem geübtesten Wagenlenker in und um Liebenau, sondern an dem unendlichen Sandmeer, welches sie so eben pflügten.

Kaum hatte Pastor Salbaderius von dem Gipfel seines Strohsackes herab, die gelehrte Dissertation über die Erfindung des Luftballes durch den Franzmann Montefolgierium und über die Natur und Beschaffenheit des Oxygen und Hydrogen beendiget, auch einige historische Randglossen hinzugefügt über das Schicksal des Icari und des gottlosen Grafen Zambeccarii, und kaum war die ganze Reisegesellschaft darüber eingeschlafen, als sie plötzlich durch ein Angst- und Nothgeschrey des Landjunkers von Schlammersdorf geweckt wurde — „Huhu! welch ein Abgrund! Prr! Prr! O Herr Je! ich breche ja Arm und Bein.“ — So schrie der gute Landjunker, von einem schrecklichen Traumgesichte geängstigt, und drückte den

neben ihm ſitzenden Paſtor Salbaderius mit Inbrunſt an ſeinen Schmeerbauch.

„Domine!“ repligirte dieſer, indem er erſchrocken des Schläfers Arm faßte. „He da! Nachbar! was Teufel ficht ihn denn an?“ — donnerte ihm gegenüberſitzend der Oberamtmann, und rüttelte ihn unſanft an den Schultern. — „hihihi!“ — kicherte Liechen, die ſich ſchon lange an den Capriolen des ſchlafenden Landjunkers ergötzt hatte. Der Amtsſchreiber Nickhold aber, der vorne neben dem Kutſcher Konrad ſaß, und ſich gleichfalls den ſüßen Einwirkungen des Morpheus überlaſſen hatte, ſchrie Prr! Prr! und faßte den Zügel.

„O weh o weh!“ klagte der erwachende Landjunker, und befühlte mit Äußerungen des heftigſten Schmerzes ſeine wohlgepolſterten Gliedmaſſen. — „Da haben wir's! Arm und Bein gebrochen“ —

„Aber zum Kukuk! was ſchnackt ihr denn da?“ entgegnete der Oberamtmann, —

„beſinnt euch doch! ihr ſitzt ja wohlbehalten neben uns.“

Mit vieler Mühe wurde Herr v. Schlammersdorf endlich zur Beſinnung gebracht, und begann nun nach einem ſchweren Seufzer, die Erzählung ſeiner eingebildeten Leiden.

Der gute Landjunker war nemlich, was man bey der Schwerfälligkeit ſeines Leichnams kaum vermuthet hätte, ein Mann von ungewöhnlich regſamer Einbildungskraft. Wenn er zum Beyſpiel von Gefechten, Kanonaden, Feuersbrünſten, Schiffbrüchen und ähnlichen Schreckensſcenen hörte, ſo konnte er ſich das Mordſpektakel mit dem Pinſel eines Höllen-Breughel ausmalen, ſo daß ihm nicht ſelten bey Erzählungen der Art vor Grauſen die Haare zu Berge ſtanden. Unter andern las er einſtmals von einem dicken Major aus ſeiner Familie, dem ein Stück Bley unverſchämterweiſe durch den Bauch gefahren war,

an welchem er einige Tage darauf unter unsäglichen Schmerzen den Geist aufgeben mußte. Plötzlich wurde der gute Landjunker von einem wüthenden Magenkrampf und Leibschneiden befallen, krümmte sich wie ein Wurm, ließ seinen Bauch mit zehnfachen Tüchern und warmen Umschlägen umhüllen, kurz er fühlte den Schuß, den sein Vetter der Major erhalten hatte, mehrere Wochen lang in seinen eignen Eingeweiden.

Und daher kam es denn auch, daß er bey des Pastors schauderhafter Erzählung von dem Schicksale des Icari und Grafen Zambeccarii, welche er im sogenanten Druſſel oder Halbschlummer hörte, in die schrecklichste Seelenangst gerieth. Seine geschäftige Einbildungskraft, auf welche der fast scheitelrechte Stand der Sonne wie ein Brennspiegel auf den Salpeterschwamm wirkte, brachte ihm alle Schrecknisse einer solchen Luftfahrt so lebendig vor Augen, daß

ihm endlich dünkte, als wenn er ſelbſt in der Luft herumkutſchire, und plötzlich mit dem zerbrechlichen Fuhrwerke herabſtürze.

3.

Der Oberförſter Korn liefert ein Gegenſtück zu des Landjunkers Traum, bey welcher Gelegenheit er zugleich ſeinen Beruf zum Feldherrn verräth. — Empfindungen, welche in Lieschens Seele bey dem Anblick der fernen Reſidenzſtadt erwachen.

Das alſo war die Urſach der ſeltſamen Exklamationen, womit der Landjunker die gelehrte Abhandlung des Paſtor Salbaderius unterbrach. — Nachdem er nun die Reiſegefährten durch die Erzählung ſeines Traumes zufrieden geſtellt hatte, begann der Oberförſter, welcher auf das Geſchrey des

Landjunkers mit ſeinem Grauſchimmel herbeygeſprengt war, alſo: „Schnurrig! — ſtellt Euch vor! mir hat in der vergangenen Nacht gar geträumet, ich wäre der Feldmarſchall Suwarow, und commandirte den Sturm von Oczakow. — Hu! da ging's an ein Schlachten und Würgen! 50 000 Türken ließ ich mit eigner Hand über die Klinge ſpringen.“

„Ey ey!“ verſetzte der bedächtige Amtsſchreiber, — „ſollten ſothane Träume nicht unmaaßgeblich etwas zu bedeuten haben, mein Herr Prediger?“

Der Prediger aber räusperte ſich und ſprach: „Dergleichen Phantasmata Phantome oder Traumgeſichte, meine Lieben! ſind gleichſam eine innere Warnungeſtimme, wodurch Gott der Herr das Gemüth der ſündigen Menſchenkinder vor den Eingebungen des Hochmuths bewahren, und in Demuth erhalten will.“

„Possen!“ versetzte der Oberförster. — „Mein Lebtage ist mir der Hochmuth nicht in den Sinn gekommen, eine Armee zu commandiren.“ — Hiermit sagte jedoch der gute Weidmann mehr, als er vor dem Richterstuhl der Wahrheit verantworten konnte. Denn in ganz Liebenau war es bekannt, daß es zu seinen schwachen oder starken Seiten gehörte, große Schlacht-Dispositionen zu entwerfen, und, zumal wenn der Geist des Bachus in ihn fuhr, die Stellungen und Bewegungen der Armeen mit Pomak auf's Tischtuch zu malen, wobey seine Alte oft vor Aerger platzen wollte.

Ob übrigens die unmaaßgebliche Vermuthung des Amtsschreibers, sothane Träume könnten vielleicht etwas zu bedeuten haben, sich bestätigen werde, dies wird die Folge lehren.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichte man endlich den Gipfel einer Anhöhe, und plötzlich sahe man die Hauptstadt

in neblichter Ferne vor ſich liegen. — „Ah!“ riefen alle mit Einem Munde, und als ob die Pferde ihr Erſtaunen theilten, blieb der Wagen eine Minute wie angewurzelt ſtehen, bis Konrad, den nichts in der Welt aus ſeiner Seelenruhe bringen konnte, die faulen Beſtien durch ein lautes Hahi! anfeuerte.

„Da da da!“ rief Lieschen, indem ſie ihren runden ſchneeweißen Arm nach der glänzenden Erſcheinung ausſtreckte. Doch weiter konnte ſie nichts hervorbringen.

„So mir recht iſt,“ begann Paſtor Salbaderius und bewaffnete ſein Auge mit dem Dollondiſchen Fernrohr, welches er ſtets bey der Hand hatte, um auch die entfernten Schönheiten der bezaubernden Sandwüſte zu analyſiren, „ſo mir recht iſt, dürfte jener bunte Gegenſtand, allbereits die Hauptſtadt mit ihren majeſtätiſchen Thürmen und Pallaſten ſeyn.“

„O wie herrlich! o wie prächtig!“ rief Lieschen, und ihre großen blauen Augen ſchwammen in dem Meere ſeliger Anſchauung, mit ſolchem Zauber wirkte der Anblick dieſer in Sonnenglanz getauchten Kunſtſchöpfung auf das kindliche Gemüth des unſchuldigen Landmädchens.

O ihr! die ihr verdammt ſeyd, in der Hauptſtadt, dieſem großen glänzenden Kerker, dieſem weiten Cloak der Laſter, euer Leben zuzubringen: ihr kennt das Gefühl nicht, womit der erſte Anblick derſelben das Herz eines Naturmenſchen entzündet, der ihre Herrlichkeiten nur vom Hörenſagen kennt. Es iſt daſſelbe Gefühl, mit welchem das Kind die ſchimmernden Couliſſen anſtaunt, welche der Vorhang ſo lange ſeinen Augen barg.

Ach! möchte es doch nie von der Neugierde verſucht werden, zu ſehen, was hinter dieſen Couliſſen vorgeht, wie ganz

anders ſich dieſe buntbeklecksten Wände, dieſe geſchminkten Theaterhelden in der Nähe ausnehmen. Ach! möchtet ihr nie erfahren, ihr gutmüthigen Landleute! wie dieſe im romantiſchen Fernſchimmer ſtralende Stadt durch ſchmutzige Laſter und Gebrechen entſtellt wird. —

Kehr' um, ehrlicher Konrad! noch iſt die ſüße Täuſchung nicht zerſtört. — Doch nein! Lieschen will und muß einmal die Herrlichkeiten der Reſidenz ſehen, alſo vorwärts!

4.

Die Dorfgeſellſchaft zieht in die Reſidenz ein. Ankunft in dem Gaſthofe zum goldnen Hirſch. Der Landprediger empfiehlt ſeine Heerde der Obhut des Höchſten.

Sie langten endlich in dem Innern der neuen Welt an. Nichts von den unpoeti-

tiſchen Viſitationen und Inquiſitionen am Thore. Wenn etwas geeignet iſt, ſchon beym erſten Eintritt in die Stadt die angenehme Erwartung zu zerſtören, ſo iſt es der zähnefletſchende Cerberus, welcher die Schwelle bewacht, und dem argloſen Ankömmling ſein rauhes: wer ſeyd ihr? was wollt ihr? was bringt ihr? entgegenbellt. — Doch der weltkluge Amtsſchreiber, der die impulſive und beſänftigende Kraft des Metalls ſchon ex praxi kannte, wußte das knurrende Ungethüm durch ein feinappligirtes Viergroſchenſtück zahm zu machen, und ſo fuhr man denn wohlbehalten vor dieſem Stein des Anſtoßes vorüber.

„Heda Landsmann! wo iſt das Wirthshaus zum goldnen Hirſch?“ ſchrie der Oberförſter einen Jägerſoldaten an, zu dem er wegen der grünen Farbe eine augenblickliche Zuneigung faßte —

„Hier rechts um die Ecke, und dann der Naſe nach!“

So kamen sie endlich in dem Hafen der Ruhe an, und wurden in einem Hinterstübchen einquartirt, weil der Gasthof bereits mit fremden Herrschaften vollgepfropft war. — Müde gequetscht und zerrüttelt von dem unendlichen Stempflaster, welches dem guten Landjunker oft ein lautes Ach und Weh ausgepreßt hatte, sank er in den weichen Schooß eines Polsterstuhls nieder, der ihm seine offnen Arme liebevoll entgegenstreckte. Und da wollen wir den lieben Mann vor der Hand ruhen lassen, bis Lieschen ihren neuen Kleiderschmuck ausgepackt hat, dessen Wirkung sie heute zum ersten Mal an den Großstädtern versuchen will, und bis der Oberförster seine neue Büchsen ausgeräumt hat, die er unterwegs bereits mit gutem Erfolg an einem Trappenvolk versuchte. —

„Jetzt meine Lieben!“ — so hub endlich der Pastor Salbaderius an, nachdem er seinen zerdrückten dreyeckigen Hut, seinen be-

ſtaubten Amtsrock mit den unendlichen Rockſchößen, item ſeine ſchwarzſammtene Hoſen ſäuberlich gebürſtet, ſeine ziegelrothe Perücke gepudert, und ſeinen etwas in Unordnung gerathenen Außenmenſchen wiederhergeſtellt hatte, (denn ſeinen inneren Menſchen vermochten keine Stöße und Schläge des Schickſals aus der Ordnung zu bringen.) — „Jetzt, meine Lieben! will ich mich vor allen Dingen auf den Weg machen, um die Kirchen hieſiger Reſidenzien in Augenſchein zu nehmen, wobey ich zugleich mit Hülfe des Küſters prüfen, verſuchen und erforſchen werde, waßmaßen ſich meine Tanzelreden ausnehmen, und welchen effectum declamatorium ſolche hervorbringen und erreichen werden, in denen geräumigen Gotteshäuſern hieſelbſt. — Unterdeſſen übergebe und empfehle ich euch meine Lieben! der Obhut des Höchſten. Er möge euch ſchirmen, leiten und beſchützen auf allen euren Tritten, Schritten, Stegen und Wegen!“

„Was Kukuk, Prieſter!“ unterbrach ihn der Oberförſter, — „ſeyd ihr ein Hirt, und wollt eure Heerde verlaſſen?“

„Meine Wege ſind nicht eure Wege“ entgegnete der fromme Liebenauiſche Seelenhirt, ſegnete ſeine geliebten Schaafe, und verließ das Zimmer.

Auch wir, geliebte Leſer! wollen die Dorfgeſellſchaft vor der Hand im Stiche laſſen, und auf den Paradeplatz vorauseilen.

5.

Beſchreibung der Anſtalten zur Feier des Feſtes. — Der Paradeplatz. — Die Ehrenpforte. — Der Luftball und der Aeronaut Rossignol. — Der Landjunker, der Oberförſter und Lieschen erſcheinen auf dem Ballonplatze.

Hier hat die Erwartung des großen Volksfeſtes bereits eine ungeheure Menſchenmaſſe verſammlet. Das erſte, was ſich unſern Blicken darſtellt, iſt die majeſtätiſche Ehrenpforte, deren der Redakteur der Hofzeitung gleichfalls rühmend gedachte. Durch dieſes zerbrechliche Thor, ein wahres Bild der Vergänglichkeit menſchlicher Glorie, wird der enthuſiaſtiſch geliebte Landesvater mit der ſchönen Braut einen feierlichen Durch-

zug halten, wenn es zur Trauung in die Domkirche geht. In der Mitte des Platzes ſehen wir den erſten Aeronauten von Frankreich, Monsieur Rossignol, mit der Füllung ſeines ungewöhnlich großen Luftballes beſchäftigt. Doch bis jetzt vermiſſen wir noch den berühmten Phyſiologen, Profeſſor Schwallmann, welcher, dem Vernehmen nach, die Luftreiſe mitmachen wird, und hören mit Bedauern, daß ihn ein plötzlicher Schwindel eine nicht ungewöhnliche Profeſſorenkrankheit befallen habe. —

Ziehen wir jetzt unſre Ferngläſer hervor, um das bunte Gemiſch der Volksgruppe zu analyſiren. — Welch eine Muſterkarte von Uniformen aller Art! welch eine Flora von reizenden Kindern! wer möchte hier nicht der Linné ſeyn? — Betrachten wir jene Sonnenblumen, wie ſie ihre Köpfe drehen, — und wonach? — Nach den Treſſen der muntern Offizierchen, die dort eben in den Kreis hüpfen. — Allmächtiger Zauber einer

Uniform! — Zieht einem Pavian eine Uniform an, und ſtellt einen nackten Apollo daneben! Wer von beyden wird die Blicke der Welt auf ſich ziehen? Welchem von beyden werden die Narren und die Weiſen huldigen? — Dem Pavian! —

Doch welch ein durchdringendes Gelächter ſchlägt plötzlich an unſer Ohr? — Sieh da! unſre lieben Landleute! — ſo eben traten ſie in den, durch eine Barriere umſchloſſenen Kreis. Ein junger Herr führt Lieschen am Arme.

Bey Gott, friſches rundes Landmädchen! in dieſem kattunenen Kleide, worauf die ganze Blumenleſe der Liebenauiſchen Flur, Vergißmeinnicht, Cyane, Feldnelke und Gänſeblume prangt, biſt du unwiderſtehlich.

Nicht minder Du, ehrlicher Oberförſter! mit deiner prunkenden Bräutigamsweſte, worauf ſich die geſchmackvolle Stickerey einer Wildenſchweinsjagd darſtellt. — Aber

wo habt ihr den Oberamtmann und den Amtsschreiber gelassen? — Antwort: in dem Gasthof zum goldnen Hirsch.

Ein schadenfroher Zufall wollte nemlich, daß der umständliche und amtliche Bericht über die zeitige Rindviehseuche im Amte Liebenau, welchen der Amtsschreiber zur unterthänigen Einreichung bey der Cammer in seine Rocktasche gesteckt hatte, bey'm Heraustreten aus dem Wirthshause in den Rinnstein fiel, und zum größten Verdruß der geplagten Männer nochmals abgeschrieben werden mußte. Um diese langwierige Arbeit zu wiederholen, waren sie daher in ihr Quartier zurückgeeilet, während sie die Reisegefährten vorausgehen hießen. — Lassen wir sie also in Ruhe schreiben, um unser Lieschen nicht aus den Augen zu verlieren, welche sonst leicht der Wachsamkeit des Oberförsters entgehen könnte, um von dem jungen Herrn, der sich an sie gemacht hat, auf Abwege geführt zu werden.

6.

Ein junger Herr verſucht Lieschen auf Abwege zu leiten. — Scharfblick und weiſe Vorkehrungen des Oberförſters. — Jeremiaden und Verzweiflung des wohlbeleibten Landjunkers bey dem furchtbaren Volksgedränge, und bey 18 Grad Reaumur.

Und wer war dieſer junge Herr? Wer anders, als einer von jenen Wüſtlingen der Hauptſtadt, welche jedes unbefangene Kind, das ihnen in den Wurf kommt, ohne Umſtände für eine gute Priſe erklären, und nicht eher ruhen, als bis ſie es an dem Schlepptau der Verführung in ihre Räuberbucht gezogen haben. —

Lieschen ſehen, und von den friſchen Roſen ihrer Wangen, von der üppigen Jugendfülle

ihrer Geſtalt bezaubert werden, das war das Werk Eines Moments, und ſogleich war der Entſchluß gefaßt, ſich an ſie zu drängen, ſich ihr zum Führer durch das Labyrinth des Volksgewühls anzubiethen. Arglos, wie dieſe Naturmenſchen es von Grund aus waren, nahmen ſie ſeine ſcheinbare Gutmüthigkeit für baare Münze. Doch bald bemerkte der Luchsäugige Oberförſter einige verdächtige Bewegungen, die der junge Menſch machte, um Lieschen abſeiten zu führen. — „Warte Wilddieb!“ dachte er bey ſich, — „du willſt mir mit dem Mädel durch die Lappen gehen, — oho! dich will ich auf's Korn nehmen!“

„Heda Landsmann!“ rief er ihm zu — „hier wollen wir vor der Hand Poſto faſſen.“

„Bon!“ — erwiederte der junge Schnapphahn — „zwar hoffte ich für Mademoiselle noch einen Sitzplatz zu bekommen. — “ —

„Schönen Dank!“ verſetzte der Weidmann.

„Gewiß meine Herrſchaften!“ fuhr der junge Herr fort, und ſahe dabey Lieschen ſchelmiſch in die umherrollenden Augen, — „ich weiß mir viel damit, daß es mir vermöge meiner Verbindungen gelungen iſt, Sie mitten durch das Volksgedränge dem Aroſtatiſchen Schauplatz ſo nahe zu bringen.“ — Lieschen dankte mit Herzlichkeit, Ach! ſie wußte nicht, daß ihm der Schelm im Nacken ſaß. —

Doch lange Zeit blieb ſein Bemühen, die Falkenaugen des Oberförſters zu täuſchen, vergebens. Er beſchloß daher, methodiſch zu Werke zu gehen, und vor allen Dingen ſich in dem Vertrauen der beyden Landeſel, wie er dergleichen Leute zu nennen pflegte, erſt recht zu befeſtigen. Zu dem Ende ließ er ſich in ein freundliches Geſpräch mit ih-

nen ein, ſprach mit Begeiſterung von den Freuden des Landlebens und beſonders der Jagd. So gelang es ihm nach und nach, den ehrlichen Oberförſter dergeſtalt zu täuſchen, daß dieſer ſchier geneigt war, ſein Mißtrauen für Liebloſigkeit zu erklären. — Aber dadurch war noch nichts gewonnen. Der Amtmann hatte die Tochter ſeinen beyden Reiſegefährten auf die Seele gebunden, und ſie wichen daher nicht von ihrer Seite. —

Plötzlich aber wandelte dem Herrn von Schlammersdorf eine ſolche Müdigkeit und Schlafſucht an, daß er ſich kaum länger auf den Beinen erhalten konnte. — „Ach du mein himmliſcher Vater!“ ſo hub er ächzend und puſtend an, indem er ſich den Schweiß mit dem Rockſchooß von der Stirn wiſchte, — „wer doch zu Hauſe auf ſeinem Armſtuhl ſitzen könnte! — Wär' es denn nicht möglich, Mußje! für Geld und gute Worte einen Sitzplatz zu bekommen? Mein Lebtage habe ich das meinen Füßen nicht

gebothen. Und dann die ausnehmende Hitze und die unzähligen Stöße, die ich links und rechts bekommen habe. Ein fataler Kerl, ich glaube, es war ein Schneider, hat mir mit seinem nadelspitzen Ellenbogen etliche recht malitiöse Stöße in die Seite versetzt.“

Der junge Herr, wie sehr er geneigt war, sich für die Gesellschaft zu sakrifiziren, erinnerte an die Unmöglichkeit einen Sitzplatz zu bekommen.

7.

Welch einen originellen Plan der junge Springinsfeld ausgeheckt, um sich der überlästigen Aufpasser zu entledigen, und wie es ihm gelingt, den schwerfälligen Landjunker in einen Luftschiffer zu verwandeln.

„Ich glaube gar, die Luftfahrt steckt euch noch in den Gliedern,“ — sagte der Ober-

förſter zu dem Landjunker. — „Die Luftfahrt?“ fragte Zeiſig, denn ſo hieß der junge Herr. —

„Nun ja“ — verſetzte Lieschen, — „unterwegs hat ihm geträumt, er kutſchire in der Luft herum, — hahaha! — und der Oberförſter iſt im Traume gar der Feldmarſchall Suwarow geweſen.“ —.

Es iſt die Art der Genies, daß oft eine leiſe Anſpielung, ein hingeworfener Einfall in ihrem Gehirn der Saame großer Ideen wird. So war es auch mit unſerm Zeiſig der Fall.

„Was Tauſend!“ — ſo ſagte er zu ſich ſelbſt. „da geht mir mit Einemmal ein Licht auf. „Wie, wenn es mir glückte, ihre Träume zu verwirklichen? Wie, wenn ich den einen in die Luft ſchickte, während ich den andern zum Feldmarſchall mache. — Es wäre auf jeden Fall ein Spaß zum Todtlachen. — Zugleich würde ich der läſtigen

Begleiter loß, und die dadurch entſtehende Verwirrung könnte ich benutzen, um mit dem hübſchen Kinde zu entkommen," — Kaum hatte er den Gedanken ausgedacht, als er auch ſchon zur Ausführung eilte.

„Eh bien, mon Ami!" — ſo flüſterte er dem juſt vorbeyeilenden Aeronauten zu, der während deſſen mit der Füllung ſeines Ballons zu Stande gekommen war, — „wo bleibt ihr Compagnon, der Profeſſor Schwallmann?"

— „Ventre gris!" — antwortete der Luftſchiffer, — „der Ballon iß ſie gefüllt ſeit einer Stundeviertel: mais Monsieur le professeur aben der Courage in die Oſe. — Que faire? Ik marſchir ſogleik ab tout seul mit meiner Ballon."

— „Iſt es Ihnen gleichviel, welchen Profeſſor Sie mitnehmen, ſo will ich Ihnen einen andern vorſtellen, der ſogleich bereit iſt, Sie bey ihrer Expedition zu begleiten,

verſteht ſich mit Übernahme der halben Unkoſten. Es iſt der Profeſſor von Schlammersdorf. Aber er hat ein wenig Embonpoint,"

— „Schaden nix," — entgegnete der erſte Aeronaut von Frankreich, der unſern Zeiſig als den Sohn eines reichen Banquiers kannte, und Vertrauen zu ihm hatte. — „Schaden nix! — laß Sie kommen Monsieur le professeur de Slammerdorp. Meiner Ballon iß ſie der größte in ganz Europa, und genug ſtark, ſu tragen eine Hochs durk der Luft. Laß Sie kommen Monsieur le professeur — mais tout de suite!" —

„Bon!" — ſagte Zeiſig, und ſprang zu ſeinen Geſellſchaftern zurück.

„Kommen Sie Herr von Schlammersdorf!" — ſo raunte er dem Landjunker zu, indem der Oberförſter und Lieschen ſich eben nach einem Bekannten umſahen, — „ich

habe Rath für Sie geſchafft. Hier in der Nähe iſt ein Herr, der Ihnen ſeinen Sitzplatz abtreten will.“

— „Ach der brave Mann!“ erwiederte der entzückte Landjunker, — „wieviel Dank bin ich ihm ſchuldig.“ —

„Aber wenn ich bitten darf,“ — ſagte Zeiſig, — „drücken Sie den Hut recht tief in die Augen! ſo mein Schatz! verſtehen Sie wohl? Der Herr hat die ſonderbare Grille, daß er keine blauen Augen leiden kann.„ —

„Hahaha! das nenn' ich mir eine ſonderbare Grille!“ erwiederte der argloſe Landjunker, und drückte den Hut noch tiefer in's Geſicht, indem er ſich der Führung Zeiſigs überließ, der ihn richtig — dem Luftball zuführte.

„Voila le professeur!“ ſo ſagte er zum Luftſchiffer, indem er ihm den Landjunker vorſtellte.

„Bon!“ erwiederte Rossignol, ſchättelte jedoch über die unerwartete Corpulenz des Reiſegefährten bedenklich den Kopf. — Zeiſig, der wohl einſahe, daß der Aeronaut den Betrug merken würde, hielt es für rathſamer, ihn in ſeinen Plan einzuweihen, und gewann ihn augenblicklich dafür, indem er alle Verantwortung auf ſich nahm.

Hierauf halfen beyde dem Landjunker nicht ohne Schwierigkeit in die Gondel. Zeiſigs größte Beſorgniß war, die Polizey möchte ihm im entſcheidenden Augenblicke einen Queerſtrich machen, aber glücklicherweiſe hatte ſie auch diesmal ihre Augen nicht da, wo ſie ſie gerade haben ſollte.

— „Angenehme Ruhe, Herr v. Schlammersdorf!“ rief Zeiſig. — „Dank! Dank!“ ſtammelte der gerührte Landjunker.

Jetzt gab der Aeronaut ſeinen Handlangern einen Wink, und — aufſchwebte der Ballon.

— „Glückliche Reiſe, Herr von Schlam-

nersdorf!“ rief der Galgenstrick, und lachte triumphirend in's Fäustchen. Der Landjunker aber, erschrocken über die plötzliche Bewegung, schob den Hut in die Höhe. Hilf Himmel! welch ein Entsetzen bemeisterte sich des armen Mannes, als er sich in der aufschwebenden Luftkutsche wahrnahm. „Halt! halt! Per! Per! o Herr Jemine!“ so kreischte er, indem er sich wie ein Stachelschwein zusammendrückte.

„Nix halt halt! Allon, Courage!“ erwiederte Rossignol, und schwenkte seinen Hut gegen das Publikum.

8.

Entsetzen und Wehklagen des Landjunkers, wie er seinen Traum in Erfüllung gehen sieht. Ungemeine Sensation, welche dieses Ereigniß unter den Zuschauern hervorbringt.

Wer beschreibt das unmäßige Gelächter, welches sich bey dem Anblick dieses unsrey-

willigen Luftſchiffers unter den Zuſchauern erhob, und wer das Erſtaunen des Oberförſters und des Landmädchens, als ſie den Reiſegefährten in der aufſteigenden Luftkutſche erblickten! —

Denn dieſen Augenblick erſt, wurden ſie durch ſein Noth- und Hülfegeſchrey, und durch das Gelächter des Volks auf den Vorgang aufmerkſam gemacht. Der Zufall wollte nemlich, wie wir ſchon oben andeuteten, daß ſie kurz vorher eines alten Bekannten, des Lehnſchulzen Pietſch aus Langenthal gewahr'en, mit welchem ſie nach vielen herzlichen Begrüßungen, eine ſo lebhafte Unterhaltung anſponnen, daß ſie alles übrige darüber vergaßen.

„Millionen Schock Teufel! da fliegt er! Heda Nachbar Schlammersdorf! na ſo muß der Donner drein ſchlagen!“ ſo ſchrie der Oberförſter. — „Ach Herr Jemine Herr v. Schlammersdorf!“ intonirte Lieschen mit

ihrer hellen Diskantſtimme, und ſtreckte ihre runden Arme nach ihm aus. — Durch dieſe Exklamationen wurde das Zwerchfell der Zuſchauer noch gewaltiger ſtimulirt, und alle ſchworen, daß der Spaß zum tollwerden ſey.

Armer, beklagenswerther Landjunker! was haſt Du verbrochen, daß das hämiſche Schickſal dir ſo arg mitſpielt? Warum mußt gerade Du, den unter Millionen Menſchenkindern die Natur am allerwenigſten für das bodenloſe Element beſtimmte, zum Vogel werden? Iſt denn keine Gottheit, zu deren Ohren dein Nothgeſchrey dringe? Nein! du ſollſt wider Willen die gefahrvolle Expedition mitmachen. So will es der grauſame Rossignol, ſo will es das verhängnißvolle Schickſal, welches ſich in jenem prophetiſchen Traume dir verkündigte. Alſo ergieb dich in dein Schickſal.

„Und nun ſage mir noch ein Menſchenkind,“

brummte der Oberforſter in den Bart, indem er die Arme in einander ſchlug, — „daß Träume aus dem Magen, und nicht ſchnurgerade vom Himmel kommen.“

Ach, guter Oberförſter! wüßteſt du, was auch Dir bevorſteht. Denn ſchon iſt der Dämon der Argliſt beſchäftigt, dir gleichfalls eine Grube zu graben.

9.

Zeiſig ſchickt ſich zur Ausführung ſeines zweyten Planes an. Der Oberförſter wird wider Willen zum Feldmarſchall gemacht, und iſt gezwungen, die Huldigungen eines enthuſiasmirten Haufens anzunehmen. Dem Verdienſte ſeine Kronen! Wirkung eines gezogenen Hirſchfängers auf unſre Leute.

Zeiſig war kaum von dem Gelingen ſeines erſten Kniffs überzeugt, als er ſich ſchon zur

Ausführung des zweyten anschickte. Die Residenz war nemlich seit einigen Tagen mit dem Gerüchte erfüllt, der berühmte Feldmarschall Suwarow, respektablen Andenkens, sey incognito in ihren Mauern angelangt, um dem Feste beyzuwohnen. An diesem Gerüchte war zwar, wie das gewöhnlich der Fall ist, keine Sylbe wahr, aber bis diesen Augenblick wurde es von dem Janhagel steif und fest geglaubt.

Einige wollten ihn sogar in einem abgeschabten Jägerwamms, einen Hirschfänger an der Seite, und eine Schmarre über's Gesicht gesehen haben. Kurz: der Feldmarschall Suwarow war unter den Zuschauern.

Dieses Gerücht war unserm Zeisig zur Ausführung seines Planes höchst willkommen. Er wandte sich sogleich an eine Volksgruppe, die mit weitaufgerissenen Mäulern dastand, und mit starren Augen das Luftschiff verfolgte.

„Ihr ſteht hier ſo müßig ihr Herren!“ ſo flüſterte er ihnen zu, — „und wißt nicht, daß der große Feldmarſchall Suwarow mitten unter uns iſt?“

„Ey, das wär' der Teufel! wo? wo?“

Zeiſig. (auf den Oberförſter zeigend) Seht euch einmal den Mann dort an — in dem Jägerwamms!

Einer der Zuſchauer. Recht! ſo ſoll er ſich vor ordinair tragen.

Ein andrer. Und die Schmarre da über's Geſicht, die hat er auch nicht von der Bierbank her.

Zeiſig. Wie ich Ihnen ſage, meine Herren! er iſt's. Laſſen Sie ſich erzählen, Ich ſtand vorher neben ihm, da ſagte er halblaut auf Ruſſiſch: es wundert mich doch, daß man mich nicht herausfindet. Aber ſo iſt's, ſie kennen den Mann nicht einmal, von deſſen Thaten ſie ſo oft in ihren Bierhäuſern begeiſtert wurden. Oder ſie wollen ihn nicht kennen.

Ein dritter. Oho! das ſollen der Herr Feldmarſchall nicht umſonſt geſagt haben. Gleich wollen wir ihm ein Vivat bringen. — Es lebe der Herr Feldmarſchall Fürſt Suwarow Italinskoy! vivat hoch!

Alle. Vivat hoch!

Wie ein Heckefeuer verbreitete ſich jetzt die Nachricht von der Anweſenheit d. Feldmarſchalls unter dem Volkshaufen. Alle drängten ſich herzu, den großen Helden von Angeſicht zu ſehen, und im Nu war der eheliche Oberförſter mit einer Mauer von Gaffern umgeben, die ihre Hüte und Mützen huldigend emporſchwenkten. Dieſen Augenblick aber benutzte Zeiſig, ergriff Lieschen bey'm Arme, und entriß das gute Kind, welches ſich noch gar nicht von ſeinem Erſtaunen über die Luftfahrt des Landjunkers erholen konnte, dem Gedränge. — Der Oberförſter, von dem Tumult des andrängenden Haufens ergriffen, achtete ſo wenig auf Lieschens Entfernung, daß er, bevor er

ſie vermißte, ſchon von der ſtürmiſchen Zudringlichkeit eines enthuſiasmirten Haufens belagert war.

„Iſt das Volk toll?“ brumte er in den Bart.

Meiſter Qualm, der Pantoffelmacher aber, ein beredter und gelehrter Mann vor Gott und Menſchen, der, wie ſelbſt ſeine Neider ihm nachſagten, wenn gleich nur einen ſchlechten Stiefel, doch einen guten Vers zu machen verſtand, und — beſonders wenn der Pfropfenzieher die Schleuſen ſeines Redefluſſes eröffnete, — alle Welt durch ſeine Suada zur Bewunderung hinriß: Meiſter Qualm alſo drängte ſich herbey, zupfte den Bruſtlatz hervor, räusperte ſich und ſprach:

„Durchlauchtigſter Herr Feldmarſchall und Fürſt!„

„Wem ſoll das gelten?“ unterbrach ihn der Oberförſter, und ſahe ſich verlegen um.

Meiſter Qualm fuhr fort:

„Die allwaltende Fürſehung, welche nur alle Jahrtauſende einen Cäſar erſcheinen läßt, wollte der Welt das Schauſpiel ſeiner Wiederkunft geben. — “

„Bah!“ ſchnauzte ihn der Oberförſter an.

Meiſter Qualm aber, welcher wohl wußte, daß ächtes Verdienſt ſich in das Gewand der Beſcheidenheit hüllt, ließ ſich dadurch nicht irren, ſondern fuhr fort:

„Und ſiehe da! der Gott der Heerſchaaren ließ ſeinen Erzengel Michael auf Sie, glorreicher Herr Feldmarſchall und Fürſt! herabſchweben, und Euer Durchlaucht mit dem Schwerdte der Kraft umgürten und ausrüſten mit dem Donnerkeil der Gewalt.“

„Aber ſagt mir doch, Leut!“ — unterbrach ihn der Oberförſter, — „ob euch der leibhaftige Satan plagt? Ich ein Feldmarſchall und eine Durchlaucht? Mein Lebstage bin ich keinen Deut mehr geweſt.

als der Oberförſter Korn aus Liebenau, und der will ich auch bleiben, wenn's Gott gefällt."

Die Zuſchauer, (wie ſich von ſelbſt verſteht, hatten ſich Creti und Plethi vorgedrängt) — ſahen einander bedenklich an. Meiſter Qualm aber fuhr fort:

„Heil! Heil! dreyfaches Heil einem Volke, zu deſſen Streiter die Fürſehung einen Suwarow berief. Denn von den Nachtverhüllten Quellen des Nilus, bis zu den Meerumbrauſeten Mündungen des Miſſiſippi, von dem Schneebedeckten Gipfel des Wolkentrotzenden Chimboraſſo bis zu dem ſtürmiſchen Scheitel des Donnerumbrüllten Caucaſus, trug die tauſendzüngige Fama, glorreicher Herr Feldmarſchall! den Ruf Hochdero Tapferkeit und Heldentugend."

„Landsmann! ihr ſeyd nicht recht klug!" fuhr ihm der Oberförſter in die Parade. — „Blitzhagel! was laßt ihr da für unnützes Pulver von der Pfanne blitzen? Ich ſag's

euch nochmals: ich bin der Oberförſter Korn aus Liebenauſcher Heyde."

Hierauf winkte Qualm einigen Mädchen von der Legion der Blumenſtreuerinnen, welche in jeder ſogenannten guten Stadt auf ihr Manöver abgerichtet ſind. Dieſe hüpften mit einigen großen Körben voll Blumen herbey, (eigentlich waren ſie dem hohen Brautpaar zugedacht) mit deren Inhalt ſie den Sieger von Ismael und Praga überſchütteten.

In demſelben Augenblick drängte ſich ein Trupp Muhamedaner an den Pſeudofeldmarſchall, deren Anführer ſich vor ihm niederwarf, mit den Worten: „Förchten Sie ſich nicht, Ihro Durchlaucht! Mer ſind kane wärkliche Tärken."

Und hiermit überreichte er ihm ein groſſes Stück Paches oder Judenkuchen.

„Gottswunder!" hub ein andrer an, — „Ihr Durchlaucht ſind doch än zweyter Nimrod, än zweyter Judas Makkabäus.

Stecken Sie ein, s'iſt gerne gegonnt, kannen ſie unſre Leut doch 'mal wieder dienen."

Und jetzt machten ſie Miene, dem Oberförſter das Geſchenk in die Taſche zu ſtecken.

Hier riß dem guten Weidmann die Geduld. — „Millionen Schock Rehpoſten!" ſchrie er, indem er vom Leder zog. „Hundsvötter! nun macht ein Ende, oder Gott ſoll mich ſtrafen! ich ſchlage mit dem Hirſchfänger drunter!"

Hilf Himmel! wie prallten die Muhamedaner zurück! die, wie der ſcharfſinnige Leſer längſt gemerkt haben wird, nichts anders, als verkleidete Juden waren, welche das Feſt durch dieſe Maskerade verherrlichen wollten.

„Gott ſoll behüten! — mit dem Herſchfänger!" riefen ſie. — „Laſſen Sie weg den Herſchfänger! — was wollen Sie mit dem Blutvergießen?"

„Und was wollt ihr mit eurem tauſendſapperlotſchen Schnickſchnack?" entgegnete

der Oberförſter, — „meint ihr, ich ſoll euer Hanswurſt ſeyn? — Oho! ſo haben wir nicht gewettet. — Da fragt die Lieſel! — Heda Lieſel! wo hat ſie denn der Teufel?“

10.

Meinungen des Oberförſters über Hunde- und Menſchentreue. — Der Paſtor Salbaderius tritt unerwartet auf, und erzählt ſeine Begegniſſe. — Unangenehme Entdeckung. — Bosheit der Städter und Argloſigkeit des frommen Liebenauſchen Seelenhirten.

Doch wer ſchildert den Schreck und die Wuth des guten Naturmenſchen, als er Lieschen vermißte, die er bis jetzt noch immer in ſeiner Nähe glaubte! — Wie unſinnig rannte er umher, und pfiff durch die Fauſt, wie er's zu thun pflegte, wenn er

seine Packer um sich versammlete. — Umsonst. —

Plötzlich hörte man eine ferne Canonensalve und ein lautes Vivatrufen. Es war das Signal, daß das hohe Brautpaar sich zur Trauungsceremonie in Bewegung setze. — „Fort fort!“ schrie der Janhagel, stürzte der Ehrenpforte zu, und ließ den Oberförster mit aufgerissenem Maule stehen.

„Druffel' ich? Träum' ich? Oder hab' ich einen Spitz?“ — so sprach er zu sich selbst, indem er ihnen starr nachsahe, und sich vom Kopf bis zu Fuß befühlte. — „Ich der Feldmarschall Suwarow? — I so muß ja — Aber alle Wetter! wo ist denn das Mädel geblieben? He, Lise! Lise!“ Und hiermit pfiff er nochmals durch die Faust, und erhob ein so furchtbares Jagdgeschrey, ein Hurrah, Hussah und Hurassassa, und ein Trarah, Trarah, daß man die wilde Jagd zu hören glaubte. Besonders konnte er mit

ſeinem Trarah den beſten Regimentstrompeter ausſtechen.

„Wau! wau! wau!“ erſcholl es plözlich, und ſiehe da: ſeine drey Favorithunde Soldan, Packan und Tiras ſtürzten herbey, und ſprangen ſchwanzwedelnd an ihm herauf. Dieſe treuen Beſtien hatten nemlich ſo eben Bekanntſchaft mit einigen liebenswürdigen Städterinnen gemacht, welche ſich vor dem Wirthshauſe zum goldnen Hirſch herumtrieben, und dieſe hatten ſie bis in die Nähe des Paradeplatzes gelockt.

Als ſie aber das wohlbekannte Jagdgeſchrey ihres Herrn und Meiſters vernahmen, da ließen ſie, von Pflichtgefühl befeuert, ihre Schönen im Stich, um ſich unter ſeinem Panier zu ſammlen. Leider hatte der Oberförſter ſie im Gaſthofe zurücklaſſen müſſen, weil ihre Beißigkeit, verbunden mit einem ſehr reizbaren point d' honneur, ſie ſehr gefährlich machte. Denn ſonſt waren

sie seine unzertrennlichen Gefährten durch das Dick und Dünn des Lebens, und er pflegte oft zu sagen: auf Hundetreue könne man sich in der Welt sehr wohl verlassen, aber nicht auf Menschentreue.

Sobald man nun seine Freude über das glückliche Wiedersehen sattsam zu erkennen gegeben hatte, ließ der Oberförster nochmals seinen Jagdruf erschallen, seine Packer aber intonirten so laut, und das Ganze bildete einen so harmonischen Chor, daß es in einer neumodischen Heldenoper unfehlbar zu den effektvollsten Parthien gehört hätte. — Wie konnte es also fehlen, daß die Liebenausche Freundschaft, wenn sie nicht allzuweit entfernt war, es hören mußte?

„Ich vernehme die wohlbekannten Stimmen," erscholl es von weitem, und siehe da, es war der Pastor Salbaderius. —

„Na gut, daß ihr endlich 'mal kommt. Wo hat euch denn der Kukuk?" rief der Oberförster. —

„Wie Ihnen bewußt, domine!“ ſeufzte der erſchöpfte Liebenauiſche Seelenhirt, — „war ich ausgegangen, um die Kirchen hieſiger Reſidenzien in Augenſchein zu nehmen. Dies geſchahe, und ich hatte dabey den Troſt und die Zufriedenheit zu verſpüren und wahrzunehmen, daß beſagte Kirchen nach den Regeln der Akuſtik auf das vollkommenſte angelegt und erbauet ſeyen, dieweil die Worte des Evangeliums, welche ich mit Apoſtoliſcher Kraft und Salbung von der erhabenen Canzel vernehmen ließ, gleich der Stimme des Donners auf Sinai und Tabor wiederhallten. Zu bedauern war einzig und allein, daß ſie für die Kinder dieſer Welt verlohren giengen, und gleichſam in den Wind geredet waren, ſintemal das Gotteshaus leer war. Geſtärkt, getröſtet und in meiner Seele zufrieden, begab ich mich ſodann auf den Rückweg. Im Vorbeygehen zog mich das weltliche Treiben und Getümmel auf dem vorliegen-

den ſogenannten Paradeplatze an ſich. J
der Hofnung und Erwartung, auch Euch
meine lieben verirrten Schaafe, hier zu fin
den, trat ich herzu. Aber das Gedräng
der Weltkinder riß mich fort, und nu
mit großer Anſtrengung gelang es mir, die
ſer Rotte Korah zu entkommen, und einen
Ausgang zu finden."

„Aber was Rukuk!" verſetzte der Ober
förſter, „wo habt ihr denn eure Rockſchöß
gelaſſen?"

„Meine Rockſchöße?" — erwiederte de
erſtaunte Pfarrer, indem er ſich hinterwärts
befühlte. Denn dieſen Augenblick bemerkte
er erſt den Defekt. Seine bereits gedach
ten unendlichen Rockſchöße waren ihm im
Gedränge der Weltkinder entweder abge
riſſen, oder, was uns wahrſcheinlicher dünkt
durch einen ſchadenfrohen Böſewicht abge
ſchnitten worden.

„Der Gerechte muß ſein Kreuz tragen
in Geduld," ſagte der geſpenzerte Pfarrer,

denn für jeden Unfall des Lebens hatte er ſogleich einen Troſtgrund in Bereitſchaft.—

„Wahrſcheinlich, daß ſolche im Gedränge der Weltkinder durch irgend einen unangenehmen Casum verlohren giengen. Denn wahrlich, wahrlich! ſo weit geht menſchliche Bosheit nicht, daß irgend eine verruchte Hand mir dieſelben abgeſchnitten haben könnte.“

So arglos dachte der fromme Liebenauiſche Seelenhirt von der Menſchheit.

„Was ich bey dieſer Widerwärtigkeit am meiſten bedaure, iſt der gleichzeitige Verluſt meines Manuſcripts über den Sündenfall und die Sündfluth, welches in der Taſche ſteckte, und welches ich bey dem Buchhändler Herrn Sebaldo Buthenio auf billigen Akkord in Verlag zu geben gedachte. Doch der Herr hat es anders gewollt, und was Er thut, das iſt wohlgethan.“

„S' iſt juſt, als wenn der Satan heute ſein Spiel hätte,“— erwiederte der Oberför-

ſter, — „wißt ihr, wo unſer Nachbar Schlammersdorf geblieben iſt?“

Pfarrer. Wie ſollte ich?

Oberförſter. Den hat der Franzoſe durch die Luft geholt.

Pfarrer. Worte des Scherzes zur Unzeit.

Oberförſter. Bey meiner armen Seele! Und ſtellt euch vor, mich haben ſie gar zum Feldmerſchall Suwarow machen wollen. Alles iſt eingetroffen, wie es uns geträumt hat.

Pfarrer. Sie ſprechen unbegreifliche Dinge, geliebter Sohn!

Oberförſter. Aber während wir hier Maulaffen feil haben, geht uns der Wilddieb mit dem Mädel durch. Flugs nachgeſetzt! — Ihr rechts! ich links! Warte Kujohn! dich will ich kriegen!

11.

Man kommt dem Flüchtling auf die Spur. — Zeisigs Verlegenheit. — Nur seine Gewandheit und Schnellfüßigkeit schützt ihn vor dem Zahne Soldans.

Eben wollte er von dannen ziehen, als unerwartet der Oberamtmann mit dem Amtsschreiber herbeykam, welche gleichfalls das wohlbekannte Jagdgeschrey vernommen hatten. Aber groß war die Bestürzung des Vaters, als er von der verlohren gegangenen Tochter hörte. Wüthend schlug er sich vor die Stirn, und nannte sich tausendmal einen Esel, daß er sein Kind einem Esel anvertrauet habe. — „Gemach, gemach, Alter!" versetzte der Oberförster, der sonst nicht leicht einen Esel auf sich sitzen ließ, aber billige Nachsicht mit dem Zustande des Vaters hatte. —

„Wir wollen hier nicht lange unterſuchen, wer von uns beyden die längſten Ohren hat. Mit Fickfackereyen iſt hier nichts gethan. Aber meine Hand darauf! wenn ich Dir vor Abend noch Deine Tochter wiederſchaffe, dann heiße mich einen Eſel, und ich will Dich nicht mehr Herr Bruder heiſſen. — Adjes! — Soldan! Packan! Tiras! — Hurrah! Huſſa! Huſſaſſaſſoſſa! — Such' ſuch verloren!“ — Und hiermit putſchte er ſeine Hunde an, und ſtürzte mit der bellenden Leibwache von dannen, während der Oberamtmann, der Amtsſchreiber und der Prediger zu verſchiedenen Seiten forteilten. Erſterer ſtieß bald auf einen Polizeybedienten, den er um ſeinen Beyſtand bat, der Prediger aber bat um den Beyſtand des Himmels. Und nun müßte es ja wohl mit unrechten Dingen zugehen, wenn Lieschen nicht in einer Viertelſtunde wieder aufgefunden wäre. — Aber den Beyſtand des Himmels und der heiligen Her-

mandad in Ehren: wir vertrauen vor der Hand dem: „ſuch ſuch verloren!“ des Oberförſters. — Soldan, Packan und Tiras rannten, an der Erde ſchnüffelnd, vor dem Oberförſter her, und gerade dem nahegelegenen Park zu. — Gut, dachte der Oberförſter, denn er wußte nun gewiß, daß er auf der rechten Spur ſey, und munterte ſeine von Diensteifer beſeelten Marſchälle durch ein ununterbrochenes Huſſaſſaſſa auf. Freudig winſelnd gaben dieſe bald zu erkennen, daß ſie ein Stück von der Liebenauiſchen Freundſchaft in der Nähe witterten, und — wer beſchreibt des Weidmanns Entzücken, als ihm Lieschens weithinflatternde roſenrothe Fahne durch das Gehölz entgegenleuchtete? — „Glück zu!“ brummte er, „da liegt der Haſe im Pfeffer.“ — Zugleich erkannten ſeine Falkenblicke auch den Böſewicht, der die ſträubende in ein Dickigt zu ziehen ſich bemühete. — „Warte, Hallunke! Dir will ich den Balg ſtreicheln,“ murmelte

er in den Bart, und hiermit war er ihm ſchon ſo nahe auf dem Fell, daß Zeiſig nach dem Geräuſch ſich umſahe. — „Hilf Himmel!“ wie erſchrack der Wilddieb, als er den Oberförſter mit ſeinen wuthſchnaubenden Adjutanten dicht hinter ſich erblickte! — Mit Einem Satz war er in ein Geſträuch entwiſcht. —

„Faß! faß! faß!“ ſchrie der Oberförſter ſeinen Hunden zu, und im Hui waren dieſe dem Flüchtling auf den Hacken. — Dieſer aber, im wahren Sinn mit allen Hunden gehetzt, kletterte mit der Schnellfüßigkeit eines Eichkätzchens auf einen Baum, und entgieng ſo den blutgierigen Verfolgern, nachdem Soldan ihm noch zuvor durch einen Biß in die Wade die Schärfe ſeiner Zähne documentirt hatte. —

„Herr Jemine Soldan!“ kreiſchte Lieschen. — „Warte Spitzbube!“ ſchrie der Oberförſter. — „Dir will ich den Appetit austreiben. Dank es Deinem Schöpfer, daß

ich meine Büchse nicht bey mir habe. Sonst wollt' ich dir ein Dutzend Rehposten in dein vermaledeytes Hinterblatt schicken, daß dir hören und sehen vergehen sollte."

„Excusiren Sie, mein Schatz!" antwortete der Zeisig lachend, sobald er sich in salvo wußte.

„Liebster bester Oberförster! was geben Sie denn an?" — rief Lieschen. — „Der Mußje ist ja so unschuldig wie die liebe Sonne. Was kann er dafür, daß wir uns so verirren mußten? Er weiß ja so wenig Bescheid hier wie wir."

„Was die Gans da schnattert." versetzte der Oberförster. — „Verirren? — Ja verirrt hätte er sich mit ihr, daß sie ihr Lebstage die Spur nicht wiedergefunden hätte. — Marsch!" Und hiermit riß er sie unsanft mit sich fort, nachdem er dem Zeisig noch ein Schock Galgenvögel, Filous und Spitzbuben an den Hals geworfen hatte. — Dieser aber, sobald er sich sicher wuß-

te, ſchwang ſich vom Baum herunter, und rannte, wüthend über den fatalen Zufall, durch welchen er für diesmal um einen Leckerbiſſen geprellt war, — von dannen. —

12.

Männigliche Verwunderung über die ſeltſame Aeromanie des Junkers. — Wunderbare Lufterſcheinung, welche Lieschen wahrnimmt, und Betrachtungen, welche darüber angeſtellt werden.

So war alſo das Gewebe der Bosheit zerriſſen, und der Oberförſter führte das unſchuldige Lieschen, dem jetzt erſt über die Größe der überſtandenen Gefahr und über die Argliſt der Stadtleute, ein Licht aufging, triumphirend in die Arme des entzückten Vaters zurück. —.

„Aber, nun ſagt mir doch, wo ihr unſern Nachbar Schlammersdorf gelaſſen habt," ſagte der Oberamtmann, nachdem man ſeine Herzen zur Genüge gegen einander ausgeſchüttet hatte. — „Mordelement!" erwiederte der Oberförſter, — „ich merke, Ihr wißt noch keinen Buchſtaben von dem ganzen Spaß. Stellt Euch vor, der iſt, Gott ſtraf' mich! mit dem Luftſchiffer in's Blaue geſegelt."

Grenzenlos war das Erſtaunen der ehrlichen Landleute, als der Oberförſter den ganzen Hergang erzählte.

„Gott gebe nur" — hub endlich der Prediger Händefaltend an. — „daß der gute Herr Nachbar, bey ſeiner dermaligen Corpulenz, keinen Schaden an Leib und Seele nehme, dieweil man Exempel und Beyſpiele hat, daß abſonderlich Perſonen von kurzem Athem in denen höheren Regionen des Himmels, allwo die Luft in hohem Grade dünn, fein, ſublim und äthe-

riſch iſt, von Stick- Schlag- und ähnlichen Flüſſen, auch andern Vor- An- und Zufällen betroffen werden, dergleichen Luftfahrten auch nicht ſelten mit Hals- Bein- und andern Brüchen geendet haben,"

„Aber was in aller Welt," — fragte der Amtmann — „konnte denn unſern guten Nachbar auf den Einfall bringen, ſo ein halsbrechendes Stück Arbeit zu unternehmen? Ich dächte, er hätte ſchon an dem Traum genug gehabt. — Wie konnte ihn denn der Teufel reiten — ?"

— Alle erſchöpften ihre Erfindungskraft, um den eigentlichen Bewegungsgrund zu errathen, und kamen endlich darin überein, daß eine unmittelbare Einwirkung des böſen Feindes dabey im Spiele geweſen ſeyn müſſe.

„Na laßt ihn ſchiffen!" — ſagte nach vielem Hin- und Herreden der Oberförſter, — „des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Was er eingebrockt hat, das mag

er auch ſelbſt ausfreſſen. Ich meines Parts bin froh, daß ſie mich nicht par Forſch zum Feldmarſchall gemacht haben. Gott ſtraf mich! ſ' iſt keine kleine Angſt, wenn unſereins ſo über Hals und Kopf zum großen Manne gemacht wird. Keinem Luftſchiffer kann ſo ſchwul dabey werden. — Manchmal meinte ich wohl ſo in meiner Dummheit, wenn ich Land und Leute zu commandiren hätte, dann wollt' ich's ſchon anders machen, als dieſer und jener. — Nee! ich danke ſchön; nun iſt mir ein Licht aufgegangen. Gott erhalte uns bey unſrer Niedrigkeit!"

Mit dieſen und ähnlichen Geſpräch̃en ſchlenderten die guten Leute dem Thore zu.

Betäubt vom Geräuſche der Stadt, und erſchüttert von den mannigfaltigen Drangſalen des Tages, wandelten ſie die Allee hinab, die von dieſem Thor zu einem unfern gelegenen Dorfe führt. Der Inſtinkt leitete

sie unwillkührlich in die Nähe des Dorfes. Hier bemerkte Lieschen einen freyen Rasenplatz, und machte den Vorschlag, sich auf demselben niederzulassen und ein wenig auszuruhen. Es geschahe, und man bedauerte nichts mehr, als daß der gute Herr von Schlammersdorf nicht von der Parthie seyn könne.

„Ach, sehen Sie doch! so unterbrach Lieschen die breite Schilderung, welche der Prediger von den Kirchen hiesiger Residenzien machte, — „was fliegt da für ein Vogel?"

„Unmaaßgeblich ein Storch" bemerkte der Amtsschreiber. — „Warum nicht gar eine Nachtmütze?" — versetzte der Oberförster. — „Lehrt ihr mich einen Storch kennen! Das Ding hat ja weder Flügel, noch Kopf und Schwanz." — Der Pfarrer bedauerte, daß er seinen Dollondium nicht mitgenommen, doch indem er den Verlust seiner Rockschöße bedachte, dankte er wie-

der ſeinen Schöpfer, daß er ihn zurück gelaſſen.

„Alle Wetter! ſchrie jetzt der Oberförſter, nachdem er mehrmals ſeine Augen gerieben, als ob er ihnen nicht trauen wolle, — „er iſt's — ſtraf mich Gott! er iſt's!"

„Wer?" fragte man. — „bey meiner armen Seele!" erwiederte Korn —„ unſer Junker, — da kommt er mit dem Luftball herunter."

„Nicht möglich" ſagten die andern erſtaunend. — „O, gehen Sie doch! Sie ſpaßen" — verſetzte Lieschen, und ſtarrte gen Himmel. Plötzlich aber ſprang ſie auf, klatſchte jubelnd in die Hände, und rief mit durchdringender Stimme: „er iſt's! er iſt's!" — Und nun begann folgendes Geſpräch.

13.

Höchstmerkwürdige Zurückkunft des Landjunkers. — Offizieller Bericht des Aeronauten Rossignol von der überstandenen Luftexpedition, und von des Herrn von Schlammersdorf Verzweiflung während derselben.

Oberamtmann.

Ja das wär' der Teufel!

Oberförster. Was ich Euch sage, — s'ist unser Junker.

Amtsschreiber. Unmaaßgeblich ein absonderlicher Casus.

Prediger. (Handefaltend) Der Herr verleihe ihm eine glückliche, gedeihliche und gesegnete Niederkunft, und sende ihm seinen schützenden Engel, auf daß er ihn halte, leite und vor Anstoß bewahre!

Oberförſter. Wetter! ſie fahren ſchnell hernieder.

Lieschen. Jemine! iſt der Ball ſchon ſo groß wie die Liebenauſche Canzel.

Oberförſter. Ich kann ſchon das Schiffchen ſehen.

Oberamtmann. Jetzt erſt ſeh' ich den Ball.

Prediger. Auch mich will es ſchier bedünken, als ob ich etwas dem ähnliches bemerke und wahrnehme.

Oberförſter. Und nun ſeh' ich auch ſchon unſern Nachbar. Sein Kopf iſt nicht größer als eine Flintenkugel.

Lieschen. Ja ja, ich ſeh' ihn auch.

Oberförſter. Und nun auch den Franzmann.

Lieschen. Sie kommen gerade auf uns herabgefahren. — (hinaufſchreyend) Herr von Schlammersdorf! Herr von Schlammersdorf?

Oberförſter. Der Franzmann ſchwenkt die Fahne. — Schau! was ſchmeißt er da 'runter?

Prediger. Sonder Zweifel ſogenannten Ballaſt, welchen die Luftſchiffer gleich denen Seefahrern auszuwerfen pflegen, um das zu jähe Herabſinken des Fahrzeugs zu verhindern.

Oberförſter. Ja das wird auch vonnöthen ſeyn. Unſer Junker hat keine geringe Wucht.

Während deſſen war die Äroſtatiſche Maſchine ſchon ſo weit herabgeſunken, daß man ſich den Luftſchiffern allenfalls durch Zuruf vernehmlich machen konnte.

„Blitzhagel!“ ſchrie der Oberförſter hinauf. — „Junker! plagt Euch der Satan, daß Ihr wie ein Habicht in der Luft herumſchwärmt?“

Lieschen. Warten Sie nur! mit Ihnen haben wir ein Hühnchen zu pflücken, daß Sie Uns ſo in Angſt geſetzt haben.

Oberförſter. Der arme Schelm! er ſieht ganz ſchachmatt aus.

Die Andern. Willkommen zu Lande, Herr Nachbar!

Rossignol. Bon jour, Messieurs! ik bringen Monsieur le professeur de Slammerdorp.

Die Liebenauer. Nur her mit ihm!

Rossignol. Diable! Monsieur le professeur seyn Sie viel hohnmäktik. — Ab Sie nix Courage.

Oberförſter. Was Kukuk! iſt er unterwegs Profeſſor geworden?

Die Liebenauer. Willkommen Herr Nachbar!

Landjunker. (mit matter Stimme) Willkommen Herrſchaften!

Jetzt war der Luftball ſchon ſo weit herabgeſunken, daß er nur noch ein Paar Schritte von der Erde entfernt war. Der Landjunker, welcher argwöhnte, der Aeronaut gehe mit der boshaften Abſicht ſchwanger, ihn plötzlich wieder aufſteigen

zu laſſen, wollte jetzt das Tempo wahrnehmen, und ſeiner Schwerfälligkeit ungeachtet, aus der Gondel herabſpringen. —

„Sacre nom de dieu!“ ſchrie Rossignol, und zwang ihn, ſich ruhig zu verhalten. —

Mit Hülfe der Liebenauer wurde hierauf das Luftſchiff an die Erde befeſtigt, und der Landjunker auf die Beine gebracht.

Sobald er ſich nun dem bodenloſen Elemente entkommen ſah, breitete er ſeine Arme über die mütterliche Erde aus, küßte ſie mit Inbrunſt, benetzte ſie mit ſeinen Freudenthränen, und rief ächzend aus:

„O du liebe gute Muttererde! — o du alter, feſter, ſtandhafter Boden! hab' ich dich endlich wieder?“

Die Liebenauer ſtanden gerührt umher, und konnten eine ganze Weile vor Wehmuth keine Sylbe ſprechen.

„Da nehmt einen Schluck, Nachbar!“ ſagte endlich der Oberförſter. — Keine Antwort.

„Schauen Sie doch 'mal auf! Herr Nachbar!“ „Die ganze Liebenauiſche Freundſchaft iſt ja hier beyſammen,“ ſchrie Lieschen ihm in's Ohr! und rüttelte ihn.

„Du guter, alter ſichrer Grund und Boden“! ſtöhnte der erſchöpfte Landjunker, und umarmte die Erde mit einer Liebeswuth, als ob es ſeine leibliche Mutter oder Amme wäre. Dann aber befiel ihn mit Einemmal eine ſo unüberwindliche Schlafſucht, daß Leib und Seele in ihren Banden aufgelöſet ſchienen.

„Das hat ihn angegriffen!“ bemerkte der Oberamtmann. — Der Prediger aber räusperte ſich und ſprach: „Erkennet hieraus, meine Lieben! waßmaßen der Herr diejenigen züchtigt, welche ſich über ihren Horizont erheben.

Der Oberförſter wandte ſich hierauf zu dem Luftſchiffer mit der Frage:

„wie iſt denn die Luftfahrt von Sta-
„ten gegangen, Landsmann?"

Rossignol. Ventre gris! Monsieur le professeur ſeyn Sie nit gemackt vor die Luftſchifferey. Ik ausgeſtanden vieler Hangſt mit Monsieur. Der Wind toujours changir, und geſmiß der Ballon links und recks. — Alors Monsieur le professeur nehm die Snupduck vor ſeiner Nas, daß Sie nit wollen ſehn der Habgrond. Cependant, Messieurs! als wir ſeyn geſtiek — parole d'honneur! — à peu près ſekſik dauſen toises über die Milkſtraß, ik fragen Monsieur, ob Sie nit wollen obſervir die Barometer, und anfangen ſeine Expériments. Mais Monsieur de Slammerdorp aben ſie geweinen wie ein halter Weib, und geſittert wie ein Aſe, und toujours geßricn: Halt Halt! Per! Per! — Enfin, Messieurs! ik werden fachè, und mak einer manövre, als wollen ik abſneiden die Strick von die Gondel, et

ensuite Monsier le professeur werden Hohnmäktik. — Que faire? — Ik muß fahren retour auf die Erd. — Sacre nom de dieu!"

14.

Rossignol wird im Triumph in die Residenz zurückgebracht. — Unfehlbare Wirkung der Hebelkraft auf einen schlaftrunkenen Landjunker.— Die Liebenauer treten die Rückreise an.

Hier schloß der große Aeronaut seine Erzählung. Während dessen hatte sich eine Menge Volks um ihn her versammlet, mit deren Hülfe er den Luftball vollends in Sicherheit brachte, und sodann im Triumph in die Residenz zurückgeführt wurde. —

Die Dorfgesellschaft aber blieb bey dem schlafenden Landjunker, und betrachtete ihn lange Zeit mit stummer Wehmuth. — Es war auch in der That ein Anblick, der das Herz eines jeden gefühlvollen Menschen in einen Brey auflösen, und selbst einen Stein erweichen mußte. Da lag der arme, von den Schrecknissen einer Luftreise gemarterte Mann, und sein unruhiger Schlummer wurde noch oft durch die Gaukeleyen einer geschäftigen Einbildungskraft unterbrochen, die ihm die überstandene Gefahr unaufhörlich vergegenwärtigte. — Wer jemals im Traume ein Vogel gewesen ist, der urtheile über die Seelenangst des guten Landjunkers.

Man ließ ihn also an zwey Stunden in Ruhe. Dann aber ward den Liebervauern die Zeit lang, und nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, ihn zu wecken, beschloß man endlich, in dem nahegelegenen Dorfe ein Fuhrwerk zu miethen, und ihn in die

Stadt zurückfahren zu laſſen. Der Amtsſchreiber richtete dies Geſchäft mit möglichſter Koſtenerſparniß aus, und ſo wurde denn der Schläfer mit großer Anſtrengung, und mit geſchickter Anwendung der Hebelkraft auf den Wagen geladen, und in den Gaſthof zum goldnen Hirſch zurückgebracht. —

Über dieſen Ereigniſſen war es Abend geworden, und da ſämmtliche Liebenauer der Ruhe bedurften, ſo folgten ſie dem Beyſpiele des Landjunkers. — Nach einem Schlafe von vollen vier und zwanzig Stunden ſchickten ſie ſich ſodann zur Rückreiſe an. Herr von Schlammersdorf aber lag noch immer in den Banden des Morpheus, und ſelbſt die Poſaune des Weltgerichts würde ihn kaum erweckt haben. Man ſahe ſich daher genöthigt, die vorige Prozedur mit ihm zu wiederholen, worauf man ſich Gott und dem großen Roſſelenker Konrad empfahl, und ohne weiteren Unfall der ver-

wünſchten Reſidenz den Rücken, oder wie der Oberförſter that, den Hintern wieß, indem man ſich hoch und theuer vermaaß, dieſes große Narren- und Spitzbuben-Neſt ſein Lebtage nicht wiederzuſehen.

IX.

Gemälde aus dem Traumreiche.

1.

Das Dichter-Paradies,

nebſt Rezept zu einem poetiſchen Gabelfrühſtück von Mondſchein, Abendroth, Sternenſchimmer, Blumenduft und Morgenthau.

Ob ſo ein Taſſo ſeine goldene Phantaſienwelt wohl um eine ganze Erde von Chryſopas weggegeben hätte?

Wie glücklich iſt ſelbſt der armſeligſte Dichter! Unter den Schwingen ſeines Pegaſus verwandeln ſich Felſen und Steine in Gold, Schwarzbrodt in Ambroſia und himm-

liſches Confekt, Waſſer in Nektar, und wenn er nicht gerade in Nova-Zembla lebt, ſo wird es ihm wenigſtens nicht an einem frugalen Kartoffelmale gebrechen, um der thieriſchen Hälfte ſeines Weſens, — den Mund zu ſtopfen.

In ſolche Betrachtungen verſenkt, ſchlief ich ein. Die Phantaſie zauberte mich in das Paradies der Dichter hinüber. —

Ha welch ein Land! Die Erde war eine prächtige Moſaik von Diamanten, Rubinen und Smaragden. Das azurne Gewölbe des Himmels prangte mit unzähligen Sonnen, die gleich großen blitzenden Prismaten in alle Farben der Iris ſpielten, und in verworrener Regelmäßigkeit durch einander tanzten. Mit einer wunderbaren Flora von unendlicher Geſtalten- und Farbenmiſchung war der glänzende Teppich der Erde durchwürkt. Die kryſtallenen Bäche rieſelten überirdiſche Harmonieen, wie ſie nur in ſeltenen Momenten lyriſcher Begei-

ſterung das Ohr des entzückten Dichters vernimmt. Die bunten Vögel wiegten ſich auf den Zweigen der goldprangenden Bäume, und mit ihren himmliſchen Akkorden erfüllten ſie die würzige Luft, die von dem großen Konzert wiederhallte.

O gewiß! die Phantaſie iſt eine Nachtigall aus Edens Fluren, ein Fremdling aus einem unentdeckten Lande. Die Töne, die ſie in unſre entzückte Seele gießt, ſind nur die abgeriſſenen unverſtändlichen Akzente einer großen Harmonie, die irgendwo exiſtirt, und was der menſchliche Geiſt in ſeiner höchſten Schwingung ahnet, das iſt ein Abglanz von Jenſeits, und der Widerhall aus einer andern Welt. —

Kaum hatte ich mich von der ſeligen Anſchauung dieſes wunderbaren Eldorado einigermaſſen erholt, als ich eine ſonderbare Figur wahrnahm, die dem Ritter von der traurigen Geſtalt nicht ganz unähnlich war. Ein hagrer Mann, auf einem abgehunger-

ten, mit bunten papiernen Flügeln begabten, und mit einem Maulkorbe verſehenen Pegaſus reitend, trabte auf mich zu.

„Welch eine phantaſtiſche Geſtalt!“ — rief ich aus. „Wie kommt dieſer Hungerleider in's Dichterparadies? Doch freylich, für den Magen ſcheint hier eben nicht geſorgt zu ſeyn; ich bemerke keinen einzigen Baum, der eßbare Früchte trägt.“

Der Pegaſusritter wiſchte den Schweiß von der Stirn, und begann alſo:

„Ruhe dich aus, mein Pegaſus! Prr! bey'm großen Apollon!
„Flugs von des Pindus Höhn trugſt Du den Sänger herab.

Ich.

Um Vergebung: Sie kommen vielleicht als Courier von der großen Armee?

Pegaſusritter.

Wiſſt! Hyperboles bin ich, geweihter Prieſter Apollons.

Ich.

Wie, mein Herr! Sie wären — ?

Pegasusritter.

Fragt man noch, ob er es sey, der vertraute Liebling der Musen,
Wenn von des Pegasus Huf rings wiederhallt das das Gefild?

Ich.

In der That, schöner Geist! Ihr Rozinante scheint zu demüthig zu seyn, um sich mit jenem unsterblichen Roß, das vermuthlich nur mit goldenem Hafer gefüttert wurde, messen zu wollen.

Pegasusritter.

Welch eine schneidende Presse! o bey den unsterblichen Göttern!
Deukalionische Brut! immer doch wühlst du im Schutt.
Ha! da erkenn' ich den Erdstoff, ihn, der den Funken der Gottheit
Ewig von Helios Bahn nieder zum Irdischen zieht.
Diener des Magens o ihr! mit menschenähnlichen Köpfen,

Armen und Beinen begabt, ſchlinget dann, kaut und verdaut!
Fern aber bleibt — ich beſchwör' euch — mit eurem profanen Inſtinkte
Fern von Helikons Höhn, fern von den Söhnen des Lichts.

Ich.

Wovon leben Sie denn, wenn ich fragen darf, ſchöner Geiſt?

Pegaſusritter.

Elender, der du noch nimmer die Koſt der Unſterblichen ſchmeckteſt,
Stets dem Verdauungsorgan thieriſche Opfer gebracht!
Wiſſe! wir ſpeiſen Ambroſia nur, und himmliſche Morgenkoſt,
Roſen und Lilienduft ſchmauſen wir dann als Confect,
Sternenglanz, Abendroth, Aether und Mondſchein ſind das Gebacke,
Goldene Nebel verdickt geben ein köſtlich Compot.
Nektar ſchlürfen wir auch vom perlenden Thaue der Eos,
Und von der Iris Glanz naſchen wir dann zum Deſſert.

Ich.

Ey! bey dieſer Koſt kann man ſchon gedeihen. Schade nur, daß die Vorſteher unſrer Armenſpeiſungsanſtalten noch nicht in das Geheimniß Ihrer Kochkunſt eingeweihet ſind, der hungerleidenden Menſchheit wäre mit Einemmal geholfen.

Der Pegaſusritter ließ hierauf eine Tuba erſchallen, und ſeinen Gaul eine Courbette machen. Dann rief er:

Daktylos, Jambos erſcheint! auch ihr Spondäos, Trochäos!

Hierauf trat ſeine Dienerſchaft auf. Ein ſonderbares Gemiſch von Geſtalten. Jambus ging auf Stelzen, der leichtfüßige Daktylus ſchlug ein Rad und machte Entrechats, der ſchwerfällige Spondäus klotzte mit gewaltigen Studentenſtiefeln, und der ſchleppende Trochäus hinkte mit einem hölzernen Fuß nach. — Alle vier aber bewegten ſich nach dem Rhythmus ihrer Rede.

Jambus. (auf ſeinen Stelzen ſchreitend)
Hier iſt der Jambus Herr! wie du befohlen.

Daktylus. (ein Rad ſchlagend)
Daktylus hier!

Spondäus.
Spondäus auch

Trochäus.
Trochäus dito

Ich.
Ein ſauberes Gefolge! nur etwas abgeriſſen, und verhungert.

Jambus.
Wir aßen lange nichts, uns hungert ſehr.

Spondäus.
Beym Styx! uns hungert grimmig.

Trochäus.
Die Götter wiſſen's.

Daktylus. (wie oben)
Gebt mir ein Allmoſen, Herrchen! ich ſchlag' euch ein Rad wie der beſte.

Mitleidig wollte ich in die Taſche greifen, merkte aber erſt jetzt, daß ich — meine Beinkleider zurückgelaſſen hatte.

Jambus.

Tagtäglich auf und ab geht es nach dem Parnaſſus,
Man hält's nicht länger aus, es iſt um toll zu werden.
Dazu kein Stückchen Brot ſeit mehr denn ſieben Tagen
Und nichts als Götterkoſt — das iſt ein Hundeleben.

Pegaſusritter.

Pegaſus auf! zum Pindus erhebe dich! folgt mir, ihr Diener!

Und hiermit gab er ſeiner Rosinante die Sporen, und trabte mit ſeiner Dienerſchaft von dannen.

— „So lange die Welt ſteht," — ſagte ich zu mir ſelbſt: werden die Dichter wohl mit himmliſcher Koſt vorlieb nehmen müſſen." —

„Und das von Rechtswegen," hört' ich antworten — „denn, wenn man die Nachtigall mäſtet, ſo wird ſie aufhören zu ſingen."

„Mit Erlaubniß, meine Herren! zwiſchen Mäſten und Darbenlaſſen iſt noch ein Unterſchied. — Doch immerhin! wer gewohnt iſt, mit den Olympiern zu Tiſche zu ſitzen, verachtet die Broſamen der Erdengötter.“

Noch mit dieſer Betrachtung beſchäftigt, ſahe ich eine Schaar abgezehrter Geſtalten aus einem Lorbeerhayn hervorwallen. Ich erkannte Milton, Cervantes, Camöns, Schiller, Hölty und mehrere andre unſterbliche Sänger, die ſich auf Erden mit himmliſcher Koſt begnügen mußten. Sie ließen ihre hohen Lieder erſchallen, und lagerten ſich dann im Kreiſe, um ihr Göttermal, aus Azur und Sternenglanz beſtehend, einzunehmen. Nebenbey aber ſetzten ſich Hanswurſt und Harlequin mit einigen Italiäniſchen Buffonen, Caſtraten und einer Schaar franzöſiſcher Tänzer und Gaukler zu einem lekkeren Gaſtmal nieder, warfen mit Faſanen- und Capaunenknochen und ausge-

quetſchten Orangen um ſich, wobey der Champagner in Ströhmen floß.

Dieſer Anblick ergriff mich mit ſolchem Ärger, — daß ich erwachte.

2.

Humoriſtiſcher Abſtecher in's Elyſium.

Hauptmann Sturm war ein Mann von außerordentlicher Gutmüthigkeit und unerſchöpflichem Humor. Selbſt einem Cato konnte er durch ſeine unzähligen Schwänke ein Lächeln abgewinnen. Aber der Tod verſtand keinen Spaß, und es half dem armen Teufel nichts, daß er auf den Entſatz des Arztes rechnete. Er mußte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Jedoch

ging er mit dem Troſte aus der Welt, daß er nun von zwey gleich ſchrecklichen Übeln, einem böſen Zipperlein und einem böſen Weibe auf immer befreyet werde. —

Bald nach ſeinem Tode erhielt ſein alter Kriegskamerad, Rittmeiſter Schwarz, eine Einladung von der liebenswürdigen Gräfin H., zu einer Gedächtnißfeyer des Verſtorbenen.

Am angeſetzten Tage traf er auf ihrem Landſitze ein, wurde feierlich empfangen, einer großen Anzahl von Gäſten vorgeſtellt, und nach eingenommenen Thee in den zum Guthe gehörigen weitläuftigen Garten geführt.

Er ſtaunte über die herrlichen Anlagen, welche er hier bemerkte, und deren jede einen beſonderen Natur- oder Zeitcharakter ausſprach, ſo daß er bald in China, bald in Otaheiti, bald in Egypten, in Mexico und Peru, bald bey den Griechen und Römern zu ſeyn wähnte.

Unbemerkt hatten ſeine Begleiter ihn verlaſſen, und nun irrte der alte Degen ganz einſam umher, ſich ungeſtört den ſeltſamen Eindrücken überlaſſend, die dieſe mikrokosmiſche Schöpfung auf ihn machte.

So eben hatte er Tusculum verlaſſen, als ſich ein Fluß vor ihm ausbreitete, der ſich ſanft zwiſchen Cypreſſen und Thränenweyden hindurchſchlängelte. An dem entgegengeſetzten Ufer zeigte ſich eine große weiße Tafel, worauf: Elyſium ſtand.

„Elyſium!“ — ſeufzte er — „ach wärſt Du dort zu finden, guter Sturm!“

Faſt mechaniſch ſtieg er in die Gondel, welche zur Überfahrt bereit ſtand. Ein steinalter finſtrer Mann, dem Charon nicht unähnlich, und ſtumm wie der Tod, ſetzte ihn alsbald hinüber. Er landete in Elyſium, wand ſich durch das Dickigt der Cypreſſen, welche das Ufer beſchatteten, hindurch, und ließ ſich ermüdet auf eine Raſenbank nie-

der, wo ſich ein ſanfter Schlummer auf ihn herabſenkte.

Plötzlich tönte ihm ein Chorgeſang aus einem Roſengebüſch entgegen, und bald darauf hüpften drey holde Genien herbey, berührten ihn mit Palmzweigen, und reichten ihm einen Becher dar, wobey ſie folgende Weiſe ſangen:

Erwache vom qualenden Traume der Erde,
Erwache zur Ruh' der Unſterblichkeit!
Verſenke den Schmerz und des Lebens Beſchwerde,
Verſenke das herbe Gedächtniß der Zeit
In dieſen Pokal, den die Liebe Dir beut,
Und trinke — trinke Vergeſſenheit!

„Da lieber Fremdling" begann hierauf der älteſte Genius, — „leere dieſen Becher! er iſt gefüllt mit lindernden Tropfen des Lethe."

Hierbey zeigte er auf einen Bach, der ſich ſilberſchäumend von einem Felſen ergoß.

Schwarz ſetzte den Pokal an ſeine Lippen, in der Meinung gutes reines Quellwaſſer

zu trinken, erſtaunte aber nicht wenig, als er vom Geiſte des Nierenſteiners beſeelt wurde.

„Lehrt ihr mich Nierenſteiner kennen,“ ſagte er ſchmunzelnd, und leerte den Pokal mit Einem Zuge.

„Folge uns!“ — fuhr der Genius fort,— „Wir führen dich geraden Weges zu den Wohnungen der Seligen.“

Der alte Kriegscamerad ließ ſich geduldig von den freundlichen Knaben fortziehen. Ein blumigter Pfad führte durch einen ſchattigen Myrthenhayn, und plötzlich öffnete ſich ein romantiſches Thal vor ſeinen Augen, ſo ſchön und mit dem Füllhorn der Natur ſo reichlich überſchüttet, daß man ſich die Hesperidengärten nicht reizender denken kann.

Im Hintergrunde waren die Seligen in bunten Gruppen gelagert, und beſchäftigten ſich mit Flötenſchneiden, Kränzewinden,

Korbflechten und anderem Schäferzeitvertreib. Einige ſpielten Verſteckens, Ringſtechen, den Dritten abjagen, Plumpſack, oder warfen ſich ſcherzend mit Blumen und Früchten, andre ſchnitten Namenszüge und poetiſche Gloſſen in die Rinde der Bäume: kurz das ganze ſüße Nichtsthun der Elyſier, wie die Phantaſie es ſich nur malen kann, war hier auf das ſchönſte verſinnlicht. — Jetzt ließ ſich ein Chorus vernehmen, von einer Schaar holder kindlicher Naturen angeſtimmt, welche mit Begleitung der Schallmey ungefähr folgende neupoetiſche Klingklangsweiſe ſangen:

O wie innig,
O wie minnig!
O wie Honig-
Süß und wonnig
Iſt's im Himmel!
Welch Gewimmel!
Welch Getümmel!
Tönt Schallmeyen!
Lispelt Flöten!

Schließt den Reihen,
Ihr Porten!
Mutter Wahnſinn
Uns begeiſtre,
Große Göttin!
Komm bemeiſtre
Dich der Zungen
Und der Lungen!
Holde Weſen
Sich geſtalten:
Theobalden
Und Thereſen
Seht ſie walten!
Welch ein Funkeln
Von Karfunkeln!
Hyacinthen
Laßt uns winden!
O wie innig
O wie minnig!
O wie Honig-
Süß und wonnig!
Stimmt mit ein,
Dichterlein!
Groß und Klein!

Während deſſen hatten die Genien unſern Kriegscameraden verlaſſen. Er faßte

ſich daher ein Herz, und ſchritt den Seligen keck entgegen.

„Mit Erlaubniß: bin ich hier recht in den Elyſäiſchen Gefilden?“ — fragte er ſcherzend, um in den Ton des Ganzen einzuſtimmen.

„Zu dienen, mein Beſter! hier iſt Elyſium,“ antworteten die Seligen.

Und nun begann folgender kurzweiliger Dialog:

Einer der Seligen. (im Berliniſchen Dialekt) Da:f man fragen, mein Beſter —?

Ein andrer. Mit wem hat man die Ehre, mein Theurer —?

Ein dritter. Wer ſind Sie, mein Engel?

Ein vierter. Woher des Landes, mein Schatz?

Der dritte. Sie kommen von Paris — das hör' ich.

Der erſte. (ihn ganz nahe durch die Brille betrachtend) Sie kommen von London — das ſeh' ich.

Der vierte. (ihn am Arm faſſend) Sie kommen von Wien — das fühl' ich.

Der zweyte. (ihn beriechend) Sie kommen von Petersburg — das riech' ich.

Alle. Was bringen Sie neues, mein Guter?

Ein ſechſter. Wie ſtehn die Peppiere?

Eben war Schwarz im Begriff, ihre Wißbegierde zu befriedigen, als ſich ein Pflaſtertreter an ihn drängte, und ihn traulich unter den Arm nahm.

„Mon cher ami!“ — ſo hub er an, — „Sie ſind hier nicht bekannt? — Disponiren Sie über mich! Ich biethe mich zu ihrem Cicerone an. Parole d'honneur! Sie finden keinen Ort in der Welt, wo man eine zuvorkommendere Tendenz gegen Fremde hat, als hier in Elyſium. Was befehlen

Sie zuerſt zu ſehen, zu hören, zu ſchmecken, zu riechen, zu fühlen? — Kommen Sie! ich führe Sie in unſre große Reſtauration. Dort finden Sie ſuperben Burgunder, Tokayer, Lacrimae Chriſti, Auſtern, Caviar, Indianiſche Vogelneſter, — kurz: alles, was ein Leckermaul wünſchen kann. Oder, wollen Sie unſre beau monde kennen lernen? Ma foi! wir haben hier herrliche Weiber. Ich machen Sie mit unſern Grazien, Muſen und Nymphen bekannt. Keine Umſtände! Sie müſſen wiſſen: ich bin der Pfeffer und die Muskatblüte aller Zirkel von gutem Ton. Nicht wahr, mon ami? Einen ſolchen Luxus haben Sie in Elyſium nicht erwartet. — Aber können Sie rathen, woran wir hier am meiſten Überfluß haben?

Schwarz. Ohne Zweifel an Worten.

Der Pflaſtertreter. Falſch: an der Zeit! — Unſre Akademie der Wiſſenſchaften hat einen Preis von 10,000 Zechinen aus-

geſetzt auf die Erfindung des beſten Mittels, die Zeit zu tödten.

Schwarz. Und Sie trugen den Preis davon?

Der Pflastertreter. Vor der Hand nur das Accessit: dieſe goldne Repetiruhr. — Donner und Blitz! ſchon 7 Uhr. Da iſt es die höchſte Zeit, in's Schauſpiel zu gehen. Wollen Sie mit, mein Einziger? Garrick, Roſcius und Fleck debutiren heut' zum erſtenmal auf unſerm neuen Nationaltheater. — à revoir!

Und hiermit warf er ihm eine Kußhand zu, und lief trällernd von dannen.

Kaum hatte ſich Schwarz von der Zudringlichkeit des Schwätzers erholt, als ihm jemand einen Brief überreichte. Er öffnete ihn. Aber wer ſchildert ſein Erſtaunen, als er Sturms unverkennbare Schriftzüge bemerkte.

Er ſchüttelte den Kopf und las:

„Liebſtes beſtes Brüderchen!“

„Alſo biſt Du wirklich in Elyſium angelangt? Nun Du altes Haus! das freut mich unendlich. Eile, fliege in die Arme Deines alten Kriegskameraden! Ich wohne in der Eintrachtsſtraße Nro. 99, nahe am Rheinweinmarkt. Überbringer dieſes, wird Dich zu mir führen. Du biſt mein Gaſt auf kalte Küche. Nota bene! Du findeſt eine auserleſene Geſellſchaft bey mir. Donquixote, den gehörnten Siegfried, Cäſar, Alexander, Peter und Friedrich den Großen, Maria Thereſia, die Jungfrau von Orleans, Talbot, den Pater Abraham a Santa Clara, den Doktor Luther, Tippo Saib, Klopſtock, Nebucadnezar, Pontius Pilatus, den König Lear, den Evangeliſten Lucas und den alten Hamlet, der am Podagra laborirt, als Folge des unmäßigen Pontaktrinkens; Du findeſt ferner Schiller, der Dich herzlich grüßen läßt, und uns heute ſein neues Trauerſpiel Hiob vorleſen wird, das Hiob

ſelbſt ſehr wahr und rührend findet; ferner Socrates, Kant, Jakob Böhmen und Knipperdolling, — kurz: alle großen Genie's. Denn Du mußt wiſſen: hier iſt alles Ein Herz und Eine Seele. Die große Scheidewand zwiſchen Königen und Bettlern, Helden und Menſchen, Weiſen und Narren, iſt hier ganz gefallen, und man braucht ſich nicht im mindeſten um das Ceremoniel zu kümmern.

Mit Sehnſucht erwartet Dich Dein Freund

Sturm."

Kaum wollte der Alte ſeinen Augen trauen. Daß Sturm dieſen Brief geſchrieben habe, ließ ſich nicht bezweifeln. — Seine ganze Eigenthümlichkeit drückte ſich in Styl und Gedanken aus.

Kopfſchüttelnd wie zuvor, überließ er ſich der Leitung des Boten. Durch viele Kreuz- und Queerwege, gelangten ſie endlich in ein unabſehbares Thal, welches die eigentliche Stadt der Seligen in ſich ſchloß.

Unzählige Orangenalleen, neben welchen ſich Roſen - und Myrthenlauben hinzogen, durchſchnitten es nach allen Richtungen, und bildeten die Straßen und Märkte.

In der That! der Anblick dieſer duftenden Orangenſtadt war ganz geeignet, den Ankömmling in eine echt elyſiſche Stimmung zu verſetzen.

Kaum ſeiner Sinne mächtig, wurde der Kriegskamerad von dem Cicerone durch mehrere Straßen geführt, unter denen wir nur die Poeten - und Künſtlerſtraße bemerken wollen. Hier ſahe man den ſchönen Traum eines Paradieſes der Kunſt und Dichtung endlich einmal verwirklicht.

Virgil, Klopſtock, Homer, Taſſo, Arioſt und Schiller, wandelten hier Arm in Arm mit Arion, Pindar, Orpheus, Haydn, Gluck Händel und Mozart, und neidlos drückten Phidias, Praxiteles, Apelles, Raphael und Correggio einander die Hände —

Endlich gelangte man in die bezeichnete Eintrachtsſtraße und auf den Rheinweinmarkt. Eine wohlbeſetzte Tafel war hier angerichtet, und ein buntes Gemiſch von Gäſten wogte durcheinander.

Hilf Himmel! wie ward unſerm Helden bey dem Anblick aller der glorreichen Häupter, die er hier bemerkte. Denn von Cäſar und Donquixote, bis zu Kant und Jacob Böhme, war die ganze erlauchte Geſellſchaft hier verſammlet, deren Sturm in ſeinem kurzweiligen Briefe gedacht hatte.

Wahrlich! eine rechte Höllenangſt bemächtigte ſich des guten Kriegsmannes, der ſonſt vor keiner Batterie zitterte, als die ganze hohe Verſammlung, Friedrich den Großen und Alexander an der Spitze, ihm in geſchloſſenern Gliedern entgegenſchritt, und wie eine Schneeflocke vor dem Sonnenblicke zerrinnt, ſo ſchwand er in ſein Nichts, als ſie ihre Augen mit Einemmal ſtarr auf ihn hefteten.

„Hahaha! erſchrick nicht Camerad! es iſt ja nur ein optiſcher Betrug.“

So ließ ſich jetzt eine wohlbekannte Stimme vernehmen. Er ſahe ſich um. Sturm ſtand dicht hinter ihm, und klopfte ihm traulich auf die Schulter. — Sturm! rief er, in des Freundes Arme ſinkend, und — erwachte.

X.

Lob der Lüderlichkeit,

Curriculum vitae

und

philoſophiſche Lebensanſichten

eines Prieſters derſelben.

Dir bin ich mit Leib und mit Seele ergeben,
Dir ſind meine Tage und Nächte geweiht,
Dir opfr' ich mein Geld, meine Kraft und mein Leben,
Holdſelige Muſe der Lüderlichkeit!

O nimm mich mit all meinem heißen Verlangen,
Du einzig Geliebte! nimm ganz mich dahin!
Von deinen beglückenden Armen umfangen,
Geſteh' ich es laut, daß ich lüderlich bin.

An deiner Seite durchschlendr' ich das Leben,
Du bist mit dem seligen Nichtsthun gepaart,
Du lehrst mich verschlingen im Safte der Reben
Die bittere Pille der Gegenwart.

Die Zeit ist der giftigste Feind, den ich kenne,
Ihr Anblick erfüllt mich mit Sorgen und Pein:
Drum, daß mir die Qualerin Ruhe vergönne,
Ersäuf' ich sie täglich in Ströhmen von Wein.

Das Denken macht Herzen und Nieren beklommen,
Spannt ab, und verdirbt mir den Austernschmaus:
Drum pfleg' ich, um nie zur Besinnung zu kommen,
Mein Hirn zu betäuben mit Saus und mit Braus.

Wenn Jakob die Stunde des Mittags verkündet,
Erhebt man sich endlich aus Morpheus Schooß,
Sagt gähnend: Ad'e meine Holde! und windet
Sich aus der Umarmung Vulgivaga's loß.

Man taumelt und wankt durch die Straßen und Gassen,
Und lallt unterweges ein Vaudevill,
Und landet beym Schweizer, und schlürft ein Paar Tassen,
Und läßt sich dann nieder zum Pharao-Spiel.

Drauf geht man vor Anker im wonnigen Hafen,
Dort nimmt man ein Hundert Austernchen ein,
Versucht's, bis zum Schauspiel die Zeit zu verschlafen,
Und taucht seine Lebensgeister in Wein.

Und hat man den Leichnam genug restauriret,
So schlendert man endlich ins Schauspielhaus,
Langweilt sich ein Stündchen, und ängelt und führet
Zum Schluß ein gefälliges Nymphchen hinaus.

Und hat man von ihren bemalten Wangen
Den künstlichen Purpur hinweggeküßt,
Den Minnesold theuer erkauft und empfangen,
Dann fängt man's von vorne an, wie ihr schon wißt.

So gehts im Galopp auf der Lebensreise,
Zwar ist man gar bald am Ziel — es ist wahr: —
Doch traun! nur wer kurz und gut lebt, ist weise,
Wer lange und schlecht lebt, der ist der Narr.

Geschmacklos und schaal ist das nüchterne Leben,
Wie Wein, dem man Wasser in Ueberfluß gab:
Drum wollt ihr Geschmack und Feuer ihm geben,
So zieht von dem Leben das Phlegma ab.

Die Zeit, die der Pöbel in Sorgen verhärmet,
Die Stunden, der Arbeit, der Ruhe geweiht,
Die nenn' ich das Phlegma, die werden verſchwärmet,
Und abſtrahirt von der Lebenszeit.

Zwar ſchwatzen Philiſter von ruiniren,
Und ruchloſer Kürzung der Lebensbahn:
Ich nenn' es, das Leben verdiſtilliren,
Und taumelnd verlach' ich den Pöbelwahn.

XI.

Der Narrenvormund.

Der Fiskal Leiſtenſchläger war ein Mann, der alles was geſchahe, nach der Markſcelle ſeiner juriſtiſchen Logik abzumeſſen gewohnt war. Er ging von dem Grundſatze aus: jede Handlung, welche dem Prinzip der Selbſterhaltung widerſpreche, ſey der Vernunft ſchnurſtracks zuwider. Und daher kam es denn, daß er zum Beyſpiel die Thaten eines Leonidas, Codrus, Schwerin und dergleichen für Ausgeburten eines krankhaften Gehirns erklärte, weil dieſe

Männer, einer fixen Idee von Nachruhm, Freyheit, Patriotismus, ihr höchstes Gut, das Leben, aufgeopfert hätten.

Wenn diese Herren noch lebten, — so meinte er oft, — und Er über sie zu richten hätte, so würde er kein Bedenken tragen, sie von Obervormundschaftswegen unter Observation zu nehmen, und ohne Gnade ins Tollhaus einzusperren. Von dieser Wahrheit durchdrungen, hatte er bereits mehrere respektable Personen, welche seinem Prinzip zuwiderhandelten, als Wahnsinnige bey der Justizbehörde denuncirt, und es schier dahin gebracht, daß sie durch Urtheil und Recht ihres Verstandes für verlustig erklärt wurden. Zuletzt führte ihn sein obervormundschaftlicher Eifer für die Menschheit so weit, daß er nahe daran war, selbst unter Observation gesetzt zu werden

Es konnte nemlich nicht fehlen, daß er auf viele, sonst ganz vernünftige Leute stieß,

welche irgend einer fixen Idee zu gefallen, wozu er auch Liebhaberey für Kunst, Wissenschaft und Menschenwohl rechnete, ihr Vermögen verschleuderten. Alle diese bezeichnete er sofort als Candidaten des Narrenhauses, und von fiskalischem Pflichtgefühl beseelt, beschloß er, als General-Narrenprokurator die Provinz zu bereisen, alle jene Unglückliche bey dem Justizhofe zu denunciiren, und auf ihre Bevormundung und Einsperrung anzutragen. Diesen Vorsatz führte er mit einem kaum glaublichen Diensteifer aus, so daß er in Zeit von zwey Jahren mit seinem Geschäfte zu Ende war, und Acta: betreffend das General-Narrenwesen der Provinz, bey der vorgesetzten Behörde einreichte.

In dem vorgehefteten Rotulo hatte er alle diejenigen, welche sich nach seiner unmaaßgeblichen Meinung zur Aufnahme in das zu errichtende General-Landnarrenhaus qualifizirten, nach alphabetischer Ord-

zung aufgezeichnet. Ihre Anzahl belief ſich vorläufig auf dreyhundert, eine ziemlich mäßige Zahl in Verhältniß zu der ſtatiſtiſchen Bevölkerung der Provinz.

Unter dieſen befanden ſich viele der angeſehenſten Staatsmänner neben tiefdenkenden Gelehrten und Philoſophen, wogegen man viele derjenigen, welche ſogenannte vernünftige Leute in's Narrenhaus wünſchten, darin vermißte, bis auf eine Anzahl Myſtiker, welche ſo mit vollen Segeln dem Tollhauſe entgegenſteuerten, daß es ſelbſt einem Narren nicht unbemerkt bleiben konnte.

Er reichte dieſe Akten mit einem umſtändlichen Berichte ein, worin er unter andern eine Charakteriſtik einzelner Narren liefert, welche folgendergeſtalt lautet:

„Der sub numero 60 aufgeführte Candidat des Narrenhauſes hat den größtem Theil ſeines Vermögens an den Ankauf ſogenannter Antiken und Antiquitäten, alter

Münzen, Gemmen, Manuſcripte und ähnlicher unnützer Dinge verſchwendet. Nur kürzlich hat er ſeine Narrheit auf eine unwiderſprechliche Art dadurch documentirt, daß er eine Ägyptiſche Mumie für die enorme Summe von 1400 Thalern, erhandelte. Ich trage darauf an, daß der Überreſt ſeines Vermögens ſchleunigſt unter gerichtliche Adminiſtration geſetzt, er ſelbſt aber in das Narrenhaus abgeführt werde.

Der numero 71 bemerkte Unglückliche hat einen Einfall ausgeführt, der ihm gleichfalls einen Platz in beſagter Anſtalt verſichert. Kaum hatte er ein beträchtliches Vermögen geerbt, als ihn der Raptus befiel, nach einem fernen Welttheile zu ſegeln, nicht etwa, um dort Handel zu treiben, und nach zehnfacher Vermehrung ſeines Vermögens zurückzukehren, ſondern — kaum ſollte man es für möglich halten, — bloß, um zu Fuß die ſteilſten Gebirge zu erklettern, ſich

der Gefahr auszuſetzen, von wilden Thieren und Menſchen zerfleiſcht zu werden, und nach Aufopferung eines beträchtlichen Theils ſeines Vermögens, nach Europa zurückzukehren, um ein großes Buch mit ſeiner Narrheit anzufüllen, welche ſo anſteckend iſt, daß man ſeinen Namen überall mit Bewunderung nennen hört.

Ich trage darauf an, die ſchleunigſten Verfügungen zu treffen, daß der beklagenswerthe Mann unter Vormundſchaft geſetzt, und demnächſt, was Rechtens iſt, verfügt werde.

Der numero 100 bemerkte Wahnſinnige iſt mit der fixen Idee geplagt, taubſtumme Kinder aufzuſuchen, um ſie — ſprechen zu lehren. Eins dieſer Unglücklichen hat er endlich ſo weit gebracht, daß es jetzt wie ein Rabe krächzt, alle übrigen aber ſind epileptiſch geworden, ſo daß ſie krampfhafte Verzuckungen in den Fingern

bekommen haben, welche er für eine Fingerſprache ausgiebt.

Auch dieſer Schadenſtifter wird ſchleunigſt in das Landnarrenhaus abzuführen ſeyn.

Der numero 119 verzeichnete Tollhäusler leidet gleichfalls an der ſogenannten Menſchenliebe. Nicht genug, daß er eine Anzahl Schulden halber verhafteter Perſonen, durch Bezahlung ihrer Schulden, auf freyen Fuß ſtellte, hat er ſogar ein Dutzend verwayſeter Knaben und Mädchen an Kindesſtatt angenommen, und Lazarethe, Armenſpeiſungs- und Pockenimpfungs-Inſtitute errichtet. Offenbar qualifiziren ihn dieſe Thorheiten, namentlich die erſteren, zur Aufnahme in das Tollhaus. Denn ſchon derjenige, welcher heut zu Tage ſeine eignen Schulden bezahlt, und ſich für den Vater ſeiner eignen Kinder erklärt, macht ſeinen Verſtand verdächtig: wievielmehr alſo ein

ſolcher, der ſich für fremde Sünden interzedirt.“

In dieſem Tone fuhr der menſchenfreundliche Narrenprokurator auf funfzig Folioſeiten fort, und ſchloß den Bericht mit Vorſchlägen zur Errichtung eines General-Landnarrenhauſes, zu deſſen Aufſeher er ſich ſelbſt vorſchlug.

Die hohe Behörde ſchien jedoch auf ſeine wohlgemeinten Vorſchläge nicht eingehen zu wollen, denn die einzige Verfügung, die ſie darauf erließ, war die, daß ſie ihn ſelbſt unter Aufſicht ſetzte. —

So wären wir alſo in Zukunft vor dem ſtrengen Obervormunde ſicher.

XII.

Selbſtvertheidigung des Juſtizcommiſſarius und Notarius publicus Nimm, gegen die lieb- und grundloſe Beſchuldigung ſeiner Collegen, daß er ein geheimer Bekenner des Judenthums ſey.

Nichts iſt hämiſcher, werthgeſchätzte Collegen! als wenn man einen ehrlichen Mann, der regelmäßig alle vier Wochen den Com-

munionwein trinkt, und noch dazu einen eignen Kirchenſtuhl unterhält, geheimer Bekennung des Judenthums bezüchtigt, und dieſe Anklage ſogar durch malitiöſe und chikanöſe Exceptiones vor Gericht zu verfechten, ſich bemühet. Denn, wie wäre ſonſt mein geehrter Amtsbruder, Juſtizcommiſſarius Schleier, bey Gelegenheit eines von mir abzuleiſtenden Eides, auf den Einfall gerathen, darauf zu beſtehen, daß ich denſelben in der Synagoge mit Zuziehung eines Rabbiners, more Judaeorum ableiſten ſolle? —

Wenn mich nun gleich mein Gewiſſen von beſagtem Vorwurfe freyſpricht, ſo bin ich es doch der etwanigen rechtlichen Folgen wegen, Euch ſowohl als der Welt ſchuldig, mich deshalb zu reinigen.

Außer denen im Eingange gedachten Gegenbeweiſen erbiethe ich mich

1) zur Produktion meines Wirthſchafts-Ausgabebuchs, aus welchem ſattſam her-

vorgehen wird, daß wöchentlich, ſchlecht gerechnet, zwölf Pfund Schweinefleiſch von mir und meiner Familie conſumirt werden.

2) Bin ich erböthig, das Chriſtliche Glaubensbekenntniß coram judice et Conſiſtorio buchſtäblich abzulegen, und noch als Zugabe eine namentliche Anzahl Chriſtlicher Erbauungslieder abzuſingen.

3) Unterwerfe ich mich in durissimum eventum einer Ocular-Inſpektion, um mein unbeſchnittenes Chriſtenthum zu beurkunden.

Wer iſt endlich

4) unter Euch, der mir beweiſen könnte, daß ich meinen Fuß jemals in eine Synagoge geſetzt hätte, oder daß ich den Schabbas feyre, und an irgend einem Tage im Jahr eine Averſion gegen die Berührung des baaren Geldes äußre. Ich provocire ihn ex lege: diffamari. —

„Ja — “ — werdet Ihr ſagen, — „eben dieſer krampfhafte Geldhunger, eben dieſe ſchnellfingrige Praktik, mit der Du die Beutel Deiner Clienten melkeſt, eben dieſe ſind es, die Dich, als einen von unſern Leuten zu erkennen geben.“

Darauf replizire ich! wer unter Euch ohne Fehl iſt, der werfe den erſten Stein auf mich! — Geſtehet ſelbſt: wenn Euer Client ſeine species facti mit Species-Dukaten zu interpunktiren verſteht, wird Euch ſein Recht nicht bey weitem einleuchtender? Deduzirt ſich's nicht bey weitem luſtiger im Proſpekt eines goldnen Berges?

Ihr nennt mich boshafterweiſe den Juden-Advokaten und Armenſchinder.

Himmelſchreyende Beſchuldigung!

Wer hat ſich der geſchundenen Armuth mehr als Ich, ſelbſt gegen unſre Leute angenommen, ſo daß es zuletzt zum Sprichwort ward, wenn einer meiner armen Clienten während des Prozeſſes verdarb, oder

mit Tode abging, zu ſagen: der arme Teufel iſt einmal wieder an dem Juſtizcommiſſarius Nimm verendet.

Wahr iſt es, ich hege eine kleine Schwachheit für das blinkende Mineral, Gold genannt, und der Druck einer mit Gold- oder Silberſtücken angefüllten, wenn gleich rauhen Mannshand erregt einen wollüſtigern Kitzel in mir, als der leere, wenn gleich ſanfte und warme Händedruck eines hübſchen Mädchens. Ja, wenn der Gegner ſonſt ſeinen Vortheil verſteht, ſo kann er mich durch nichts ärger verblüffen, als wenn er ſeine Replik oder Duplik mit einem freundſchaftlichen Händedruck der erſten Art begleitet. —

Aber wer kann für ſeine Organiſation? Ich habe Ärzte darüber befragt. Sie können ſich dieſe Erſcheinung nicht anders erklären, als durch die galvaniſche Wirkung, welche das Metall auf mein Nervenſyſtem hervorbringt. Wer alſo das Kunſtgeheim-

niß beſitzt, mit dieſen galvaniſchen Reiz zur rechten Zeit und am rechten Ort zu appliziren, der führt mich ad absurdum und argumentirt mich zu Boden.

Hiedurch glaube ich mich von dem bittern Vorwurfe meiner geehrten Collegen gereiniget zu haben, und mein vermeintliches Judenthum iſt ſonach weiter nichts, als eine angebohrne Empfänglichkeit für den Metallreiz, die ich mit meinen Amtsbrüdern, und mit vielen andern ehrlichen Leuten und guten Chriſten gemein habe. —

Dixi et salvavi animam meam!

XIII.

Faſtenpredigt
des
Pastoris Fiducii,
worin er die Gemeinde von Sandloch zu Übung in Geduld und Genüſamſamkeit ermahnet.
(Reminiszenz aus dem Prüfungsjahre 1808.)

„Sorget nicht für den kommenden Tag, lieben Brüder! was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns bekleiden?

Sehet da die Vögel unter dem Himmel, ſie ſäen nicht, ſie erndten nicht, ſie ſamm-

len nicht in die Scheuren, und unſer himmliſcher Vater ernähret ſie doch.“ — —

Wahrlich, wahrlich meine Lieben! wir bedürfen nichts weiter zu einem frohen und zufriedenen Leben, als Erdtoffeln, reines Quellwaſſer, dazu ein heitres ſtets emporgerichtetes Gemüth, ein unbeflecktes Gewiſſen, einen Vorrath von Hoffnung und Geduld, und einen felſenfeſten Glauben. Schenkt uns der Himmel noch dazu einen warmen Morgentrank der heilſamen Cichorienwurzel, ein ſanftmüthiges Weib, und etwelche fromme Kinder (jedoch was über zwey Dutzend iſt, dürfte vom Übel ſeyn) ſo iſt unſer irdiſches Glück vollkommen, und alle unſre zeitlichen Wünſche und Begierden ſind geſtillet.

Zwar mag es manchem unter Euch ſchwer werden, ſich an die mannigfaltigen Entbehrungen zu gewöhnen, welche uns die gegenwärtige Zeit auferlegt, die häufigen Anfor-

derungen des Magens mit frommen Troſt- und Beruhigungsgründen niederzuſchlagen, und den Adam gleichſam in ſich zu ertödten. Aber vor dem Herrn iſt kein Ding unmöglich, und wer Glauben hat, wie ein Senfkorn groß, kann nicht allein Berge verſetzen, ſondern ſeinen Magen ſogar mit Wurzeln und Kräutern zufrieden ſtellen.

Ich habe zum Beyſpiel den Verſuch gemacht, unſre vaterländiſchen Rienäpfel und Diſtelköpfe, welche in unſerm lieben Sandloch ſo vorzüglich gedeihen, zu einem nahr- und ſchmackhaften Lebensmittel geſchickt zu machen, und es iſt mir dieſer Verſuch ſo vollkommen gelungen, daß ich nunmehr der Überzeugung lebe, ein neues Surrogat des Brodtes gefunden zu haben, und der Erdtoffeln, wenn uns die nimmerſatten transrhenaniſchen Gäſte, und unſer Herr Amtmann auch dieſe Himmelsgabe entziehen ſollten.

Die menſchliche Natur, lieben Brüder! iſt mit ſo wenigem zufrieden. Faſt alle unſre Bedürfniſſe ſind eingebildet.

Iſt uns doch jüngſt in dem Hermbſtädtiſchen Bulletin die Möglichkeit gezeigt worden, wie eine auf einer Eisſcholle in's hohe Meer verſchlagene Mannſchaft ſiebzehn Tage lang mit einem Bouillon von Seewaſſer ihr Leben friſten konnte.

Ja ſchon meine eigne Erfahrung würde hinreichen, mich zu überzeugen, daß Hunger, Durſt, wie jedes Ungemach des Lebens, ſich durch Geduld, Glauben, Eicheln und Eichorienwurzeln beſiegen laſſen.

Die Begierden der Menſchen gleichen der Flamme. Je mehr Nahrung man ihr giebt, deſto zerſtörender greift ſie um ſich, deſto ſchneller hat ſie ausgewüthet; je mehr man ſie aber auf eine gewiſſe Diät einſchränkt, deſto länger hält ſie aus, deſto wohlthätiger iſt ihr Licht und ihre Wärme.

Und darum meine Lieben! laſſet uns dem Himmel danken, daß er uns vor dem ganzen Heere der Übel bewahret hat, welche mit der Unmäßigkeit im Genuß, mit der Überfüllung und Überſättigung verbunden ſind, womit er z. B. unſern Herrn Amtmann und Departementsrath, wie ſo viele Reiche und Große dieſer Erde heimſucht. Laſſet uns ihn vielmehr anflehen, daß er uns bey unſern lieben Kartoffeln und Cichorienwurzeln erhalte in Ewigkeit, Amen!

XIV.

Schattenriſſe.

1.

Der Akziſe-Inſpektor Schnüffler.

Zeichnet mir eine Naſe hin, ſo will ich euch ſagen, weß Geiſtes Kind der ſey, dem ſie gehört. Weg mit den Schädelorganen! Die Naſe iſt der plaſtiſche Abdruck der Seele, das Hautrelief, aus dem ich den Gedanken des großen Bildners herausleſe, das Aushängeſchild, woran ich erkenne, ob Fuchs oder Schöps dahinter wohnt.

Wer läugnet, daß es adliche und Adlernasen, Habsburgische und Habichtsnasen giebt? Wer findet die Magister- und Professornase, die Bischofs- und Consistorialnase nicht sogleich aus Dutzenden heraus? Wer bestreitet, daß es Spürnasen, fiskalische, diplomatische und Polizeynasen giebt? Und wer vermag endlich die Akzisenasen wegzuläugnen? —

Betrachtet einmal Herrn Schnüfflers Nase! „Ich rieche Conterbande!" Sind diese Worte nicht so deutlich wie Canzleyschrift daran zu lesen?

2.

Der Prediger Süß.

Wenn ihr den jungen liebenswürdigen Prediger Süß auf der Canzel seht, so vergeßt ihr beynahe, daß ein Apostel des Herrn vor euch steht, glaubt vielmehr einen

modernen Gaukler zu begaffen, der ein Deklamatorium oder eine mimiſche Darſtellung zum beſten giebt. Denn alles iſt bey ihm auf theatraliſche Wirkung berechnet. Sein lispelndes Stimmchen, das er wie einen feindrillirten Faden herausſpinnt, die abgezirkelten Geſten, womit er zierbengelt, um den blitzenden Solitair an ſeiner ſchneeweißen Hand ſpielen zu laſſen, der kunſtvolle Wurf ſeines Gewandes, womit er jene große Shawlkünſtlerin zu Schanden zu machen ſucht, und vor allem das ſtudirte Spiel ſeiner Augen, womit er ſeine ganze weibliche Heerde zu bezaubern weiß.

Wer zweifelt, daß dieſes geiſtliche Herrchen ſich Stundenlang in mimiſchen Darſtellungen vor dem Spiegel übt, und es darauf anlegt, das Wort Gottes in Geſtalt von Bonbons und Baiſés auszuſtreuen? Die Wirkung kann denn auch nicht fehlen. Die Weiber, alte und junge, ſtrömen wie beſeſſen, in die Kirche, wenn

der ſüße, der himmliſche Süß predigt, und ein langer Nachtrab belagert die Thür à la queue. — O wie ekelt mir vor ſo einem geiſtlichen Stutzer!

3.

Der Oberlandesgerichtsrath Schlendrianus.

Gleichwie von der ausgepreßten Traube nichts weiter übrig bleibt, als die ſaft- und geiſtloſe Hülſe, ſo iſt auch von des Herrn Schlendrianus Seele unter dem Preßbengel der Formalität nichts weiter zurückgeblieben, als die leere Schaale, und man kann ihn daher mit Recht einen ausgequetſchten Menſchen nennen. Geſetzt, es käme darauf an, einen armen Teufel durch eine ſchleunige durchgreifende Verfügung vom Untergange zu retten, wie wird ſich Herr Schlendrianus verhalten? Er wird erſt gemäch-

lich die Brille hervorſuchen, um nachzuſchlagen, ob ſich ſolches mit denen beſtehenden Provinzial- ſtatutariſchen- und gemeinen Rechten, Edikten, Reſkripten, Präjudikaten, abſonderlich aber mit denen vorgeſchriebenen Formalien vertrage. Mag der arme Teufel derweile unterſinken: was kümmerts Ihn? — Sind nur Formalia beobachtet.

4.

Der Pachter Schwienhuſen.

Wenn wir den feiſten Pachter Schwienhuſen betrachten, wie er ſeinen Speckwanſt ſo gemüthlich dahinträgt, ſo überzeugen wir uns von den großen Fortſchritten, welche — die Stallfütterung in unſern Zeiten gemacht hat.

Doch ernſthaft und philoſophiſch von der Sache zu ſprechen, ſo giebt es wohl

keinen wichtigeren und würdigeren Gegenſtand des menſchlichen Nachdenkens, als eben die Stallfütterung, und zugleich keinen erhebenderen Anblick für den Menſchenfreund, als einen angefüllten Maſtſtall.

Was ſollen uns Leibnitzens und Newtons Träumereyen? Iſt es wahr, daß eine herabgefallene Eichel den guten Mann auf die Theorie der Attraktion brachte, ſo bedaure ich ihn. Eine gründliche Theorie der Stallfütterung lag dem forſchenden Geiſte zehnmal näher, und war der Menſchheit bey weitem erſprießlicher. Was nützen uns die Zirkel des Archimedes und die Wirbel des Carteſius? — Können wir einen Magen damit ſatt machen? —

Was ſoll uns die Harmonie der Sphären? Ich behaupte, und der Herr Pachter ſtimmt mir gewiß darin bey, daß es keine entzückendere Harmonie giebt, als der grunzende Choral, der uns aus ſeinen Ställen entgegentönt. Denn unſre Ein-

bildungskraft ſpiegelt uns ſchon im voraus die reiche Perſpektive der Brat- und Schlagwürſte vor, die daraus hervorgehen werden. Ich frage: ſind dieſe nicht erſprießlicher für die Menſchheit, als alle Zirkel, Quadrate und Winkel?

5.

Der Geheimſekretär Minneborn.

Der Philoſoph von Sansſouci hatte, wie faſt alle großen Geiſter, ſeine Schwachheiten. Denn ſelbſt die Sonne iſt ja nicht ohne Flecken. Zu dieſen Schwachheiten gehörte denn auch, daß er gern Verſe machte. Doch war er ſehr beſcheiden mit den Kindern ſeiner Muſe. Dies beweiſet ein Brief, den er einſt an Voltaire ſchrieb.

Dieſer hatte ihm nemlich gewiſſe Pillen angerühmet, denen er einen heilſamen Einfluß auf die poetiſche Ader zuſchrieb. Frie-

drich der Große antwortete ohngefähr folgendes: „Sie versichern, daß Ihnen nach dem Gebrauch der gerühmten Pillen die Verse gut abgehen. Ich versichre, daß ich eine ganze Apotheke ausleeren könnte, ohne Einen Vers der Henriade zu Stande zu bringen.“

Auch der Geheimsekretair Minneborn ist von jener Schwachheit großer Geister angesteckt. Die zehn Bände seiner neuesten poetischen Ausflüge auf den Parnaß sind deß Zeugen. Jedoch möchte man behaupten, daß bey ihm die starke Seite ist was bey dem Helden von Roßbach die schwache war. Denn der Beruf zum Dichter ist so mächtig und dringend in ihm, daß er selbst den Hunger überwältigt, der zuweilen wie ein ungestümer Mahner anpocht, wenn er, um der Muse zu opfern, sein Geschäfts-Pensum Wochenlang bey Seite gelegt, und dadurch die Verkümmerung seines Gehalts verwirkt hat. — Zwar giebt es Spötter,

welche behaupten, ſeine Poeſie habe einen Canzleybeyſchmack wie ſeine Canzleyproſa einen poetiſchen, aber das iſt nur die Sprache der Mißgunſt. Denn wahrlich! wenn man einige ſeiner Sonnetten lieſet, ſo geräth man faſt in die Verſuchung, ſie dem Genuß der Voltairiſchen abführenden Pillen zuzuſchreiben, und überzeugt ſich, daß der Drang Verſe zu machen, bey manchem Dichter ein eben ſo unwiderſtehlicher Naturdrang iſt — wie der Stuhlgang.

6.

Der Redakteur Drehling.

Es gab eine Zeit, wo der Wind ein Regal war. Die Landesherren ſind jedoch großmüthig genug geweſen, ihn wieder frey zu geben, und daher kommt es denn, daß heut zu Tage Millionen ehrlicher Leute — vom Winde leben. Ich meyne nicht allein dieje-

nigen, welche kein andres Surrogat für das Brodt haben, ſondern auch die, ſo ſich des Windes bedienen, um Brodt zu verdienen.

Zu dieſen gehören, außer der ungeheuren Anzahl derer, welche den Mantel nach dem Winde hängen, auch alle jene, welche ihre Mühlen darnach drehen, und wenn ſie nicht verhungern wollen, darnach drehen müſſen.

Auch der Redakteur Drehling gehört in dieſe Claſſe. Seine politiſche Zeitſchrift iſt eine Windmühle, die er ſo geſchickt nach dem Winde der Politik zu drehen weiß, daß ſie nie aufhört zu klappern, der Wind mag aus Weſten oder Oſten blaſen.

7.

Die Geheimräthe v. X. und v. Y.

Giebt es wohl etwas unnützeres in der Welt, als die Buchſtaben X und Y? Sind

sie nicht, wenigstens in unsrer Muttersprache fast ganz aus dem Gebrauch gekommen? Werden sie nicht durch andre Buchstaben vollkommen ersetzt, und sind sie nicht wahre Lückenbüßer? Gleichwohl behaupten sie noch immer Sitz und Stimme in unserm Alphabeth, spreizen sich und machen sich mit ihren Ohren und Bäuchen so breit, daß sie ihren Nebenbuchstaben den Raum verengen. Woher kommt es, daß man sie nicht schon längst ausgemerzt hat? — Antwort: sie sind von hoher Abkunft und aus den ältesten Familien. Xerxes, Xenophon, Ajax, Ulysses u. d. m., sind ihre Stammväter. —

In der That, wenn wir sie so in ihrem aufgeblasenen Nichts betrachten, so fallen uns die Herren v. X. und v. Y. ein, vor denen sie jedoch das voraus haben, daß sie nicht vorgeschoben, sondern wie sich's gebührt, hintenangestellt werden, nicht auf

Kosten ihrer arbeitenden Collegen sich mästen, weder Gnadengehalte noch Pensionen beziehen, und, — was nicht minder zu loben ist, sich ganz stumm und passiv verhalten.

XV.

„Wozu nützt es?“

Eine Satyre auf mich selbst.

Der Leser.
(Mit drohender Geberde zum Verfasser.)

Halt! — Nicht von der Stelle! — Bevor ich Ihn entlasse, Herr Naseweis! geb' Er mir erst die Genugthuung, sich zum Beschluß, über sich selbst ein Bißchen lustig zu machen. Denn, daß Er ein nicht minder reichhaltiger Gegenstand des Spottes ist, als

alle diejenigen, welche Er durchgehechelt hat, wird Er hoffentlich zugeben, Er müßte denn ein ärgerer Egoiſt ſeyn, als irgend einer ſeines Gelichters.

Ich.

Zugeſtanden, mein Herr! und ich bin bereit, Ihren gerechten Wunſch zu befriedigen, indem ich dem Beyſpiele des Herrn Robertſon folge, welcher ſeine Phantasmagorien jedesmal damit beſchloß, daß er ſein eignes koſtbares Individuum, vermöge eines optiſchen Spiegels, dem gaffenden Publikum, in allerhand ſchauderhaften Zerrbildern, zur Schau ſtellte.

Ja, um Ihre Genugthuung noch vollſtändiger zu machen, will ich Ihnen ſelbſt die Geißel gegen mich in die Hände geben. Alſo:

Der Leſer.

(indem er ſich auf den Richterſtuhl ſetzt, mit Rhadamantiſchem Ernſte zum Verfaſſer.)

Nun ſag' er mir einmal: wozu nütze

denn eigentlich das Zeug, was Er da unter dem Titel: satyrischer Feldzug, in die Welt ausgehen ließ? Wenn jemand ein Buch schreibt über die Kunst Bier zu brauen oder Branntwein zu brennen, so stiftet er doch einen praktischen Nutzen, und erwirbt sich ein bleibendes Verdienst um die Menschheit, die, im Grunde genommen, ein gutes Glas Bier, und einen kräftigen Schnapps, allen Satyren der Welt vorzieht. Aber was denkt Er mit seinem Geschreibsel denn Gutes zu stiften? Ist Er etwa von dem Wahne besessen, irgend jemanden durch seinen Spott zu bessern?

Nun wahrlich! wenn Er das glaubt, dann macht Er eine Satyre auf seinen eignen Verstand, zehnmal ärger als alle, welche Er je von Stapel laufen ließ. Glaub' Er mir? guter Freund! wenn Er auch mit der Geißel Juvenals und Swifts über alle Schurken, Narren und Dummköpfe herfie-

le, ewig werden ſie Schurken, Narren und Dummköpfe bleiben. Kein Dieb wird ſich durch ſeine ſatyriſchen Ausfälle abhalten laſſen, fortzuſtehlen, kein Wucherer wird darum aufhören, neun und neunzig vom Hundert zu nehmen, kein Lieferant, in ſeine Taſche zu liefern, kein Advokat, das Recht zu verdrehen, kein Arzt, ſeine Patienten methodice zu morden, kein Beamter, ſeine Bauern, und kein Tyrann, ſeine Unterthanen zu drücken. Nach wie vor werden die Philoſophen Wahnſinn, und die Dichter Waſſer zu Markte bringen, nach wie vor werden die Dummköpfe den Klugen, und die Fuchsſchwänzer den Wahrheitsfreunden im Wege ſtehen, und ihre reichlichen Beſoldungen und Penſionen beziehen. — Nach wie vor werden die Thorheiten und Laſter ihren alten Kreislauf fortſetzen, und ſeiner ohnmächtigen Luftſtreiche ſpotten. Einige gutmüthige Leute werden vielleicht ſagen: „der Mann hat recht," — dann aber ſein

Buch bey Seite legen, und — Fidibus oder gar etwas ärgeres daraus machen; die bey weiten größere Zahl wird Ihn dagegen einen Narren ſchelten, der ſich alle Welt zu Feinden macht, und Bolzen gegen ſeine eigne Bruſt ſchmiedet. Bewirbt Er ſich um einen Poſten, ſo wird man Ihm einwenden: der Menſch taugt in kein Dienſtverhältniß, er ſpottet über alles! will Er eine Frau nehmen, ſo wird man Ihm ſeine Pantoffeltaktik eintränken, und wehe ihm, wenn es Ihm je einmal einfallen ſollte, ein Darlehn bey einem Lieferanten zu negoziren, oder mit einem Advokaten in Colliſion zu kommen. — —

Aber vielleicht iſt es Ihm nur darum zu thun, ſich einen Namen zu machen. Nun, dann iſt Er in der That auf dem rechten Wege. —

Autorruhm! — hahaha! Laß Er ein Paar Jahre in's Land gehen, und ſein Feld-

zug ſchwimmt in den Ozean der Makulatur hinüber, wo er von dem Strudel der Vergeſſenheit verſchlungen wird, wie Millionen ſeines Gleichen. (notabene, nachdem die Rezenſenten Ihm vorher noch eine rührende Standrede gehalten haben.)

Oder, hofft Er bey ſeiner Autorſchaft vielleicht Seide zu ſpinnen? Das wäre vollends zum Lachen. Jeder Lump wird Ihn belehren, daß es ein einträglicheres Gewerbe iſt, Quirle zu ſchnitzen, als Satyren zu ſpitzen. Denn, giebt es wohl einen ärgeren Schandſold, als den ſogenannten Ehrenſold für deutſche Geiſteswerke?

Quaeritur ergo: wozu nützt ſeine Schreiberey?

Antwort zu Nichts. — Und welchen Namen verdient derjenige, der, um Nichts, Zeit, Mühe und Papier verſchwendet?

— Die Antwort wird Er ohne Kopfbrechen selbſt finden. —

Sey Er kein Narr! laß Er die Narren ſie ſind; Er wird ſie nicht ändern.

Ferner:

Blätter, freimüthige, für Deutsche, in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft. Jahrgang 1815 in drei Heften.

Inhalt: Heft I. 1. Napoleons Erwachen. 2. Gleichgewicht und Uebergewicht in Europa, in Briefen aus Wien und Berlin, 21 — 2 Brief. 3. Politische Rügen. 4. Bemerkungen zu dem Aufsatze des Baron Pasquier, über den Geist der französischen Armee. 5. Protokoll des französischen Staatsrathes, um der Rechtmäßigkeit des neuen Thronraubes darzustellen; mit Anmerkungen. 6. Rückblicke auf die neuesten Zeitereignisse. März und April.

Heft II. 1. Gleichgewicht und Uebergewicht in Europa, in Briefen aus Wien und Berlin, 6r und 7r Brief. 2. Beiträge zur Charakteristik englischer Staatsmänner, nebst einer Schilderung Buonaparte's. 3. Der Dey von Algier in Paris. 4. Ideen zur schnelleren Beweglich- und Brauchbarmachung einer Armee. 5. Ueber die Unzweckmäßigkeit der freiwilligen Jäger-Abtheilungen, als solche. 6. Ueber die Zweckmäßigkeit des Landsturms in Kriegs- und Friedenszeiten. 7. Rückblicke auf die neuesten Zeitereignisse. Nachtrag. 8. Instruction für die Polizei-Lieutenants in Frankreich.

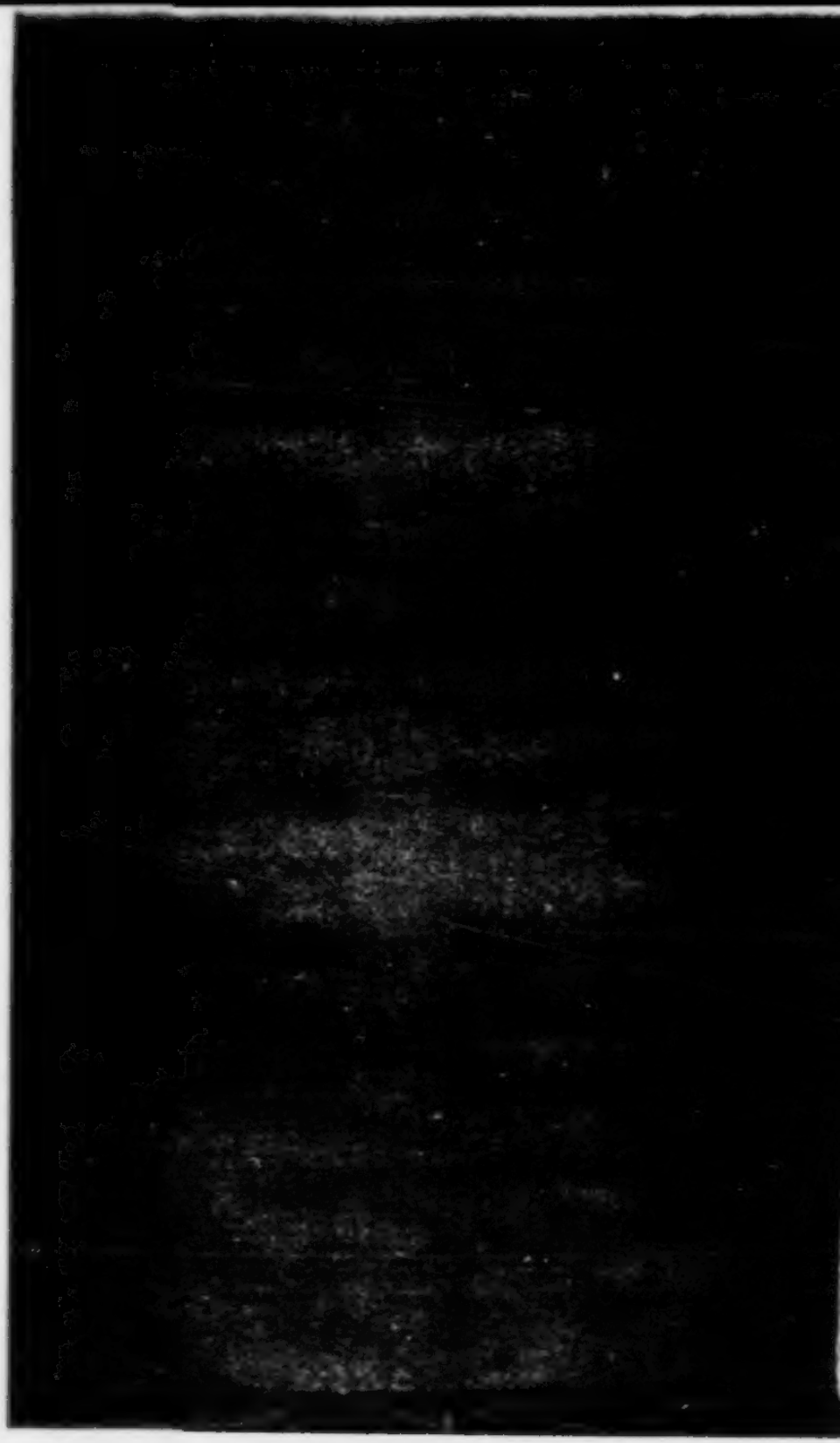
Heft III. 1. Das Herzogthum Sachsen in Verbindung mit Preußen, in Beziehung auf innere Verhältnisse. 2. Ueber den zu befürchtenden Holzmangel. 3. Ueber die Abschaffung der Holzoctroi in Berlin. 4. Frankreich unter Buonaparte, besonders in Hinsicht seiner Staatsverwaltung. 5. Charakteristik des Grafen Blacas, Minister Ludwig XVIII. 6. Rückblicke auf die neuesten Zeitereignisse. Zum Ganzen als Beilage den Plan der Schlacht bei La belle Alliance.

Dieses Journal erscheint in zwanglosen Heften. Der Preis jedes einzelnen Heftes ist 20 Gr.; die Pränumeration auf 6 Hefte 4 Rthlr.

Heinsius, Th., kleine theoretisch praktische Deutsche Sprachlehre, für Schulen und Gymnasien. Vierte verbesserte Auflage. 8. 12 Gr.

Müchler, K., Anekdoten-Almanach für 1815. Taschenformat, mit Kupfern, geheftet. 1 Rthlr. 8 Gr.

Dies ist der 7te Jahrgang. Die Folge aller 7 Bände vollständig kostet 8 Rthlr. 8 Gr.



111

Dritter satyrischer Feldzug

von

T. H. Friedrich;

nebst Zueignungsschreiben an das kritische Orakel zu Neu-Ephesus.

(Thue recht, und scheue Niemand!)

Berlin, 1816.
In der Maurerschen Buchhandlung.
Poststraße No. 29.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zueignungsschreiben an das kritische Orakel zu Neu-Ephesus.

I. Das mechanische Cabinet des Herrn Tschauner in Nürnberg, nebst umständlicher Beschreibung verschiedener höchst sinnreicher Maschinen, namentlich: des Ehebarometers, der Enthusiasmirmaschine, der Thränenpumpe, der Gesetzfabrik, der Urtheilsmanufaktur, der Vers- und Rezensionsmühle ꝛc., auch einiger sehr kunstreicher Automaten. 1

Seite

II. Satyrische Zeitungsnachrichten aus Apenheim, Dümmingen, Flottleben, Neu-Jerusalem, Neu-Babylon, Schreibershagen, Apollonsruhe ꝛc. . . . 62

III. Versuch einer Erklärung der sieben großen historischen Skizzen des Malers David, welche bestimmt waren, nach ihrer Vollendung in dem weyland Musée Napoleon aufgestellt zu werden, als: 108

1) Napoleons des Großen Triumphzüge von Alexandrien, Madrid, Moskau und Leipzig nach Paris, von Paris nach Elba, und endlich nach Brüssel über Sankt Helena. . . . 111

2) Die Theilung der Erde, oder die Fürstenthümer und Herzogthümer in partibus infidelium. 132

3) Das Mayfeld, oder Hanswurst als Carolus magnus, und die große Volks-Comödie in Paris. 156

4) Der Kreuzzug nach Berlin im Jahre 1813, oder: der Mensch denkt, und Gott lenkt. 181

Seite

5) Das unschmackhafte Säbelfrühstück, oder die unwirthlichen Preußen. . 204

6) Die Kriegsschule zu Brienne, oder: Napoleon der Kleine empfängt Prämien von seinen Lehrern, und Napoleon der Große Lektionen von dem Marschall Vorwärts. . . . 217

7) Jubel und Verzweiflung der großen Nation vor und nach der Schlacht bey la belle Alliance; oder: der Siegesbote und der hinkende Bote. . . 229

IV. Herzensergießungen des hochadlichen Fräuleins Ursula v. Unkenburg bey der Nachricht von dem Siege bey la belle Alliance; ihr Triumph über den Sturz der bürgerlichen Clique in Frankreich, und über die endlich zu hoffende Wiederkehr der alten noblen Zeit; nebst Strafpredigt gegen den überhand nehmenden Esprit de Bourgeoisie bey der hohen Noblesse, und Nachricht von der Stiftung einer adlichen Ménagerie. — In

Seite

einem verfrauten Briefe an ihre Fräulein Schweſter in Kakelau. . . . 247

V. Thorheit und Weisheit; ein Mährchen. 265

VI. Naſenſtüber aller Art. 294

Zueignungsschreiben

an das

kritische Orakel

zu Neu-Ephesus.

Hochweiſer, hochgelahrter
und
hochgebietender Herr!

Ein Theil des Publikums, ohne Zweifel beſchränkte Leute von hausbackenem Geſchmack und Verſtande, als da ſind: Schlächter, Bäcker, Brauer und dergleichen, findet an meinen ſatyriſchen Schwänken Gefallen, ja ſelbſt einige Herren Ihres Ordens, denen man doch mehr Beurtheilungskraft und Geſchmack zutrauen ſollte, ſind blind genug, verſchiedenes Lobenswerthe darin zu entdecken. — Nur Ihres Beyfalls will ſich mein Satyr noch nicht recht erfreuen. Dieſelben finden ihn mitunter langweilig und fade, mitunter auch zu

derb, oft indezent, und über die Schnur der guten Sitte hauend; mit Einem Worte: er unterſteht ſich; mit ſeinen Bocksfüßen die Grenzlinien zu überſpringen, welche Sie ihm, kraft Ihrer Machtvollkommenheit, vorzuzeichnen geruhten.

Gleichwohl ſagt mir mein Verleger, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der Leſewelt, welcher ſich, wie es ſcheint, nicht zu Ihren ſublimen Anſichten erheben kann, wahrſcheinlich, weil er verſtockt genug iſt, nur ſeinem eignen Gefühle, und nebenbey dem gemeinen Menſchenverſtande zu huldigen, ſeitdem

begieriger als vorher nach ſeinen Pfeffernüſſen haſche.

Ich gerathe daher auf die Vermuthung, daß Ihre Kritiken mir einen guten Dienſt geleiſtet haben, und daß Sie — geſtehen Sie's nur, Sie Schalk! — die edle Abſicht im Schilde führen, meinem Autorrufe dadurch auf die Beine zu helfen. — Indem ich Ihnen dafür meinen gerührteſten Dank zolle, bin ich ſo dreiſt, Ihnen, als ein ſchwaches Zeichen meiner Huldigung, den dritten Feldzug meines Satyrs in tiefſter Ergebenheit zu weihen, und Sie um die hohe Gnade zu erſuchen:

durch ähnliche Kritiken mir auch ferner hin zu meinem Glücke und Ruhme behülflich zu seyn, und mich zu dem Ende in Ihrer nächsten Rezension — nach Kräften auszuhöhnen und herunterzureißen,

für welchen neuen Beweis Ihrer Zuneigung ich mich stets bekennen werde als

Ihren

Berlin,
im November
1815.

gerührtesten und ergebensten
Schuldner.

Der Verfasser.

I.

Das mechaniſche Cabinet des Herrn Tſchaupert in Nürnberg.

In meinem vorigen ſatyriſchen Feldzuge erzählte ich Dir, geliebter Leſer! einen ſeltſamen Traum vom künftigen Jahrhunderte, wobey ich unter andern der großen Fortſchritte unſrer Nachkommen in der Mechanik rühmend gedachte. Jetzt aber, nachdem ich das mechaniſche Cabinet des Herrn Tſchaupert geſehen habe, bin ich zu dem Geſtändniſſe genöthigt, daß meine Phantaſie ſich die Mühe hätte ſparen können, den

halsbrechenden Sprung in das zwanzigste Jahrhundert zu machen, um Dinge zu sehen, die eben so gut, und mit mehr Muße, in unserm Jahrhunderte zu sehen sind. —

Kaum nemlich hatte jenes Werkchen die Presse verlassen, als ich einen Brief aus Nürnberg erhielt, worin mir gedachter Herr schrieb: das Feld der neuesten Erfindungen scheine mir eine terra incognita zu seyn, ungefähr wie das Innere Aethiopiens und der Wüste Sarah; ich möge nur nach Nürnberg kommen, und die Nase in sein mechanisches Cabinet stecken, um mich zu überzeugen, daß alle jene Wunder der Mechanik, deren ich, dem Anscheine nach, nur spotweise gedacht habe, von der Culturmaschine bis zur Gesetzfabrik und Sonnettmühle wirklich in rerum natura vorhanden wären, und ehestens an das Licht der Welt treten würden.

Diesem Briefe lag zugleich ein Catalogus bey, in welchem ich zu meinem Erstau-

nen alle, in jener poetiſchen Viſion gedachten, und dem aufgeklärten Bauer in den Mund gelegten Namen der ſonderbarſten mechaniſchen Erfindungen, und noch hundert andre, verzeichnet fand.

»Dem widerſtehe wer da kann!« — rief ich entzückt — »ich mache von Ihrer Einladung Gebrauch, geehrter Herr Tſchaupert! ich fliege nach Nürnberg, um Ihre Wunder in Augenſchein zu nehmen.«

Mit dem nächſten Morgenroth ſtand ich wohlgerüſtet da, ergriff meinen Knotenſtock, und von brennender Wißbegierde geſpornt, wandelte ich der alten ehrwürdigen freyen Reichsſtadt zu, die, beyläufig geſagt, jetzt weder frey noch reich iſt. — Als ob der Götterbote mir ſeine Schwingen an die Füße geſchnallt hätte, legte ich den Weg mehr fliegend als gehend zurück, und ehe ich mir's verſahe, ſtand ich vor dem Hauſe des großen Mechanikers, ward freundlich empfangen, und nachdem ich mich ihm zu erken-

nen gegeben hatte, noch freundlicher eingeführt.

»Sie scheinen nur eine leise Ahnung von den Wundern der Mechanik zu haben, mein Herr!« — so ließ er sich gegen mich aus — »wenn Sie diese Fürstin der Künste mit Ihrem Spott verfolgen. Ich werde Ihnen erlauben, einen Blick hinter den Schleyer ihrer Geheimnisse zu werfen, und wenn es mir nicht gelingt, Sie von Ihrer Spottsucht zu heilen, so will ich ein Gelübde thun, fortan meine ganze Thätigkeit auf die Verfertigung von Bratenwendern und Caffeemühlen zu beschränken. Lassen Sie uns von dem Leichteren zum Schwereren übergehen! Zuerst werde ich Sie mit einigen mechanischen Erfindungen bekannt machen, die zum gewöhnlichen häuslichen und bürgerlichen Gebrauche bestimmt sind, dann mit einigen andern, die auf Kunst und Cultus abzwecken, und dann werde ich Ihnen meine Fabrikenkammer zeigen und jene sinnreichen, mecha-

nischen Werke, die der Wissenschaft, Poesie, Gesetzgebung und Staatsverwaltung in die Hände arbeiten; den Beschluß aber werde ich mit meiner Automatenkammer machen, und Sie so in das Innerste meines Wunderreichs einführen.«

Mit diesen Worten öffnete er eine Thür, und nöthigte mich in das erste Cabinet einzutreten.

Hier öffnete sich mir ein langer Prospekt von Kunstwerken, deren seltsame Gestaltung und Zusammensetzung selbst einem Dädalus ein Räthsel gewesen seyn würde.

Was soll ich von den sinnreichen Agrikulturerfindungen, den Säe-, Pflanz-, Dresch- und Mähemaschinen sagen, was von den Küchenmaschinen, mittelst deren sich z. B. ein Huhn selbst schlachten, rupfen, an den Spieß stecken und braten kann, was von der Servirmaschine, mittelst deren sich ein Tisch selbst deckt und mit Speisen besetzt, was von der Entkleidungs- und Ankleidungs-

maſchine; was von der Käuemaſchine für zahnloſe, der Gehemaſchine für beinloſe und der Schreibmaſchine für armloſe Perſonen?! Wahrlich! wenn die Mechanik in dieſer Progreſſion fortſchreitet, ſo ſteht zu hoffen, daß hinfort alle menſchlichen Verrichtungen, von den leichteſten Handarbeiten bis zu den ſchwerſten Kopfarbeiten, durch mechaniſche Hülfsmittel betrieben werden.

Ich will mich darauf beſchränken, einige der hier geſehenen Gegenſtände, die mir wegen ihres Zwecks und wegen der Genialität in Erfindung und Zuſammenſetzung ganz vorzüglich auffielen, umſtändlicher zu beſchreiben.

1) Die Tugendſchanze.

Dieſes Werkzeug iſt beſtimmt, die Tugend unſrer lieben Frauen und Töchter gegen äußre ſowohl als innere Stürme zu ſchützen. Zwar werden ſie ach und weh über denjenigen ſchreyen, der die Hülfe der Mechanik und Fortifikationskunſt zum Schuß

ihrer Tugend anruft, gleichsam als ob diese sich nicht selbst zu schützen vermöchte. Leider aber haben vielfache traurige Erfahrungen, zumal in den gegenwärtigen stürmischen Zeiten, den Männern die Ueberzeugung verschafft, und ich muß es auf die Gefahr, von dem schönen Geschlechte gesteinigt zu werden, dreist heraus sagen: daß die Tugend, die sich selbst zum Hüter gesetzt wird, gar leicht auf ihrem Posten einschläft, und dem Feinde die Ueberrumpelung erleichtert. Wenn daher unseren Schönen ihre Tugend lieb ist, woran ich nicht zweifle, so werden sie dem genialen Erfinder Dank wissen, daß er ihnen ein mechanisches Werkzeug in die Hände giebt, welches unbezwinglicher als keusche Gesinnungen und tugendhafte Grundsätze, undurchdringlicher als Mauern, Zwinger und eiserne Gitter, wachsamer als die Argusaugen ihrer Männer, Mütter, Basen und Duennen sie vor allen Anfechtungen schirmt. Noch mehr aber

werden ihn die Männer ſegnen, die auf ſolche Art aller Furcht und Eiferſucht überhoben ſind.

Beſagte Tugendſchanze beſteht nemlich in einem eiſernen Gürtel, ungefähr wie ein Spitzenkragen geſtaltet, der unter der Bruſt um den Leib gelegt wird, und gleich den ſogenannten ſpaniſchen Reitern oder Kreuz-Palliſaden ringsherum mit 12 Zoll langen eiſernen Spitzen beſetzt iſt, die, ſich durchkreuzend, dem angreifenden Feinde einen furchtbaren und undurchdringlichen Rechen darbieten.

Dieſer Gürtel iſt vorn mit einem Scharnier, hinten aber mit einem Schloß verſehen, dergeſtalt daß er, wie eine Handſchelle, ohne Mühe angelegt und abgenommen, verſchloſſen und geöffnet werden kann, wenn man ſich im Beſitze des Schlüſſels befindet. Sollte es gleichwohl einem Dritten gelingen, dieſes Schloß wider Wiſſen und Willen des Mannes oder der Aeltern zu öffnen, ſo hat

der Künſtler durch einen ganz originellen Mechanismus dafür geſorgt, daß dem Frevler ein tüchtiger Schreck eingejagt, und die Intereſſenten, wenn ſie nicht zu weit entfernt ſind, durch ein Nothſignal von der drohenden Gefahr unterrichtet werden. In dem Schloſſe iſt nemlich eine kleine Batterie von Knallſilber angebracht, welche ſich in dem Augenblick, wo es geöffnet wird, entzündet, und einen Nothſchuß thut, der dem Verräther leicht verderblich werden kann. —

Nun aber entſteht die Frage: wer ſoll im Beſitze des Schlüſſels ſeyn, der Mann oder die Frau? Herr Tſchaupert vertheidigt die erſtere Meinung. »Denn« — ſagt er — »meine Tugendſchanze ſoll nicht allein gegen äußre ſondern auch gegen innere Anfechtungen ſchützen, das heißt, gegen ſolche, woran das Herz der Frau ſelbſt Antheil hat. Iſt die Frau im Beſitze des Schlüſſels, ſo kann ſie ſich ihrer Tugendſchanze, im Ein-

verſtändniß mit dem Feinde, gar leicht entledigen. Nur ſo lange der Mann des Schlüſſels alleiniger Inhaber iſt, kann er ſich der Treue und Tugend ſeiner Gattin möglichſt verſichert halten, getroſt ſeinen Geſchäften außer dem Hauſe nachgehen, und ſein Haupt zur Ruhe legen, er müßte denn, was ſich jedoch nicht vorausſetzen läßt, in das Complott mit hineingezogen werden, in welchem Fall ihm weder zu rathen noch zu helfen iſt.«

Nur in denjenigen Fällen räth Herr Tſchaupert, der Frau den Schlüſſel anzuvertrauen, wenn ihr darum zu thun iſt, ſich gegen die ſtürmiſche Zudringlichkeit des Mannes ſelbſt zu ſchützen, und nach Art kluger Frauen den etwas zu ſehr geebneten Pfad der ehelichen Liebe mit einigen Dornen zu beſtreuen. Auf ſolche Art vermag ſie, ihren Reiz durch Schwierigkeiten immer neu zu erhalten, und ſich den leicht erkal-

tenden Ehemann als einen ſtets girrenden Täuber zu bewahren.

2) Der Ehe-Barometer.

Schon der Name dieſes Inſtruments deutet auf ſeine Beſtimmung. Die Ehe iſt bekanntlich einem langen April zu vergleichen, in welchem Sonnenſchein mit Regen, Sturm und Ungewitter wechſelt. Da kann es dem Manne nicht gleichgültig ſeyn, zu wiſſen, wie ſich das Ehewetter am Morgen anläßt, und ob er den Tag über einen heitern Himmel oder Orkane und Gewitter zu erwarten habe.

Wird die Frau von den Dämonen des Unfriedens aus dem Schlafe geweckt, ſpringt ſie haſtig aus dem Bette, läuft ſie unſtät umher, zieht ſie ſtürmiſch an der Klingel, reißt ſie ſcheltend und tobend die Thür auf, und wirft ſie dieſelbe donnernd wieder zu: ſo verſpricht das einen unfreundlichen, rauhen Ehetag, und der Mann muß in Zeiten ſeine

Maaßregeln nehmen, um ſich gegen Sturm und Wetter zu ſchützen.

Der Ehe-Barometer beſteht daher in einem Rade, welches in dem Arbeits- oder Studier-Zimmer des Mannes aufgeſtellt wird. — Dieſes Rad iſt vermittelſt einer Schnur mit der Thür des Schlaf- oder Ankleide-Zimmers der Frau, oder auch mit ihrer Klingelſchnur in Verbindung geſetzt, dergeſtalt, daß es ſich ſo oft und raſch umdreht, als die Thür geöffnet oder die Klingelſchnur gezogen wird. Die Zähne dieſes Rades greifen in einen langen, ſenkrecht ſtehenden, und in einen Rahmen eingefugten Schieber ein. So wie nun das Rad umläuft, treibt es den Schieber in die Höhe, die Striche aber, womit der Rahmen bezeichnet iſt, und welche mit den Worten: veränderlich, Sturm, Platzregen, Donner und Blitz überſchrieben ſind, beſtimmen die Grade der Temperatur, und an ihnen kann

der Mann erkennen, was für Wetter ihm bevorſteht.

Wird die Thür oft und haſtig geöffnet, oder mit der Klingelſchnur häufig Sturm geläutet, ſo wird der Schieber ſehr hoch in dem Rahmen ſtehen, und der an demſelben befindliche Zeiger auf Sturm, Donner, Blitz und Erdbeben zeigen; im entgegengeſetzten Falle aber wird er niedrig ſtehen, und der Mann eines ſchönen heiteren Tages froh werden. Man überſehe nicht den Vortheil, daß der Mann mit Hülfe dieſes Barometers den Wetterſtand ganz ruhig in ſeinem Zimmer beobachten kann. —

3) **Der Sturm- und Wettermantel der Ehe.**

Steht hiernach dem Manne ein ſtürmiſcher Tag bevor, ſo kommt ihm der große Mechanikus mit ſeinem neuerfundenen Wettermantel zu Hülfe. Dieſer beſteht in einer wattirten Rüſtung von Blech, welche nach Art einer Capuze zugleich mit einer Kopf-

bedeckung zuſammenhängt, nemlich mit einer Sturmhaube, die den empfindlichſten Theilen des Kopfes, beſonders den Gehörwerkzeugen Schutz gewährt, ſo daß der Sturm machtlos daran vorüberzieht, und der bedrängte Mann mitten im Platzregen und Ungewitter des ſchönſten Friedens genießt.

Dieſer Wettermantel iſt beſonders dann zu empfehlen, wenn eine Ehe mit vielen Kindlein geſegnet iſt, deren durchdringende Vokalmuſik ſich zuweilen ſehr zur Unzeit in die ſtillen Kopfarbeiten des Hausvaters miſcht.

Auch gegen zudringliche Gläubiger und ähnliche Tumultuanten iſt dieſes Schutzkleid, beſonders in den gegenwärtigen geldarmen Zeiten, nicht genug zu empfehlen, und wie Herr Tſchaupert verſichert, hat er auch bereits von einigen hohen Finanz-Beamten, die ihre Ohren gegen den Anlauf unverſchämter Staatsgläubiger ſchützen wollen, Beſtellungen erhalten.

4) Der Eheblitzableiter.

Da vielen Hausvätern dieser Wettermantel zu kostbar seyn möchte, so ist ihnen ein ganz einfaches Instrument zu empfehlen, durch dessen Anwendung derselbe Zweck erreicht wird, in so fern man sich nemlich auf den Gebrauch desselben versteht.

Dieses Instrument ist nichts mehr und nichts weniger als eine mit Leder umwundene, und einer Karbatsche nicht unähnliche Wetterstange, welche der Eheherr, sobald ein Gewitter heraufzieht, mit dem Rücken der blitzschwangeren Ehefrau in Rapport setzt, und auf solche Art den Gewitterstoff ableitet und unschädlich macht.

5) Die Complimentir-Maschine.

Von aufgeklärten Männern ist schon längst das Bedürfniß gefühlt worden, die conventionelle Begrüßungsform des Hutabnehmens nicht allein in eine bestimmte Regel zu bringen, damit für jeden einzelnen Fall ein besonderer Grad der Submission

vorhanden ſey, ſondern auch die damit verbundene Unbequemlichkeit durch einen leichten und einfachen Mechanismus möglichſt zu verringern.

Herr Tſchaupert hat daher eine Maſchine erfunden, wodurch beyde Zwecke auf eine ſehr ſinnreiche und unbeſchwerliche Art erreicht werden. Dieſes mechaniſche Kunſtwerk, welches er Complimentir-Maſchine nennt, beſteht in einer Art von Teller, auf welchem eine etwa zwey Fuß hohe Stange befeſtigt iſt. Dieſer Teller wird auf dem Schädel feſtgebunden, ſo daß die ſenkrecht emporſtrebende Stange durch ein in dem Mittelpunkt der Hutſcheibe befindliches Loch geht. Oben an der Spitze der Stange iſt eine kleine Rolle angebracht, um welche eine an den Hut befeſtigte Schnur läuft, dergeſtalt, daß der Hut mittelſt derſelben nach Belieben hinaufgezogen und herabgelaſſen werden kann. Dieſe Schnur, deren anderes Ende vorn über das Geſicht herabfällt, iſt

mit einer Anzahl Knoten verſehen, welche zwey oder drey Zoll weit von einander entfernt ſind, und die Grade der Höhe beſtimmen, bis zu welcher man den Hut hinaufziehen will. Der erſte Knoten z. B. bedeutet einen Kanzelliſten, der zweyte einen Sekretarius, der dritte einen ſimplen Rath, der vierte einen geheimen Rath (geh. Staats-, Juſtiz- oder Legationsrath), der fünfte einen Direktor, der ſechſte einen Präſidenten, der ſiebente einen Miniſter. Dieſe Schnur iſt daher der Gradmeſſer der Höflichkeit, welche man dieſer oder jener Perſon bezeigen will, die Naſenſpitze aber iſt der feſte Punkt oder terminus ad quem, mit welchem der Knoten zuſammentreffen muß. Will man alſo z. B. einem geheimen Staatsrathe ſeinen Reverenz machen, ſo zieht man die Schnur ſo weit herab, daß der vierte Knoten die Naſenſpitze berührt, und nachdem man den Hut etwa eine halbe Minute in dem beſtimmten Höhegrade ſchwebend erhal-

ten hat, läßt man die Schnur los, und er fällt wieder auf den Kopf zurück.

Dieser Mechanismus muß dem Geübten bald so geläufig werden, daß er ihn zuletzt fast im Schlafe mit der größten Präzision ausführen kann.

Dies wären ungefähr die sinnreichsten mechanischen Kunstwerke, welche mir in dem ersten Cabinet auffielen, und ich gehe daher zu denjenigen über, welche sich in dem zweyten, das hauptsächlich den schönen Künsten und dem Cultus gewidmet ist, meinen staunenden Blicken darstellten.

Hier bemerke ich

1) Die Schönheitspresse.

Herr Tschaupert geht von dem Grundsatze aus, welchen auch Ich bereits in einer Vorlesung über Erziehungskunst aufgestellt habe, daß die Kunst der Natur zu Hülfe kommen müsse, um die Menschengestalt, besonders die weibliche zu veredeln, und dem Schönheits-Ideale näher zu bringen. Die

Natur hat bey der Bildung des Menſchen offenbar mehr auf den untergeordneten Zweck der Geſundheit und Lebenserhaltung, als auf den höhern der Schönheit geſehen. Die Eingeweide z. B. erfordern zu ihrer ungeſtörten Funktion einen ſo ungebührlichen Raum, daß der Unterleib, zumal bey überladenem Magen, den Körper zu einer wahren Mißgeſtalt macht. Dieſer Uebelſtand muß durch die Kunſt beſeitigt werden, und dazu eben ſind die Schnürleiber und ähnliche Apparate. Mag auch das Leben um ein Paar Jahre abgekürzt werden, worüber einige mediziniſche Pedanten Zeter ſchreyen, mag auch Siechheit, Schwindſucht ꝛc. die Folge ſeyn, mögen auch die lieben Kindlein ein wenig verkümmert und engbrüſtig gerathen: die Bewunderung, welche die Welt einer ſchlanken Geſtalt, einem hochgewölbten Buſen, und anderen üppig hervortretenden Extremitäten zollt, wiegt dieſen kleinen Nachtheil zehnfach auf, und der Ruhm, die

Schlankſte unter den Schlanken zu ſeyn; iſt es ſchon werth, daß man einige hundsfötti-ſche Lebensjahre daran ſetze. Je mehr man alſo die Werkſtatt der Eingeweide verengt, je mehr man dem Leibe entzieht und dem — salva venia zuwendet, deſto näher kommt man jenem Ideale der Schönheit, welches der Schöpfer in der Geſtalt der Biene am anſchaulichſten dargeſtellt hat.

Zu dieſem Zwecke empfiehlt ſich die von dem großen Mechaniker erfundene Schönheits-Preſſe.

Dieſe ganz einfache Maſchine beſteht in zwey waagerecht neben einander liegenden Bäumen, die durch Schrauben an beyden Enden zuſammengefügt ſind, und in deren Zwiſchenraum die zu geſtaltenden Subjekte hineingezwängt werden. — Dieſe Bäume ſchraubt man durch zwey Preßbengel, die nach Verſchiedenheit der Körper, und je nachdem man Kinder oder Erwachſene, ſchwächliche oder robuſte Perſonen zu bear-

beiten hat, entweder durch Menſchen oder durch Ochſen und Pferde umgedreht werden, ſo dicht an einander, als es irgend geſchehen kann, ohne den gepreßten Perſonen die Seele auszupreſſen.

Dieſe Prozedur wird von der früheſten Jugend der Kinder ſo lange wiederholt, bis ſie nach dem Gutachten ſachverſtändiger Matronen die gehörige Normalgeſtalt erreicht haben, weshalb es nach dem Vorſchlage des Herrn Tſchaupert den Aeltern und Vormündern von der Kanzel herab eingeſchärft werden muß, die Kinder, ſobald ſie die Taufe empfangen haben, unverzüglich — in die Preſſe zu ſchicken. Auch muß ich bemerken, daß ſich täglich Liebhaber in Menge bey dem großen Mechaniker einfinden, um ſich preſſen zu laſſen, und noch war ich mit der Betrachtung des ſinnreichen Kunſtwerks beſchäftigt, als ſich ein junges Mädchen und ein junger Uhlanen-Offizier einfanden, welche

ſehr angelegentlich um die Preſſe baten, und ſie zu gleicher Zeit empfingen.

In die Kathegorie der Maſchinen für den Cultus gehört

2) die Correktions-Maſchine,

welche in großen Erziehungs-, Arbeits- und Zuchthäuſern von unläugbarem praktiſchen Nutzen iſt, weil mittelſt derſelben, durch einen ſehr einfachen Mechanismus, einer ganzen Maſſe ungezogener Kinder und verſtockter Böſewichter ein gemeinſamer, nachdrücklicher Produkt zugetheilt werden kann.

Dieſe Maſchine, deren Beſchaffenheit ich bereits in meiner poetiſchen Viſion vom künftigen Jahrhunderte sub voce Culturmaſchine beſchrieben habe, hat außerdem das große Verdienſt, daß ſie die Züchtigung ohne alle leidenſchaftliche Aufwallung, ganz ein ins ex studio, und mit der ſtrengſten Gerechtigkeitsliebe und Unpartheylichkeit austheilt.

3) Der Kirchenwecker oder die Andachtsmaschine.

Jetzt, wo es in einigen aufgeklärten Staaten darauf abgesehen ist, die Unterthanen durch kirchliche Zwangsmittel fromm und tugendhaft zu machen, wird es nicht undienlich seyn, ein Mittel bekannt zu machen, wodurch die einschlummernde Andacht in steter Wachsamkeit erhalten wird.

Zwar schien mir sonst ein plötzliches Innehalten in der Predigt zur Erweckung einer schlafenden Gemeinde hinreichend zu seyn, gleichwie der Müller durch das augenblickliche Stillstehn seiner Mühle geweckt wird: aber es giebt verstockte Schläfer, bey welchen jene Prozedur nicht anschlägt. Für diese nun hat Herr Tschaupert ein kleines mechanisches Hülfsmittel erdacht, das seines Zweckes durchaus nicht verfehlen kann. Es besteht nemlich in einer elastischen Stahlfeder, die in Gestalt eines Zeigefingers an die Spitze des Klingebeutelstockes befestigt

ist, und wie ein Flintenhahn durch den Druck eines an dem Griff des Stockes angebrachten Schneppers dergestalt abgeschnellet wird, daß wenn der Küster diese Operation gegen die Nase des Schläfers richtet, dieser durch einen empfindlichen Nasenstüber augenblicklich und ohne große Störung geweckt wird. Durch den Seufzer, welchen der Geweckte ausstößt, wird zugleich die ganze Bank geweckt, und die Prozedur braucht daher nicht bey jedem Einzelnen wiederholt zu werden.

4) Die Enthusiasmir-Maschine.

Ist von ähnlicher Beschaffenheit wie die Correktions-Maschine, und dient dazu, den lauen Patriotismus durch physische Hülfsmittel anzufeuern, welches besonders bey Huldigungen und Krönungs-Ceremonien, den Napoleonischen ähnlich, von unläugbarem Nutzen ist, wenn der Volksjubel nicht recht zum Durchbruch kommen will, und das vivat in der Kehle stecken bleibt.

Und hier läßt sich am besten zu den so-

genannten Rührungs-Maſchinen übergehen, wodurch Herr Tſchaupert das Theaterweſen zu vervollkommnen gedenkt.

Die Bemühungen der Theater-Direktionen ſind heut zu Tage dermaßen auf Rührung des Publikums mittelſt Ausquetſchung der Thränendrüſen und Hervorbringung des Knalleffekts gerichtet, daß ihr Eifer nicht genug geprieſen werden kann. Aber für dieſen großen Zweck iſt noch immer nicht genug geſchehen, und die Hülfsmittel, welche die Mechanik darbietet, ſind noch lange nicht erſchöpft worden. Die Theater-Direktionen werden ſich daher mit dem Publikum ohne Zweifel zu einer Dank-Adreſſe für den genialen Erfinder jener ſinnreichen Rührungsmaſchinen verbinden, welche ich jetzt zu beſchreiben eile. Unter ihnen verdient vorzügliche Erwähnung:

5) ein muſikaliſch-hydrauliſches Inſtrument, die Thränenpumpe genannt.

Sie steht in einer Wasserkufe, ist wie eine Pumpe gestaltet, und enthält ein verborgenes Orgelwerk, aus welchem durch Bewegung des Schwengels so herzzerreißende, dem Unkengeheul ähnliche Jammertöne hervorgepumpt werden, daß das Thränenwasser sofort aus den Augen der gerührten Zuschauer unaufhaltsam hervorquillt.

So oft nun eine Scene vorkommt, welche auf tiefe Rührung abzweckt, z. B. wenn die gequälte Unschuld in zierlich gereimten oder ungereimten Jamben ihren Athem aushaucht — wo Dichter und Theater-Direktionen nicht selten zu einem einfallenden Chorus schluchzender und jammernder Weiber und Kinder, zu klagenden Geisterstimmen, dumpfem Glockengeläute und einem unterirdischen Wehe! ihre Zuflucht nehmen — braucht der Maschinist nur diese Thränenpumpe in Bewegung zu setzen, und der Effekt wird unendlich gesteigert werden. Nicht minder originell ist:

6) die ſogenannte Knallmaſchine, die auf Verſtärkung der Redewirkung abzweckt.

Wenn ein Wüthrich oder blutdürſtiger Tyrann durch ſeine Machtſprüche Schrecken und Grauſen erregen ſoll, ſo ſucht der Schauſpieler dieſe Wirkung gewöhnlich durch Schreyen, Fußſtampfen, Wüthen und Toben zu erreichen. Beſſer aber kommt man zum Ziele, wenn der Maſchiniſt diejenigen Stellen ſeiner Rede, welche vorzüglich auf das Grauſen berechnet ſind, mittelſt der Knallmaſchine ſtärker betont und heraushebt.

Dieſe Knallmaſchine beſteht daher in einer Walze, welche ein Stampfwerk treibt, und genau nach dem Zeitmaaße des Jambus, den der Schauſpieler ſpricht, herumgedreht wird. Diejenigen Stampfen nun, welche bey den kräftigſten Worten des Jambus mitarbeiten, zerdrücken im Herabfallen eine Anzahl Knallerbſen, und verſtärken da-

durch die Wirkung der Rede ganz ungemein.

Z. B. wenn der Wüthrich ruft:
„Verräther! ha! das war dein letzter Frevel;
„Soldaten! fesselt ihn! führt ihn zum Tode!“
so denke man sich den Knalleffekt, wenn bey den Worten ha! — Soldaten! und fesselt jedesmal eine obligate Stampfe herabfällt, und eine Anzahl Knallerbsen zermalmt, und wie dieser Effekt gesteigert werden muß, wenn dies bey dem Worte Tode mit einer zwey- oder dreyfachen Anzahl geschieht. Diese Maschine kann von Pferden, Ochsen oder Mauleseln getrieben werden, die hier also gewissermaßen als Akteurs mit auftreten und ihre Rolle abarbeiten.

Weil es sich jedoch fügt, daß dergleichen Knalleffekte bey dem nervenschwachen Theile des Publikums Ohnmachten zur Folge haben, so räth Herr Tschaupert, das Herannahen derselben kurz vorher durch ein Theaterpfeifchen oder durch das Husten des Souf-

fleurs anzukündigen, damit man ſich darauf gefaßt machen, und nöthigenfalls die Ohren verſtopfen könne.

Nach der Verſicherung des großen Mechanikers ſoll dieſe geniale Maſchine jetzt bey einigen Theatern Deutſchlands eingeführt, und auch in heroiſchen Opern, wenn die Pauken und Trompeten nicht ausreichen, ohne Zweifel mit großer Wirkung, gebraucht werden.

Außerdem hat Herr Tſchaupert die Gewittermaſchine ſehr vervollkomnet, indem er den Donner dicht an den Ohren der Zuſchauer vorüberrollen, und den Blitz mitten in's Parterre einſchlagen, auch hin und wieder, jedoch ohne alle Gefahr, einen Kopfputz oder eine Perücke verſengen läßt, wodurch, wie man ſich leicht verſtellen kann, das Grauſen und Entſetzen außerordentlich vermehrt wird.

Ein noch wirkſameres Rührungswerkzeug iſt:

7) die sogenannte Spuk- oder Geistermaschine, und zugleich ein Triumph des großen Erfinders, weil in derselben Optik und Mechanik auf die kunstreichste Weise gepaart sind.

Ohne ein halb Dutzend Geister geht es nun einmal in einem modernen Spektakelstücke nicht ab. Herr Tschaupert will jedoch die Bemerkung gemacht haben, daß die gewöhnliche Art, die Geister erscheinen zu lassen, noch bey weitem nicht hinreiche, den beabsichtigten Grad des Entsetzens hervorzubringen. Er hat daher eine Art von magischer Laterne erfunden, in welcher durch wohlberechnetes Zusammenwirken mechanischer Kräfte eine Anzahl optischer Spiegel in so harmonische Wechselwirkung gesetzt werden, daß er mittelst derselben ganze Regimenter und Schwadronen von Geistern aller Art in Reihe und Glied aufmarschiren läßt, dergestalt daß sie sich von der Bühne herab ins Parterre und so weiter bewegen.

Man denke ſich den grauſenden Anblick, wenn ſo ein Geiſterregiment wie ein Strohm aus allen Winkeln und Verſenkungen des Theaters hervorbricht, über das Proſcenium, den Souffleurkaſten und das Orcheſter heranſchreitet, und bey den Logen, dicht vor den Augen der halbohnmächtigen Zuſchauerinnen, vorbey marſchirt, mitten durch ſie hindurch ſtreift, und zuletzt gleich Seifenblaſen in der Luft zerplatzt! —

Aber Herr Tſchaupert iſt damit noch nicht zufrieden, die Organe des Gehörs und Geſichts zu erſchüttern, auch auf das Gefühl der Zuſchauer — nemlich das körperliche — will er durch Mechanik wirken, und hat zu dem Ende:

8) die ſogenannte Erſchütterungsmaſchine erfunden, vermöge welcher er das Publikum von unten herauf durch die Fußſohlen rührt.

Sie beſteht nemlich in einem Pochwerke, welches unter dem Fußboden des Parterre

befindlich ist, und durch Dämpfe getrieben wird. Durch dieses bringt er ein künstliches Erdbeben hervor, welches in Momenten furchtbarer Theatererschütterungen, wenn z. B. Felsen, Häuser und Mauern zusammenstürzen, eine wahrhaft grausende Wirkung thut, indem der Zuschauer das Erdbeben nicht allein sieht, sondern auch fühlt. — Noch mehr! durch diese Erschütterungsmaschine können, vermöge eines sehr einfachen Mechanismus, plötzlich alle Sitze im Parterre in die Höhe gerückt, und eben so plötzlich den Zuschauern unter dem Leibe weggerückt werden, so daß sie alle mit Einemmal auf den Hintern fallen, wodurch die Rührung offenbar aufs höchste gebracht werden muß.

Besonders ist dieses Rührungsmittel in der gegenwärtigen Zeitperiode zu empfehlen, wo gewisse Jammer- oder Jammerspiele, Schicksals-Tragödien genannt, und besonders jene hochpoetischen Festspiele an der Tagesordnung sind, deren mystisch-pietisch-

lymphatiſch-moraliſch-allegoriſcher Salm das geq-älte Publikum in einen höchſt erbaulichen Mittelzuſtand zwiſchen Gähnen und Schnarchen, peinlicher Anſpannung und gänzlicher Auflöſung verſetzt, der nicht einmal das Lachen recht aufkommen läßt, zu dem man nur zu gern ſeine Zuflucht nehmen möchte, wenn es möglich wäre, auf einer Folterbank zu lachen.

Mit Einem Worte: die Theater-Direktionen werden dem ſinnreichen Erfinder den gerührteſten Dank zollen, daß er ihnen ſo wirkſam in die Hände arbeitet.

Auch ſollen dem Vernehmen nach auf einer der erſten Bühnen Deutſchlands, welche ſich durch Experimente aller Art verdient macht, eheſtens Verſuche mit Herrn Tſchauperts Rührungsmaſchinen angeſtellt werden.

Noch iſt in dieſem Cabinet zu bemerken:

9) der Gebets- und Eides-Haſpel.

Er iſt zur häuslichen Erbauung, und der Gericht, von ganz ausgezeichnetem

Nutzen, weil mit Hülfe deſſelben ſchlecht gerechnet einige hundert Gebete und Eide in wenigen Minuten abgehaspelt werden können, die in allen erſinnlichen Formeln auf einen, wenigſtens 12 Ellen langen, Papierſtreif gedruckt ſind. Man erwäge, wie ſehr hierdurch nicht allein die Andachtsübung ſondern auch der gerichtliche Geſchäftsgang erleichtert und vereinfacht wird.

Nachdem ich nun meine Wißbegierde in dieſem zweyten Cabinette einigermaßen befriedigt hatte, erſuchte ich den Herrn Tſchaupert, mich endlich in den ſogenannten Fabriken- und Manufaktur-Saal einzuführen. —

»Ihr Wille geſchehe!« — antwortete er ſehr freundlich — »Bevor ich jedoch dieſes Heiligthum Ihren Augen enthülle, wird es nöthig ſeyn, Sie auf einen Standpunkt zu ſtellen, von wo aus Sie die darin aufgeſtellten Kunſtwerke gehörig zu würdigen vermögen. — Ein Hauptzweck der Mechanik

iſt meines Erachtens der, alle jene menſchlichen Verrichtungen, welche bloß in mechaniſcher Thätigkeit beſtehen, durch phyſikaliſche Kräfte der lebloſen Natur leichter, ſchneller und wirkſamer zu Stande zu bringen. Zu ſolchen menſchlichen Verrichtungen zähle ich nicht allein alle mechaniſchen Körperarbeiten z. B. Sägen, Hämmern, Dreſchen, Rudern u. dgl. m., ſondern auch alle jene Geiſtes-Funktionen, die zum Theil ſo verrichtet werden, daß dabey ein bloßer Mechanismus zum Grunde zu liegen, und der Verſtand wenig oder gar keinen Antheil daran zu haben ſcheint.

Hierzu rechne ich das Geſetzmachen, das Urtheile-, Dekrete-, Bücher-, Rezenſionen- und Verſemachen, wie dieſe Operationen hin und wieder betrieben werden. —

Werfen Sie zum Beyſpiel einen Blick auf manche Erzeugniſſe der Geſetzgebung in gewiſſen Staaten Europa's, und Sie wer-

den mir zugeben, daß der Charakter derſelben in jener profunden Dunkelheit, jener räthſelhaften Unergründlichkeit, jener orakelmäßigen Vieldeutigkeit beſteht, die den richterlichen Scharfſinn unaufhörlich auf die Folter ſpannt, und deren tiefverhüllte Weisheit eine Art von egyptiſcher Nacht iſt, welche mit unzähligen neuen deklaratoriſchen Geſetzen ſchwanger geht.

Betrachten Sie die Urtheilsſprüche mancher Richter, und Sie werden geſtehen, daß ihr hauptſächlichſtes Verdienſt in jenen unauflößlichen Widerſprüchen, jener barbariſchen Unverſtändlichkeit und Verworrenheit beruhet, welche die nie verſiegende Quelle neuer Prozeſſe iſt, und den Altären der Themis ſtets neue Opfer zuführt.

Richten Sie ihre Augen auf die Früchte unſrer neuen Poeſie. Es iſt unläugbar, und wird ſogar von einigen Coryphäen derſelben ohne Rückhalt ausgeſprochen, daß der unerreichbare Zauber derſelben eben jenes

myſtiſche Zwielicht iſt, das durchaus keinen Anſpruch darauf macht, vor dem Fackelſcheine der ſogenannten geſunden Vernunft zu beſtehen, ſondern in ſeiner lieblichen Nebelgeſtalt nur jenem holden Wahnſinne huldigt, der den kindlichen Gemüthern ſo unausſprechlich wohl thut.

Je myſtiſcher daher ein poetiſches Werk, je räthſelhafter und dunkler ein Geſetz, je verwirrter ein Urtheil oder Dekret iſt, deſto mehr entſpricht es dem Bedürfniß unſers Zeitalters, und dem Begriff der Vollkommenheit.

Dieſe Zwecke aber hoffe ich am beſten durch mechaniſche Werkzeuge zu erreichen, vermöge welcher ich eine gegebene Anzahl Wortzeichen dergeſtalt durch einander rüttle und menge, daß das Reſultat ſelbſt einem Oedip zu enträthſeln unmöglich ſeyn würde. Dieſes Reſultat wird ſodann, gleichfalls durch mechaniſche Mittel, in die gehörige Form, z. B., wenn es ein Gedicht iſt, in

metrische Form gebracht, wenn es ein Gesetz ist, mit dem nöthigen Wir ꝛc. von Gottes Gnaden, wenn es ein Urtheil ist, mit der Formel: In Sachen des ꝛc. contra den ꝛc. versehen, und so vom Stapel gelassen.

Auf diese Art verfertigte ich meine Gesetz-, Urtheils-, Dekret- und Vers-Fabriken oder Manufakturen, wenn Sie wollen.«

Mit diesen Worten öffnete er eine Thür, und nöthigte mich in einen langen Saal hineinzutreten, in welchem sich mir eine Reihe mechanischer Kunstwerke darstellte, die mein höchstes Erstaunen erregten.

Dieses verworrene und hundertfältig durcheinander arbeitende Getriebe von Rädern, Walzen, Hämmern, Stampfen u. s. w., diese scheinbare Anarchie mechanischer Kräfte, die doch alle harmonisch zusammenwirkten, war ein lebendiges Bild einer wohlgeordneten Staats-Maschine, wo eins in das andre eingreift, und in welchem die großen Räder

der in gemächlicher Gemüthsruhe herumkreiſen, während die kleinen ſich in unruhiger Geſchäftigkeit zerrennen und zerarbeiten. —

»Sehen Sie da meine Geſetz-Maſchine!« — ſagte der große Mechanikus, und zeigte auf ein Kunſtwerk von ſehr complizirter Zuſammenſetzung.

»Machen wir einmal eine Probe! Befehlen Sie ein Geſetz, von welcher Gattung Sie wollen, ſey es ein Finanz-Criminal- oder Civilgeſetz!«

Ich. Nun denn! ſo bitte ich um ein gutes Civilgeſetz, etwa ein Indultgeſetz.

»Steht ſogleich zu Dienſten« — antwortete Herr Iſchaupert, zog einen Schubkaſten aus der Maſchine, und hohlte einige Hände voll metallner Schriftzeichen hervor.

»Sehen Sie da!« — ſagte er — »hier ſind die Zeichen der in einem ſolchen Geſetze zu verarbeitenden Begriffe. Hier haben Sie

die Wörter: Schuldforderung, Gläubiger, Schuldner, Indult, Geduld, Grundeigenthum, Hypothek u. ſ. w. Dieſe miſche ich mit einer Anzahl andrer Wortzeichen tüchtig zuſammen, ſchütte ſie ſodann in den Rumpf der Geſetzmühle, bringe dieſe in Rotation, und ſchiebe einen Bogen Papier unter das Getriebe.«

»Wenn Sie den Mechanismus durchſchauen könnten, ſo würden Sie bemerken, wie dieſe Zeichen ſich nach und nach aneinander reihen, und einen zuſammenhängenden Schriftſatz bilden, wie dieſer ſich ſodann mit Druckerſchwärze überzieht, und ſich auf dem Papierbogen abdrückt.«

»Jetzt iſt das Geſetz fertig. — Da! Belieben Sie ſich durch den Augenſchein zu überzeugen!«

Mit dieſen Worten zog er den gedruckten Bogen heraus, und überreichte ihn mir zum Durchleſen.

Außer mir vor Verwunderung rieb ich

mir wohl zehnmal die Augen, und las — und las — Ja beym Ulpianus, Stryk, Struve, Hellfeld, Höpfner und allen Rechtsgelehrten von A bis Z! es war das weiseste Indultgesetz, das jemals aus dem Gehirn eines Gesetzgebers hervorgegangen seyn mochte, so voll legislatiorn Tiefsinns, so voll egyptischer Finsterniß, daß alle Glossatoren und Doctores juris utriusque den Sinn zu errathen verzweifelt hätten.

Was ich aus Nebel und Dämmerung herausfinden konnte, mochte ungefähr folgendes seyn:

»Seine Majestät, der Kaiser von Japan haben zwar dem Grundbesitzern Ihres Reichs in Rücksicht ihres durch den letzten verheerenden Krieg in seinen Grundfesten erschütterten Wohlstandes, einen Indult gegen ihre Gläubiger auf unbestimmte Zeit bewilliget. Um jedoch endlich auch diesen letzteren ein Genüge zu thun, soll der Indult nunmehro aufhören, und das verschuldete

Grundeigenthum, wenn die Schuldner nicht bezahlen können, zum Besten der Gläubiger sub hasta gestellt werden. Diese Maaßregel ist aber mit möglichster Schonung der Schuldner in Ausführung zu bringen, dergestalt, daß wenn sie bey dem Verkaufe zu Schaden kommen sollten, die Gläubiger sich vor der Hand noch gedulden müssen.«

»Großer Mechanikus!« — rief ich aus, und beugte mich vor ihm — »giebt es einen Preis, der Ihrer genialen Erfindung entspräche? Kein Kaiser, kein Sultan der Erde kann Ihre Talente würdig belohnen; ja Peru's Gold ist Bley gegen die reichen Fundgruben ihres erfinderischen Geistes. O Triumph der Mechanik! unschätzbare Gesetzmühle! von nun an hat das mühsame Studium der Rathswissenschaft sein Ziel erreicht, wir brauchen keine juristischen Fakultäten, keine Gesetz Commissionen mehr; das Gesetzmachen ist Fabrikarbeit geworden; man mischt einige Händevoll juristischer Wörter und Termi-

nologien zuſammen, ſchüttet ſie in den Rumpf dieſer Maſchine, ſchiebt einen Bogen weiſſes Papier unter, dreht die Geſetzmühle um, und zieht nach Belieben ein Geſetz, ein Edikt, ein Reglement, ein Reſkript heraus.«

»Auf ähnliche Art« — bemerkte Herr Tſchaupert — »iſt meine Urtheils- und Dekretirmaſchine conſtruirt. — Befehlen Sie ein Urtheil, über welchen Gegenſtand Sie wollen!« —

»Nun denn! über eine ſtreitige Hütungsgerechtigkeit!« — antwortete ich.

Herr Tſchaupert wiederholte die obige Prozedur mit einer andern Maſchine, und, wie ein Becker eine Semmel aus dem Backofen, ſo zog er im Nu ein fertiges Urtheil heraus. Ich las:

»In Sachen A contra B erkennet das höchſtverordnete Obergericht ꝛc. hiermit für Recht: daß formalia appellationis für beobachtet anzunehmen, quoad materialia aber Sententia a qua dahin zu reformiren,

daß Kläger, modo Appellat, zwar für wohl befugt zu achten, seine Ochsen und Schweine auf des Beklagten, modo Appellanten, Wiese zu treiben, dieser aber im Posseß der Befugniß, die quästionirte Wiese gegen das ungebührliche Uebertreten des nachbarlichen Viehes einzuhegen, kräftigst, wie hiermit geschiehet, zu schützen. Compensatis expensis.«

»Unvergleichlich!« — rief ich — »Ihre Urtheilsmaschine kann sogleich als Rath in jedes Justizcollegium eintreten. — Aber nun bitte ich auch um ein Pröbchen Ihrer Reimfabrik!« —

»Werde sogleich aufwarten« — antwortete Herr Tschaupert —

»Die Reimfabrik unterscheidet sich von der vorigen durch einen noch künstlicheren Bau, weil sie zugleich für Reim und metrische Form eingerichtet ist. Auch müssen hier andre Wörter verarbeitet werden; z. B. Wonnen, Sonnen und Bronnen, Liebe und

Triebe, Herzen und Schmerzen, Noth und Tod, Sehnen und Dehnen, Gluthen und Fluthen, Kehle und Philomele, mit einigem Ach! und Wehe! untermiſcht. — Iſt ein Sonnettchen gefällig?«

Ich bat inſtändigſt. —

Der Mechaniker trat hierauf an eine andere Maſchine, wiederholte die vorige Operation, und zog ſodann das folgende Sonnett hervor, das unſtreitig in jedem Muſenalmanach einen ehrenvollen Platz behaupten darf.

In deiner Aeuglein laß mich Himmelsbronnen -
O Brünſte du des Herzens Holde! kühlen;
Wie Mücklein Ozean im Lichtes ſpielen,
Am ſüßen mein der Wonnen Strale ſonnen,
Ach! nippen ſchön mich Honig deiner Kehle,
Wenn düft'ge ſie in's Meer der Töne tauchet,

Ihr Leben ſelbſt die in Geſang verhauchet,
Erröthend weichen will die — Philomele.
Nur Sonne Lebenspfad mir Eine hellet,
Mein liebend ewiglich ſie Geiſt umkreiſet,
Nur Pol iſt Göttin! Herz dir zugewendet
Gefühl ſo Bruſt die ach! mir pochend ſchwellet,
Wo Namen Erd' und Himmel ſelig preiſet:
Kathrina ach! wenn Sinnen all mein endet.

* * *

»Was meine Rezenſionsmühle beliſt,« fuhr Herr Tſchaupert fort, »ſo beſteht ſie, wie Figura zeigt, aus zwey Gängen, wovon der eine zum Kritikenmachen, und der andre zum Schuh- und Stiefelmachen aptirt iſt. Mit den letzteren verſorge

ich einige Invalidenhäuser und Kranken-Institute, mit den ersteren aber eine berühmte dramaturgische Hofzeitung, mitunter auch das Morgenblatt, die sogenannten Zeitblüthen, ein Paar Literaturzeitungen und andre kritische Kranken-Institute; besonders aber danken mir die Berlinischen Zeitungen jene vortrefflichen Gemälde und Theater-Rezensionen, die oft ein so helles Sonnenlicht über das Wesen der Kunst verbreiten, und uns mit neuen, ganz unerhörten kritischen Talenten bekannt machen. — Doch der Tag neigt sich zu Ende, und noch haben Sie meine Meisterstücke nicht gesehen. — Brechen wir also ab, und gehen zu den Automaten über.«

Hiermit zog er einen Vorhang auf, und nöthigte mich, in ein schön verziertes Zimmer zu treten. —

Hilf Himmel! wie erschrak ich, als ich mich mit Einemmal in einem Zirkel stattlicher

Herren und Damen befand, die ihre ſtarren Blicke auf mich hefteten.

»Erſchrecken Sie nicht!« — ſagte Herr Tſchaupert, und reichte mir eine Priſe — »treten Sie dreiſt heran! es ſind keine wirkliche, beſeelte Menſchen, es ſind nur lebloſe Figuranten — Automaten.

Meine Kenntniß der Welt hat mich nemlich zu der Ueberzeugung gebracht, daß ein großer Theil desjenigen, was in den höheren Regionen geſchieht, nicht viel mehr als ein leeres, ſeelenloſes Treiben iſt. Dazu rechne ich z. B. die gemeſſene, abgezirkelte Taktik des Hof-Ceremoniells, das ſteife Marionettenſpiel der Staatsverſammlungen und Miniſterial-Audienzen, das ſtumme Figuriren einiger Jaherren in den Dikaſterien und Collegien u. ſ. w.«

»Ich kam daher auf den Einfall, alle jene lebendige Automaten durch lebloſe zu erſetzen, welche nur an dem gehörigen Orte aufgeſtellt zu werden brauchen, um ihre

Urbilder vollkommen würdig zu repräsentiren.

Wie mir dieser Versuch gelungen ist, davon will ich Sie sogleich überzeugen.

Machen wir 1) den Anfang mit meinem **Staatsfiguranten!**

Nehmen Sie an, dies sey das Audienzzimmer eines hohen Staatsbeamten; wir beyde und jene Automaten harren des Augenblicks, wo Seine Exzellenz erscheinen, und uns auf unsre Supplik bescheiden werde. —

Da rauscht eine Flügelthür auf, und der Ersehnte tritt herein. — Geben Sie Acht, jetzt werde ich meinen Staats-Figuranten beseelen.«

So sprechend näherte er sich einer stattlichen Gestalt, mit Stern und Orden geschmückt, die so steif wie eine Marionette in einem Winkel stand. — Er entblößte ihre hölzerne Brust, und zog sie mittelst eines Schlüssels wie eine Flötenuhr auf, der-

gestalt, daß das Räderwerk in ihrem Leibe lautknarrend herumkreiſete. Kaum war dieſe Operation beendigt, als die Figur ſich in Bewegung ſetzte, einen Fuß aufhob und — horribile visu! — mit gemeſſenen Schritten auf mich zuſchritt, indem ſie mich mit durchdringenden Blicken anſtarrte.

Ich verneigte mich tief, und ſiehe da! die mechaniſche Exzellenz nickte huldreich, und — ſprach — ja wahrlich! ſie ſprach ſehr herablaſſend: »Sie werden beſchieden werden!« — Dann wandte ſie ſich zu ihrem Schöpfer, dem großen Mechanikus, und ſagte: »Man wird Ihr Geſuch prüfen« — und indem ſie bey jedem der anweſenden Automaten kopfnickend vorbeyſchritt, äußerte ſie zu dieſem: »wir werden ſehen« — zu jenem: »man wird die Sache in Ueberlegung ziehen« — und zu jenem: »muß ſich gedulden!« — worauf ſie mit abgemeſſener Grandezza in ihren Winkel zurückging, und ſich,

wie vorher, bewegungslos an der Wand aufſtellte.

»Nun, wie gefällt Ihnen mein Staats-Figurant?« — ſo wandte ſich jetzt Herr Tſchaupert lachend zu mir; denn in der That ſpielte ich, der vor Erſtaunen wie angewurzelt daſtand, eine etwas dumme Figur.

»Ich bin außer mir,« — antwortete ich ſtotternd. — »Wie? dieſe Geſtalt wäre nichts weiter, als —?«

»Nichts weiter als ein Automat!« — verſetzte der Mechaniker. — »Aber wenn Ihr Herren den Dingen nicht bis in die Eingeweide ſehet, ſo glaubt Ihr nicht.« —

Mit dieſen Worten hob er dem Staats-figuranten den Kopf vom Rumpfe, und zeigte mir den innern Organismus.

»Hier ſind Gelenke und Halswirbel!« — ſprach er — »hier ſind Sprachorgane! — Hier iſt eine Automaten-Seele! Glauben Sie nun? Oder ſoll ich auch noch den Rumpf auseinander ſchrauben?«

»Ich glaube,« antwortete ich, und war nahe daran, vor ihm niederzufallen.

»Wunderbarer Mann!« — so brach ich aus — »Sie wetteifern mit dem Schöpfer selbst. — Hilf Himmel! wie groß ist Ihr Verdienst um die Menschheit! — Wie mancher wohlbesoldete Staatsfigurant wird durch diese unschätzbare Erfindung überflüssig gemacht! Denn nun kann jeder Staat, welcher dergleichen besoldet, sie durch Ihre Automaten ersetzen, ihr Gehalt pro bono publico einziehen, oder es jenen ihrer Collegen zuwenden, die sich für sie zerarbeiten müssen. Ja auch in Staaten, wo dergleichen kostbare Figuranten nicht besoldet werden, ist Ihre mechanische Magnipotenz von nicht zu berechnendem Nutzen. Denn selbst die verdienstvollsten Staats-Beamten sind ja einmal verdammt, gewisse Stunden dem Figuriren zu widmen. Jetzt haben sie nur nöthig, einen solchen Repräsentanten, der ihnen genau nachcopirt wird, in das Au-

dienzzimmer abzuschicken, und die Ungeduld der Supplikanten durch ein huldreiches Kopfnicken, und allerhand dilatorische Redeformeln zu befriedigen.«

»Betrachten wir 2) meinen Dikasterial-Figuranten!« — fuhr Herr Tschaupert fort, und wandte sich zu einer andern Figur mit einer Brille auf der Nase, und einem Aktenstück unter dem Arme, indem er sie wie die vorige aufzog.

Sogleich setzte sich der Figurant in Bewegung, näherte sich einem Tische, und nahm an demselben Platz.

»Setzen wir uns zu diesem Automaten!« sagte der Mechanikus. — Es geschahe. —

»Tres faciunt Collegium! Nehmen wir an, wir bilden hier mit unserm Dikasterial-Figuranten ein Finanz-, Polizey- oder Justiz-Collegium. — Ich halte so eben einen Vortrag. — Sehen Sie da, wie der Figurant die Augen starr auf einen Punkt heftet, und jede Sylbe einzusaugen scheint.

Sollte man nicht glauben, es ſey etwas dahinter? — Aber eigentlich denkt und hört er Nichts. — Wohlan! jetzt iſt mein Vortrag zu Ende, ich habe mein Votum abgegeben. Laſſen Sie hören, welcher Meinung mein Figurant iſt! Beobachten Sie, wie er den Kopf zurückwirft, als ob er von dem Gewicht der Gedanken herabgedrückt würde, — Sie! — Jetzt wird er ſprechen! Paſſen Sie auf!«

Der Automat räusperte ſich, verdrehte die Augen, wie wenn ſein Gehirn ſo eben von einer ſchweren Geburt entbunden würde, und ſprach mit ſehr vernehmlicher Stimme: »Accedo! — Unbedenklich! — Ja ja! Ich bin derſelben Meinung — ich trete dem Voto bey.« —

»Nun das muß wahr ſeyn!« — rief ich. — »Offenbar hat dieſer Automat vor vielen ſeiner Collegen den großen Vorzug, daß er weder ißt noch trinkt, weder auf Gehalt noch auf Penſionen Anſpruch macht.«

Hierauf legte der Mechaniker dem Figurasten einen Bogen Papier vor, indem er annahm, daß dies das niedergeschriebene Votum sey. Und siehe da! der mechanische Rath zog eine Feder hinter dem Ohre hervor, tauchte sie ins Dintenfaß, und unterschrieb das Votum mit einer Amtsmiene, daß man hätte schwören sollen, er sey ein wirklicher wohlbestallter Rath cum voto illimitato.

»Urtheilen Sie« — sagte Herr Tschaupert — »von welchem Nutzen dergleichen Automaten in einem Parlament oder Staatsrath, besonders aber in einer Versammlung von Volks-Repräsentanten seyn können! Wie selten würde eine Regierung ihre Maaßregeln durchsetzen, wie oft würden sie an dem Widerspruch der Schreyer und Beller scheitern, wenn nicht eine Majorität von Jaherren, wie dieser, der Oppositions-Parthey das Gegengewicht hielte.

Die Regierung braucht daher nur eine

Anzahl solcher Automaten einzuschieben, und sie hat gewonnen Spiel. Der Mechanismus ließe sich noch mehr vereinfachen, wenn man eine ganze Reihe derselben dergestalt in Verbindung setzte, daß, wenn der eine aufgezogen wird, alle zu gleicher Zeit mit den Köpfen nicken, und ja sagen.

Ich.

Sollte es Ihnen nicht gelingen, nach diesen Grundsätzen eine vollkommene Staatsmaschine zu Stande zu bringen, deren Organe aus lauter solchen Automaten bestehen?

Herr Tschaupert.

Da berühren Sie einen Gegenstand, der mich schon längst beschäftigte. Ich habe bereits das Modell zu einer solchen Staatsmaschine entworfen, die, nach Verschiedenheit der Größe, durch Zugvieh, oder durch Wasser, Wind und Dämpfe getrieben werden kann, und werde zu seiner Zeit damit an's Licht treten. — Aber nun will ich Sie

zum Schluß noch 3) mit meinem Thronfiguranten bekannt machen.«

Und hiermit zeigte er auf eine gekrönte Figur, einen Sultan vorstellend, welcher auf einem Throne saß, und majestätisch sein Scepter herabsenkte.

»Ich habe diese mechanische Majestät« — fuhr er fort — »bereits vor mehreren Jahren für die hohe Pforte fabrizirt, weil der Divan gerade damals um einen solchen Thronfiguranten verlegen war, inmaßen doch einmal jemand auf dem Throne sitzen muß, damit es bey dem Volke das Ansehen gewinnt, als ob jemand regiere. Glauben Sie nicht, daß es mit diesem Kunstwerk eine Hexerey sey, es ist nichts weiter, als eine hohle Pagode, wie Figura zeigt.«

Mit diesen Worten hob er den Oberleib der mechanischen Majestät ab, und ich überzeugte mich von der Wahrheit seiner Versicherung.

»Wie Sie sehen« — sagte er — »ist die-

ser Figurant so eingerichtet, daß eine wirkliche beseelte Person, sey es der Großvezier, oder der Mufti, oder ein Emir, Iman, Derwisch, Kislar-Aga, oder auch die Sultanin Favorite sich darin verstecken, mit dessen Armen gestikuliren, und unter dessen Maske — regieren kann. Mehe verlangt das Volk der Gläubigen nicht, es will nur ein Götzenbild haben, vor dem es sich niederwerfen könne. Wer eigentlich dahinter steckt, und wäre es auch Beelzebub selbst, das gilt dem abergläubischen Volke gleich, sobald es nur etwas für's Auge hat. Meines Erachtens könnte man sich daher in Successionsverlegenheiten sehr gut rathen, wenn man, in Ermangelung eines durch das Erbfolgerecht bestimmten Thronfolgers, eine solche Pagode auf den Thron setzte. Alle Fehde hätte dann ein Ende, alles Blutvergießen würde vermieden, und die Staatsmaschine ginge nach wie vor ihren ruhigen Gang.«

Mit den letzten Worten öffnete sich eine

Seitenthür, durch welche mich der große Mechanikus in eine Wagen-Remise hinabzusteigen nöthigte.

Ich that es, und gewahrte einer langen Reihe ziemlich seltsam gebauter Kutschen.

Herr Tschaupert öffnete die Thür der einen, und hieß mich hineinsteigen, um eine kleine Spazierfahrt mit ihm zu machen. Ich machte die Bemerkung, daß der Wagen nicht bespannt sey.

»Thut nichts! thut nichts! das wird sich finden« — antwortete er. — »Sie müssen nie vergessen, daß Sie bey einem Mechaniker sind.«

Ich verstand den Wink, und sprang in die Kutsche. Er folgte, schloß die Kutschthür, und drückte an einer seitwärts verborgenen Feder.

Sogleich setzte sich der Wagen in Bewegung, und fuhr langsam aus der Remise auf den Hof; der Mechaniker aber lenkte ihn inwendig an einer Art von Steuerruder der

Hofthür zu, welche aufsprang, und nachdem wir hindurchgefahren, sich von selbst wieder schloß. Nun rollte der Wagen, an der innern Deichsel sehr geschickt gelenkt, auf die Straße, und über dieselbe in raschem Laufe dem Stadthore zu.

»Bravo!« — rief ich. — »Durch dieses letzte Stückchen setzen Sie sich die Krone auf.«

»Kleinigkeit!« — erwiederte er, und drückte an einer andern verborgenen Feder. Sogleich öffnete sich der Fußboden des Wagens, und ein Tischchen schoß vor uns herauf, deckte sich von selbst, und servirte sich mit Flaschen, Weingläsern und einem Schüsselchen der köstlichsten Früchte. —

»Beliebt's?« — sagte Herr Tschaupert lächelnd, und deutete auf den Tisch.

Da ich schon einmal an Wunder gewöhnt war, so betrachtete ich diese neue Erscheinung mit ziemlich gleichgültigen Augen, trank tapfer drauf loß, und verfiel bald in

einen ſanften Schlaf; denn der Wagen ging wie eine Wiege.

Was nun aber weiter geſchahe, das weiß ich nicht zu ſagen. — Soviel iſt gewiß, daß ich nichts mehr von dem großen Mechanikus geſehen habe, ſondern mich erſt am andern Morgen — in meinem Bette wiederfand.

II.

Satyrische Zeitungs-Nachrichten.

Schreiben aus Apenheim.

Wegen des dermaligen Strohbedarfs für die Armee, ist dem übertriebenen Luxus, welchen das schöne Geschlecht mit den Strohhüten treibt, Einhalt geschehen, und das Maaß derselben von Polizey wegen auf höchstens 16 Zoll Rheinländisch im Durchmesser festgesetzt worden.

Contravenientinnen haben zu gewärtigen, daß dergleichen ungebührliche Strohdächer auf der Stelle konfiszirt, und an die Armee-

Magazine abgeliefert werden. Als Veranlassung dieser Polizeyverordnung giebt man an, daß, bey dem Einzuge eines Husaren-Regiments in unsre Stadt, ein hungriges Husarenpferd einer zu nahe stehenden Zuschauerin den Strohhut im Vorbeygehen vom Kopfe gerissen, und aus dem Stegereif aufgefressen habe.

Aus Marsstadt.

Man ist nun der Ursach der seit einigen Jahren bey uns so häufigen Blitztode auf die Spur gekommen, seitdem der Blitz neuerlich in die unmäßig großen Sporen eines jungen Cavallerie-Offiziers eingeschlagen hat. Es will nun verlauten, daß dem Mißbrauche, welcher hin und wieder mit dergleichen Blitzableitern getrieben wird, gesteuert werden solle.

Aus demselben Orte.

Am 25sten d. M. begab es sich, daß ein heftiger Sturmwind einen jungen Uhlanen-Offizier zerknickte, seinen Oberleib hinwegführte, und auf die Spitze des hiesigen Marienthurmes schleuderte, wo er zum höchsten Erstaunen des Publikums einige Minuten lang, gleichsam als Warnungszeichen, hängen blieb. — Denn bey der Aufnahme des Thatbestandes fand sich, daß dieses tragische Ereigniß durch das unmäßige Schnüren veranlaßt worden war.

Von ebendaher.

Eine unsrer Mitbürgerinnen ist mit einem Kinde weiblichen Geschlechtes niedergekommen, das, zum Entsetzen des Vaters — einen langen Schnurrbart hatte. Das überhand nehmende Tragen dieser martialischen Abzeichen soll nun auf wirkliche Militärpersonen beschränkt werden.

Aus Schreibershagen.

Ein hiesiger Gelehrter hat in einem gemeinnützigen Wochenblatte die wichtige Bemerkung gemacht, daß seit einem halben Jahrhunderte die in der Nähe unsrer Stadt liegenden Sandberge dergestalt an Masse abgenommen haben, daß man sich diese Erscheinung nicht anders, als durch die in den gegenwärtigen schreibseligen Zeiten so außerordentlich zunehmende Streusand-Consumtion, namentlich durch die unmäßige Vermehrung der Schreiber in einigen Verwaltungszweigen, erklären könne.

Aus Tömmingen.

Am 3ten d. M. trug es sich zu, daß man bey Eröffnung des hiesigen Raths-Begräbniß-Gewölbes ganz unvermutheterweise — einen Eselskinnbacken fand. Ueber diesen Vorfall zerbrechen sich jetzt unsre Geschichtsforscher die Köpfe. Denn soviel die

Chronik unſerer guten Stadt Tümmingen beſagt, hat unter den Mitgliedern des hochweiſen Magiſtrats-Collegii hieſelbſt (durch ſeine muſterhaften Polizeyverordnungen berühmt) noch nie einer zu Rath geſeſſen, von dem ſich beſagte Reliquie herſchreiben könnte.

Aus Muſenhof.

Der anhaltende Waſſermangel in unſerer Stadt ſoll nach den Beobachtungen der Naturforſcher zum Theil daher rühren, daß die ſogenannten Familienjammerſtücke, welche ſonſt dem Thränenwaſſer einen reichlichen Abfluß geſtatteten, gewiſſen patriotiſchen Jammerſtücken Platz gemacht haben, welche wegen ihrer froſtigen Langweiligkeit das Thränenwaſſer gefrieren machen.

Aus Ochsenhausen.

Es giebt hier noch immer Leute, welche steif und fest behaupten, daß ohne den Corporalstock und den Stammbaum nichts Großes in der Welt geschehen könne; auch ist hier ein Werk über die Verbesserung der inländischen Hornvieh-Geschlechter herausgekommen, welches viel Aufsehen macht.

Aus Flottleben.

Ein hiesiger Gelehrter hält Vorlesungen über die französische Sprache. — In einer derselben suchte er zu beweisen, daß die französische Sprache schon von der Natur zur Hofsprache erkoren sey, weil die Sprache der meisten Hofthiere einen französischen Anklang habe. So zum Beyspiel klinge das Blöken der Schaafe wie mais mais, das Schnattern der Enten wie quoi quoi, das Grunzen der Ferkel wie oui oui, und das der Schweine wie noeuf noeuf.

Von eben daher.

Die öffentlichen Frauenzimmer ſollen bey der hohen Obrigkeit darauf angetragen haben, daß ihre Gewerbſteuer herabgeſetzt werde, weil unzählige unzünftige Perſonen, beſonders der höheren Stände, ihr Gewerbe ſchmälerten. —

Seitdem ſoll man damit umgehen, einen Theil ihrer Steuer von den letzteren übertragen zu laſſen.

Aus Schwappsdorf.

Die Veranlaſſung, warum ſich die Rindviehſeuche über unſre ganze Provinz verbreitet hat, ſoll die ſeyn, daß der zeitige, durch ſeine Humanität gegen die Bauern rühmlichſt bekannte Domänenbeamte von Schwappsdorf, wo ſich die erſten Spuren der Rinderpeſt offenbarten, den von der hohen Obrigkeit angeordneten Cordon muthwilligerweiſe überſchritten, und einen Ochſen-

markt, 3 Meilen von Schwappsdorf beſucht hat. — Sobald er auf dem Markte erſchien, theilte er die Anſteckung ſogleich ſämmtlichem Hornvieh mit. —

Aus Quandshagen.

Bey Reviſion des Depoſitoriums auf dem hieſigen Juſtizamte fand es ſich, daß der zeitige Juſtizamtmann, in Ermangelung eines feuerfeſten Gewölbes, ſämmtliches Pupillengut — in ſeinem Bauche aſſervirt hatte. Es heißt nun, daß die hohe Behörde durch dieſen Vorfall veranlaßt worden ſey, endlich für die Anlegung eines zweckmäßigen Depositorii zu ſorgen, obgleich nun nichts mehr zu deponiren iſt.

Aus Schreibershagen.

Das hieſige Stadtgericht hat in einem, ſeit 15 Jahren bey ihm in erſter Inſtanz

schwebenden, Ehescheidungsprozesse endlich nach langen Debatten folgendes Resolutum abgefaßt.

Da diese Sache nunmehro gottlob! so weit gediehen, daß kein vernünftiger Mensch mehr daraus klug werden kann, so sind Acta an ein hocherleuchtetes Oberlandesgericht zur weiteren Verfügung zu transmittiren.

Es will jedoch verlauten, daß ein hocherleuchtetes Oberlandesgericht eben so wenig klug daraus werden könne. — Auch möchte die Erleuchtung zu spät kammen, weil die streitenden Theile während dessen an der Kostenexekution, der schlimmsten Krisis der Prozeßkrankheit, gestorben sind.

Aus Musenhof.

Seitdem das Feld der Literatur nach der Versicherung einiger vernünftigen Leute ein wahres Distelfeld geworden ist, kann man

ſich unmöglich noch wundern, daß ſich einige Eſel hier ſo breit darauf machen.

Aus Brauſenau.

Der durch die bisherige Windſtille veranlaßte empfindliche Brodmangel hat plötzlich aufgehört, ſeitdem die hieſige politiſche Zeitſchrift Boreas mit vollen Backen bläßt.

Von eben daher.

Bey dem in dieſem Jahre hieſelbſt ſtattgehabten Scheibenſchießen wurden von Seiten der Zuſchauer nur Ein Mann getödtet, und zwey verwundet. — Wehe dem Feinde, der unſern braven Schützen dereinſt in die Schußweite kommt!

Aus Apenheim.

Unſer großer Weltweiſer, Profeſſor Goliath, durch ſeinen politiſchen Fernſeherblick

berühmt, wird, wie es verlautet, als Ober-Telegraph angestellt werden.

Aus Neu-Jerusalem.

Ein hiesiger Geschichtsforscher hat ein Werk geschrieben, worin er aus mehreren Stellen der heiligen Schrift unumstößlich beweiset, daß das gelobte Land, welches Moses den Kindern Israels verheißen habe, eigentlich zwischen der Elbe und der Weichsel liege. — Die hiesige löbliche Judenschaft hat ihm eine Ehren-Medaille prägen lassen, und ihm einen Gnadengehalt ausgesetzt.

Aus Löwenburg.

Bey der, während der Belagerung dieser Festung, statt gehabten Hungersnoth begab es sich, daß ein jüdischer Verpflegungsbeamter, als ein Opfer seiner patriotischen und menschenfreundlichen Entbehrungen — in seinem Fette stickte.

Aus Dümmingen.

Als ein erfreuliches Zeichen der zunehmenden Aufklärung verdient bemerkt zu werden, daß jetzt die Straßenbeleuchtung hieselbst durch eine, Nacht für Nacht veranstaltete, **Feuersbrunst bewirkt wird.**

Von ebendaher.

Die bey uns überhand nehmenden **Diebstähle**, Räubereyen und Bankrutte sind ein schönes Denkmal der Toleranz, welche unsre hohe Obrigkeit vorzugsweise gegen **Diebe** und Schelme übt.

Von ebendaher.

Die Extrapostaxe ist hier in Hinsicht der Lieferanten um das Doppelte erhöhet worden, weil sich die Postmeister beschwert haben, daß sie, um dergleichen Herren fortzuschaffen, den Vorspann verdoppeln müßten.

Aus Flottleben.

Um die eheliche Tugend zu befördern, wird nächstens eine Verordnung erscheinen, worin Prämien für diejenigen Frauen ausgesetzt werden, welche beschwören können, daß sie die eheliche Treue binnen Jahr und Tag nicht öfter als zehnmal verletzt haben.

Aus Apenheim.

Unser großer Anatomiker, Professor Trepan, hat das Gehirn eines hieselbst verstorbenen Dichters, der die deutsche Literatur auch mit einigen unschätzbaren mystischen Romanen bereichert hat, untersucht, und gefunden, daß es aus zwey Theilen Wasserstoff und Einem Theil Kohlenstoff bestand.

Das Herz eines Akziseſiskals fand er mit einer Haut umgeben, die so zähe und hart wie Sohlenleder war, dergestalt daß seine Sonde davon stumpf wurde.

Eine Rezenſentengalle enthielt eine flüſſige Subſtanz, ſchwärzer als Dinte und ätzender, als die ſchärfſte Lauge, ſo daß ſie im Nu ein Buch Löſchpapier zerfraß.

Aus Apollonsruhe.

Ein ohnweit unſers Städtchens in einer flachen Sandwüſte liegender, mit Berberitzengeſtrüch und Heydekraut bewachſener Hügel iſt von den Schöngeiſtern hieſelbſt Parnassus Germanicus getauft worden. Er ragt nemlich aus einem Sumpfe hervor, in welchem die Fröſche und Unken ihr Weſen treiben, indem ſie mit ihrem myſtiſchen Koax und jämmerlichen Geheul des Wanderers Ohren betäuben.

Von ebendaher.

Bey dem Einzuge des großen Dichters Herrgott in unſre Stadt, ſahe ſich Magi-

ſtratus genöthigt, dem Beyſpiele der Trojaner zu folgen, und die Thore um ein merkliches erweitern zu laſſen, wie es bey dem Einzuge des berühmten Trojaniſchen Pferdes geſchahe. —

Aus Schnatterauf.

Der vor 14 Tagen hieſelbſt erfolgte Tod unſers Oberbürgermeiſters und Consul dirigens Knuppert war mit folgenden furchtbaren Naturerſcheinungen begleitet, wie ſie bey dem Hintritt großer Männer ſich zu offenbaren pflegen.

Die Sonne verfinſterte ſich plötzlich, ein ſchwarzes Gewittergewölk umzog den Horizont, blutrothe Blitze durchzuckten die Luft, der Donner brüllte laut, ein ſchreckliches Erdbeben erſchütterte die Grundfeſte der Thürme, und machte die Häuſer dergeſtalt wanken, daß die Thüren aus ihren Angeln gehoben wurden, und die hölzerne Bild

ſäule der Themis, zu Jedermanns Entſetzen, vom Dache des Rathhauſes herabſtürzte, (obgleich ſie, beyläufig geſagt, etwas wurmſtichig war). Alle lebende Weſen ächzten aus beklommener Bruſt, die Hunde riſſen ſich von ihren Ketten los, ja einige wurden toll. Aber was das Merkwürdigſte war: acht Tage darauf erhielten wir hier die offizielle Nachricht von der Völkerſchlacht bey Leipzig.

Aus Apenheim.

Unſre Akademie der Wiſſenſchaften, welche, das Talent aufzumuntern, und große Ideen in Anregung zu bringen, weder Bemühungen noch Aufwand ſpart, hat in ihrer letzten Sitzung den bedeutenden Preis von 5 Dukaten auf die genügendſte Beantwortung der Frage geſetzt:

Ob ſich aus Stellen der alten Claſſiker beweiſen laſſe, daß die Schaafe zur Zeit der Hellenen dem Aetacismus oder dem

lacismus gehuldigt haben; ob daher das bekannte βη βη, welches Theokrit den Schaafen ſeiner Zeit in den Mund legt, bä bä oder bä bä auszuſprechen ſey.

Von ebendaher.

Dem Vernehmen nach haben ſich einige hieſige Fräulein darüber beſchwert, daß einige Jungfern ſich den Fräuleintitel anmaßen. Die Jungfern erwiedern darauf, daß die Fräulein quaestionis die erſte Veranlaſſung dazu gegeben hätten, weil ſie ſich angemaßt, in gewiſſen vorkommenden Fällen für Jungfern zu gelten. Die Sache ſoll nun zur richterlichen Entſcheidung gebracht werden. Offenbar kann man es in der gegenwärtigen Zeit, wo es ſo ſchwer hält, eine Frau zu werden, keiner Jungfer verdenken, wenn ſie es darauf anlegt, wenigſtens das Diminutivum von einer Frau, nemlich ein Fräulein, zu werden.

Aus Flottleben.

Die dermaligen hohen Preiſe der China ſollen nach der Verſicherung der Aerzte von dem, bey dem nervenſchwachen Theil unſers Publikums herrſchenden, Manſchettenfieber, und dieſes wiederum von dem neulich publizirten Landwehr-Edikte herrühren. Ein hieſiger Israelitiſcher Jüngling, der ſchon mehrmals an dieſem Fieber krankte, ſchlägt als ſympathetiſches Mittel dagegen — einen Reiſepaß vor, der bis zum Eintritt des Paroxismus zwiſchen Haut und Hemde aufbewahrt wird.

Aus Schreibershagen.

Unſer berühmter Botaniker, Profeſſor Baldrianus, hat jetzt eine Flora Germanica herausgegeben.

Zu den verſchiedenen, bisher unentdeckten, vaterländiſchen Gewächſen zählt er gewiße Pilzgeſchlechter, unter denen die Glücks-

pilze, namentlich die Judenpilze und die Hofräthe, einen vorzüglichen Rang behaupten.

Zu den Schmarotzerpflanzen gehört eine Art giftiger Schwämme, der Franzosenschwamm genannt. Ungeachtet man sich bisher viele Mühe gab, ihn auszurotten, zeigt er sich in einigen Ländern Deutschlands immer noch, und gedeihts am besten in einem schlammigen Boden, und auf dem Hofmiste.

Auch gedenkt der Verfasser einer besonderen Gattung des Schlingkrautes, der Fuchsschwänzer genannt, welches bis zur Krone der höchsten Bäume emporkriecht, und sich so fest saugt, daß es nur mit Mühe losgerissen werden kann.

Aus Papenstädt.

Offiziellen Nachrichten aus der Unterwelt zufolge, ist Cerberus, der seitherige exemplarische Hüter des Reiches der Finsterniß, plötzlich des Todes verblichen. Dem Vernehmen

nach iſt ein gewiſſer Superintendent, von dem man ſich verſprechen darf, daß er dem erledigten Poſten mit gleichem Dienſteifer vorſtehen werde, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt.

Aus Apenheim.

Seit dem Erſcheinen des von unſerm gelehrten Staats-Oekonomen Schwallmann angekündigten Werkes über die Verbeſſerung des Staats-Credits, ſind die öffentlichen Fonds hier ſogleich dermaßen geſtiegen, daß die Polizey, um dem Gedränge der Kaufluſtigen auf der Börſe Einhalt zu thun, den Eingang derſelben mit Wache beſetzt hat.

Aus demſelben Orte.

Der berühmte Augenarzt Doktor Schlampampus, durch ſeine meiſterhaften Radikal-Curen berühmt, indem er mit dem Staar zugleich die Augen ſelbſt auszuſtechen pflegt,

hat ſo eben per Eſtafette einen Ruf als Hofaugenarzt nach einer kleinen deutſchen Reſidenzſtadt erhalten.

Aus Flottleben.

Bey der erſten Aufführung des pantomimiſchen Ballets: die Liebe im Stande der Unſchuld, in welchem die Solotänzer im Coſtum Adams und Evas erſcheinen, war ein ſo außerordentliches Gedränge bey der Caſſe, daß 95 Frauenzimmerſchuhe und 45 Shawls von der Polizey gefunden wurden. — Die Eigenthümer ſind jetzt in den Intelligenzblättern aufgefordert worden, die verlornen Gegenſtände gegen hinreichende Legitimation, wieder in Empfang zu nehmen.

Aus demſelben Orte.

In einer hieſigen Zeitſchrift hat jemand die Frage aufgeworfen: wo ſich eigentlich

die Benennung Intelligenzblätter herſchreibe, da ſie ſich doch mit der Intelligenz eben nicht zu befaſſen ſchienen. Die Antwort war: a non intelligendo, wie lucus a non lucendo.

Aus demſelben Orte.

Dem Vernehmen nach wird der Apoſtoliſche Stuhl, ſo bald er erledigt iſt, durch unſern berühmten Canzelredner Salbaderius beſetzt werden. — Andre beſtimmen den Geheimrath Ego zum Nachfolger Petri.

Aus Helligenſtein.

Ein hieſiger Arzt iſt von einem Seelenhirten, welcher in dem Rufe ſteht, daß er nebenbey der Venus vulgivaga op're, ex lege diffamari belangt worden. — Der Seelenhirt hatte nemlich eine Sammlung ſeiner geiſtlichen Vorträge herausgegeben, und auf

dem Titelblatte das Motto: est deus in nobis gewählt. Hierüber spöttelte der Arzt in einer öffentlichen Gesellschaft, und meinte, daß seines Wissens dem Verfasser kein anderer Gott inwohne, als — Mercurius.

Aus demselben Orte.

Um den Religions-Cultus zu befördern, haben sich einige angesehene und gottesfürchtige Männer unsrer Stadt freywillig erbothen, alle Sonntage einen Stellvertreter aus ihrer Dienerschaft in die Kirche zu schikken, durch ihn die Predigt und das Abendmal einzunehmen, und solchergestalt, der Bequemlichkeit wegen, den Gottesdienst per Mandatarium zu verrichten.

Aus Apollonsruhe.

Die Maulsperre, welche sich hin und wieder bey dem Theaterliebenden Publikum of-

ſenbart, ſoll, den Beobachtungen der Aerzte zufolge, von der häufigen Darſtellung der dramatiſchen Werke eines gewiſſen Theaterdichters und von dem Predigttone herrühren, welcher darin herrſcht.

Aus Schlemſtädt.

In einem hier erſchienenen Werke über die Kunſt, ſein Glück bey Hofe zu machen, beweiſet der Verfaſſer ſehr gründlich, daß die Natur die Füße urſprünglich zum Kriechen, und die Zunge zum Lecken beſtimmt habe.

Aus Apenheim.

Am 5ten d. M. in der Mitternachtsſtunde begab es ſich, daß die Eheliebſte des hieſigen Geheimraths Blauſchnabel ein Knäblein gebar, welches zum Entſetzen der Hebamme ſtatt der Hände — Tigerkrallen hatte. — Unſre Phyſiologen wollen die Urſache dieſer

seltsamen Erscheinung darin suchen, daß in dem Schlafzimmer der Gebährerin sich ein Bildniß Napoleons befand, auf welches, während der Geburt, ihre Blicke gerichtet waren.

Aus demselben Orte.

Auch hier giebt es jetzt noch Leute, welche von Napoleon Glück und Heil für die Menschheit erwarten. — Eine hiesige patriotische Wochenschrift zieht gegen sie zu Felde, und macht dabey den Vorschlag zur Anlegung eines Lazareths für Geisteskranke.

Aus Neu-Babylon.

Zwischen Ihren Majestäten dem Kaiser der Franzosen Napoleon dem Großen, und dem Dey von Algier, ist dem Vernehmen nach, ein enges Freundschafts- und Schutz- und Trutz-Bündniß geschlossen worden. — Beyde hohe Alliirte, von gleich lebhaften

Gefühlen der Gerechtigkeit und Menschenliebe beseelt, haben sich für die Wiederherstellung des Völkerrechts und die Freyheit der Meere mit Brief und Siegel verbürgt. Auch spricht man von einer Heyrath zwischen einem Algierischen Prinzen und einer Prinzessin des gedachten Kaiserhauses.

Aus demselben Orte.

Seitdem das Kreuz der Ehrenlegion hier wieder an die Schelme geheftet wird, fürchten sich die ehrlichen Leute, die hier eben keine Legion ausmachen, an's Kreuz geheftet zu werden.

Von ebendaher.

Man weiß nun, daß das Ungeheuer, welches seit einiger Zeit unser schönes Land verwüstet, zu dem Geschlechte der Chimären gehört, wovon die alte Mythologie er-

zählt. Seine Gestalt ist eine Mischung von Löwe, Tiger und Drache, und es geht mit einer ganzen Brut von Chimären schwanger. Alles ist jetzt aufgebothen, Jagd darauf zu machen, und ohne Zweifel wird es über kurz oder lang seinen Bellerophon finden *).

Aus Apenheim.

Die neuesten Erscheinungen im Gebiete des thierischen Magnetismus grenzen an das Fabelhafte, und man hätte große Mühe, sie zu glauben, wenn sie nicht durch die übereinstimmenden Aussagen unzähliger, über allen Zweifel erhabener, Zeugen bestätiget würden.

*) Dies schrieb ich einige Wochen vor Bonaparte's Abführung auf dem Kriegsschiffe Bellerophon. Mit gutem Fug konnte ich mich daher zu den neuern Propheten zählen, wenn mir an dieser Ehre viel gelegen wäre.

Unter tauſenden nur einige wenige, vorzüglich auffallende.

Die Tochter des Raths Schnurre hieſelbſt befindet ſich ſchon ſeit Jahr und Tag mit dem Magnetiſeur, Doktor Wunder, in Rapport. Eines Morgens empfindet ſie ein heftiges Leibſchneiden, das aller ärztlichen Bemühungen ſpottet, und bis zum Abend anhält. Was war die Urſache davon? Hören Sie und ſtaunen Sie! Der Magnetiſeur hatte am Morgen deſſelben Tages zu loxiren eingenommen.

Noch ſeltſamer war der Vorfall, welcher ſich mit Frau v. Zimperlich auf einem Ball zutrug. Auch Sie ſtand ſeit einiger Zeit mit dem Wundermann in Wechſelwirkung. Während des Tanzes einer Ecoſſaiſe bekommt ſie nun plötzlich eine ſolche Lähmung in dem linken Fuß, daß ſie hinkend aus der Colonne heraustreten muß. Acht Wochen nach dieſem Ereigniß aber erhält ſie einen Brief von dem Doktor, der ſich damals in St.

Petersburg befand, worin er ſie benachrichtigt, daß er das Unglück gehabt habe, an demſelben Abend, wo ſie die Lähmung erhielt, den linken Fuß zu brechen.

Nicht minder merkwürdig war das, was der Frau Direktorin Schnippel begegnete.

Bey der Vorſtellung der Jungfrau von Orleans auf einem hieſigen Liebhabertheater, ward ſie während des bekannten Monologs: Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften! ꝛc. augenblicklich von einem ſo heftigen Schnupfen befallen, daß ſie faſt bey jeder Strophe zum Naſentuch ihre Zuflucht nehmen, und zuletzt gänzlich von der Bühne abtreten mußte. — Höchſt ſonderbarerweiſe offenbarte es ſich nachher, daß ihr magnetiſcher Freund zu derſelben Zeit in Moskau ein kaltes Bad gebraucht, und ihr dadurch eine Erkältung zugezogen hatte.

Eine andre Dame unterbrach ein Konzert durch dreymaliges, höchſt unzeitiges Niesen. Ohne Zweifel war der unter den Zu-

hörern gegenwärtige Rittmeiſter v. Trumpf, mit dem ſie in Rapport geſetzt war, Schuld daran; denn er hatte kurz vorher eine Priſe Spagnol genommen, und ward die Wirkung erſt dann inne, als die öftere Wiederholung deſſelben Handgriffs das Nieſen jedesmal erneuerte.

Ein noch größeres Wunder begab ſich mit der ziemlich bejahrten Frau Rehbein, welche bereits in einer zwanzigjährigen, unfruchtbaren Ehe lebte. Sie und eine andre Dame bedienten ſich gleichfalls der magnetiſchen Cur, und ſtanden mit einander in Wechſelwirkung. Nun fügte es ſich, daß ihre magnetiſche Freundin guter Hoffnung ward. Sogleich äußerten ſich auch bey Frau Rehbein dieſelben erfreulichen Anzeigen, und wirklich genas ſie zur höchſten Verwunderung ihres entzückten Gatten, zu einer und derſelben Stunde mit jener Dame, eines geſunden Knaben.

Nun aber einige Beyſpiele von den er-

ſinnlichen Fähigkeiten und Wundergaben, welche durch den Magnetismus gewekt werden. Eine Bauerndirne litt an hypochondriſchen Beſchwerden, die ſich in einem ſolchen Grade vermehrten, daß ſie endlich aus Lebensüberdruß den Vorſaz faßte, ſich ein Leid anzuthun. Der Pfarrer des Dorfs, zu dem auch die Kunde von den Wundern des Magnetismus gedrungen war, ſtieß dem Vater, ſo der Cur des Wundermannes zu übergeben. — Es geſchahe, und nachdem die Patientin in den magnetiſchen Schlaf verfallen war, richtete der Magnetiſeur einige auf ihren Zuſtand ſich beziehende Fragen an ſie. Sogleich begann die Bauerndirne ſich über die innere Organiſation ihres Körpers mit einer ſolchen Sachkenntniß und anatomiſchen Gelehrſamkeit auszubreiten, daß allen Anweſenden vor Erſtaunen Hören und Sehen verging. Sie beſchrieb die Struktur des Rükgrades und der Rippen, die Lage der Eingeweide und den Sis des Krank-

heilstoffes mit allen Kunstausdrücken, welche nur dem geübten Arzte geläufig zu seyn pflegen. Und als der Magnetiseur sie endlich fragte, worin ihre Krankheit eigentlich bestehe, und wie sie zu heben sey, rezitirte sie, zum Entsetzen der Zuhörer, ganze Stellen aus dem Hippokrates und Galenus in der Ursprache, diktirte dem Doktor selbst ein Rezept, und gab Zeit und Stunde an, wann sie wieder gesund seyn würde. Und siehe da! Nach dem vorgeschriebenen Gebrauche der Arzney genas sie richtig zu der angegebenen Zeit, und ist jetzt gesund wie ein Fisch.

Die höchst merkwürdige Erscheinung, daß eine somnambule Dame einen verschlossenen Brief, der ihr in der Magengegend auf den Leib gelegt wurde, buchstäblich vorlas, ist genugsam bekannt. Noch erstaunlicher ist folgendes Ereigniß.

Ein krankes Dienstmädchen saß während des magnetischen Prozesses auf einem mit

Sehundsfell überzogenen Koffer, worin sich verschiedene geheime Briefschaften des Doktors befanden. Kaum war sie somnambul geworden, als sie zu seiner nicht geringen Verwunderung den Inhalt eines in dem Koffer liegenden, Familiengeheimnisse enthaltenden Briefes zu verlautbaren begann, ungeachtet sie — was noch als etwas außerordentlicheres zu bemerken ist — im gewöhnlichen Zustande weder einen geschriebenen Buchstaben lesen konnte.

Durch diesen Vorfall aufmerksam gemacht, soll sich ein hiesiger Einwohner der gedachten Person bedient haben, um die Herzensgeheimnisse seiner Frau, welche sie in einem festverschlossenen Schrank aufbewahrte, an's Tageslicht zu bringen.

Auch wird versichert, daß sie auf ähnliche Art den Inhalt eines Testaments publizirt habe, welches mit einem dreyfachen Notariatssiegel verschlossen war. Sogar geheime Depeschen, mit völlig unverständli-

chen Ehiffern geschrieben, soll sie buchstäblich vorgelesen, und dadurch ein höchst wichtiges Staatsgeheimniß entdeckt haben.

Dem sey wie ihm wolle: soviel ergiebt sich aus der obigen unbestreitbaren Thatsache, daß im somnambu'en Zustande ein innerlich, in der Gegend des Unterleibes befindliches Organ in Thätigkeit gesetzt wird, vermöge dessen die magnetisirte Person durch die dichtesten Körper, als da sind Holz, Eisen und Seehundsfell hindurchsehen kann; ferner, daß intellektuelle Fähigkeiten, welche ihr sonst ganz fremd waren, durch den Magnetismus hervorgebracht werden.

Auch will man wissen, daß die hohe [illegible] durch den Vorfall mit dem präsignirten Testamente veranlaßt worden sey, die Sache von Amtswegen untersuchen zu lassen, um ähnlichen Mißbräuchen für die Zukunft vorzubeugen.

Zu den höchst staunenswürdigen Fähigkeiten der Somnambulen gehört auch die

Gabe des Fernſehens und Fernhörens, und es verdient als etwas Eigenthümliches Erwähnung, daß es gewöhnlich Frauenzimmer ſind, bey welchen ſich dergleichen Fähigkeiten im vorzüglichen Grade offenbaren, welches daher zu kommen ſcheint, daß das weibliche Geſchlecht, wegen ſeiner größeren Nervenreizbarkeit, für die Wirkungen des Magnetismus empfänglicher, und der wunderthätige Glaube, beſonders bey den alten Frauen, ſtärker zu ſeyn pflegt, als bey dem männlichen Geſchlechte.

Unter mehreren außerordentlichen Beyſpielen nur zwey.

Eine unſrer Mitbürgerinnen, deren Mann ſich zur Zeit des letzten engliſch-amerikaniſchen Krieges in der neuen Welt befand, wurde im ſomnambulen Zuſtande durch eine furchtbare Viſion geſchreckt. Sie ſahe nemlich ihren Eheliebſten bey der Erſtürmung von Waſhington von einer Kartätſchenkugel zu Boden geſchmettert, gar jämmerlich

erblassen. Sie gab einen Schrey des Entsetzens von sich, und hörte ihn noch sterbend die Worte: Maria mein Weib! ausrufen. Durch die Aussage mehrerer glaubwürdigen Zeugen, unter denen sich die Frauen zweyer, in hohen Aemtern und Würden stehenden, Männer befinden, ist diese Thatsache bis zur historischen Gewißheit erwiesen, und durch Londner Briefe hat es sich nun wirklich bestätigt, daß ihr Mann zu derselben Zeit und unter den angezeigten Umständen seinen Tod fand.

Eine andre somnambule Dame stand mit ihrem auf Reisen befindlichen Manne in einer förmlichen mündlichen Correspondenz. Sie richtete mehrere Fragen an ihn, die er von Rom aus ihr so hörbar beantwortete, als ob er dicht vor ihr stände. Er erzählte ihr seine Reiseabentheuer, und bestimmte Zeit und Stunde seiner Rückkunft, die auch pünktlich erfolgte.

Wer nach solchen unläugbaren Thatsa-

chen noch ferner in seinem Unglauben beharret, an dem ist doch wohl Hopfen und Malz verlohren.

Man erwäge, wie wichtig der Magnetismus für das Interesse des Staats ist, besonders was das Fernsehen und Fernhören betrift. Und in der That soll es im Werke seyn, sich der somnambulen Personen zu bedienen, um die Stärke und Stellungen der feindlichen Armeen, und den Vertheidigungszustand der Festungen zu rekognoszieren, wie es denn auch von großem Erfolge seyn kann, die Geheimnisse der Cabinetter durch dergleichen Fernhörer auszukundschaften.

Der größte Triumph des Magnetismus aber ist die den Somnambulen beywohnende Fähigkeit, zukünftige Dinge vorherzusagen.

Sie vermögen nicht allein die ihnen selbst bevorstehenden Zustände, z. B. wann sie erwachen und wieder einschlafen, schwitzen oder zu Stuhl gehen werden, desgleichen, wann die Krisis ihrer Krankheit sich einstel-

len, und wie lange ſie anhalten werde, auf das genaueſte voraus zu beſtimmen, ſondern ſie prophezeyen auch, was andern begegnen wird.

Eine ſolche Frau weiſſagte, daß einer der Anweſenden, mit dem ſie in Rapport geſetzt war, vom Schlage gerühret werden würde, ungeachtet nach ſeiner körperlichen Verfaſſung gar kein Anſchein dazu war. Und ſiehe da! ihre Prophezeyung wurde wahr. Denn ein Vierteljahr nachher wurde der Unglückliche wirklich vom Schlage — eines Pferdes gerühret, und mußte kläglich ſeinen Geiſt aufgeben.

Einem andern prophezeyte ſie, daß er im Waſſer umkommen würde, und richtig: er ſtarb 8 Wochen ſpäter an der Waſſerſucht.

Einem jungen Mädchen von 18 Jahren verkündete ſie, daß ſie binnen 14 Tagen Mutter von 6 Kindern, und Großmutter von 12 Kindes Kindern werden würde, und

wenige Tage darauf ward sie, ohne es geahnet zu haben, die Gattin eines alten Mannes, der ihr 6 erwachsene Söhne, und mit diesen eine ganze Schaar von Enkeln zubrachte.

Jedermann sieht ein, von welchem Nutzen diese Gabe der Weissagung seyn muß, zumal wenn die Regierer der Staaten sie in Anspruch nehmen, um zukünftige politische Ereignisse zu erfahren. Alle die ungeheuren Anstrengungen, die dahin abzwecken, große Widerwärtigkeiten abzuwenden, sind alsdann unnütz. Getrost kann man die Arme in den Schooß legen, und die Zukunft erwarten. Denn weiß man vorher, daß sie Unheil bringt, so sind alle Anstrengungen vergeblich, weiß man aber das Gegentheil, so sind sie überflüssig. Was nach Gottes Rathschluß geschehen soll, das geschieht ohne menschliches Zuthun. —

Welche erfreuliche Aussichten gewährt namentlich das Vermögen der Somnambu-

len, in ſich ſelbſt hinein zu ſchauen, und mit ihrem inneren Auge Herz, Leber und Nieren zu prüfen. —

Denn von nun an wird das mühſame und dornenvolle Studium der Heilkunde mit Einemmal entbehrlich, und die Kunſt des Hippokrates beſchränkt ſich bloß auf den höchſt einfachen magnetiſchen Prozeß.

Jede Bauerndirne iſt nun ihr eigner Doktor. Sie braucht nur ihren Gürge oder Löffel zu bitten, daß er ſie ſomnambul mache: ſogleich guckt ſie in ihre Eingeweyde, erſpähet den Sitz der Krankheit, verordnet ſich ſelbſt die nöthigen Laxanzen und Purganzen, und iſt am andern Morgen geſund wie ein Fiſch.

Ja mein Freund! gratuliren wir uns, daß wir in einem Zeitalter leben, wo das Licht der Aufklärung ſo reißend um ſich greift, daß man ſich in der That hüten muß, vor lauter Sonnenglanz ſtockblind zu werden. Schon können wir uns mit den Anti-

poden in Rapport ſetzen, und ihnen in die Töpfe gucken, bald, hoffe ich, werden wir im Stande ſeyn, mit den Bewohnern des Mars und Saturnus eine geiſtige Correſpondenz anzuknüpfen, ja vielleicht gereicht der Magnetismus dazu, uns mit den geliebten Todten, die ein finſteres Verhängniß von unſrer Seite nahm, in eine nähere Berührung zu bringen, und mit ihren abgeſchiedenen Seelen zu koſen. Bald hoffe ich werden wir das Erz in den Eingeweyden der Erde wachſen ſehen, und den Modum procedendi erfahren, wie die Natur das unſchätzbare gelbe Metall bereitet, nach dem wir alle ſo ſehnſuchtsvoll ſchmachten. —

Dem ſey wie ihm wolle! Wenn der Magnetismus auch nur das Gute ſtiftet, daß er uns wieder mit dem verlornen geſunden Menſchenverſtande in Rapport ſetzt, ſo iſt er eine Entdeckung, des Preiſes der Unſterblichkeit werth.

Aus Schreibershagen.

Der Chineſiſche Gebrauch, wonach derjenige Anwald, deſſen Parthey einen Prozeß verliert, eine Züchtigung mit Bambusſtöcken erhält, ſoll, dem Vernehmen nach, auch bey den hieſigen Gerichten eingeführt werden. Man erwäge, wie wohlthätig dieſe Maaßregel auf die Verbeſſerung der Rechtspflege wirken muß.

Kein Advokat wird ferner gegen beſſere Ueberzeugung zu einem ungerechten Prozeſſe rathen, oder durch Nachläſſigkeit und Ungeſchicklichkeit den Verluſt deſſelben veranlaſſen, wenn er weiß, daß ſein Rücken dereinſt die Sukkumberzſtrafe trägt.

Zwar möchte man einwenden, daß jeder vernünftige Mann ſich unter ſolchen Umſtänden für die Prozeß Praxis bedanken, und lieber Büttel als Advokat werden möchte; aber eben dadurch würde die Menſchheit von einer großen Landplage

befreyet, und die Zahl der Prozesse außerordentlich vermindert werden. —

Auf jeden Fall wäre es eine kleine Genugthuung und Herzstärkung für die verlierende Parthey, wenn das Urtheil z. B. in der Art lautete:

Daß Kläger, wie hiermit geschiehet, abzuweisen, und in die Prozeßkosten zu verurtheilen, dem Justizkommissario K. aber, wegen schlechten Consilii, eine Sukkumbenzstrafe von 30 Stockschlägen zu zu erkennen. Von Rechtswegen.

Das Ach und Weh der Advokaten würde sich im Publikationstermine in die Verzweiflung der Clienten mischen, und alle Welt würde ein Wohlgefallen an der Justiz haben.

Aus demselben Orte.

Ueber den Nachlaß des hieselbst verstorbenen Buchhändlers Hamster ist bereits vor

15 Jahren Concursus Creditorum eröffnet worden. Bey der Versteigerung der gedruckten Vorräthe fand sich jedoch, daß die Würmer inmittelst den Gläubigern und der Justiz vorgegriffen, und einen solchen Concurs über den papiernen Nachlaß eröffnet hatten, daß derselbe nur als Makulatur verkauft werden konnte.

Dieser Vorfall veranlaßte einen dabey interessirten jüdischen Gläubiger zu der Bemerkung, daß es im Grunde auf Eins herauskomme, ob die Masse von den Bücherwürmern oder von den Aktenwürmern gefressen worden sey.

Aus Quabbendorf.

Das freye Allodial-Rittergut Quabbendorf wurde vor 6 Jahren auf den Antrag der hypothekarischen Gläubiger unter gerichtliche Sequestration gesetzt, weil es durch die Zeitumstände dergestalt heruntergekommen

war, daß es keinen Pfennig Zinsen mehr abwarf, wenn der Eigenthümer nicht zu der unerhörten Maaßregel schreiten sollte, die Zahl seiner Kebsweiber auf 2, und die seiner Paradepferde auf 6 herabzusetzen. —

Durch die weise Sparsamkeit und die durchgreifenden Maaßregeln der Justizbehörde ist es nun endlich gottlob so weit gediehen, daß die Gerichtssporteln und die Diäten des Sequesters jedesmal prompt bis auf Heller und Pfennig aus den laufenden Guthseinkünften berichtigt werden, die Gläubiger aber auf Abschlag ihrer Zinsen und Capitalien, zwar immer noch kein baar Geld, aber doch die kostbare Ueberzeugung erlangt haben, daß es besser sey, ihre Forderungen lieber zu Gunsten des Schuldners schwinden zu lassen, als zu Gunsten der Justiz und dere Mitessen — zum Thore hinaus zu wandern. Denn die baaren Kostenvorschüsse, welche das Oel sind, womit die Waage der Themis unaufhörlich geschmiert

werden muß, wenn ſie nicht einroſten ſoll, belaufen ſich jetzt bereits auf mehrere Tauſende, und den zähen Schuldner ſchützt der Indult.

III.

Verſuch einer Erklärung der ſieben großen hiſtoriſchen Skizzen des Malers David, welche beſtimmt waren, nach ihrer Vollendung in dem weyland Musée Napoleon aufgeſtellt zu werden.

Jetzt, da der groſse Mann von der Welt-bühne abgetreten iſt, und ſich nach ſeinem eigenen Ausſpruche, gleich dem Th-miſtokles, der Groſsmuth ſeiner Todfeinde ausgeliefert hat (welche Groſsmuth er jedoch, in paren-thesi geſagt, gern umſchifft hätte, wenn es

nur möglich gewesen wäre, bey den verdammten englischen Kreuzern vorbeyzuschiffen, mit welchen der Hafen von Rochefort bedeckt war) — jetzt, da er, wie es scheint, im Begriff ist, den Rest seines thatenreichen Lebens der philosophischen Einsamkeit auf einer romantischen Felsen-Insel zu widmen, und jene großen weltbeglückenden Ideen dort vollends ins Klare zu bringen, die ihm bey seinem Abschiede von Elba noch etwas unklar schienen: jetzt endlich ist der Zeitpunkt da, wo man getrost in die Posaune seines Nachruhms stoßen darf, ohne zu besorgen, als ein Dreyfarbiger und Feind des Vaterlandes verketzert zu werden. Er ist leider, allem Anscheine nach, politisch todt, und die neue Helena wird ihn mit ihren Felsenarmen so fest umschlungen halten, daß, wenn kein zweyter Paris auftritt, der sie mit ihm zugleich entführt, und über's Meer davonträgt, das vive l'Empereur! seiner Anhänger schwerlich je in Erfüllung gehen

möchte. Zwar, wir leben in einer wunderschwangeren Zeit, und es könnte sich wohl fügen, daß die gute Stadt Paris mit der Insel Sankt Helena einen zweyten Entführungsplan anzettelte: aber zu seinem Unglück ragt ja der Felsen Elba gleichsam als ein Warnungszeichen aus dem Meere hervor, und predigt: »Albion! laß dich nicht zum zweitenmal übertölpeln!« —

Mit Seelenruhe können daher alle Furchtsamen unsern modernen Themistokles als einen vorübergezogenen Wandelstern betrachten, von dessen Feuerschweife nichts weiter zu fürchten ist, als etwa eine Regenfluth politischer Flugblätter, weil, wie es verlautet, nasse Jahre im Gefolge der Cometen seyn sollen.

Mag nun sein Leben abgeschlossen seyn, oder nicht, die Unsterblichkeit kann ihm niemand rauben, und der Name Napoleon Bonaparte ist, wie der des furchtbaren Hunnenkönigs, mit dem scharfen Schwasser

blutiger Thränen in die eherne Tafel der Geschichte eingegraben.

Ich darf mir daher schmeicheln, den Dank seiner Bewunderer zu verdienen, wenn ich es unternehme, jene herrlichen historischen Skizzen des großen Malers David, welche er im Auftrage des Unsterblichen hervorzauberte, und deren Vollendung leider durch den Einzug der Verbündeten in Paris verhindert wurde, einer erklärenden Beurtheilung zu unterwerfen.

---

1. Napoleons Triumphzüge.

Der ersten dieser Skizzen liegt ein origineller Gedanke des Künstlers zu Grunde.

Er wollte nemlich die strahlendsten Triumphzüge des Helden in einem zusammenhängenden Kranze historischer Gemälde darstellen, die verschiedenen Momente, in welchen Napoleon in höchster Glorie erschien, zu einem großen, historischen Ganzen zusammenschmelzen. Hier haben wir also seine

Triumphzüge von Egypten, von Spanien, von Moskau, von Leipzig und nach Elba und Sankt Helena gleichsam in nuce. Um diese sinnreiche Idee auszuführen, theilte der Künstler sein großes Rundgemälde in sechs, also in eben so viele runde Felder ab, als die Zahl der dargestellten Triumphzüge beträgt, reihte diese in einem Kreise aneinander, und umschlang das Ganze mit einem Lorbeerkranz. Der kaiserliche Adler schwebt in der Mitte dieses Kreises, mit dem Donnerkeile des Zeus gerüstet, und trägt Napoleons Bildniß in seinem Schnabel zu den Sternen. Der Schnabel spielt in's blutrothe. Vielleicht ist der kaiserliche Raubvogel so eben von einer Lämmer- oder Taubenjagd zurückgekehrt. An seinen Klauen haften noch die Spuren der gerupften Schlachtopfer. Oder sind es Federn, welche ihm selbst auf seinen letzten Heldenzügen ausgerupft wurden? Auffallend ist es wenigstens, daß ihm die Schwungfedern fehlen. Viel-

leicht mußte er ſie nach dem Untergange des ſchreibenden Hauptquartiers, auf dem Triumpfzuge von belle Alliance nach Paris, hergeben, um damit das unvergeßliche Bulletin niederzuſchreiben, welches durch ſeine poetiſche Schwungkraft ſich weit über das Heldengedicht des irrenden Ritters von la Mancha erhebt. Es iſt daher zu verwundern, daß er hier die Flügel hängen läßt, und ſo merklich gegen jenen übermüthigen Blitzeſchleuderer contraſtirt, der einſt ſeine mächtigen Schwingen gegen die Sonne von Auſterlitz und Jena ausbreitete.

Merkwürdig iſt es, daß die Krone auf ſeinem Haupte ſo ſchief ſitzt, wie die Haube auf dem Kopfe einer poissarde im Handgemenge. Sollte der Künſtler dadurch andeuten wollen, daß ſie im Begriff ſey, von den nordiſchen Orkanen herabgeblaſen zu werden? Unmöglich! ein Hiſtorienmaler im Solde Napoleons wird ſich ſolche Andeutungen ſchwerlich erlauben. — Ohne Zwei-

fel iſt es eine leiſe Erinnerung, daß ſie im Begriff ſey, der großen europäiſchen Kaiſerkrone Platz zu machen, welche unſerm Univerſalmonarchen nach der völligen Vernichtung ſeiner Feinde nicht entſtehen kann.

Die Krone hat der ſinnreiche Künſtler mit Dornen durchflochten, ſey es nun, um auf das bekannte Symbol der eiſernen Krone: **gare à qui la touche!** anzuſpielen, welches allen denjenigen Verderben droht, welche ſie anzutaſten wagen, oder ſey es, um den Dornenpfad des Ruhmes zu verſinnlichen, den unſer Held, beſonders von Moskau, Leipzig, Fontainebleau und belle Alliance, etwas über die Gebühr mit Dornen beſäet fand. Auch iſt die Dornenkrone, wie wir wiſſen, ein Attribut des Erlöſers, und ſo werden wir ſchnurgerade auf die, von ſeinen Bewunderern beliebte, Vorſtellung eines Weltheylandes geführt, welcher das menſchliche Geſchlecht durch Dor-

nen und Diſteln zum ewigen Heile — das heißt — zu Grabe leitet. —

Richten wir jetzt unſere Blicke auf die Hauptgegenſtände des großen Kunſtwerkes!

Der Triumphzug von Egypten nach Paris.

In dem thatenreichen Leben unſers Helden drängen ſich die Wunder dermaßen, daß man kaum im Stande iſt, ihn mit den Augen des Geiſtes zu verfolgen, und daß das überladene Gedächtniß hinter dem beobachtenden Verſtande, wie ein Marodeur hinter der großen Armee, nachhinken, ja zuletzt, gänzlich ermattet, zurückbleiben muß. So werden ſich manche kaum noch des Heldenzuges erinnern, welchen der Unſterbliche nach Egypten unternahm, um England dereinſt, in Ermangelung einer über den Canal la Manche führenden Brücke, in Oſtindien zu bekämpfen und reſpective todtzuſchlagen. Zwar erhob ſich damals ein Geſchrey, als

ob dieſes göttergleiche Unternehmen an verſchiedenen Klippen geſcheitert ſey, unter denen die hervorragendſten, wenn ich nicht irre, Abukir und Akre, oder vielmehr Nelſon, Sir Sidney Smith, Peſt und Mameluken hießen. Aber der gemeine Hauſe begreift faſt nie eine große Unternehmung in ihren Abſichten und End-Reſultaten, urtheilt immer nur nach den unmittelbaren Folgen, und zeigt dadurch, daß er — ein gemeiner Hauſe iſt. — Dieſer Argonautenzug nach Egypten war, nach der Verſicherung der größten politiſchen Fernſeher, beſonders deutſcher Nation, nichts mehr und nichts weniger als eine vorläufige Recognoſcirung nach Oſtindien, die bloß zu dem Ende unternommen wurde, um freundſchaftliche Verbindungen mit den egyptiſchen Bey's und den Paſcha's in Syrien anzuknüpfen, das rothe Meer und die durch die Wüſten Afrika's und Aſiens führenden Päſſe nach Oſtindien zu ſondiren, und auf dieſe Art

den künftigen Heereszug nach jener brittiſchen Goldgrube vorzubereiten. Nebenbey hatte der Unſterbliche die Abſicht, Egypten, dieſes uralte claſſiſche Wunderland von Grund aus kennen zu lernen, den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Iſis und zu den Künſten der Magier zu finden, und orientaliſche Weisheit gegen occidentaliſche einzutauſchen.

Dieſe Abſicht wurde vollkommen erreicht, und ſobald es unſerm Helden gelungen ſeyn wird, von Sankt Helena abermals nach ſeiner guten Stadt Paris zurückzukehren, ſeine Getreuen wieder um ſich zu verſammeln, die Armeen der Verbündeten aus Frankreich zu vertreiben, zu vernichten, und Europa zu befreyen, wird das große Unternehmen gegen Oſtindien gewiß zur Reife gedeihen.

Die 20,000 oder 30,000 Mann, und die ſchöne Toulonner Flotte, welche jene Recognoſcirung nach Oſtindien koſtete, ſind da-

für kaum ein Pfeifenſtiel gegen die großen weltbeglückenden Folgen, welche dereinſt daraus hervorgehen werden, und mit Recht verdiente daher der Rückzug des Helden nach Paris ein Triumphzug genannt, und durch den Pinſel eines David verewigt zu werden.

Wir ſehen alſo unſern Triumphator auf dieſem Bilde die Wogen des mittelländiſchen Meeres durchſchneiden, wenn gleich nicht mehr am Bord jenes ſtolzen Admiralſchiffes der Orient, durch deſſen Verbrennung der Vandale Nelſon der jubelnden Brittannia ein ſo prachtvolles Feuerwerk gab, nicht mehr an der Spitze jener ſtolzen Flotte, womit der Held einſt den Argonautenzug begann: ſondern nur auf einer winzigen Feluke (oder wie das Ding heißen mag), die jedoch, ungeachtet ihres ſchlichten Anſehens, ſtolz auf die Ehre zu ſeyn ſcheint, den Helden des Jahrhunderts zu tragen. Das beweiſet die zum Hohne Brittannia's

aufgesteckte englische Flagge, obgleich einige der Meinung sind, daß dies nicht sowohl Stolz, als vielmehr Furcht vor den englischen Kreuzern und afrikanischen Corsaren verrathe, denen man durch dieses unschuldige Täuschungsmittel zu entgehen suche.

Zu einem Triumphzuge gehört nun zwar außer den Trophäen ein glänzender Heerezug, und eine lange Schleppe überwundener und gefesselter Feinde, wovon man auf diesem Bilde, selbst mit dem schärfsten Vergrößerungsglase, nichts gewahr wird, man müßte denn den martialischen Ruslan, und ein halb Dutzend französischer Sappeurs, welche vermöge eines sinnreichen Theater-Coups eiligst in Mameluken verwandelt wurden, dafür gelten lassen, statt dessen aber erblickt man hier ganze Regimenter von Tritonen und Nereiden, welche das Fahrzeug des Triumphators umgeben, und mit ihren Muschelhörnern einen, wahrscheinlich von dem ersten Tonsetzer Frankreichs aus

den Siegesreif componirten Siegesmarsch anstimmen. Ohne Zweifel thun sie sich schon im Voraus etwas drauf zu Gute, daß das Reich des Neptun ehestens von dem brittischen Joche befreyet, und dem beglückenden Zepter des künftigen Universalmonarchen unterworfen seyn wird. Das beweiset die dreyfarbige Cokarde, die sie an ihre Mützen geheftet haben. Ja selbst der alte Vater Oceanus, welcher da hinten auf einem Delphin reitet, hat das brittische Nationalzeichen bereits mit dem dreyfarbigen vertauscht, und läßt zum Zeichen freywilliger Huldigung sein Schnupftuch im Winde flattern. —

Der triumphirende Obergeneral aber steht siegberauscht am Bord, und deutet auf ein Büchlein in elegantem Franzbande: Continentalsystem betitelt, womit er das Reich des Neptun einst beschenken wird. — Im Hintergrunde linker Hand sieht man die Küste von Egypten, mit den stolzen Über-

reſten der Armee des Orients bedeckt, die, der verlaſſenen Ariadne auf Naxos gleich, ihrem Theſeus die Arme nachſtrecken. Doch Er wendet ihnen den Rücken zu: denn das Vaterland ruft. — Dieſes erblickt man nemlich im Hintergrunde rechter Hand, repräſentirt durch die Schmutzgöttin Lutetia, welche ſehnſuchtsvoll ihre Mutterarme gegen ihren heimkehrenden Sohn ausbreitet. Aus ihrem geöffneten Munde ſcheinen die Worte: Bonaparte! redde legiones meas! hervorzugehen. Wer kann genügender darauf antworten, als diejenigen, welche den Heldenzug nach Egypten durch ihre unſterblichen Werke verewigten, nemlich Berthier und Denon? — Erſterer läßt daher als Antwort die Bulletins der Armee des Orients in Geſtalt papierner Drachen nach der Küſte Frankreichs vorausfliegen, und letzterer zeigt der Schutzgöttin eine Dedikation ſeines Prachtwerkes über Egypten, dieſer unſchätzbaren Frucht des beendigten Hel-

denzuges, welche ſchon allein hinreicht, den Verluſt der Toulonner Flotte, und der Handvoll Braven, die in den Wüſten Egyptens und Syriens ihr Grab fanden, zu vergüten.

Der Triumphzug von Spanien nach Paris.

Auch gegen den Heldenzug, welchen unſer Triumphator nach Spanien unternahm, haben ſich Dummheit und Unverſtand verſchworen, um ihn in's Lächerliche herab zu ziehen: aber ewig wird dieſes hochherzige Unternehmen in den Jahrbüchern der Geſchichte prangen, und einer der glänzendſten Edelſteine in dem Kranze ſeiner Thaten ſeyn. Der unſterbliche Ritter von la Mancha rüſtete ſich bekanntlich, um Gerechtigkeit und die Tugenden der irrenden Ritterſchaft in ſeinem Vaterlande zu verbreiten. Dieſer Zug wurde in der eben ſo ſchönen Abſicht unternommen, die Bewohner der pyrenäi-

ſchen Halbinſel von dem Joche der Geiſtes-tyranney und des politiſchen Despotismus zu befreyen, unter welchem ſie ſeit einem Jahrtauſend ſchmachteten, nebenbey aber dem brittiſchen Einfluß einen Todesſtoß zu verſetzen, auch die todten Schätze des ſpaniſchen Clerus in's Leben zu rufen, und in Umlauf zu bringen.

Ob im Hintergrunde noch der Plan gelegen habe, einen Abſtecher nach Nordafrika zu machen, die Raubſtaaten zu zerſtören, Caffee- und Zuckerpflanzungen dort anzulegen, und dem induſtriöſen deutſchen Weltbürgerſinne Gelegenheit zu verſchaffen, ſich dort anzuſiedeln, und ſtatt des kalten deutſchen Vaterlandes, das wegen der permanenten Einquartierung ohnedies zu eng wurde, in dem ſchönen warmen Afrika ein neues Vaterland wiederzufinden, (wozu mehrere deutſche Journale uns eine erfreuliche Ausſicht eröffneten), das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Soviel iſt gewiß, daß die

große Absicht vollkommen erreicht worden wäre, wenn sie nicht an der dummen Verstocktheit fanatischer Mönche, und einiger von ihnen irregeleiteten Pöbelseelen einen unerwarteten Widerstand gefunden hätte, indem diese für die Wohlthat des neuen Lichtes und der neuen Freyheit, namentlich für die Wohlthaten des Requisitions- Einquartierungs- Continental- und Conskriptionssystemes keine sonderliche Empfänglichkeit zeigten. Bey vielen tausend empfänglichen Gemüthern aber fand das neufränkische Licht der Vernunft und Freyheit offnen Eingang, und wird nach der Versicherung unsrer politischen Fernseher dermaleinst herrliche Früchte tragen.

Der Tod einiger tausende, welche dieser großen Idee geopfert wurden, kommt daher in dem Calcul eines Weltverbesserers nicht in Rechnung, da der Hauptzweck erreicht wurde.

Diese Ansicht giebt uns den Schlüssel zu

dem zweyten, hier vorgestellten, Triumphzuge. Wir sehen nemlich den Triumphator, reitend auf einem stolzen Andalusischen Streitrosse, so aus dem Heldenstamme jener Rozinante entsprossen zu seyn scheint, welche dem Ruhm des unsterblichen Ritters von la Mancha theilte.

Die Glaubens-Inquisition, eine scheußliche, höllenentstammte Furie, windet sich gefesselt zu seinen Füßen. Über ihr erhebt sich eine schlanke weibliche Gestalt, welche ihren Fuß auf den Nacken der Furie setzt. — Ohne Zweifel soll dies die neufranzösische Freyheit seyn, welches um so weniger Bedenken leidet, als sie in der linken Hand den Codex Napoleon, in der rechten aber eine kleine Maschine hält, welche eine entfernte Ähnlichkeit mit einer — Guillotine hat, wahrscheinlich um anzudeuten, daß die ausübende Gerechtigkeit, für deren Symbol dieses Instrument hier gilt, die Grundlage aller politischen Freyheit sey.

Aus den Wolken ragt ein gepanzerter Ritter mit einem Flammenſchwerdte hervor, der ein Fläſchchen auf das Haupt unſers Helden herabfallen läßt.

Was wir aus dieſer Geſtalt machen ſollen, will uns nicht recht klar werden. Soll es der Genius des Ruhmes ſeyn, welcher ihm den Trank der Unſterblichkeit zuwirft? Auf jeden Fall ſchießen diejenigen fehl, welche ihn für den Geiſt des verewigten Ritters von la Mancha, und den Inhalt des Fläſchchens für den berühmten Wundbalſam Fierabras halten, welcher die Eigenſchaft hatte, zerſchlagene, ja völlig getrennte Gliedmaßen, z. B. Rumpf und Kopf, in Einem Nu wieder zuſammenzuheilen, wie aus dem Buche: Leben und Thaten des weltberühmten Ritters Don Quixote von la Mancha mit mehrerem zu erſehen iſt.

Der Triumphzug von Moskau nach Paris.

Dieſer Triumphzug iſt von allen, die

ſeit Alexander dem Großen, Cäſar und Trajan gefeiert wurden, bis zu dem neueſten des derzeitigen Schützenkönigs zu Schwabſtädt, unſtreitig der glänzendſte, nicht etwa wegen des ihn begleitenden Gepränges und Theaterpompes (denn er geſchahe, wie bekannt, ziemlich geräuſchlos, ohne Sang und Klang, ohne Ehrenpforten und Trophäen, und zwar im ſtrengſten Incognito, in einem einfachen, prunkloſen Krüppelfuhrwerk) ſondern durch den Glanz der Seelengröße, in welchem der Triumphator ſtralte, als ihn, nach dem ungleichen Kampfe mit den Elementen, das ungeheure Schickſal traf, ſeine eben ſo ſchöne und tapfre, als zahlloſe Armee in den ruſſiſchen Eisfeldern zurücklaſſen zu müſſen; nicht minder durch das glänzende Wunder jener Blitzesſchnelle, mit welcher der Triumphator den weiten Weg von Moskau nach Paris in wenigen Tagen zurücklegte, und durch den glänzenden Ausſpruch, wodurch er dem blödſichti-

gen Haufen den einzig richtigen Maaßstab seines großen Mißgeschicks in die Hände gab: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un seul pas (Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt).

Auch die brennenden Städte und Dörfer, welche den Lauf dieses Triumphzuges bezeichneten, gehören mit zu seiner glänzenden Seite, und schwerlich kann sich ein Tamerlan und Genserich eines ähnlichen rühmen.

Wir sehen hier unsern Helden, in eine Löwenhaut gehüllt, welche theils an das bekannte Feldzeichen des Herkules nach dem Kampfe mit dem Nemäischen Löwen, theils an jenen Helden der Äsopischen Fabel, theils an den Kampf mit dem formidabeln russischen Winter erinnern kann, auf einem unscheinbaren, moskowitischen Bauernschlitten, auf dem Wege von Moskau nach Smolensk, wie der Wegweiser zeigt, welcher hier durch ein hölzernes Kosakenbild

vorgestellt wird, das seine, mit dem Namen Smolensk beschriebene Pike nach einer fernen Stadt ausstreckt. Die Nase unsers Helden spielt in's weißliche. Wahrscheinlich soll dadurch die Wirkung des russischen Frostes angedeutet werden, denn wenn einige darin eine boßhafte Anspielung auf seine Naseweisheit finden wollen, so ist dies offenbar zu weit hergeholt. Ihn umgiebt die heilige Schaar, welche er laut jenem unsterblichen Bulletin de dato Molodetschno etc. aus den Resten der von Kälte und Hunger verschont gebliebenen Reiterey zusammensetzte, und deren Zahl hier auf die heilige Zahl 9 und einige Brüche reduzirt ist; denn mehrern dieser Heiligen mußten unterwegs verschiedene verlorne Gliedmaßen amputirt werden.

Etwas phantastisch erscheint die Garderobe dieser Herren. Hier sehen wir ein wahres Quodlibet von Judenpelzen, Bauernkitteln, Weiberröcken, Priestergewan-

den x. aus welchen hin und wieder die Zipfen reicher Uniformſtickereyen hervorguckten. Kurz, bey'm erſten Anblick dieſer heiligen Schaar ſollte man faſt glauben, daß ſie ſo eben einem Pariſer Maskenball entgegenreite, und daß ihre Eilfertigkeit bloß von der Furcht, ihn zu verſäumen, herrühre. Werfen wir aber einen Blick in den Hintergrund, ſo erklären wir uns dieſe Eilfertigkeit anders. Dort ſtehen nemlich die Elemente, denen unſer Held einzig und allein die kleinen Nachtheile Schuld gab, welche er in Rußland erlitt, in der Geſtalt coloſſaler Eisbären. Der Künſtler hat ſich die poetiſche Licenz genommen, einige derſelben als Koſaken und Baſchkiren zu kleiden, und zu bewaffnen. — Nach der Zerſtörung der Armada oder unüberwindlichen Flotte durch die Engländer und ihre hohen Verbündeten, die Elemente, begnadigte Philipp der zweyte den unglücklichen Spaniſchen Admiral, welcher mit gebeugtem Nacken ſein

Todesurtheil von ihm erwartete, durch den huldreichen Ausspruch: »Ich habe euch nicht gegen Sturm und Wetter ausgesandt: wer kann gegen Gott und die Elemente?« — So scheint auch unser Triumphator sich mit dem Gedanken zu trösten: »ich habe sie nicht gegen russische Kälte und Barbaren geführet. Wer kann gegen Gott und die Elemente-Kosaken?«

Der Triumphzug von Leipzig nach Paris.

Auch in der Völkerschlacht von Leipzig waren es hauptsächlich die Elemente, welche unserm Helden verderblich wurden. Wenn ich sage: Elemente, so verstehe ich darunter nicht allein das Feuer der feindlichen Kanonen, welches gewaltige Lücken in seinem Heere machte, und das Wasser der Pleisse, in welchem tausende seiner Braven umkamen, sondern auch die Elemente der Kriegskunst, welche er nach der Versicherung sachkundiger Männer nicht recht von

Augen hatte, als er ſich durch die feindlichen Manöuers umringen, und mit ſeiner ganzen Armee in den Raum einer kleinen Stadt zuſammenquetſchen ließ, und die Elemente der Politik, welche es gleichfalls außer Acht ließ, als er dem Abfalle ſeiner Verbündeten vorzubeugen verabſäumte.

Auf dieſem Bilde ſehen wir unſern Helden triumphirend von der Leipziger Meſſe zurückkehren. In ſeiner ſiegreichen Miene ſind die Worte zu leſen: »ich habe eine gute Meſſe gemacht.« Und in der That! wenn wir die Zahl der Kanonen und Soldaten, die er nach Leipzig brachte, mit der Zahl derjenigen vergleichen, welche er jetzt zurück bringt, ſo hat er wohl Urſache, ſich Glück zu wünſchen, daß ſeine Waare ſo reißend abgegangen iſt.

Und wer waren ſeine Abnehmer? Wiederum Barbaren; diesmal jedoch nicht ſowohl ruſſiſche als deutſche, beſonders preuſſiſche Barbaren, welche hier als Landwehr-

männer und freywillige Jäger erſcheinen, und ſo eben beſchäftigt ſind, ihm aus Dankbarkeit für den guten Kauf eine Ehrenpforte aus erhandelten Kanonen und Flinten zu erbauen, über welcher eine dreyfarbige Fahne mit den Buchſtaben S. Q. P. prangt.

Was dieſe Buchſtaben bedeuten ſollen, iſt zweifelhaft. Einige leſen: »Salvatori quaesito patriae! — id est: dem erſehnten Retter des deutſchen Vaterlandes.« Andre aber, und zwar Übelgeſinnte leſen: Sauve qui peut! oder gar: »ſchafft Quartier Pariſer!«

Der Triumphzug von Fontainebleau nach Elba.

Hier ſehen wir den Triumphator in ſeiner höchſten Glorie, auf dem höchſten Culminationspunkte menſchlicher Größe. Er feiert nemlich einen Triumph, zu dem ſich die geprieſenſten Helden nicht zu erheben vermochten, einen Triumph über ſich ſelbſt, über ſeinen Ehrgeiz, und über das Urtheil der Welt.

Mit der wahren Seelenſtärke eines Helden weiſet er dem ganzen Europa, und der ganzen Welt, die von ihm erwartete, er werde ſeine glorreiche Laufbahn mit einem gemeinen und erbärmlichen Coup de desperation, mit einem Selbſtmorde endigen, — den Hintern, und ſcheint zu ſagen: »Da! da! — ſpotte und ziſche ſo viel du willſt, verächtliches Geſindel! du meinſt, ich ſolle dir den Gefallen thun, mich todtzuſchießen? — le diable m'emporte! das laſſe ich bleiben. Dir und der ganzen Nachwelt zum Hohne behalte ich mein Leben. Ein Held von meinem Schroot und Korn muß nie verzweifeln. Iſt das Glück mir noch Einmal günſtig, ſo werde ich wiederkommen, und dir zeigen, wie ich mit dem Kleinode des Lebens, das man mir läßt, zu wuchern verſtehe.« —

Wahrlich! das iſt die Sprache eines Helden. Denn die wahre Todesverachtung zeigt ſich nicht darin, daß man ſich

von dem Tode überwältigen läßt, sondern daß man, ihm zum Trotz — am Leben bleibt.

Wir sehen ihn daher in diesem Bilde in der besagten imponirenden Stellung auf einem Triumphwagen stehen, der wegen seiner schlichten Bauart einem Armsünderwagen nicht unähnlich sieht. Einer seiner Adjutanten reicht ihm ein Paar Pistolen, die er jedoch mit philosophischem Abscheu von sich weiset. Der Kaisermantel hat jetzt einem Kutschermantel, und die kleine dreyfarbige einer großen weißen Cokarde Platz gemacht. — Diese Metamorphose giebt den unübertrefflichen Weisen zu erkennen, welcher in jeder kritischen Lage das rechte Kleid und die rechte Farbe zu wählen versteht.

Der Kutschermantel zumal ist hier ein wahrer Schutzmantel gegen Sturm und Regen. Denn die Dämonen des Hasses, welche ihn umringen, lassen einen solchen Platzregen von Steinen und Koth auf sein kaiser-

liches Heldenhaupt herabfallen, daß seine Begleiter alle Hände voll zu thun haben, den Ausbrüchen ihrer Wuth zu wehren. Er aber hüllt sich in seine Tugend, und trägt sein Kreuz mit der ruhigen Ergebung eines Märtyrers.

»Pah!« — denkt er — »wenn ich wiederkomme, so ruft dasselbe Gesindel: vive l'Empereur! und steckt eiligst die dreyfarbige Cokarde wieder an.

Im Hintergrunde sieht man den Felsen Elba aus dem Meere hervorragen, und auf seiner Stirn die Buchstaben N — p — n.

Kurzsichtige wollen darunter den Namen des Triumphators verstanden wissen, andre wittern eine tiefere Bedeutung, und lesen: **Nemesis pulsat nequitiam**, noch andre **negligentiam**, *in Beziehung auf diejenigen, welche unsern Helden von Elba entwischen ließen.*

Triumphzug von Paris nach Brüssel.

Diese Skizze besteht nur aus ungefähr

ren, mit dem Pinsel schwach angedeuteten Umrissen, und man hat große Mühe, die Idee des Künstlers daraus zu errathen. Mir scheint es der letzte, von dem prophetisch-begeisterten Künstler schon im voraus entworfene Triumphzug Napoleons von seiner guten Stadt Paris nach Brüssel seyn zu sollen.

Die Preußische Armee war, zufolge der nach Paris abgefertigten Courier-Nachrichten, bey Fleurus und Wavre vernichtet und pulverisirt. Jetzt kam es nur noch auf die Kleinigkeit an, den Engländern ein gleiches Schicksal zu bereiten, um triumphirend in Brüssel einzuziehen.

Mit höchster Wahrscheinlichkeit konnte daher dieser Triumphzug von dem Künstler antizipirt werden. — Dieser Umriß stellt daher den Helden vor, wie er, mit erbeuteten preußischen und brittischen Fahnen gleichsam überdeckt, in die Hauptstadt Brabant's einzieht. Hinter ihm auf dem Triumphwa-

gen ſteht eine hohe männliche Figur, welche ihren Arm über ſein Haupt ausſtreckt. Einige wollen in dieſer Geſtalt den Genius des Ruhms erblicken, der ihm den Lorbeerkranz aufſetzt, andre aber ſuchen — wahrſcheinlich ohne Grund — eine phyſiognomiſche Ähnlichkeit mit dem Marſchall Vorwärts in dem Geſichte dieſes Genius, welcher ihm, wie ſie behaupten, den Lorbeerkranz vom Haupte reißt, und ihm einen Genickfang giebt. — Hinter den Thürmen von Brüſſel ragt ein ſchwachangedeuteter Felſen hervor, den einige für den Felſen von Dover, als das wahrſcheinliche Endziel ſeiner Siegesbahn, halten, andre aber, die alles gegen ihn auszulegen bemühet ſind, für den Meeresfelſen Sankt Helena, als das unter den jetzigen Umſtänden noch wahrſcheinlichere Ziel ſeines glorreichen Lebens.

2. Die Theilung der Erde, oder die Fürſtenthümer und Herzogthümer in partibus infidelium.

Dieſe zweite große Skizze ſtellt die Theilung der Erde vor, womit der Unſterbliche, dem Vernehmen nach, ſchwanger ging, als er ſeinen Heldenzug nach Rußland unternahm.

Über den Wolken ſchwebt der alte Urgroßvater Saturnus, und ſchüttet einen Platzregen von Königskronen, Fürſtenhüten und Herzogsmützen aus ſeinem Füllhorne herab. — Hier heißts: »greif zu Camerad! ſey nicht blöde! erhaſche die ſpröde Gelegenheit beym Schopf, denn wahrlich! ich ſage dir-in den erſten Jahrtauſenden kehrt ſie ſo holdlächelnd nicht wieder.«

Da ſteht er, der kleine 4 Schuh hohe Univerſalmonarch wie ein Kegelkönig, in concentrirter Gedrungenheit, doch feſt und unerſchütterlich wie ein Fels. Sein Fuß wurzelt in der Landkarte von Europa und Aſien,

welche wie ein bunter Teppich, unter ihm ausgebreitet ist. »So steht ein Berg Gottes, das Haupt im Sonnenstral, den Fuß im Ungewitter.« —

Mit vielem Scharfsinn hat der Künstler seine linke Hand in der Hosentasche einquartirt. So spricht sich die Ruhe des Helden aus, und wer in Zukunft einen Achilles oder Cäsar malen will, der vergesse nicht, ihm Hosen anzuziehen, und seiner Linken einen Platz darin anzuweisen; denn dies ist die wahre Attitude eines Mannes, der das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Zwar hat sich seit einiger Zeit ein Geschrei erhoben, wodurch man seine Herzhaftigkeit verdächtig machen will. — Man beschuldigt ihn, daß er in kritischen Momenten eine gewisse ängstliche Zärtlichkeit für die Erhaltung seines Lebens offenbare, und sorgsamer, als es einem Helden gezieme, seine Löwenhaut aus dem Gedränge zu retten trachte; man ist sogar unverschämt

genug, zu verlangen, daß er das große Drama ſeines Lebens mit einem pomphaften Nachſpiele beſchließen, und wie ein Codrus, Cato von Utika, Brutus, Muſtapha Bairaktar und ähnliche Thoren, für ſeine große Idee verbluten ſolle: aber dadurch beweiſet man bloß, daß man viel zu beſchränkt iſt, einen wahrhaft großen Mann zu begreifen. Was? Verräth es nicht mehr Heldenſtärke, eine Laſt zu tragen, als ſie abzuſchütteln? Iſt es nicht ein weit größerer Heroismus, den Spott und Hohn der Zeitgenoſſen, die Flüche und Verwünſchungen einer halben Welt mit Märtyrer-Geduld über ſich ergehen zu laſſen, als ſich wie ein Lump eine Kugel durch den Kopf zu jagen, weil man zu ſchwach und verzagt iſt, der Welt zum Trotz — zu leben? Wie? Und gehört das Leben eines großen Mannes nicht der ganzen Menſchheit? Kann er wiſſen, ob die Weltregierung ſich ſeiner nicht noch Einmal zur Ausführung ihrer

großen Zwecke bedienen wolle? — Doch darum kümmert sich das Gesindel nicht. Der große Mann soll durchaus mit einem Knalleffekt, mit einem lermenden Theatercoup, mit einem Salto mortale von der Bühne scheiden, damit es sich die Hände wund klatschen und da capo rufen könne. —

Also die linke Hand in der Hosentasche disponirt seine rechte so eben über einen lumpigen Erdstrich von einigen tausend Quadratmeilen auf der östlichen Erd-Hemisphäre. In seiner Diktatormiene lieset man folgende Beschlüsse:

1) Der Regentenstamm der Moskovitischen Czaaren hat zu herrschen aufgehört.

2) Das Russische Reich wird in 10 Departements eingetheilt: das Departement von Moskau, Petersburg, Jekutzk, Tobolsk, Astrachan u. s. w.

3) Wir ernennen zum Statthalter des ersteren und Fürsten von der Mos-

twa unſern Marſchall Ney, Herzog von Elchingen und ſo weiter, ꝛc.

Wehe dem, der gegen dieſes Ultimatum mit einem Wenn oder Aber hervorzutreten wagt. »Rußland rennt ſeinem Verhängniſſe entgegen!« — Dieſer ominöſe Ausſpruch ſteht einmal feſt. — Rußlands Untergang iſt daher in letzter Inſtanz entſchieden, und gegen die Urtheilsſprüche des großen Mannes findet bekanntlich keine Appellation ſtatt.

Die Herren, welche da umherſtehen, und in denen man ſchon die deſignirten Herzöge von Tobolſk, Irkutzk und Kamſchatka zu erkennen glaubt, ſcheinen auch eben nicht aufgelegt, ſich gegen dieſe grande mesure zu ſperren. Die drey zur Rechten des Univerſalmonarchen ſcheinen jene liebenswürdigen Prinzen Joſeph, Joachim und Hieronymus zu ſeyn, welche das neidiſche Schickſal dem Heile ihrer Völker entriß, weil ihre Regententugenden zu hoch für die Kronen

dieſer Erde ſind; weshalb ſie auch den heldenmäßigen Entſchluß faßten, ſich mit geflügelter Eile von den Herzen ihrer geliebten Völker loßzureißen, und mit Krone, Szepter und ſämtlichen Reichskleinodien aus dem Staube zu machen, um als echte Märtyrer in den Staub zurückzukehren, aus welchem ſie hervorgingen.

Die drey Herren zur Linken des Diktators ſind offenbar die Marſchälle Ney, Davouſt und Viktor, von denen der erſtere, ſeitdem er die weiße Cokarde wieder mit der dreyfarbigen vertauſcht hat, Marſchall semper Neu oder M. Chamäleon, der zweyte, ſeitdem er mit der Hamburger Bank davongegangen, Marſchall Cartouche, und der dritte, ſeitdem ihm Fortuna oftmals den Rücken gekehrt hat, Marſchall Victus heißen ſoll, zu deutſch: Marſchall Rückwärts.

Ihre Augen ſind mit Brillen bewaffnet, denn offenbar wäre es gegen die Dezenz, in Gegenwart des Alleinſehenden mit eignen

Augen ſehen zu wollen. Aber was ſuchen ſie da ſo emſig auf der Landkarte? Vielleicht ihre Herzogthümer in Sibirien? — Der eine wenigſtens, deſſen geſpreizte Schenkel einen Winkel von etwa 90 Graden beſchreiben, iſt dergeſtalt in ſeine Augenjagd verlohren, daß man ſchwören ſollte, er habe ſo eben eine ſchöne Kamtſchadalin auf der Spur, oder gehe ſchon im Geiſte auf den Zobelfang aus.

Und was will Marſchall Victus damit ſagen, daß er mit dem linken Fuß auf Oſtindien tritt? Faſt ſcheint es, als ob er der Colonial-Herrſchaft der Engländer einen Todesſtoß verſetzen wolle. Offenbar gehört er zu jenen Pariſer Catonen, welche jederzeit den Kernſpruch: Carthaginem delendam esse censeo! im Munde führen. »Hier iſt's, wo man dieſe ewigen Feinde Frankreichs und des Continents zertreten muß!« ſo überſetze ich dieſe krampfhafte Zuckung ſeines Fußes, der die brittiſchen

Nabobs, wie einen Ameiſenhaufen zerſtampfen zu wollen ſcheint. Schade nur, daß dieſer Fuß weder eine Brücke, noch eine Flotte iſt.

»Doch wer weiß, was in dem Hintergrunde der Zeit ſchlummert! Haben wir uns nur erſt des Moskovitiſchen Reichs verſichert, dann trommeln wir die ganze Aſiatiſche Welt gegen die verhaßten brittiſchen Waſſerratzen zuſammen, unternehmen einen großen Kreuzzug zu Lande nach Oſtindien, und peitſchen dieſe Krämerbande in den Ozean.«

Mit dieſen Worten ſchlägt Marſchall Cartouche alle Bedenklichkeiten zu Boden. Maleriſch iſt die Stellung des Fürſten von der Moskwa. Sein Rückgrad zeichnet den nach dem Winkelmaaß der Hofetikette abgemeſſenen Bückling, der ſich gerade ſo tief ſubmittirt, als es irgend mit der Marſchalls- und Fürſtenwürde verträglich iſt.

Aber was ſoll die bedeutungsvolle Ge-

berde ſagen, womit er ſeine rechte Hand auf's Herz und das Großkreuz der Ehrenlegion legt? Meines Erachtens bedarf ſie kaum eines Commentars, und wenn ſie deſſen bedürfte, ſo würde das Geſicht de Herrn Reichsmarſchalls alle undeutliche Stellen aufklären.

In der That! dieſes Geſicht iſt ein Cautionsinſtrument, faſt noch zuverläſſiger, als der Eid, wodurch ſich der Herr Reichsmarſchall Ludwig dem 18ten unterwarf, und in Folge deſſen ſich das Großkreuz der Ehrenlegion, nachdem er wiederum Napoleon gehuldigt, in Geſtalt eines Brandmals auf ſeiner Bruſt abgedrückt haben ſoll. »Ich verbürge« — ſagt er — »den glücklichen Ausgang der großen Unternehmung, und eile, Euer Majeſtät Befehle zu vollziehen. Der Feind wird den Anblick unſrer Adler nicht ertragen; unſre ſieggewohnten Cohorten werden dieſe wahnſinnigen Horden zu Boden ſchmettern, zermalmen, vernichten. —

Binnen hier und 8 Wochen werden die Fahnen der großen Nation an den Ufern der Wolga und des Oby, auf dem Gipfel des Caucasus und Ural wehen.«

Nun hat zwar die neueste Kriegsgeschichte mehr als Einmal gezeigt, daß die Phantasie eine Art leichter Reiterey ist, welche nicht mit dem gros d'armée gleichen Schritt hält, sondern ihr zuweilen mehrere 100 Meilen weit vorausfliegt, und sich dann über Hals und Kopf vor den nachsetzenden Cosaken zurückziehen muß: aber vor einem Bürgen wie Marschall Ney muß aller Zweifel verstummen.

Schon spitzen sich die Ohren des Aide de Camp im Rücken des Universalmonarchen, um die dispositions militaires einzusaugen, schon ist seine Bleyfeder gerüstet, sie dem Pergamente mitzutheilen, und schon steht er auf dem Sprunge, sie mit Blitzesschnelle zu den entferntesten Punkten der Kriegsmaschine zu tragen. In der That! diese Figur ist

ein Triumph des großen Künstlers. Dies ist die wahre Stellung eines von Diensteifer beseelten Aide de Camp, der an hundert Orten zugleich seyn muß. Denn während er noch die Instruktion empfängt, sendet er schon den einen Fuß voraus; um sie an die Behörde zu fördern.

Was wir aus dem Herrn mit dem Amtsgesichte machen sollen, der links im Vordergrunde am Tische sitzt, und seinen Gänsekiel über das Protokoll lustwandeln läßt, beantwortet sich aus dem Staatssiegel und dem portefeuille zu seinen Füßen, welches mit der Bemerkung: affaires etrangers, bezeichnet ist. Ja, wer sich nur einigermaßen auf die Gesichtsübersetzungskunst versteht, der buchstabirt diese Worte allenfalls schon aus der geheimen Cabinets-Larve heraus, welche dem zurückgesenkten, gedankenschweren Haupte zum Aushängeschilde dient. — »Auswärt'ge Geschäfte« — steht auf dieser Larve

so lesbar, wie das Rubrum auf einem Aktendeckel.

So muß ein Bewahrer der wichtigsten Staatsgeheimnisse aussehen. Sein Mund ist ein Seitenstück zu der verschlossenen Brieftasche dort unten. — Ohne Zweifel ist es der ci-devant Staatssekretair Maret, Duc de Bassano.

Betrachten wir diese offizielle Miene.

Tiefer als der Gänsekiel dort in das Dintenfaß, scheint sein Geist in die Wichtigkeit seines Berufs eingetaucht zu seyn. Denn hier ist von nichts geringerem die Rede, als von Eintragung des Welttheilungs-Aktes in das große Staatsprotokoll. Schauen wir ihm einmal über die Schulter, um die gewichtigen Worte, die er niederschreibt, zu buchstabiren. Leider hindert uns die Entfernung, etwas mehr herauszulesen, als das Wort prendre. Dies scheint also die Angel zu seyn, um welche sich die ganze Verhandlung dreht, oder das Thema, zu

welchem der große Virtuoſe Napoleon ſo eben die Variationen ſingt, die unſer Staatsſekretarius ſogleich ex tempore in Muſik ſetzt. Leider aber hat ſich das Zeitwort prendre bereits in das Zeitwort rendre verwandelt, welches wir auf dem andern Blatte des Protokolls leſen. Ganz natürlich! denn wenn man ſich mit dem prendre den Magen überladet, ſo folgt das rendre von ſelbſt. So iſt der Lauf der Natur, zumal wenn man dabey die Wirkung der abführenden Blücherſchen und Wellingtonſchen Pillen in Anſchlag bringt.

Gleichwohl ſehen die beyden alten Garden, welche dort hinten, wie zwey drohende Erzengel, den Zugang beſchirmen, eben nicht nach rendre aus, ihre Hände ſcheinen vielmehr dergeſtalt in das prendre eingeweihet zu ſeyn, daß ſie ſelbſt auf dem Poſten den längſt eingeübten Handgriff nicht unterdrükken können. Dem einen, welcher die Hand ſo begehrend vorſtreckt, können wir im vor-

aus zu einer einträglichen Dotation im Departement von Tobolsk Glück wünschen. Denn bey einem Theilungsobjekte von solchem Umfange kommt es auf ein Dutzend hundsfottscher Quadratmeilen eben nicht an, und für einen Veteran der großen Armee, welcher sich in 100 Schlachten mit Ruhm bedeckt hat, und dessen schwarzgebräuntes Gesicht beurkundet, daß er auch den ägyptischen und syrischen Sonnenbrand überwunden habe, ist kein Lohn zu hoch, zumal wenn er mit einem Gestus wie dieser in Erinnerung gebracht wird.

Und wer weiß, was dem andern noch bevorsteht. Denn seine Wachsamkeit verdient mehr als das Kreuz der Ehrenlegion, welches bereits seine Brust schmückt. Wenn ich mich einigermaßen auf Physiognomik verstehe, so wittert er etwas von heranahenden Cosaken, welche die Einheit der Verhandlung möglicherweise unterbrechen könnten. Denn die Unverschämtheit und In-

dezenz dieſer Barbaren iſt bekannt. Offenbar wird ſein vorgeneigtes Ohr von einem fernen Pferdegetrampel getroffen, und ſeine Hand, welche er wie ein Warnungszeichen emporhebt, iſt gleichſam die erklärende Note zu dem qui vit?, welches ſein Mund herausſtoßen würde, wenn es einer Bildſäule zu ſprechen geziemte. Doch es giebt ja auch tönende Bildſäulen, und wenn es wahr iſt, daß die Bildſäule Memnons, ſobald ſie von dem Stral der Sonne berührt wurde, melodiſche Laute von ſich gab, ſo zweifle ich nicht, daß auch dieſe in ein vive l'Empereur! ausbrechen wird, wenn ihre Sonne ſich noch Einmal gegen ſie umwenden ſollte, wozu freylich jetzt, wo ſie in Sankt Helena untergegangen iſt, keine Ausſicht vorhanden zu ſeyn ſcheint. —

Im Hintergrunde bemerkt man den Fluß Niemen, welcher ſich ſehr maleriſch durch die Ebene ſchlängelt. Der alte Flußgott gleiches Namens, deſſen ſchneeweißer Bart

bis an den Gürtel herabfließt, ruht mit aufgestütztem Haupte sinnend auf den Fluthen. Sehr poetisch hat der große Künstler auch ihm, wie dem Ozeanus in dem vorigen Bilde, die dreyfarbige Cokarde an die Matrosen-Mütze geheftet, und den Codex Napoleon unter seinen P-d-x geschoben, wahrscheinlich um anzudeuten, daß auch die Völker des Niemen bald auf dieser Grundlage des gesellschaftlichen Heiles ausruhen werden.

Jenseit des Flusses zeigen sich verschiedene nordische Völkerschaften, welche unserm Universalmonarchen die Arme entgegenstrecken, und deren einige eine Carmagnole um einen Freyheitsbaum tanzen, an welchem Napoleons ausgestopftes Bildniß in Lebensgröße — hängt.

Noch tiefer im Hintergrunde aber erblickt man zwey furchtbare gigantische Gestalten mit Feldherrnstäben, welche gespensterbleich und hohläugig hinter hohen Eisber-

gen hervorragen, indem ſie unſern Helden gaſtfreundſchaftlich zu ſich herüberzuwinken ſcheinen.

Über die Bedeutung dieſer Geſtalten hat ſich ein großer Zwieſpalt erhoben. Einige halten die vorderſte derſelben für den Schatten Ruriks, der das Moskovitiſche Reich gründete, und meinen, der Künſtler habe ihn aus dem Grabe hervorgerufen, um Zeuge der, ſeiner veralteten Schöpfung bevorſtehenden, glänzenden Cataſtrophe zu ſeyn. Andre aber geben dieſen Geſtalten eine allegoriſche Bedeutung, und ſehen ſie für zwey hohe Verbündete des Feindes, nemlich für die Generale Hunger und Froſt an, und zwar um deshalb, weil der eine mit großem Appetit an einem Pferdeſchenkel nagt, der andre aber die Eiszapfen aus ſeinen Haaren ſchüttelt. Soviel iſt gewiß, daß dieſe im Hintergrunde lauernden Giganten etwas imponirendes an ſich haben, das nur einen Mann wie Napoleon, vor

dem ſelbſt die Elemente ſich beugen müſſen, nicht in's Bockshorn zu jagen vermag.

---

3. Das Maifeld, oder Hanswurſt als Carolus magnus, und die große Volks-Comödie in Paris.

Um dieſe, im großen Styl angelegte, und mit Meiſterhand ausgeführte Compoſition des Malers David zu verſtehen, iſt es nöthig, den Leſer vorher auf einen Standpunkt zu verſetzen, von wo aus er eine ganz neue Anſicht des großen politiſchen Lebens unſers Helden gewinnt. Schon bey Napoleons erſtem Auftreten auf der Weltbühne muß ſich dem unbefangenen Zuſchauer die Bemerkung aufgedrungen haben, daß ſeine Großthaten und Großworte eine gewiſſe hohe Comik im grandioſen Gewande verrathen, daß eine gewiſſe verſteckte Ironie die durchſchimmernde Grundfarbe ſeines ganzen Thuns und Treibens ſey. Gleichwie uns bey dem Leſen der Heldenthaten des unver-

gleichlichen Ritters Don Quixote, namentlich bey seinem Kampfe mit den Windmühlen, immer der Gedanke aufstößt, daß hinter diesem Helden, der mit so hochtrabender Grandezza, mit so redneriſchem Pathos einherstolzirt, eigentlich ein feiner Schalk laure, welcher sich über die ganze Ritterzunft lustig machen wolle, so frage ich: wer hat sich bey den stolzen, auf hohem Cothurn daherschreitenden (und mit unter in den D — k plumpenden) Römerthoten unsers Helden, bey seinen pomphaften, in's Antike schillernden Reden und Proklamationen, wohl je des Verdachts erwehren können, daß alles das eigentlich nichts weiter als eine beißende Satyre auf die ehrsame Heldenzunft, und nebenbey auf die ganze Menschheit seyn solle, die sich so leicht durch die Außenseite, durch den Schein und die Farbe der Dinge blenden läßt. Ja wenn wir den Ausgang von allem dem großen Treiben mit den schönen Resultaten,

die es anfänglich zu verheißen ſchien, zuſammenhalten, ſo will es uns faſt bedünken, unſer Held habe nur die Abſicht gehabt, die Völker der Erde wegen ihrer lieblichen Phantome von Freyheit, Gleichheit, Menſchenrechten u. ſ. w., nicht minder wegen der Abgötterey, welche ſie mit ihm trieben, und zum Theil noch mit ihm treiben, recht fühlbar und handgreiflich zu verſpotten, ihnen durch den ſchreyenden Contraſt der zierlich geſchmückten und ausgeputzten Phantaſie mit der nackten und zerlumpten Wirklichkeit, den Staar zu ſtechen, und ſie recht praktiſch zu belehren, daß alle auf Weltverbeſſerung und Staatsreformen abzweckende, hochherzige Anſtrengungen zuletzt nur auf eitel Dunſt und Qualm hinauslaufen, daß ſie daher klüger thun, wenn ſie in Zukunft fein auf dem Hintern ſitzen bleiben, und ſich Arbeit und Schweiß, Gut und Blut erſparen.

Nach dieſer Anſicht iſt er daher ein wahrer Lehrmeiſter der Menſchheit geworden,

und hat das unſterbliche Verdienſt, daß die künftigen Geſchlechter, in ſtets lebendiger Erinnerung an die von ihm gegebenen ſatyriſchen Lektionen, von Aufruhr und Empörung gegen ihre Zuchtmeiſter abgeſchreckt, und eine große, friedliche, geduldige und zahme Schaafsheerde bilden werden.

Für dieſe Lektion iſt ihm beſonders die von ihm ſogenannte große Nation unauslöſchlichen Dank ſchuldig. Denn kein Volk der Erde hat ſie eindringlicher von ihm empfangen, und die ſchwärmeriſche Abgötterey, womit ein großer Theil deſſelben noch jetzt an ihm hängt, beurkundet zugleich, daß kein Volk der Erde des großen Schulmeiſters würdiger war. Aber keines war auch mehr dazu geeignet, ihm die große heroiſche Burleske mitſpielen zu helfen, als das franzöſiſche, bey dem alles, was es in That und Wort ausgehen läßt, auf Theaterwirkung und Knalleffekt berechnet iſt, und deſſen bewunderte dramatiſche Helden, wie

ſie aus dem ſchöpferiſchen Schädel eines Voltaire und Racine hervorgingen, wie ſie auf ihren Stelzen, in ihren kunſtreich gefalteten Gewändern, mit abgezirkelter, franzöſiſcher Gemeſſenheit, Eleganz und Marionettenhaltung daher ſchreiten, von ſchönen, hochklingenden Sentenzen überſtrömend, eigentlich nur die Muſterbilder ſind, in denen ſich das ganze Weſen der großen Nation abſpiegelt.

An der Spitze eines ſolchen Volkes mußte der große Heldenſpieler mit ſeiner prunkenden Römerhaltung, mit ſeinen ſchimmernden Phraſen von der Majeſtät und Heldengröße des franzöſiſchen Volks unausbleiblich Wunder thun, und hat ſie gethan. — Doch alle dieſe Wunder haben, wie geſagt, einen ſo ironiſchen Grundton, daß der nüchterne Beſchauer immer den Satyr ahnet, der ſich hinter der Heldenmaske über alle Welt luſtig macht.

Beſonders iſt es die Larve des Weltbey-

landes und Protektors, durch welche der Schalk hervorlugt. — Man lese die unübertreflichen Proklamationen, welche er an die Völker Italiens, als Obergeneral der französischen Ex-Republik erließ, und halte sie mit den grandes mesures zusammen, die in ihrem Gefolge waren! Treu verdollmetscht lauten sie dann ungefähr also:

„„Völker Italiens! der große Wurf ist geschehen! die große Nation hat das alte, schimpfliche Joch von euren Schultern genommen; die herrlichen Zeiten des römischen Freystaats sind wieder im Anzuge; euer schönes Land wird nicht mehr der Schauplatz fremder Willkühr seyn. Römertugend und jene uralte republikanische Glückseligkeit, deren die Geschichte eurer Väter gedenkt, werden wieder bey euch einkehren, und die Gipfel der Alpen und Apenninen werden fortan auf ein freyes Volk herabschauen. — Seht! zu all diesen Herrlichkeiten hat euch die große Nation verholfen.

Drum seyd dankbar gegen eure Befreyer! Wir taxiren die Freyheit, welche wir euch bringen, auf so und so viel Millionen Franken. Zahlt willig und bald! denn die unüberwindliche Armee braucht Geld, viel Geld. Räumt uns auch eure Häuser ein, öffnet eure Vorrathskammern, eure Speicher und Keller, eure Kisten und Kasten! denn die große Armee muß sich nach ihren Großthaten restauriren. Uebrigens versprechen wir euch, exemplarische Mannszucht zu halten, wofern ihr die Pflichten der Gastfreundschaft nicht verletzt, uns liebreich aufnehmet, und eure Weiber und Töchter anweiset, ein Gleiches zu thun. « « —

Man lese die Akte, wodurch er sich zum Protektor des Rheinbundes erklärte, und vergleiche sie mit den kräftigen Prozeduren, wodurch er seine Protektorschaft handhabte, so lautet sie ungefähr also:

»Völker des Rheinbundes! Mangel an verfassungsmäßiger Einheit, und daraus

hervorgehende politiſche Spaltung, waren ſeit Jahrhunderten der Keim aller jener unſeligen Zerrüttungen, womit euer Vaterland heimgeſucht wurde. Durch Sprache und Sitten ein gemeinſames Volk ſeyd ihr bisher nie der Segnungen ſelbſtſtändiger Völker theilhaftig geworden, immer nur der Spielball mächtiger Nachbaren geweſen. — Seht! Ich, Napoleon der Große, will euch zu einem Ganzen zuſammenkitten, der Rheinbund genannt. Ich will euch zu einem Bundesſtaate machen, der ſtark genug ſeyn ſoll, es mit euren ſeitherigen Unterdrückern aufzunehmen. Aber weil der neugebohrne Staats-Fötus ſich noch nicht ſelbſt beſchützen kann, ſo will ich ein Übriges thun, und ihn unter den allmächtigen Schutz meines kaiſerlichen Adlers nehmen, bis er herangewachſen, erſtarkt und flügge geworden iſt. Ich Napoleon der Große, Kaiſer der Franzoſen, und König von Italien, will euer Protektor ſeyn. Dazu iſt jedoch nöthig,

daß ich eine tüchtige Armee in eurem Bundesstaate zurückliesse. Nehmt sie wohl auf, daß ihr nichts abgehe! Behandelt sie als Freunde und Brüder, sie ist nur da, um euch zu schützen und glücklich zu machen. Vergeßt auch nicht, daß meine Stärke eure Stärke ist, daß meine Siege die eurigen sind. Wenn ich daher nöthig habe, Kriege mit euren Nachbaren zu führen, so seyd stets eingedenk, daß es bloß geschieht, um sie zu schwächen und euch zu stärken. Stellt daher Contingente! zahlt Contributionen! es dient zur Beförderung eurer Macht und Selbstständigkeit. Ja wenn auch die Handschellen und Fußblöcke, die ich euch mit dem neuen Staatskleide anlege, etwas unbequem sitzen sollten, bedenkt, daß es nur provisorische Handschellen und Fußblöcke sind, die ich wieder von euch nehmen werde, sobald ich der Welt den einzigen und schönsten Preis meiner Großthaten — den ewigen Frieden erkämpft habe.«

Wie mag der große Schalk zuweilen in's Häuschen gelacht haben, als nun unsre politischen Wetterpropheten von ihren lustigen Observatorien die anbrechende Morgenröthe deutscher Freyheit verkündeten, und tausend, und aber tausend Esel teutscher Zunge mit ihrem Hagelschrey von Föderativ-System et caetera in den prophetischen Hahnenruf einstimmten, den großen Projektor als den Grundleger einer felsenfesten deutschen Verfassung ausschreyend. —

Alles das ist aber noch nichts gegen jene lustigen Staats-Comödien, welche er mit seiner großen Nation spielte. Hier tritt die Ironie so grell und scharf hervor, daß man sich nicht enthalten kann zu glauben, er sey recht eigentlich vom Schicksal ausersehen, um dieses Volk Gottes für seine fixen Ideen von republikanischer Freyheit und Gleichheit, für jenen eingewurzelten Wahn, der es zum Herrscher über alle Völker berief, wie für alle daraus hervorgegangenen

Verirrungen, durch ein recht hämiſches Pasquill zu demüthigen und zu züchtigen.

Aus dieſem Geſichtspunkte erſcheinen und daher die ausposaunten Akte ſeiner Erhebung zum Oberkonſul, und ſpäterhin zum Kaiſer, nur als pikante Spottbilder auf die große Nation. Der Obergaukler kannte ſeine Franzmännerchen. Er wußte, daß es nur nöthig ſey, ſie durch eine recht glänzende, haarſcharfige, mit allem erſinnlichem Theaterpomp ausgeſtattete, und in Frankreich noch nie geſehene Poſſe im grandioſen Styl zu beluſtigen, eine Menge Anſpielungen auf die Größe und Hoheit ſeiner Zuſchauer darin zu verweben, und ihnen weiß zu machen, daß das alles nur zu Frankreichs Ruhm und Ehre geſchehe. Er wußte, daß es nur nöthig ſey, als Oberhanswurſt darin aufzutreten, und eine Legion Neben-Hanswürſte darin figuriren zu laſſen, um ſich eines jubelnden Beyfalls zu verſichern, und ſeine Zuſchauer die ganze

Revolution, und alle jene ungeheuren Opfer, die sie ihr brachten, vergessen zu machen.

Was er bey der Oberkonsuls-Farce zu den Franzosen sagte, läßt sich daher in folgende Worte übersetzen:

»Siehe da große Nation! hier hast du ein ganz neues Götzenbild im antiken Costum, wie es seit der Römerzeit auf Erden nicht gesehen wurde. Deine Heldenthaten machen Dich würdig, vor andern Völkern etwas voraus zu haben. Sklaven werden von Königen und Kaisern beherrscht, ein freyes Volk wie Du muß von einem Oberkonsul repräsentirt werden, in dessen Person sich deine ganze Majestät abspiegelt. Daraus folgt, daß dieses dein Haupt mit einer Glorie von Glanz und Herrlichkeit umstrahlt seyn muß, die alle Kaiser und Könige der Erde verdunkelt. Betrachte daher den glänzenden Hofstaat, und die zahlreiche und furchtbare Leibwache, die du um meine

oberkonsularische Majestät versammlet siehst, nur als den Abglanz deiner eignen Größe. Ja, wenn beyde dir auch etwas beschwerlich fallen sollten, vergiß nicht, daß ein Oberkonsul des ersten Volks der Welt — imponiren muß.« —

So läßt sich das Gepränge bey der Kaiserkrönungs-Harlequinade, sammt den schönen rhetorischen Floskeln, welche dabey ausgegeben wurden, folgendermaßen paraphrasiren:

»»Große Nation! Wie ich aus der Adresse deiner Stellvertreter ersehe (die ich für die Stimme von ganz Frankreich zu halten mir die Freyheit nehme), hast du dich überzeugt, daß die Würde, welche du mir auf Lebenszeit übertrugst, weder eine zureichende Garantie für deine Freyheit gewährt, noch ein würdiges Symbol deiner Größe ist. Du, das Haupt der Völker, mußt wenigstens einen Kaiser haben, der mit unumschränkter Gewalt deine Verfassung, deine

Integrität beschirmt, und die jene Stellung unter den Völkern sichert, welche du dir durch deine großherzigen Anstrengungen errungen hast. Siehe da! wie gefällt dir dieses neue Muster? Wie gefällt dir dein Abgott Bonaparte als Napoleon der erste, mit dem Diadem und dem Kaisermantel Carls des Großen geschmückt? Glaube nicht, daß das Lilien sind, welche du darauf erblickst: es sind Bienen, welche mit ihrem Stachel derjenigen verwunden werden, welcher ihn anzutasten wagt. Ich will daher nicht hoffen, daß du etwas gegen meine Kaiserwürde einwenden werdest. Solltest du gleichwohl blind gegen dein wahres Interesse seyn, so wird die große Armee, welche mich bereits als Kaiser ausgerufen hat, so gütig seyn, dir den Staar zu stechen, und dich zu überzeugen, daß es dein dringendstes Bedürfniß ist, einen Kaiser zu haben, und daß kein andrer dazu taugt, als Ich. Zwar könnte sich die die

Bemerkung aufdringen: was haben wir denn von unſern unſäglichen Arbeiten, von den unzähligen, blutigen Opfern, die wir der Freyheit brachten, wenn ſich das große Revolutions-Drama mit einer Krönungs-Poſſe endigt, die uns nichts weiter als eine neue Ruthe auf den Hintern bindet? Darauf erwiederte ich dir: haſt du ſtatt eines **Königs nicht einen Kaiſer gezogen**, und iſt **dein Einſatz dadurch nicht zehnfach vergütet**? Was? - Und iſt dein neuer Souverain nicht Napoleon der Große? - Iſt er nicht dein eignes Machwerk? Iſt er nicht ein Götze, den du dir ſelbſt geſchnitzt haſt? Alſo: vive l'Empereur! und nicht gemuckſt!«

Nach dieſen Anſichten wird es nun nicht mehr ſchwer halten, die große Volkscomödie auf dem Mayfelde, wie ſie der Pinſel unſers Künſtlers verewigt hat, in ihrer ganzen ſinnreichen Zuſammenſetzung zu verſtehen.

Der Obergaukler Frankreichs war von

Elba entkommen, hatte seine zerstreute Gauklertruppe um sich gesammlet, und trat plötzlich, wie ein deus ex machina, auf dem politischen Hanswurst-Theater seiner guten Stadt wieder auf. — Die Pariser fühlten unter dem neuen Papa, der ihnen keine Staats-Comödien gab, und bey dem alles so still und geräuschlos wie in einer Herrnhuter-Familie herging, unerträgliche Langeweile, und es war daher nichts natürlicher, als daß sie ihrem geliebten Pulzinello ein jubelndes Bravo zuriefen. Aber damit war die Sache noch nicht abgethan. Es mußte ein Theaterstück von ganz neuer Composition aufgeführt werden, damit es den Anschein gewinne, als ob das Volk seinen Moloch freywillig in den verlassenen Götzentempel wieder einführe. Dieses Theaterstück mußte einen möglichst populären Anstrich erhalten, und dem Volke aufgebunden werden, daß es selbst die Hauptrolle darin spiele. Man mußte daher die Wahl-

collegien der Departements zuſammenberu-
fen, um als Organe der großen Nation da-
bey mit zu gaukeln, und die ihren Wort-
führern in den Mund gelegten Paradefor-
meln abzuleiern. Auch ſchien es nicht un-
dienlich, etwas religiöſen Theaterpomp mit
hinein zu mengen, und den guten Leuten
weiß zu machen, daß Gott ſelbſt, wenn
nicht in eigner hoher Perſon, doch durch
ſeine Stellvertreter dabey gegenwärtig ſey.
Es durfte daher an zierlich ausgeſchmückten
Altären, und an geiſtlichen Comödianten
nicht fehlen. Um jedoch der großen hier
verſammleten Volksmaſſe zu imponiren, wenn
ſie etwa der Kitzel ſtäche, aus dem Stege-
reif Scenen einzulegen, die nicht in den
Plan des Ganzen taugten, war es nicht
unweiſe, einige 20000 Mann zuverläſſiger
Kerntruppen im Hintergrunde aufzuſtellen,
welche mit ihren blitzenden Bajonetten, den
ausbrechenden Volksjubel in die gehörigen
Schranken zurückzuweiſen bereit wären. So

konnte der große Mann mit der nöthigen Faſſung den wiedereroberten Thron beſteigen, und die Krone, die er, wie es hieß, ohne Zuſtimmung des franzöſiſchen Volks abgelegt hatte, wieder auf ſein, in neuer Glorie ſtrahlendes, Heldenhaupt ſetzen.

Wir ſehen hier daher unſern großen Comiker in der Mitte des feſtlich dekorirten Marsfeldes, in der Mitte ſeines getreuen Volks, auf einem ſtattlich geſchmückten Throne ſtehen. Seine ſtolze Imperater-Haltung, und der antike Faltenwurf ſeiner Tunika, von welcher ein rothſammtener Mantel herabfällt, verrathen den gelehrigen Schüler Talma's, welcher ihm kurz vorher in einer Privatſtunde die für dieſen Akt paſſende Attitude vorgaukelte. — Ja, wenn uns nicht aller Anſchein trügt, ſo iſt es Talma ſelbſt, welcher hinter ihm kniet, und nachhilft. Ueber dem Haupte unſers Helden ſchwebt der Schutzgeiſt Frankreichs, welcher ihm die Kaiſerkrone aufſetzt. Einige wollen zwar in

dieſem Genius, durch deſſen Haupthaar der Maler einen Lilienkranz geflochten hat, einen geheimen Anhänger der Bourbons, und in der Krone eine Nachtmütze erkennen, um anzudeuten, daß er nun auf ſeinen Lorbeeren bald auf immer ausruhen werde: aber dieſe Ausleger gehören offenbar zu den Uebelgeſinnten, die früher oder ſpäter ihren Lohn empfangen werden. —

Die liebenswürdigen Prinzen Joſeph und Hieronymus ſtehen ihm zur Rechten, Luzian aber zur Linken. Sie ſind mit weißſammtenen, goldgeſtickten Mänteln angethan. Die beyden erſteren halten die Hand vor die Stirn, ſey es nun, daß ſie über den luſtigen Königstraum, von dem ſie vor kurzem erwacht ſind, nachdenken, oder daß ſie Kopfſchmerz davon bekommen haben, oder daß ſie ſich der kurzen Dauer deſſelben ſchämen, was man jedoch wegen der ehernen Heldenſtirn, die ſie mit ihrem kaiſerlichen

Bruder gemein haben, billig bezweifeln möchte. —

Sonderbarerweise hat der ſinnreiche Künſtler ſie ſowohl, als ihren glorreichen Bruder mit den Attributen des Götterboten Merkur, mit Flügeln an Kopf und Füßen, ausgeſtattet. Soll dies auf ihre himmliſche Sendung, oder auf die Schnelligkeit deuten, womit ſie ſich auf den Gipfel irdiſcher Hoheit hinaufſchwangen, oder ſoll es eine Anſpielung auf die geflügelte Eile ſeyn, womit ſie ihren guten Städten Paris, Madrid und Caſſel den Rücken wieſen, oder eine hämiſche Sticheley auf den Gott der Kaufleute und Diebe, oder gar auf jenes verrufene Halbmetall, das von dem Götterboten den Namen führt? — Ich laſſe es dahin geſtellt ſeyn.

Rings um den Obergaukler auf den Stufen des Thrones ſtehen, ſehr maleriſch gruppirt, die Pagen, Kammerherren, Ordonnanzen und Adjutanten ſeiner Maje-

ſtät. Den einen Fuß vorgeſtreckt, ſcheinen ſie auf dem Sprunge zu ſtehen, um die Befehle ihres Herrn und Meiſters mit Sturmesſchnelle in Ausführung zu bringen, oder, wie einige wollen, um nicht gar zu hart auf die Naſe zu fallen, wenn der etwas gebrechliche Theaterthron zuſammenſtürzen ſollte.

In den Logen zu beyden Seiten des Thrones bemerkt man die Miniſter, Marſchälle und Großoffiziere. Höchſt ſinnreich iſt die Idee des Künſtlers, daß er ſie, gleich dem Janus, mit doppelten Geſichtern darſtellte. Unter dem vordern Geſichte, welches ſie jetzt der wiederaufgegangenen Kaiſerſonne zuwenden, tragen ſie das Kreuz der Ehrenlegion auf der Bruſt, unter dem hinteren, abwärts gewendeten Geſichte aber den Sankt Ludwigsorden.

Vor dem Throne erhebt ſich ein Altar, auf deſſen Stufen die Prälaten und Geiſtlichen ſtehen. Der Weyrauch, welcher von

dieſem Altare emporrdampft, ſcheint jedoch einen kleinen Beyſatz von Aſſafötida zu haben, weil einige dem Altare zunächſt ſtehende Perſonen ſich die Naſen zuhalten.

Der Künſtler hat den Moment gewählt, wo nach gehaltenem Hochamte der Groß-Ceremonienmeiſter die Mitglieder der Wahl-Collegien zu den Stufen des Thrones führt. Der Volksdeputirte, Herr Dubois, welcher an ihrer Spitze mit Coryphäenſchritt vorausſchreitet, hält eine Adreſſe in der Hand, auf welcher man die Worte leſet: »Sire! die große Nation hatte Ihnen die Krone zuerkannt. Sie hatten ſie ohne deren Zuſtimmung abgelegt, die Stimmen der Nation legen Ihnen die Pflicht auf, ſie wieder anzunehmen.« —

Dieſe Stimmen der Nation ſind nemlich ohnweit des Thrones, in der Mitte des Marſchfeldes, in Reihe und Glied aufgeſtellt, und beſtehen aus 20,000 Mann auserleſenen Kerntruppen, deren aufgeſperrte Mäu-

ser ſo eben vive l'Empereur! brüllen, indem ſie in einer ſehr imponirenden Stellung ihre Bajonette gegen das wonneberauſchte Volk ausſtrecken. —

An den Hüten des letztern ſowohl, als an den Tſchako's der Soldaten prangt die dreyfarbige Kokarde, unter derſelben aber lauſcht die halbverſteckte weiße Kokarde hervor. Ohne Zweifel ſoll dies auf die enthuſiaſtiſche Eilfertigkeit deuten, womit man dieſes verhaßte Zeichen mit dem dreyfarbigen vertauſchte. Uebelgeſinnte aber, welche, wie ſchon gedacht, alles zum Schabernack unſers Helden auslegen, wollen hierin wieder eine boßhafte Anſpielung wittern, und meinen, dieſe weiße Kokarde ſey nichts weiter, als eine Reſerve, auf welche ſich die große Nation, im Fall die Sache ſchief ginge, zurückzuziehen im Begriff ſey.

Außer dieſen Hauptgruppen treten im Vordergrunde rechts und links noch ein Paar Nebengruppen hervor, deren ſelt-

ſame Einmiſchung in das große hiſtoriſche Tableau, welches hier vor unſern Augen aufgerollt wird, keinen geringen Soff zum rathen giebt. Linker Hand nemlich drängt ſich ein ſchauluſtiger Hauſe von Föderirten aus der Vorſtadt St Antoine zu einem kleinen Pulzinello-Theater, auf welchem ſo eben, wie der Anſchlagzettel beweiſet, ein großes heroiſches Schauſpiel aufgeführt wird, betitelt: Hanswurſt als Held, Kaiſer, Protektor und Univerſalmonarch. Unter den entzückten Zuſchauern glauben wir, zu unſerm höchſten Erſtaunen, auch einige wohl bekannte Perſonen unſrer Landsmannſchaft zu entdecken, welche durch die lauten Ausbrüche der Bewunderung, die ſie vor der Schlacht von la belle Alliance dem großen Gaukler des Mayfeldes zollten, uns keinen geringen Anlaß zum Lachen gaben. —

Rechter Hand ſtellt ſich uns ein Balanzirkünſtler dar, welcher ſeine equilibriſchen Künſte auf dem Schlaffſeil zum Beſten

giebt. Iſt es nun Zufall oder Abſicht: kurz wir glauben eine entfernte phyſiognomiſche Aehnlichkeit mit Ihro Exmajeſtät Joachim Murat in ſeinem Antlitz zu entdecken, bedauern jedoch ſchmerzlich, daß er ſo eben im Begriff iſt, einen halsbrechenden Abſchied von dieſer ſchmalen Schaubühne zu nehmen, wie ſeine ganze Stellung verräth; auch zweifeln wir, daß der erhabene Obergaukler, nach welchem er in der Verzweiflung die Arme ausſtreckt, ihn von dem Halsbruch zu retten im Stande ſeyn werde, weil er in dieſem Augenblicke zu ſehr mit den höheren Intereſſen Frankreichs beſchäftigt iſt. —

Aber was ſollen wir aus dem ſchwachangedeuteten Basrelief machen, welches über dem Triumphbogen im Hintergrunde prangt? Es ſcheint eine weibliche Figur mit einer Mauerkrone zu ſeyn, welche auf einer Chaise percée ſitzt, und ihren Arm über einen Feuerheerd ausſtreckt. Soll es vielleicht Lute-

tia, die Schutzgöttin von Paris seyn, welche den vaterländiſchen Heerd beſchirmt?

Wohl möglich! — Einige deuten jedoch den ausgeſtreckten Arm anders, und behaupten, daß ſie ſo eben Feuer ſchüre, um für die einziehenden fremden Gäſte ein ſolides Diner a l'Allemand zuzubereiten.

---

4. Der Kreuzzug nach Berlin im Jahre 1813; oder: der Menſch denkt, und Gott lenkt!

Um dieſes Gemälde in ſeiner ganzen tiefen Bedeutung zu verſtehen, wird es nöthig ſeyn, einige Worte über die Bewegungsgründe des giftigen Haſſes vorauszuſchikken, womit der derzeitige Philoſoph von Sankt Helena und die große Nation uns Preußen, und vor allen diejenige hohe Perſon beehren, welche wir uns erdreiſten, mit einem gewiſſen verſteckten Hochmuth als unſern König zu verehren.

Es iſt gewiß eine verflucht ärgerliche Geſchichte, wenn ein Gegner, den wir bereits todt zu Boden geſtreckt haben, und über deſſen Leiche wir ſiegtrunken neuen Triumphen entgegeneilen, plötzlich hinter unſerem Rücken wieder auflebt, und wider alles Erwarten ſo kräftige Lebenszeichen offenbaret, daß wir unter ſeinen Nackenſchlägen ſchier erliegen möchten.“

So ungefähr verhielt es ſich mit dem Marquis de Brandebourg, wie ihn der Siegberauſchte zu nennen beliebte, und mit ſeiner Handvoll Unterthanen. — Preußen war nach der Schlacht bey Jena offenbar mauſetodt, oder doch von dem Sieger in aller Form Rechtens dafür erklärt worden, und wenn es ſich auch bey Eylau noch etwas mauſig machte, ſo waren das nur ohnmächtige Verzuckungen eines Entſeelten. Nun aber zeigte es ſich ſpäterhin, daß es eigentlich nur ſcheintodt war, und ſich liſtigerweiſe todt geberdet hatte, um den rechten

Zeitpunkt abzuwarten, wo es ſeinem, nichts Arges ahnenden, Gegner einen tüchtigen Genickfang verſetzen könne. Dergleichen Genickfänge theilte es bey Lützen, Bautzen und an der Katzbach in ſo reichlichem Maaße aus, daß dem Sieger von Jena endlich die Augen auf- und übergingen.

Ich frage: war dies nicht zum Tollwerden ärgerlich? Und war es nicht eine ſehr gegründete Urſache, den verwegenen Leichnam, der wider alle Geſetze der Natur und des Rechts noch Einmal zu leben wagte, die ganze Schwere ſeines Zornes fühlen zu laſſen?

Dieſe Anſicht giebt uns den Schlüſſel zu dem vorliegenden Bilde, den Kreuzzug nach Berlin im Jahre 1813 vorſtellend, welcher in der Abſicht unternommen wurde, den wiederaufgewachten Marquis und ſein Völkchen für ihre Verwegenheit zu züchtigen.

Wir haben es deshalb den Kreuzzug nach Berlin getauft, weil dieſer Kreuzzug bekannt-

lich den Ausgang hatte, daß das Kreuz der Ehrenlegion vor dem eisernen Kreuze zu Kreuze kriechen mußte (wie dies aus den Armeeberichten der Schlachten von Großbeeren und Dennewitz umständlich hervorgeht).

Wir sehen hier unsern kleinen Universalmonarchen in einer höchst imponirenden Stellung, indem er, die Thürme von Dresden umfassend, mit dem einen Fuß das linke, und mit dem andern das rechte Ufer der Elbe tritt, die wie ein Rinnstein unter ihm vorüberfließt.

Offenbar erinnert diese Stellung an den Colossus auf Rhodus, durch dessen Schenkel eine ganze Flotte hindurchsegeln konnte, oder doch an die Ehrenpforten, durch welche er selbst triumphirend hindurchzuziehen gewohnt ist. Es giebt zwar Spötter, welche behaupten, daß diese Stellung auch an die Caudinische Gabel erinnern könne, unter welcher die bezwungenen Römer einst ihren

Nacken beugen mußten. Ich aber deute dieſe ausgeſpreizten Füße auf das große A, mithin auf Adam, den erſten der Menſchen, Alexander den Großen, Achilles, Agamemnon, Attila, Alarich, Alba und andre große Männer, deren Anfangsbuchſtaben die Anführer im Alphabeth ſind, wie unſer Held der Vortreter in dem Reihen der Helden iſt.

Dieſes große perſonifizirte A alſo iſt es, von welchem die ganze Bewegung ausgeht, welche wir auf dieſem Bilde bemerken.

Napoleon der Große erth ilt nemlich den Befehl, ſich der Hauptſtadt Preußens zu bemächtigen, wie der Zeigefinger ſeines nach der fernen Reſidenz ausgeſtreckten Armes unwiderleglich zu erkennen giebt. Berlins Schickſal iſt auf der drohenden, Verderbenſchwangeren Stirn des Diktators ſo deutlich zu leſen, daß ſein Leibmameluk Ruſtan nicht einmal nöthig hätte, den tödtlichen

Damaszener zu ziehen, wie er es hier thut, um anzudeuten, welch ein Wetterſtral der armen Spreeſtadt drohe.

Der Marechal de l'Empire, welcher das Exekutions- und Straf-Commando führen ſoll, iſt ſo eben im Begriff, den Namen Berlin in ſeine Schreibtafel einzutragen. Denn auf dem Erdſtrich von Liſſabon bis Moskau giebt es ſo viele große und kleine Städte, welche zum Arrondissement du grand Empire gehören, daß es ſelbſt einem Reichsmarſchall von Frankreich ſchwer fällt, den Namen eines Städtchens comme chose — comme Berlin, das da in einem ſandigen Winkel des Nordens liegt, über Nacht in ſeinem Gedächtniß aufzubewahren.

Auch iſt es ſeit dem Rückzuge von Moskau, oder vielmehr ſeit der Flankenbewegung nach Petersburg, wie ihn der große Mann zu nennen beliebte, an der Tagesordnung, daß den Ordres die Contreordres auf dem Fuße folgen, wie die Koſaken der

Nachhut der großen Armee. Das giebt denn zu Irrungen und Verwechſelungen Anlaß, und darum iſt es rathſam, dem Gedächtniß durch ein kleines memento zu Hülfe zu kommen.

Gehen wir nun zu den andern Perſonen über!

Wir ſehen, daß das Exekutions-Commando ſchon in voller Bewegung iſt. Dort hinter der Anhöhe defilirt (oder vielmehr engſelt, um es mit den neuen Sprachfegern nicht zu verderben) die Infanterie, die uns wahrlich keine Veranlaſſung giebt, mit dem Worte Infans zu wortſpielen, und die Cavallerie, deren vortreffliche Haltung uns keine geringere Ehrfurcht einflößt.

Wehe euch armen Reſidenziern! Macht euch in Zeiten auf alle jene grandes mesures gefaßt, die euch lange ſchon zugedacht waren. Wer vermag ſich dieſem Strohme entgegen zu ſtemmen, der ſich unaufhaltſam gegen eure Mauern wälzt?

Zwar erblicken wir dort hinter der Preußischen Grenze, mitten auf der Heerstraße, ein großes Landwehrkreuz, das die Inschrift führt: mit Gott für König und Vaterland! aber ich fürchte, wenn ein einziger französischer Voltigeur qui vit? ruft, so fällt es um, mit samt dem Landwehrmann, der sich daran gelehnt hat, und seine Pike gegen die Herannahenden ausstreckt.

Im Vordergrunde bemerken wir eine Neben-Colonne, die hier, vermuthlich um dem Staube des Heereszuges auszuweichen, den Seitenweg eingeschlagen hat. Einige aus diesem Nebenzuge hervorragende Personen würden uns etwas zu rathen aufgeben, wenn die Worte, welche der Künstler unter ihre Füße geschrieben hat, nicht auf ihre Bedeutung führten. Wie der Maler auf den Einfall gerathen ist, diese Karaktere hieher zu setzen, und ob es etwa Gedankenspäne oder satyrische Studien seyn sollen, die irgend ein Spottvogel gerade an

der Stelle, wo ſo eben der Zug vorbeygeht, in den Sand gekitzelt oder gep——t hat, das wage ich nicht zu entſcheiden. Auf jeden Fall wollen wir dem Urheber Dank wiſſen, der uns dadurch alles Kopfbrechens überhob.

Wir haben alſo die Ehre, hier ganz nahe vor unſern Augen vier Perſonen von großer Bedeutung, nemlich zwey Großwürdenträger, den grand Sappeur und den Tambour major, und hinter ihnen zwey andre hohe Beamte, den grand Receveur und grand Tondeur de France vorüberziehen zu ſehen, und können von großem Glücke ſagen, daß wir für diesmal mit dem bloßen Schreck davonkommen. Denn hätten wir ſie in originali durch die Thore unſrer guten Stadt einziehen ſehen, wie ſie hier in effigie vorüberſchreiten, wahrſcheinlich würden wir ſie dann nichts als Texte zu ſpaßhaften Noten betrachtet haben. — Wo ſolche Herren einen Beſuch abſtatten, da iſt nicht gut ſpaßen.

Das Kalbfell des grand Sappeur erinnert uns, nicht etwa, daß wir selbst Kälber sind, aber doch, daß man auch Uns für Kälber ansehen, und uns das Fell über die Ohren ziehen wird; der goldene Raubvogel des Tambour major und die Schaafscheere des grand Tondeur machen uns zittern, weil auch Uns das Schicksal bevorsteht, geschoren, gerupft und abgewürgt zu werden.

Daß es diesen Herren mit dem Rupfen und Würgen ein Ernst ist, bezeugen die Habichtsaugen und Krallen des Schreckenverbreiters mit dem Kalbfell, welche Dekoration ich jedoch lieber seinem Hintermanne, dem grand Receveur (in welchem wir einige physignomische Aehnlichkeit mit Monsieur Daru oder Bignon bemerken) umgehängt hätte, um an sein Handwerk, das Schinden, zu erinnern, oder dem Commissaire ordonnateur en Chef (grand Tondeur) zu seiner Seite, um anzudeuten, daß seine Scheere

im Begriff ſey, Riemen aus unſern Fellen zu ſchneiden.

Dieſe beyden tiefſinnigen Herren bilden in der That einen herrlichen Contraſt mit ihren hochſinnigen Vordermännern.

Wie viel Repräſentation liegt in der Haltung dieſes Tambour major! Welch ein air imposant thront auf dieſem Antlitz! Man könnte ihn den Oberverblüffer von Frankreich nennen. So ſchreitet nur derjenige aus, ſo trägt nur derjenige den Signalſtab, ſo blickt nur derjenige auf die Canaille herab, der es ſich bewußt iſt, daß von ihm der Impuls der großen Bewegungen ausgeht, welche den Erdball erſchüttern. Und wahrlich! er hat recht. Denn wenn die Trommel dasjenige Inſtrument iſt, welches zu Heldenthaten begeiſtert, und in der großen Schlacht-Symphonie gleichſam den Takt angiebt, ſo kann man wohl mit gutem Fug ſagen, daß in der Trommel die Seele des Krieges ſitzt, daß alſo je-

der Trommelschläger, der diese Seele beherrscht, ein Kriegsgenie, und jeder Tambour major, der dieses Corps des gens d'armes anführt, wenigstens ein Gott ist.

Wer jemals den Direktor einer solchen musikalischen Akademie von Trommelschlägern an der Spitze eines Regiments Unüberwindlicher (i. e. Franzosen) vorüberziehen sahe, der las gewiß so etwas von Gott in seinem Antlitz.

Dagegen betrachten wir einmal die beyden in sich gekehrten Herren hinter ihm. Hier ist durchaus nichts von Verblüffen, sondern nur anspruchloses Verdienst zu lesen, welches so ganz von dem Gefühl seiner praktischen Unentbehrlichkeit durchdrungen ist, daß es keiner Verblüffungskünste zu bedürfen glaubt. Diese praktische Unentbehrlichkeit giebt sich theils durch den calculatorischen Ausdruck ihrer Gesichter, welche ungefähr wie ein Multiplikations-Exempel aussehen, theils durch ihr embonpoint zu

erkennen, welches wahrſcheinlich nicht von dem minus ſondern von dem plus, alſo von dem höchſten Streben aller Finanzverwaltung herrührt. Auch ſcheint die Kralle des Oberempfängers dergeſtalt in das plus und in das accipere eingeweihet zu ſeyn, daß ſie nothwendig entweder einem accipiter, oder einem Oberempfänger zugehören muß.

Hinter den Großwürdeträgern erblicken wir eine Dame, die auf einem Mauleſel reitet. Bey dem erſten Anblick möchte man ſie für eine prima donna halten, zum Perſonal des fliegenden Feldtheaters gehörig, welches bey einer franzöſiſchen Armee eigentlich ein eben ſo unentbehrliches Ding iſt, als ein fliegendes Feldlazareth. Die beſchriebene Tafel, welche von dem Sattel ihres Maulthieres herabhängt, ſcheint das Repertoir derjenigen Stücke zu ſeyn, welche man während der Anweſenheit des Hauptquartiers in Berlin aufzuführen gedenkt, und da möchten dann die Trauerſpiele, welche hier un-

ter dem Titel Contribution, Requisition, Soumission und Condamnation angekündigt werden, von nicht geringer Wirkung auf die Thränendrüsen seyn.

Aber der grand Aboyeur (Großblaffer), der der Vortreter der Dame ist, verkündet eine prima donna andrer Art. Denn das Aushängeschild an seinem Halse, mit den Buchstaben A. F. bezeichnet, bereitet uns auf das Glück vor, welches alle diejenigen Städte erwartet, in welchen die französische Administration einkehrt. — Diese also ist hier gemeint, und so wird uns das Repertoir erst recht erklärbar.

Auch die Kette in der Linken der Dame bedarf weiter keines Commentars, man mag sie nun als eine goldne Halskette betrachten, welche auf dem Zuge nach Berlin modo requisitionis an ihrer Hand hängen blieb, oder als eine eiserne, womit die bête allemande gezähmt und abgerichtet werden soll.

Das Dintenfaß in ihrer Rechten iſt gewiſſermaßen das Horn des Ueberfluſſes, welches uns bald mit allen den Wohlthaten überſchütten wird, die dort auf dem Repertoir angekündigt ſind. Die Körbe, worin ihre Füße ſtecken, ſind, ſo zu ſagen, die Pandorabüchſen, aus welchen eheſtens die unzähligen kleinen und großen Raubvögel mit ihren Klackhüten und dreyfarbigen Kokarden hervorgehen werden, welche daraus wie Küchlein aus dem Neſte herabgucken. Denn in der That! wie dieſe Dame daſitzt in ihrer breiten üppigen Behaglichkeit, gleicht ſie auf's Haar einer Brüthenne, welche Employé's, Commiſſaire u. ſ. w. ausbrütet, und ſchon mit einem Dutzend andrer ſchwanger geht. Der kleine Raubvogel in dem Neſte zu ihrer Rechten, und mit dem Gänſekiel hinter'm Ohre, wird bald flügge ſeyn; denn ſchon iſt ihm die Schwungfeder gewachſen, womit er ſich dermaleinſt zu einem Intendant général, Commiſſaire ordonnateur,

grand payeur, grand voleur, grand receveur, Chef des douanes etc. emporſchwingen wird; ja wer weiß, was er nicht noch werden kann, wenn er ſich ſonſt auf den rechten Gebrauch ſeiner Zunge verſteht; wenigſtens iſt er der Kehrſeite der Großgnadenſpenderin nahe genug, um in der Uebung zu bleiben, und ſetzt daher, wie mancher Emporkömmling bey unſerer vaterländiſchen Adminiſtration, recht eigentlich an der Quelle.

Dem kleinen Employé zu ihrer Linken wird es nicht minder glücken. Zwar iſt er noch eben ſo nackt wie ſeine kleinen Collegen, aber ſeine verlangend ausgeſtreckten Händchen laſſen vermuthen, daß er früh genug einen einträglichen Poſten bey dem Kriegscommiſſariat, Magazin- oder Lazarethweſen erhaſchen werde. —

Werfen wir nun unſre Blicke in den Hintergrund! Dort gewahren wir zunächſt ein Dorf, welches wir mit Benutzung unſrer topographiſchen Kenntniſſe für das Dorf Groß-

Beeren erkennen, in deſſen Nähe bekanntlich jene Schlacht vorfiel, welche die Reſidenzſtadt vor dem Beſuche der großen Nation und ihren grandes mesures bewahrte.

Am Eingange des Dorfes erblicken wir ein Reiter-Commando, welches in einem lebhaften Wortwechſel mit einem Manne befangen zu ſeyn ſcheint, der auf einen Trupp Bauern deutet, die ſo eben beſchäftigt ſind, Gruben aufzuwerfen.

Was ſollen wir aus dieſer Gruppe machen? Daß der Künſtler ſie ohne alle Bedeutung auf ſeine Leinewand geworfen habe, läßt ſich nicht denken, da bey einem Künſtler ſeines Ranges nichts ohne Bedeutung iſt. Ich wage daher folgende Erklärung.

Die Reiter ſind offenbar Franzoſen. Das merkt man nicht allein an ihrem Feldzeichen, ſondern auch an der imponirenden Haltung, die der franzöſiſchen Nation ganz ausſchließlich eigen iſt. Höchſt wahrſcheinlich ſind es daher franzöſiſche Quartiermacher, welche

bereits im Vorgefühl des ſichern Triumphes vorausgeſchickt ſind, um ein anſtändiges Obdach und ſolides dejeuner à la fourchette für die herannahenden hohen Gäſte zu beſtellen. Alſo »Bauer! ſchaff Quartier, Brot, Bouillon, Braten und Wein für 50, bis 60000 Mann!« —

»Ja, das iſt leichter geſagt als gethan Messieurs! Wächſt mir ein Kornfeld in der flachen Hand? Kann ich Ochſenheerden und Hühnervölker aus dem Boden ſtampfen?«

So ſcheint der Mann ihnen zu antworten, an den dieſe Requiſition gerichtet iſt. Vielleicht ſoll es gar der ehemalige Beſitzer dieſes Dorfes, der, wegen ſeiner originellen Einfälle bekannte, Herr v. Geiſt, oder doch deſſen Geiſt ſeyn, weil er damals, wenn ich nicht irre, bereits zu ſeinen Vätern gegangen war. —

»Ich bedaure Messieurs!« — ſo ſcheint er zu ſagen, indem er mit der einen Hand auf das Dorf, und mit der andern auf die

arbeitenden Bauern hinweiſet. — »In meinem Dorfe haben die Herren Preußen ſchon Quartier gemacht, und es wäre offenbar gegen die Geſetze der Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft, wenn ich ſie hinauswieſe. Weil ich daher außer Stande bin, Ihrer zahlreichen Armee ein Unterkommen über der Erde zu verſchaffen, ſo werden Sie ſchon die Güte haben, unter der Erde Platz zu nehmen, und die Baraken zu beziehen, die meine Bauern ſo eben zu graben im Begriff ſind. Was aber das dejeuner à la Fourchette betrift, ſo haben dieſe unterirdiſchen Quartiere das Eigenthümliche, daß der darin Einquartierte von den Qualen des Hungers gründlich geheilet wird, und, ſtatt nach Speiſe zu verlangen, ſich ſelbſt ſpeiſen läßt.« —

Nun wir wünſchen guten Appetit, und begeben uns weiter in den Hintergrund. — Dort erblicken wir die Reſidenzſtadt mit ihren ſtolzen Thürmen und Paläſten. Die

Lichthen und Landstraßen umher sind mit bunten Volksgruppen bedeckt, welche unserm Enträthselungstalente gar viel zu schaffen machen. Auf der diesseitigen Landstraße nach Großbeeren nemlich wälzt sich ein langer Zug von Last- und Prunkwagen heran, mit Reitern und Fußgängern untermischt, über deren Bedeutung wir uns nachstehende Bemerkungen erlauben.

Die Lastwagen nehmen wir unbedenklich für ein nothgedrungenes Compliment des Künstlers auf den Patriotismus der Berliner, welcher sich durch reichliche Zufuhr von Bedürfnissen aller Art für die nothleidenden Vaterlandsvertheidiger gar herrlich offenbarte.

Die Prunkwagen hingegen müssen wir schon auf jene schaulustigen Herren beziehen, welche eine Schlacht im Angesichte der Residenz als eine neue Opera seria betrachten, welche ihnen auf ihrem Nationaltheater noch nicht vorgekommen ist. Bey vielen

Menſchen überwindet die Neugierde bekanntlich die Todesfurcht, und iſt daher mit dem Heldenmuth wenigſtens ſo nahe verwandt wie Stiefbruder und Stiefſchweſter, weshalb man unſre Hauptſtadt mit Recht eine Heldenſtadt nennen kann. In der That verräth es auch keine geringe Seelenſtärke, wenn man die Schauluſt ſo weit treibt, daß man, um ſie zu befriedigen, ſich dem feindlichen Kanonenfeuer auf Schußweite nahet, wie dies namentlich bei der Belagerung von Spandau der Fall war, wo einige Heroen dieſer Gattung, wie es verlautet, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, den Kampfplatz verlaſſen haben, und die zerplatzten Granaten, denen ſie dieſe Wunden verdankten, noch jetzt als Denkmäler ihres Heldenmuthes aufbewahren und vorzeigen.

Doch nein! wir wollen nicht Alle über Einen Leiſten ſchlagen, vielmehr in den Beſitzern jener Prunkwagen gute praktiſche Patrioten erkennen, welche damit zur Auf-

nahme der Verwundeten dem Schlachtfelde entgegeneilen.

Aber was sollen wir aus der Gruppe dort auf der Anhöhe machen, die ihre Schnupftücher wie Signale im Winde flattern läßt? Wem gelten diese freundlichen Winke? Wären wir boßhaft, so könnten wir einige wohlbekannte Wechsler, Lieferanten, Einquartierungsbeamte, Kundschafter, Kupplerinnen und gefällige Nymphen aus dieser Gruppe herausfuchen, die ihre dermalige glänzende Existenz der großen Nation danken, und ihre Freude über das bevorstehende Rendez-vous mit derselben durch ein symbolisches Willkommen zu erkennen geben. Doch es sey ferne von uns, dergleichen hämische Vermuthungen zu hegen, wir wollen vielmehr glauben, daß diese Personen schon im voraus ihre Thränentücher für die bevorstehende tragische Katastrophe in Bereitschaft halten. —

Lassen wir endlich unsre Blicke auf die

Landstraße jenseit der Stadt hinschweifen? Mit Hülfe eines Vergrößerungsglases erblicken wir dort einen andern Wagenzug, der, wie es scheint, mit geflügelter Eile dem Schauplatze des Krieges zu entgehen strebt. Ohne Zweifel sind diese Kutschen mit jenen nervenkranken Unglücklichen angefüllt, die den Kanonendonner nicht ertragen konnten, und denen ihre Aerzte den Gebrauch der Bäder von Freyenwalde, Frankfurt an der Oder u. s. w. vorschrieben, um von dem sogenannten Kanonen- oder Landsturmfieber gründlich geheilt zu werden. Wir wollen ihnen daher Glück auf die Reise wünschen, und zwar recht aus Herzensgrunde, weil bey der Eilfertigkeit, mit welcher diese guten Bürger sich stets in Zeiten der Noth aus dem Staube zu machen bereit sind, offenbar noch die patriotische Nebenabsicht im Hintergrunde liegt, ihre Baarschaften, die sie für einige kritische Augenblicke den gemeinen Verpflichtungen entziehen, dem Staate

zu retten, indem sie dieselben vor den Geyerkrallen des Feindes in Sicherheit bringen.

---

5. Das unschmackhafte Gabelfrühstück, oder die unwirthlichen Preußen.

Es ist in der That empörend, wenn man einen alten Gastfreund, mit dem man Jahre lang Leiden und Freuden, Küche, Keller und Bette theilte, und der nun im Vertrauen auf die Fortdauer solcher gütigen Gesinnungen, hungrig und ermattet an den Busen des geliebten Bewirthers zurückkehrt, ganz unerwartet mit Faust- und Kolbenschlägen, Piken- und Bajonettstichen empfängt.

So ungefähr verhielt es sich mit den Preußen und ihren vieljährigen Gastfreunden, den Franzosen, als diese am 22sten August 1813 einen Abstecher nach Berlin machten, um sich für lange Abwesenheit in

den Armen ihrer geliebten Kostgeber zu entschädigen.

So glühend die Sehnsucht, so heiß das Verlangen, so aufrichtig das Vertrauen, und so mächtig der Appetit des Gastfreunde war, so frostig, so lieblos, so feindselig war der Empfang, den sie bey dem unwirthlichen Brennenvolke fanden.

Statt des gehofften dejeuner à la fourchette von gebratenem Geflügel u. dergl., mußten sie ihre eignen Knochen hergeben; statt des Fricasso'es von Kälbern und Hühnern, wurden sie selbst feilassirt; statt der gespickten Hasen wurden sie selbst als Hasen an den Spieß gesteckt, und statt der weichen Eyderdaunen, in welchen sie sonst gebettet wurden, wieß man ihnen kalte, feuchte und ungesunde Lagerstellen unter der Erde an. —

Es war des Künstlers Absicht, diesen Zug norddeutscher Barbarey durch ein treffendes Schmähbild zu verewigen, und wir müssen

bekennen, daß ihm diese Absicht vollkommen gelungen ist.

Wir sehen hier die Armee der hungrigen Gastfreunde bis an die Thore Berlin's vorgerückt.

So nahe ist sie nun zwar im buchstäblichen Sinne nicht gekommen, aber doch nahe genug, um die Thürme und dampfenden Rauchfänge der Residenz zu sehen, und (wenn es anders wahr ist, daß die große Nation sich auf das Fernriechen wie auf das Fernsehen versteht) den entzückenden Duft der Sonntagsbraten einzusaugen, der so eben aus den Schornsteinen emporstieg.

Denn wenn ich nicht irre, so war es gerade ein Sonntag, an welchem die Schlacht von Großbeeren vorfiel, und in dreyfacher Hinsicht ein heißer Tag, theils für die Hühner, Gänse, Kälber und Hasen, welche an den Bratspießen der Residenzler schwitzten, theils für die lustwandelnden Residenzler selbst, welche an den Strahlen der Sonne

ſchwitzten, theils für die Franzoſen, welche an den Lanzen und Bajonnetten der nordiſchen Barbaren bluteten, und leider auch für viele der letztern, welche an dieſem heißen Tage den bittern Kelch des Todes leerten, während die elegante Berliner Welt in bona pace ihre Caffetaſſen leerte.

Daß dies wirklich in bona pace geſchahe, bezeugen die Frauenzimmer, die dort hinten das köſtliche Zichorienwaſſer einſchlürfen, welches unſre Berliner Schenkwirthe, zumal die im Thiergarten, für noch köſtlicheres Geld ſpenden. Welch eine Gemüthsruhe verrathen dieſe Damen! Unbekümmert um den Ausgang der Schlacht, ungeſchreckt durch den nahen Kanonendonner, welcher den brummenden Contrabaß der Sonntagsmuſik zu überbrummen bemühet war, ſpinnen ſie den Faden der Unterhaltung fort, und ich wette, daß wenn in dieſem Augenblick eine Bombe neben ihnen einſchlüge, ſie demjenigen, welcher ſich darüber

erschrocken zeigte, nach dem Beyspiele Karls des Zwölften zurufen würden: »was hat die Bombe mit unserm Kaffe gemein?«

Die eine scheint jedoch mit einem gewissen Blicke unruhiger Sehnsucht nach der Seite hinzuhorchen, von wo der Kanonendonner herschallt. Wonach mag sie sich eigentlich sehnen? Wäre man boßhaft, so könnte man vermuthen, daß sie eine jener guten Christinnen sey, welche den biblischen Spruch: liebet eure Feinde! auf die Commissärs, Employés und andre Goldfische der großen Nation bezogen, für welche sie ihre Netze auszuspannen pflegten. Doch es ist ja Christenpflicht, daß alle Pudenda aus der Franzosenzeit mit dem weiten Mantel der Liebe bedeckt werden; ja selbst die geheimen Praktiken einiger notorischen Spione, Landesverräther, Denunzianten und Lieferanten, dürfen sich ja dahinter verstecken: warum ihn also lüpfen, um die Blöße dieser guten, mitleidigen Frauen aufzudecken?

Gehen wir vielmehr zur Haupthandlung über! —

Die Gastfreunde haben es also auf das halliſche Thor abgeſehen. — Der inneren Thorwache, einem Bürgergardiſten, ſieht man es an, daß ſie ein zu feſtes Vertrauen in die Tapferkeit der äußeren ſetzt, als daß ſie das Feuerrohr, welches ſie dermalen mit dem Munde abbrennt, bey Seite legen ſollte, um dasjenige zu ergreifen, welches mit den Händen abgebrannt wird. — Und wer kann ihr Vertrauen tadeln? Denn ſelbſt der Bär, der uralte Schirmvogt und Wappenhalter Berlins, iſt ja ſo eben in eigner hoher Perſon von ſeinem Poſten herabgeſtiegen, hat ſich als rechtſchaffener Landſtürmer und Stadtſchirmer in Reihe und Glied geſtellt, und läßt ein ſo furchtbares: Werda? erſchallen, daß ein Trommelſchläger und ein Voltigeur der unüberwindlichen Armee durch den Schreckensruf zu Boden gedonnert werden.

Man ſieht, hier ſind keine Lorbeeren zu erndten. Unſer Trommelſchläger ſcheint von dieſer Ueberzeugung ſo innig durchdrungen zu ſeyn, daß er mit dem Ausruf: Frankreich! dein Trommelſchläger fällt! (gleichſam wie: Rom! dein Cäſar fällt!) alles für verlohren giebt. — Wahrlich! dieſe Situation iſt echt-tragiſch, und wohl geeignet, auf dem Theatre francois durch einen Talma verewigt zu werden. Man denke ſich einen Trommelſchläger der großen Armee von Frankreich, den Vorſchreiter in hundert ruhmvollen Schlachten, ſo nahe an dem erwünſchten Ziele ſeiner Heldenbahn, auf eine ſo hundsfötiſche Art von der Bühne ſcheiden. Da ergreift ihn das Gefühl des ungeheuern Verluſtes, welchen ſein Fall dem Vaterlande bereitet. »O Frankreich! wer ſoll dir in Zukunft vortreten auf dem Pfade des Ruhmes! Weſſen Stimme ſoll dich zu neuen Großthaten begeiſtern?« —

Gewiß! in dem ſtolzen Selbſtgefühl die-

ses kleinen Trommelschlägers, der, wie der Fahnenträger seine Fahne, im Fallen seine Trommelstöcke nicht lassen will, spricht sich die Hohherzigkeit und Unüberwindlichkeit der großen Nation ungemein rührend aus. Denn wenn schon ein Trommelschläger wie ein Cäsar fällt, was soll man dann erst von einem Tambour major, von einem General, von einem Napoleon erwarten? —

Aber wer konnte auch wissen, daß die nordischen Bären so unmanierlich sind? Denn auch der colossale Landwehrmann, der dem Voltigeur seine Bajonnetspitze zu kosten oder zu riechen giebt, scheint so etwas von einem Eisbären an sich zu haben, und in der Geberde des Franzosen drückt sich der Abscheu vor ihm so malerisch aus, daß Makbeth vor Banquos Geist nicht ärger zurückschaudern konnte.

Mehr Contenance hat schon der Offizier in der Fechtmeisterstellung. Denn hier gilt es, dem Orden der Ehrenlegion Ehre zu

machen. Der Ausruf: ferme! a plomb! seht im Gleichgewicht (ein Kunstausdruck der französischen Fechtmeister) beweiset, daß er den kleinen Fieberfrost, welchen der Anblick des deutschen Bären ihm in das Gebein jagt, durch Selbstermuthigung bekämpfen will, ungeachtet seine zurückgebogene Haltung mit den Gesetzen des Aequilibers in einem kleinen Widerspruch steht.

Sein Gesicht ist ungefähr dasjenige, was man zu machen pflegt, wenn die eine Seite desselben einem rauhen Nordwinde ausgesetzt ist, der hier ohne Zweifel von dem Bären ausgeht.

Der Sergeant, welcher sich neben ihm auf den Zehen spitzt, hat es, allem Anscheine nach, schon aufgegeben, Leute, welche die Pflichten der Gastfreundschaft so gröblich verletzen, mit seiner Gegenwart zu beglükken. Das Gros seiner Gedanken ist schon auf dem Rückzuge begriffen, das sieht man ihm an: aber um doch nicht ganz mit lee-

ren Händen und Magen abzuziehen, läßt er seine Augen und ein Detaschement seiner Gedanken noch vorher einen kleinen Streifzug durch das halliſche Thor in das Innere der ſchönen Reſidenz machen. »O! die ſchönen Quartiere!« ruft er aus; und: »o! der entzückende Bratengeruch!« — fügt er ſchmerzhaft hinzu.

Ja freylich! die Sonntagsbraten würden nicht übel bekommen ſeyn, zumal einem Magen, der lange keine Einquartierung gehabt hat, wie die Degenkoppel bezeugt, welche ſo eben im Begriff iſt, ihren Poſten am Unterleibe zu verlaſſen, und an den knöchernen Schenkeln herabzugleiten.

Unvergleichlich malt ſich der Heißhunger nach den Fleiſchtöpfen der Hauptſtadt in dieſen lüſternen Augen, und mit vollem Rechte kann man von ihnen ſagen, daß ſie Berlin von außen plündern.

Der Herr Marſchall mit dem ſchiefen Hute im Vordergrunde linker Hand, ſieht

aus wie einer, der bonne mine à mauvais jeu macht. Er iſt inne geworden, daß der ſchon ziemlich zahmgewordene Bär in ſeine natürliche Beſtialität zurückgeſunken iſt, und hält es für verlorne Mühe, ſich ferner bey ſeiner Dreſſur aufzuhalten. Seine ſtolze Flankenbewegung läßt vermuthen, daß er ſeine Hand auf immer von der Beſtie abzuziehen willens iſt.

Gott erhalte ihn bey dieſem Vorſatze, und gebe ihm einen salvum Conductum über den Rhein zurück! Er ſowohl, als ſein Herr und Meiſter, und die ganze große Nation, werden ſich hoffentlich für ewige Zeiten überführet haben, daß die bête allemande ſich zwar lange hudeln, zerren und rütteln läßt, ehe ſie aus ihrem Schlafe herausgerüttelt wird: aber Einmal wach geworden, pflegt ſie den Hudler mit ſolcher Liebeswuth zu umhalſen, daß ihm der Athem auf lange Zeit ausgeht.

Gelehrigkeit, und beſonders Empfäng-

lichkeit für französische Dreſſur, kann man ihr freylich nicht absprechen; sie lernt gar leicht nach der französischen Pfeife tanzen, apportiren, schwänzen und kredenzen. Ihre Tatze ist gelenksam genug, das Gewehr zu präsentiren, und wenn es so seyn muß, auch Festungsschlüssel u. s. w.; sie läßt sich geduldig einen Affen auf den Rücken setzen, und wenn er auch Jerome hieße, ja ihr könnt ihr einen Maulring anlegen, sie kämmen, striegeln und scheeren, so viel ihr wollt: aber schinden? — das laßt bleiben! sonst ergeht es euch, wie dem kleinen Kerl da mit seinem mobilen Feldhause auf dem Rücken, welchen der Künstler Tappedrü derouté getauft hat, zu deutsch: Schlagetodt zerschmettert. — Da liegt er nun, von dem unsanften Schlage jenes breitschultrigen ostpreußischen Grenadiers zu Boden gestreckt. — Diese Attitude ist äußerst charakteristisch. Tappedrü ist offenbar, wenn gleich noch nicht physisch, doch moralisch todtgeschlagen;

er ſieht aus wie ein begoſſener Hund; alles hängt an ihm, Kopf, Hände, Maul und Ohren. — Freylich, ſo etwas von einem nordiſchen Bären iſt ihm noch nicht vorgekommen.

Seine innige Freude über dieſen Vorgang hat der alte Berliner Brauermeiſter, der rechts im Vordergrunde neben dem zottigen Schirmvogt ſteht. Das giebt die Art und Weiſe zu erkennen, wie ſeine Hände die Operationen ſeines Zwerchfells unterſtützen. In dem Jubel, welcher ſich über ſein vollwangiges Geſicht ergießt, lieſet man ſo etwas von einem Tedeum, welches er ſo eben im Herzen anſtimmt, und von einem Tedabulum, womit er die ſappermentſchen Franzoſen heimſendet. Aufrichtiges brandenburgiſches Blut verläugnet ſich in Ewigkeit nicht. —

Und nun noch ein Blick hinten in's freye Feld! — Bunt genug geht's hier her. — Kein Wunder! — Denn wenn es ſo fluſcht (fördert) wie hier, wo ein einziger Pommer-

ſcher Landwehrmann 6 Unüberwindliche mit dem Kolben in den Sand ſtreckt, da kann der Windmüller, wie es hier im Bilde geſchieht, ruhig fortmahlen.

---

6. Die Kriegsſchule zu Brienne; oder: Napoleon der Kleine empfängt Prämien von ſeinen Lehrern, und Napoleon der Große Lektionen von dem Marſchall Vorwärts.

Wie wir aus der Biographie des Unvergleichlichen wiſſen, empfing er den erſten Unterricht in der Kriegskunſt auf der Militärſchule zu Brienne, wo die zarte Pflanze ſeiner Jugend von ſorgſamen Händen gehegt und gepflegt wurde. Hier war es, wo das Genie des großen Mannes, den ein verhängnißvolles Schickſal zum praktiſchen Lehrmeiſter der Menſchheit berief, ſich frühzeitig entfaltete, und den tiefblickenden Menſchenkenner ſchon im erſten Aufkeimen ahnen

ließ, welch ein schaffender und zermalmender Geist einst daraus hervorgehen werde.

In den Erholungsstunden, während seine Mitschüler sich ihren Tändeleyen und Knabenspielen überließen, wandelte er tiefsinnig und verschlossen in dem Garten der Kriegsschule umher, las Plutarchs Lebensbeschreibung großer Männer und den Marschall von Sachsen, und, indem sein Geist sich im Anschauen der hohen Vorbilder der Geschichte zur Nacheiferung erhitzte, sog er schon als Knabe mit dürstigen Zügen an Minerva's Brüsten.

Mit Landkarten, mathematischen und geometrischen Zeichnungen, Schlachtplanen und Festungs-Rissen umgeben, gewöhnte er sich schon damals, auf die Erde wie auf einen portativen Globus terrestris herabzuschauen, dessen Rotationen von seiner Willkühr abhingen.

Schon damals betrachtete der kleine Herrschkopf die Länder der Erde als einen

großen Exerzierplatz, die Wohnsitze der Menschen als Fortifikations-Punkte, und die Menschen selbst als Meßpfähle, die er mit seinem Hammer bald hier bald dort einschlagen könne. Kurz! schon damals offenbarte er seinem Beruf zum Eroberer und Universalmonarchen.

Wenn daher einige seiner Biographen behaupten, daß er im Knabenalter schon einen brennenden Freyheitsdurst und spartanischen Republikanersinn verrathen, und seine Mitschüler, auf Kosten seines zarten Rückens, zum Aufstande gegen ihre Lehrer aufgewiegelt habe; daß der Corsikaner Paoli, der sein Vaterland von dem französischen Joche zu befreyen beabsichtigt, sein Abgott gewesen, ja daß sein Genius sogar in einem Momente poetischer Exaltation mit einem Hymnus auf die Freyheit niedergekommen sey; so sind das offenbar Blasphemien gegen einen Heldengeist, der nur geschaffen war, die Menschen zu beherrschen.

und niemals an dem Wahnsinn krankte, Freystaaten zu stiften. Höchstens war die Freyheitsschwärmerey nur eine Maske, die er zur Erreichung höherer Zwecke vorzunehmen für gut fand, wie die französische Revolution das blutige Fastnachtsspiel war, in welchem er anfänglich als Sansculott und Jakobiner figurirte, um zu guter Letzt als Universalmonarch — seinen Abritt zu nehmen. —

Die Absicht unsers Künstlers war, einen Moment aus Napoleons Jugendgeschichte darzustellen, wo sich der künftige Meisterheld schon in seinen Knabenstudien offenbarte, und diese Darstellung mit einem Seitenstücke aus seinem Mannesalter zu verbinden, wo der gereifte Held in der Glorie der Vollendung erschien. Er hat daher sein Gemälde in zwey Felder abgetheilt, deren eines den Akt vorstellt, wo Napoleon der Knabe, als Militairschüler zu Brienne, für seine in der Fortifikationskunst bewiesenen Talente, von seinen Lehrern, das andre

aber denjenigen, wo Napoleon, der Mann, in der Schlacht von Brienne, als Meister in der Kriegskunst, von dem Marschall Vorwärts — den Lohn seiner Verdienste empfängt.

Der ersten Darstellung liegt eine Begebenheit aus dem Jahre 1783 zu Grunde.

In dem Winter dieses Jahres hatte nemlich der kleine Bonaparte in dem Garten der Militairschule, der strengen Kälte zum Trotz, mit seinen zarten Händen ein kleines Fort von Schnee aufgeführt, welches den Grundsätzen der Befestigungskunst so vollkommen entsprach, daß selbst der große Kriegskünstler Vauban nichts daran auszusetzen gewußt hätte. Mit unermüdlicher Ausdauer hatte er ein großes regelmäßiges Quadrat von Schnee zu Stande gebracht, das auf den Seiten mit vier Bastyren besetzt war, deren Wälle drey und einen halben Fuß Höhe hatten. Als Meister in der Kunst zu requiriren, worin er sich späterhin so unsterblich machte, wußte er schon damals die

Arme und Hände seiner Cameraden, welche ihm mit Schubkarren, Schaufeln und Kasten den Wunderbau vollführen halfen, in Anspruch zu nehmen, er selbst aber dirigirte das Werk mit der Befehlshaberwürde, womit er späterhin jene außerordentlichen Arbeiten leitete, bey deren Erzählung noch die späteste Nachwelt erstaunen wird. — Schade nur, daß dieses Erzeugniß seines schaffenden Geistes, wie viele seiner späteren, namentlich seine Königreiche Italien, Neapel, Westphalen und der Rheinbund, nur aus jenen vergänglichen Grundstoffen zusammengefügt war, welche vor den Stralen der Sonne — zu Wasser zerrinnen.

Desto größer ist das Verdienst des Künstlers, der es durch seinen Meisterpinsel dem Gedächtnisse aufbewahret hat.

Wir sehen daher in diesem Bilde unsern Napoleon als zarten Knaben auf einer der vier Schnee-Basteyen stehen, indem er mit der stolzen Haltung eines Turenne, und im Vor-

gefühl seiner erhabenen Bestimmung, von dem vollendeten Wunderbau auf seine Cameraden herabblickt, die, auf ihre Spaten gestützt, in stummer Bewunderung zu ihm hinauf schauen.

Neben ihm steht einer der Lehrer, welcher ihm einen hölzernen Ehrendegen, und die strategischen Werke Vaubans, Cohorns und Folards, nebst Cäsars und Friedrichs des Zweyten Schriften überreich'.

Der junge Held deutet auf den Cäsar de bello gallico mit einer Miene, welche zu sagen scheint: anch' io sono pittore (auch Ich bin ein Maler), Worte, welche Correggio als angehender Künstler bey dem Anblick eines großen Meisterwerks ausgerufen haben soll, und welche hier ungefähr so zu paraphrasiren seyn würden: »Auch Ich bin ein Kerl wie Cäsar, und, will's Gott, noch etwas drüber!«

Um die kleine Schneefestung stehen die Büsten Türenne's, Condés, Eugens und

Bayards, auf hohen Hermen herum, und scheinen unsern kleinen Cäsar ganz verblüfft anzuglotzen, gleichsam als ob sie bey sich dächten: »der wird uns bald genug einholen.« —

Aus seiner Rocktasche ragt ein Plan der Festung Mantua hervor, und hinter ihm liegt ein, ihm wahrscheinlich entfallener, Abriß des Hafens und Forts von Porto-Ferrajo auf der Insel Elba. — Das ganze Gemälde ist voll Leben und Charakter, und giebt in jedem Pinselstrich den Meister — der französischen Schule zu erkennen.

Gehen wir nun zu dem Seitenstücke über. — Es ist ohne Zweifel als eine wunderbare Fügung des Himmels zu betrachten, daß der große Mann, gerade an der Stelle, wo er den ersten Unterricht in der Kriegskunst und die ersten Prämien empfing, ungefähr 30 Jahre später, Gelegenheit fand, sich als Meister in derselben zu bewähren, und dafür von dem Marschall Vorwärts mit

neuen Prämien und — Lektionen überhäuft wurde.

Schon am 29ſten Januar 1814, wo er den Angriff auf das Städtchen Brienne leitete, ward ihm eine derſelben zu Theil, durch Wegnahme zweyer nicht hinlänglich gedeckten Batterien, womit er ſeine ehemalige Schule beſchoß, und in Brand ſteckte.

Aber der Gedanke: »Hier war es, wo du die erſte Weihe empfingſt!« ſchien ihn zu begeiſtern; die Schatten ſeiner Lehrer ſtiegen aus ihren Gräbern hervor, und riefen ihm drohend zu: »Bonaparte! wirſt du die großen Erwartungen zu Schanden machen, die wir von dir hegten? Auf! und zeige, daß du der Schule entwachſen biſt!« Alle jene großen Erinnerungen an die Helden des Plutarch, welche einſt ſeine junge Seele entflammten, erwachten mit verjüngter Kraft in ihm.

»Erkennet den Meiſter von Lodi, Auſterlitz, Marengo und Jena!« ſo rief er im

Hochgefühle des Triumphs, und der Feuerstrom seiner Rede durchglühte die Schaaren seiner Braven. Nichts konnte ihrem siegreichen Verdringen widerstehen, Brienne ward im Sturmschritt genommen, und Ihro Majestät hatten den Trost, die gute Stadt Paris durch einen Eilboten zu benachrichtigen, daß Sie in der Wiege Ihres Ruhmes übernachtet hätten.

Aber ach! schon am andern Tage mußte der große Mann die Erfahrung machen, daß kein Meister hienieden auslernt, und daß ein trauriges Verhängniß ihn verdammt habe, noch Einmal — in die Schule zu gehen.

Und wie es vor 30 Jahren der Ritter Kevalio war, welcher ihn aus der Kriegsschule zu Brienne in die von Paris versetzte, so war es jetzt der Marschall Vorwärts, welcher ihn zu Brienne in die Schule nahm, und nach Paris promovirte, um hiernächst nach Elba zu afrendiren. —

Diese Ansicht hat den Künstler, wie es

ſcheint, zu der Idee geleitet, welche wir in dem zweyten Theile des Gemäldes ausgeführt ſehen.

Da ſteht er, der Held von Brienne, auf den Trümmern der ehemaligen Militärſchule.

Ihm zur Seite ſteht eine coloſſale Heldengeſtalt, mit Stern und Orden geſchmückt, welche die Linke auf ſein lorbeergekröntes Haupt legt, mit der Rechten aber ihm einen mit Brillanten beſetzten Ehrendegen überreicht. Dieſe Geſtalt iſt nun wieder ein Zankapfel für die Ausleger. Eine Parthey erkennt in ihr den Marſchall von Sachſen, einſt das Idol unſers Helden, welcher einen kleinen Abſtecher auf die Erde gemacht habe, um ſeinem Nachbilde zu huldigen; die bey weitem größere Zahl aber wittert wiederum den Schnurrbart und die pikante Phyſiognomie des Marſchalls Vorwärts, der ihn mit der Linken in den Haaren zauſe, mit der Rechten aber den Ritterſchlag auf denjeni-

gen Theil des Körpers applizire, welcher in Elementarschulen gewöhnlich am meisten herhalten müsse. »Einen Ehrendegen« — sagen sie — »überreicht man zu Händen, und nicht zu Hintern, wie es hier geschieht. — Offenbar ist es also eine Art von Ritterschlag, welcher hier ausgetheilt wird, und die Geberden des Austheilers und Empfängers, namentlich die gekrümmte Haltung des letzteren, deuten zur Genüge auf die Tendenz dieses Ritterschlages, welcher einem Produkt so ähnlich sieht, wie ein Ey dem andern.«

Vor unserm Helden steht Marschall Ney, welcher ihm Plutarchs Leben großer Feldherrn wie ein Notenbuch vorhält, aus welchem Napoleon der Große eine Bravour-Arie abzusingen scheint. Aber der Text dieser Bravour-Arie lautet ungefähr also: »Laßt ab! laßt ab! ich bin mit Ruhm gesättigt; mein politisches Leben ist abgeschlos-

ſen, ich beſcheide mich, hinfort als Privatmann zu leben.«

---

7. Jubel und Verzweiflung der großen Nation; oder: der Siegesbote, und der hinkende Bote.

Wie iſt unſer Held doch in jeder Lage des Lebens ſo unerreichbar groß! Wie gefaßt und geiſtesgegenwärtig ſelbſt in Augenblicken, wo die wüthendſten Unfälle auf ihn loßſtürmen!

Wenn der gemeine Heldentroß gänzlich verblüffe daſtehe, das Maul hängen läßt, und den Geſchoſſen des Mißgeſchicks ſich bloßſtellend, in dummer Verzagtheit dem eiſernen Drucke des Verhängniſſes unterliegt, ſtets bereit, einer fixen Idee von Freyheit, Patriotismus und Ehre ſeine Exiſtenz zu opfern (oder wie blödſinnige Thoren es nennen: den Tod der Helden zu ſterben): dann

zeigt er sich stets als Meister seines Schicksals, läßt sich nie von Unfällen niederbeugen, und sobald er inne wird, daß er den Stein des Anstoßes, der seinen Siegespfad sperrt, nicht aus dem Wege zu räumen vermag, hüpft er so leicht und behende wie ein Vestris, Frankoni und Furioso darüber hinweg; oder, mit den Worten seiner ewigen Widersacher zu reden: er ergreift das Hasenpanier. —

So wußte er sich den Verlegenheiten, welche in Egypten auf ihn eindrangen, durch ein weises Manövre zu entreißen, und überließ es dem General Kleber, die unüberwindliche Armee des Orients — aus der Patsche zu ziehen; so machte er es in Spanien, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das coupirte Terrein dieses Landes großen Kriegsoperationen ungünstig sey; so entging er in Rußland der Wuth der Elemente und — Kosaken durch einen polnischen Abschied, und ließ die erstarrten Reste seiner

großen Armee langsam nachhinken; so wiederholte er sich bey Leipzig, bey Fontainebleau; so endlich ließ er den Karren, den er bey belle Alliance in den Mist geschoben hatte, darin stecken, und rettete seine Löwenhaut nach Paris, und von da nach Rochefort, wo er, wie bekannt, zum letztenmale in der leider verunglückten Rolle des Themistokles debütirte.

Seine Bewunderer zeigen sich daher als scharfsinnige Menschenkenner, wenn sie diese Momente als die glänzendsten Lichtpunkte in dem Gemälde seines Heldenlebens herausheben, und ihn in dieser Beziehung weit über Achilles, Cäsar, Alexander scilicet: den Großen, Carl und Friedrich scilicet: den Großen, wie über alle andre, mit Unrecht vergötterte, Großthuer erheben, deren Geschichte keine Spur einer ähnlichen Schwung- und Schnellkraft der Seele und — der Sohle aufweiset.

Diese Schnellkraft ist in der That erstaunlich, wenn man erwägt, daß er ver-

möge derselben nicht selten den Siegesboten einholte, den er vorausgeschickt hatte, um die Nachricht seines Triumphes der guten Stadt Paris zu überbringen; ja mehr als Einmal soll es sich so gefügt haben, daß er das Tedeum, welches sie deshalb anstimmte, durch seine unvermuthete Erscheinung als hinkender Schnellbote unterbrochen hat.

Diese letztere Thatsache ist es, welche der Maler David unstreitig vor Augen hatte, als er die Skizze entwarf, zu deren Enträthselung wir jetzt übergehen wollen. —

Also die große Nation jubelt! — Worüber? fragt man. — Ohne Zweifel über einen neuen Sieg, welchen die als reitender Courier von der großen Armee zurückkehrende Dame durch ihre Trompete verkündet; denn der Kranz, womit ihr Haupthaar durchflochten ist, deutet auf die Lorbeerernte, welche sie so eben verließ. Zwar ist das Thier, auf welchem sie reitet, gewissermaßen eine satyrische Note zu dem

Trompetenton dieſes weiblichen Siegesboten.

So lange die Welt ſteht, iſt dies gewiß der erſte Courierritt, der nicht zu Pferde, ſondern — zu Schweine gemacht wurde. Käme ſie daher von Moskau, ſo könnte dieſes borſtige Surrogat-Pferd ein redender oder vielmehr grunzender Zeuge, ſowohl der kleinen Einbuße an Kavalleriepferden, ſeyn, welche die große Armee in dem eiſigen Norden erlitt, als auch der unerſchöpflichen Erfindungskraft ihres Führers, der dieſen Verluſt aus dem Siegereif durch Surrogate zu erſetzen verſtand. Aber nein! ſie kommt von dem Siege bey bello Alliance zurück, wie die mit Napoleon I unterſchriebene Proklamation an die Belgier, welche ſie an einem Fahnenſtock im Winde flattern läßt, unwiderleglich zu erkennen giebt.

Doch wie kam der Künſtler auf den Einfall, eine Weibsperſon zum Siegesboten zu machen? Wer iſt dieſe Dame? Offenbar

ein Stück von der großen Armee.“ Dafür ſprechen die Embleme des Sieges, die Trompete und der Lorbeerkranz. Vielleicht alſo eine Marketenderin, oder eine gefällige Nymphe, die ſich dem Zuge der unüberwindlichen Armee als Freywillige anſchloß, oder irgend eine andre equipage militaire, zur Schleppe Bellona's gehörig? — Mit nichten! Die Flügel an ihrem Rücken deuten auf eine höhere Abkunft.

Ich bin der Meinung, daß der ſinnreiche Künſtler in dieſer weiblichen Geſtalt entweder die Fama, oder den Moniteur, oder auch das unſterbliche Bulletin verſinnlichen wollte, in welchem der retrograde Triumphzug der großen Armee von belle Alliance nach Paris u. ſ. w. eben ſo launig als epiſch erzählt wird. Auf dieſe Art laſſen ſich die Flügel (als Sinnbild der Eilfertigkeit) mit dem Lorbeerkranze und der Trompete in Harmonie bringen, und ſo iſt das air imposant, womit unſre Dame dem ganzen ſtau-

nenden Europa — den Hintern weis't, gleichsam der Commentar zu dem Thiere, worauf sie reitet.

Oder soll dies Doppelgesicht vielleicht gar ein Seitenstück zu dem Januskopfe, also ein Sinnbild des schon so oft verheißenen ewigen Friedens seyn?

Ich lasse es dahin gestellt. —

Nehmen wir nun unsre Vergrößerungsgläser zur Hand, um die große Nation, welche sich ringsumher dem Siegestaumel überläßt, in nähere Betrachtung zu ziehen.

Meisterhaft hat der Künstler in dem Pärchen zur Linken jenen leichtgläubigen Jubel ausgedrückt, der auf Schwingen der Einbildungskraft schon wieder nach Berlin, Warschau und Sankt Petersburg vorausschweift.

Welch ein Triumph spricht sich in dem Gesichte des Männchens aus, das mit seinem Fußgestell die Figur eines X beschreibt! Wie freut sich jede Sehne und jeder Mus-

kel an diesem Kerlchen! Sein Gesicht ist ein wahrer mardi gras, wo alles bunt durcheinander taumelt. Seine Hände und Kniee reiben sich küssend, und feiern schon im voraus das große Siegesfest. Vielleicht ist er ein Colporteur oder Handlanger der Fama, dem die neuen Extrablätter etwas erkleckliches einbringen werden, und wirklich scheint sein Weibchen schon im Vorgenuß der klingenden Erndte zu schwelgen, und den Ertrag an den Fingern abzuzählen.

Der Mann mit dem Scheerbeutel, worauf à bas les moustaches! steht, erklärt schon im Geiste dem in Gefolge des ewigen Friedens zurückkehrenden Schnauzbärten den Krieg; der Haarkünstler aber mit der Devise: Mort aux poux! scheint der kleinen Armee, welche die große Armee auf ihren Heldenzügen aufgerafft hat, durch Verwüstung ihrer Gehege, den Untergang zu drohen.

Doch wozu wollen wir auch argwöhnen,

daß die Freude dieſer guten Leute eigennützi-ger Natur ſey? Laßt uns vielmehr glauben, daß ſie aus reiner Quelle entſpringe, und entweder durch den Stolz, ein Mitglied der großen Nation zu ſeyn, die ſich ewig in Wundern wiederholt, oder durch den herzlichen Vorſchmack des ewigen Friedens veranlaßt werde; wie z. B. die patriotiſche Freude eines Gutsbeſitzers, welche ſich an der Hoffnung der freien Kornausfuhr weidet.

Ein Gegenſtück zu dieſem fröhlichen leichtgläubigen Pärchen iſt der Tonkünſtler mit der Geige unter dem Arme. Der Trompetenton der Fama wirkt als ein Mißton auf ſein Ohr, wie ſein verzerrtes und abgewendetes Geſicht bezeugt, welches der Künſtler noch zum Ueberfluß durch den Ausruf: c'est faux! verdollmetſcht hat, für diejenigen, welche ſich nicht darauf verſtehen, in Geſichtern wie in Büchern zu leſen. —

Doch als Tonkünſtler ſollte er ja wiſſen,

daß es Dissonanzen giebt, welche sich in Harmonieen auflösen, und wenn ihm dieser Ton nicht gefällt, so wird ihm das Tedeum harmonischer klingen, welches dort bereits in der Kirche Nôtre dame abgesungen wird, und wozu die Preußischen Kanoniere im Hintergrunde so eben mit ihren Bässen akkompagniren.

Wenden wir uns nun zu den Personen, welche sich mit der Kehrseite der Fama unterhalten.

Der Mann mit der Brille auf der Nase scheint ein Kurzsichtiger zu seyn, der sich in den Gesichtern der Dame irrt. Er hat gehört, daß sie mit vollen Backen in die Trompete zu stoßen gewohnt sey, und es ist daher ein sehr verzeihlicher Irrthum, wenn er den Ton von dieser Seite erwartet. Gleichwohl scheint sein Gesicht dasselbe auszusprechen, was in dem Gesichte des Tonkünstlers zu lesen ist, nemlich: »das ist ein Mißton!« —

Vielleicht wollte der Künſtler in ihm diejenigen Neuigkeitskrämer geißeln, welche ihre offiziellen Nachrichten von Hofkutſchern, Hoflakeyen, Hofheitzern, Hofwäſchecinnen u. dgl. beziehen, die als Schallhörner der Fama bekannt ſind.

Oder ſollen vielleicht gewiſſe Deutſchfranzoſen, die auf ähnliche Art wie dieſer Miops mit der Dame Renommée liebäugelten, hier verſinnlicht werden?

Faſt möchten wir es glauben, wenn nicht das grunzende Courierpferd, worauf ſie reitet, ein würdigeres Behältniß für die Seelen dieſer Herren wäre.

Daß ſo etwas von einer offiziellen halbfranzöſiſchen Creatur hinter dieſem grunzenden Employé ſtecke, ſcheint der gebückte Mann mit dem bedeutenden Zeigefinger, den er als ein Fragezeichen emporhebt, zu ahnen, weil er ſeine Frage nach neuen Siegen unmittelbar an deſſen Schnauze richtet, und die Antwort: oui! oui! (ohne Zweifel

mit einem echt-französischen Nasenton herausgegrunzt) bestätigt seine Vermuthung.

Und schon sehen wir ihn, der in Körperhaltung und Gesichtsausdruck fast einem Windhunde gleicht, mit einer blitzschnellen Flankenbewegung davoneilen, um sich in den Sammelplätzen der politischen Zinngießer und Stocksgobbers seiner Zeitungswinde zu entledigen.

Offenbar ist er so etwas von einem alttestamentarischen Spekulanten, der bey dem Steigen der öffentlichen Fonds interessirt; denn mit dieser Begierde, welche die Neuigkeit mit Ohren, Nase, Mund und Augen zugleich einsaugt, kann nur derjenige fragen, der einen baaren und klingenden Antheil an dem Ruhme des Vaterlandes hat. Auch spricht sich aus seiner ganzen Physiognomie und Haltung deutlich genug Unser Verkehr aus.

Daß die Nachricht offiziell sey, dafür bürgt das Gesicht des hinter ihm herschrei-

tenden Männchens mit dem Klackhute unter dem Arme. So eine offizielle Phyſiognomie trägt nur eine Hofzeitung oder eine unmittelbar aus dem Hauptquartiere abgefertigte Depeſche an der Stirn. Wahrlich! dieſer Kopf, der ſeinen amtlichen Inhalt ſo eben durch die Feder auf die Schreibtafel ausſtrömt, iſt ein neues Reis in dem Lorbeerkranze des Künſtlers. Und dann: welch ein Triumph liegt in der Geberde dieſes Männchens! — Sein Schritt iſt der eines Helden, der mit Pauken- und Trompetenſchall in den Tempel der Unſterblichkeit einzieht. Für diesmal ſcheint er jedoch nur ein Federheld zu ſeyn, vielleicht der Herausgeber des Moniteur oder des Journal de l'Empire in eigner hoher Perſon. Sein bellender Vortreter wenigſtens gibt ihn als einen Pariſer Zeitungsſchreiber, oder irgend ein andres Sprachorgan der Politik zu erkennen. Oder hat der Künſtler in der gedrückten und zugleich drückenden Stel-

lung dieſes Vortreters vielleicht auf den Drucker anſpielen wollen, der in ſeinem Solde ſteht? — Wenigſtens offenbart ſich in dem, was er druckt, der Werth der offiziellen Nachrichten und Expektorationen, welche aus ſeiner Druckerey hervorgehen.

Nun bleiben uns noch die beyden Perſonen ſeitwärts zu betrachten übrig. Der eine ſcheint ein Pariſer Laſtträger, ein Föderirter aus der Vorſtadt St. Antoine zu ſeyn, der, wie das zuweilen auch bey unſerm Janhagel der Fall iſt, den Zweifler oder Starkgeiſt (esprit fort) ſpielt. Weil ihn der Poſaunenton der Fama ſchon ſo oft täuſchte, ſo hat er einen Trumpf darauf geſetzt, gar nichts mehr zu glauben, der Auspaſſer und Horcher wegen wagt er es jedoch nicht, ſeinen Unglauben laut werden zu laſſen, und hüllt ihn daher in den vieldeutigen Ausruf: das macht mir Langeweile!, aus welchem ſelbſt das geheime Polizeyohr, welches ſich ſo eben an ſeinen Mund anlegt,

kein Gift saugen kann. Denn diese Worte können ja auch heißen: wir sind seit Napoleons des Großen Regierung dergestalt an Siegesnachrichten gewöhnt, daß sie uns allmählig Langeweile machen. In Staaten, wo dergleichen geheime Polizeyohren besoldet werden, bildet sich nach und nach ein eignes Wörterbuch der Behutsamkeit. —

Wenden wir uns nun in den Mittelgrund des Gemäldes! Dort ragt die Kirche Notre-dame mit ihrer stolzen Kuppel zu den Wolken empor. Ein Blick durch das offne Portal zeigt uns eine gedrängte Menschenmasse, welche mit gähnendem Munde das Tedeum anstimmt, zu dessen Feier die guten Pariser gleichsam pränumerando, oder auf Abschlag des bevorstehenden Miserere's requirirt wurden. Leider aber hat ein Theil dieser Gläubigen das Ansehen, als ob ihm der Ton in der Kehle stecken geblieben sey, und ein andrer stürzt in der Verzweiflung der Kirchthür zu. Was kann die Ursache

davon seyn? Etwa die Allarmschüsse, die so eben auf den Anhöhen von Montmartre abgefeuert werden? Fast sollte man es glauben, wenn man die Augen ein wenig weiter in den Hintergrund wendet.

Dort stellt sich unsern erstaunten Blicken eine gewisse hohe Person dar, mit einem Courierschilde dekorirt, und wir erkennen in ihr bey näherer Betrachtung den Helden von Mont St. Jean. Daß er wirklich von dort zurückkehrt, ergiebt sich daraus, daß er in der Eilfertigkeit, mit welcher er den Courierritt, wenn gleich auf einem hinkenden Pferde, unternahm, (denn der Wagen blieb unterwegs stecken) Hut, Degen, Krone, Zepter und Lorbeerkranz als unnützen Ballast von sich warf, um desto unbeschwerter reisen zu können. Der Weg hinter ihm ist mit diesen Zeichen seiner Helden- und Kaiserwürde besäet, und die Preußischen Reiter, welche ihm auf der Ferse sitzen, sind

so eben dabey, sie aufzusammlen, und sich damit zu schmücken.

In einer kleinen Entfernung hinter ihm erblickt man die Ueberbleibsel der unüberwindlichen Armee, und an ihrer Spitze jenen Uebelgesinnten, welcher durch den unzeitigen Ausruf: sauve qui peut! bekanntlich den kleinen Unfall, welchen Napoleon in jener Schlacht erlitt, herbeyführte. —

Im tieferen Hintergrunde wird man einen Morast gewahr, in welchem ein Munitionswagen steckt.

Dies soll wahrscheinlich auf das bereits oben berührte Sprichwort deuten: wer den Karren in den D—— geschoben, der mag ihn selbst wieder herausziehen, welches unser Held, vermöge seiner bekannten Weisheit, zu umgehen wußte. Wenigstens sind die Marschälle und Generale Davoust, Vandamme und Grouchy, denen er diese Ehre übertrug, so eben darüber her, ihn mit gewaltiger Kraftanstrengung herauszuarbeiten,

wozu ihnen jedoch Blücher und Wellington keine Zeit laſſen, indem ſie ziemlich nachdrückliche Proteſtationen auf ihren Rücken ſchreiben.

Daneben ſteht Marſchall Ney, kratzt ſich hinter den Ohren, und ſeufzt: O! si tacuisses, philosophus mansisses! —

Seitwärts aber erblickt man auf einer Sternwarte den General Rapp, welcher durch ein Teleskop auf unſern Helden herabblickt, indem er das bekannte Klagelied: le grand homme a fini! anſtimmt, zu deutſch: mit dem großen Mann iſt es aus. —

IV.

Herzensergießungen des hochadlichen Fräuleins Urſula v. Unkenburg bey der Nachricht von dem Siege bey **la belle Alliance**; ihr Triumph über den Sturz der bürgerlichen **Clique** in Frankreich, und über die nun endlich zu hoffende Wiederkehr der alten noblen Zeit; nebſt Strafpredigt gegen den überhand nehmenden **Esprit de Bourgeoisie** bey der hohen **Noblesse, und Nachricht von der Stiftung einer adlichen Ménagerie.** In einem vertrauten Briefe an ihre Fräulein Schweſter in Kakelau.

Dieu soit glorifié ma chère Soeur! mille et mille Fois! nous sommes les Vainqueurs!

Oui! Wir haben gesiegt! — Bonaparte und seine Clique sind parfaitement culbutés et fricassés. —

Der Jubel, welchen diese Nachricht hier in der Résidence verbreitet hat, ist presque incroyable. Selbst die Populace scheint sich darüber zu freuen, denn — que dites vous? — der Schneider, welcher mir die Ankunft des Couriers annoncirte, vergaß sich in seinem pöbelhaften Transport dermaßen, daß er mir — die Hand drückte.

Oui ma chère Soeur! ein Schneider hat einem Fräulein v. Unkenburg —

Apropos ma bonne! schicke mir doch mit umgehender Occasion ein Paar Pfund von Deiner schönen, selbst fabrizirten, Noble-Seife. Ich finde, daß sie die Haut sehr weich und geschmeidig conservirt; ja, die Majorin v. Braunfels rühmt ihr sogar nach, daß sie die Runzeln vertreibt, und recommandirt sie en Extase. Mais grâce à Dieu! mit den Runzeln hat es bey Uns noch Zeit — —

Enfin, wir haben den Feind cavalièrement geſchlagen, und unſre superbe Armee ſteht jetzt in dem Herzen von Frankreich.

Wie glücklich werden ſich die guten Franzoſen ſchätzen, die, ungeachtet ihrer vielen faux Pas, doch immer die galanteſte und aimabelſte Nation auf Erden bleiben, ſchon deshalb, weil ſie das Franzöſiſche faſt mit der Perfection ſprechen, wie es in unſern Hof-Cercles geſprochen wird, — enfin! wie glücklich werden ſie ſich ſchätzen, daß ſie nun wieder jene alte magnifique Noblesse zurück haben, die ſich zu den Parvenus de la Révolution, sans Comparaison, wie ein Mouſſelin zu einem Sacktuch verhält. —,—

Ah quel Triomphe ma Soeur! —

Auch bey Uns wird nun jene noble Zeit wieder einkehren, wo Noblesse und Bourgeoisie ſich wie Oel und Waſſer ſchieden, wo keine Bürgerfrau, ſelbſt wenn ſie eine Million commandirte, es hazardiren durfte, einen adlichen Cercle durch ihre Gegenwart

zu souilliren, und wo es als ein Crime exécrable galt, wenn ein Gentilhomme sich mit einer Fille bourgeoise encan — — vous me comprennés! — — Mais hélas! wie viel Unkraut ist vorher noch auszurotten! welche détestables Maximes und Sentiments haben sich in dieser malheureusen Zeit bey vielen Gentilhommes eingeschlichen! Par Exemple: *gestern war ich in einer Assemblée* meléo bey Präsidents. Da war auch der Staatsrath v. Felseneck, der sich mit einer gewissen Demoiselle — einer reichen Kaufmannstochter — ver— — verheyrathet hat. So eben war das Extrablatt vorgelesen, und als ich nun über die Culbute de la Bourgeoisie française triomphirte, so echauffirte er sich darüber auf eine sehr indecente Manier, und debütirte ein wunderliches und unverständliches Raisonnement von Zeitgeist, Aufklärung, Abschaffung des Feudalisme, Ablegung der Standesvorurtheile, enger Verei-

nigung aller Classen des Volks, und was weiß Ich? —

»Es ist nicht die Rückkehr Ihrer gepriesenen noblen Zeit, mein Fräulein,« — so sprach er, — »wofür die **Völker Deutschlands** in diesem großen **Freyheitskriege Blut und Gut** geopfert haben; nicht um Ihre steifen, hochadlichen Cercles haben Fürst, Edelmann, Bürger und Bauer sich mit Herz und Hand verbunden, — nein! es ist etwas höheres, was der Zeitgeist erstrebt, und zu dessen Behauptung alle wackre und **hochherzige Männer ohne Unterschied des Standes in die Schranken** getreten sind: es ist die Verfechtung der National-Existenz, die Vertheidigung unsrer politischen Unabhängigkeit, und der kostbarsten Volksgüther: Freyheit, Sitte, Sprache, Geistes-Cultur und Religion gegen äußere Uebermacht. — Nur diese

Rückſicht iſt es, welche mich in dem Siege bey la belle Alliance und in der Vernichtung Napoleons einen wahren Triumph des guten Prinzips erkennen läßt, und wer darin nichts weiter als den Triumph irgend einer Caſte erblickt, der iſt ein A... — verzeihen Sie! bald hätte ich mich vergeſſen. — Nur in der innigen Vereinigung aller Claſſen des Volks, in der Ablegung veralteter und wurmſtichiger Vorurtheile und Antipathieen müſſen wir Deutſche fortan unſer Heil ſuchen. — Darin, und nicht in Ihrem preciöſen Herabſehen auf andre Volks-Claſſen, die ſich nicht minder als der Adel aufgeopfert haben, beſteht jetzt der wahre Bon-ton. Dieſe Einigkeit allein iſt der Damm gegen den Strohm, der ringsumher einzubrechen droht, und wer ſie durch Anfachung des glimmenden Funkens

uralter Abneigungen zu hindern ſucht, den ſollte man — Doch iſt es nicht thörigt, daß ich mich gegen ein Frauenzimmer über Dinge ereifere, welche außer dem Gebiethe des Putzes, der Thee-Conferenzen, der Heyrathen, und Kindtaufen liegen? — Entſchuldigen Sie!«

So ſprach der méprisable, und gab mich — oui ma Soeur! — er gab Deine Schweſter dem Gelächter und Gezüſch der anweſenden bürgerlichen Roturières Preis. —

Mais mon dieu! iſt es nicht zum Ohnmächtigwerden, wenn man ſo gemeine Raisonnements aus dem Munde eines Edelmannes anhören muß?

Wie hat dieſer Esprit de bourgeoisie ſeit einem halben Siécle um ſich gegriffen!

Wünſche Dir Glück ma bonne! daß Du nicht Zeugin der Decadence zu ſeyn brauchſt, worin die Nobleſſe hier in der Réſidence verſunken iſt. In eurem Provinzial-Städt-

chen, da hält man gottlob! noch auf reinen und unmelirten Adel, wie auf reinen Caffe. Aber hier — ſey Du hier in welchem Cercle Du willſt: überall wirſt Du einen Zuſatz von Bourgeoisie und Zichorien ſchmecken. Da ſitzt die bürgerliche Frau Kammergerichtsräthin neben der adlichen geheimen Staatsräthin, die bürgerliche Doktors- oder Kaufmannsfrau neben der adlichen Majorin u. ſ. w. — Und wenn es noch avec Résignation et Soumission geſchähe, aber point du tout! Da blähen ſie ſich mit precieusen Seidenſtoffen, von engliſcher Fabrique, mit theuren Merin'os, türkiſchen Shawls und echten — oui! ganz echten Edelſteinen, die doch, wie ſchon der Name beweiſet, nur zur Zierde des Adels erſchaffen ſind. Ja, ſie ſchnattern ſogar von Politique und Nouvelles de la Cour mit, maaßen ſich ein Jugement an, und hazardiren es ſogar, mit ihrem plumpen, bürgerlichen Esprit dezidiren, und Raison behalten zu

wollen. — Ich frage Dich ma Soeur! iſt das nicht zum Raſendwerden? — Aber woher kommt das? Weil die Adlichen ſich nicht ſchämen, Invitations von Bürgerlichen anzunehmen, und ſich's an ihren Tiſchen wohl ſchmecken zu laſſen; weil ſie ſich nicht ſchämen, mit dem bürgerlichen Peuple, des lieben Geldes wegen, Mariagen zu ſchließen. —

Ich laſſe es gelten, wenn ein Gentilhomme ſich mit einer Fille bourgeoise bis zu einem gewiſſen Point enfilirt: aber es muß bey der Badinage oder auf's äußerſte bey einer Liaison du Coeur ſein Bewenden haben, und niemals bis zur Mariage kommen, welches beſonders dann détestable iſt, wenn ein adliches Fräulein ſich ſo wegwirft, daß ſie einen Bürgerlichen — ſi donc! —

Apropos ma Soeur! Hierbey empfängſt Du ein Fläſchchen eau de mille Fleurs von beſter Qualité. —

So laſſe ich es auch gelten, wenn ein Edelmann von einem Bürgerlichen Geld

leiht, und ihn und seine Familie dafür einmal zu Tische invitirt, um ihn durch die unerwartete Ehre — comme on dit! — zu verblüffen, und zur Patience zu bewegen. — Aber sich so weit zu vergessen, daß man die Bourgeoisie zu großen adlichen Cercles und Bal-parés invitirt, oder gar seinen Stammbaum durch ein ignobles Reis déshonorirt: ma foi! c'est trop commun!

Mais que dis je? — Ist doch der Adel pendant la Revolution française so sehr gesunken, daß er sich jetzt sogar sans rougir auf die Sciences legt, und Künste, ja selbst Handel und Gewerbe treibt.

Möchte man nicht par Dépit aus der Haut fahren, wenn man von einem Professor, Assessor, Advokaten, Poeten und Banquier, oder gar von einem Maler, Bildhauer und Comödianten hört, der Herr v. X oder Herr v. Y heißt? — Enfin! das macht die liebe Aufklärung, wovon der Herr Staatsrath sprechen, voilà le Zeitgeist! — Mais

nous verrons! — Oui Monsieur le Staatsrath! wir werden sehen, wohin das führt.

Wir werden sehen, daß die Edelleute — wenn diesem Misère nicht bald Einhalt geschieht — nach einem halben Siècle nichts als Gelehrte, Künstler, Handwerker, Schuster und Schneider, die Bürgerlichen aber nichts als Generale, Grafen, Barone und Edelleute seyn werden. Schon kenne ich über 2 Dutzend Neugebackene de ce Genre — ja die Arrogance geht so weit, daß die Demoiselles sich von ihren bürgerlichen petitmaitres Fräuleins nennen lassen, weil es einmal zur folie du jour gehört, alles, — und sogar unsre Demoiselles in's Deutsche zu übersetzen. Schon haben wir eine Menge bürgerliche Officiers bey der Armée, und unser cher Neveu schreibt mir, daß es bey der Landwehr gar nicht mehr auszuhalten sey, weil die Bourgeoisie in dem Corps des Officiers tellement um sich gegriffen habe, daß man gar nicht mehr, ohne sich vorher zu

erkundigen, wen man vor sich habe, Herr Camerad! sagen könne. — Schon sind viele adliche Stammgüther von Bürgerlichen, ja sogar — fi donc! — von Juden in Besitz genommen.

Ich frage Dich ma bonne! wenn unser Urahnherr, Monsieur François de Ounkenbourg, der, wie in unsern alten Familiennachrichten zu lesen, die Sarazenen bey Cajove in Hinterpommern frikassirt hat, wenn der jetzt aufwachte, und fände als Erb- und Gerichtsherrn seines alten Stammguthes Unkenburg — einen Juif; müßte er nicht par Désespoir in die Erde versinken?

Voila Monsieur le Staatsrath! c'est vôtre Zeitgeist, vôtre Aufklärung, vôtre Amalgamation du Peuple! Oh Ciel! n'est ce pas pour désespérer?

Mais bientôt nous serons au Bout — c'est à dire: bald werden wir diesem Unwesen ein Ende machen! — Oui ma chère

Soeur! Wir — wir! Ich und die Majorin v. Brauſenfels. —

Ecoutés! Wir haben einen Gedanken ausgeheckt, worüber Du ganz enchantirt ſeyn wirſt, einen uniquen Gedanken, einen divinen Gedanken. — Aber es iſt vor der Hand noch ein Geheimniß, denn außer Mir, der Majorin, der Präſidentin v. Rumpelberg, der Staatsräthin v. Eiſenzahn, der Baroneſſe v. Schnatterwieſe, der Obriſtin v. Querhaupt und der Rittmeiſterin v. Hohenſchnabel, weiß jusqu'au Moment noch keine Seele davon.

Lulu: wir haben einen magnifiquen Einfall. Wir wollen eine adliche Ménagerie ſtiften, c'est à dire un Conservatoire pour la Noblesse, eine Société, deren Zweck es iſt, den Adel toujours in ſeiner Pureté ancienne zu conſerviren und zu maintenuren, und nicht zuzugeben, daß er durch bürgerliche Crapule souillirt werde. Man hat Mir, der Präſidentin und der Majorin die Ehre

angethan, uns zu Directrices dieses Nobel-Vereins zu choisiren. Das Grundgesetz ist, daß kein Sujet in die Ménagerie recipirt werde, welches nicht au moins 8 Ahnen aufweisen könne. Jedes Membre ist obligirt, darüber zu vigiliren, daß keine bürgerliche Person zu einem adlichen Cercle zugelassen werde, und ihn sogleich zu abandonniren, wenn etwas von der Bourgeoisie darin gewittert wird.

Jedes Membre muß ein Jurement in unsre Hände ablegen, alle Mésalliances zwischen Adlichen und Bürgerlichen nach Kräften zu contrèquarriren, und alle Connexions mit adlichen Familien abzubrechen, die sich mit bürgerlichen amalgamirt haben. Excommunication von allen Cercles der Noblesse ist die Strafe solcher Perfiden. — Auch haben wir einen Catéchisme für die adliche Jeunesse entworfen, und eine Ecole de la Ménagerie gestiftet, worin sie in nobles Maximes et Sentimens unterrichtet wer-

den ſoll, alſo daß keine gemeine bürgerliche Principes von Aufklärung, Zeitgeiſt et cætera in ihren jungen Seelen Wurzel faſſen.

Außerdem muß jedes Mitglied der Ménagerie bey den Männern dahin wirken, daß die Bourgeoisie ſich nicht in Offizierſtellen und in adliche Güther hineindränge. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Ménagerie an allen publiquen Orten, wo ſie es nicht eviriren kann, mit der Populace zuſammen zu ſeyn, ihre eignen Sperrſitze und geſchloſſenen Reviere hat, par Exemple in den Bädern, im Parc, in der Opéra, in der Comoedie, in der Kirche, et enfin auf dem Kirchhofe. Denn was würde es für eine Confusion geben, wenn bey der Auferſtehung der Todten Nobleſſe und Bourgeoisie pêle-mêle durcheinander lieſe, wie auf einem Mardi-gras?

Zwar erkennt man den Gentilhomme ſogleich an einem gewiſſen noblen Anſtande, mais dans l'Etat de la Nature vergißt ſich

das leicht; und da man, wie es heißt, nur in einer simplen Chemise ins Himmelreich eingeht, so wird sich die Noblesse nicht einmal durch einen gustvöseren und choisirteren Anzug zu erkennen geben. — Apropos! bey dem Himmelreich fällt mir ein: wie wird es denn dort seyn? Wird es im Himmel nicht auch eine adliche Bank oder einen Sperrsitz für die Noblesse geben? Wird man nicht auch auf eine Rangordnung halten? Und wird kein Unterschied zwischen Courfähigen und solchen gelten, die von den Hof-Cercles, und von der Table du Seigneur excludirt sind? —

Eh bien! nous verrons! — —

Weil ich doch einmal von der adlichen Bank spreche: die Kammergerichtsräthin von Krunkel wird es bey ihrem Gemahl durchsetzen, daß dieselbe wieder bey dem hohen Collège de Justice eingeführt wird. Voilà ma chère Soeur! — Und dieser sublime

Plan iſt in dem Kopfe Deiner Schweſter Ursula ausgeſponnen.

Wünſche Dir Glück ma bonne! auch Dich habe ich als Membre de la Ménagerie in Vorſchlag gebracht, und Du biſt ſchon halb und halb choisirt. Ich annoncire Dir dies, damit Du nicht manquirest, morgen über 8 Tage in der Résidence zu arriviren, und unſrer erſten Séance générale beyzuwohnen, worin über verſchiedene intereſſante Questions debattirt werden ſoll; par exemple: welche Mesures zu ergreifen ſind, um dem empörenden Luxe der Bourgeoisie Schranken zu ſetzen, und den Unfug zu coupiren, welchen einige Filles bourgeoises mit dem Fräuleintitel treiben. — Ah ma Soeur! Was ſagſt Du dazu, que Sa Majesté, le Roi même, die Demoiselles in ſeinen Cabinets-Ordres Fräuleins nennt? — j'étouffe! — Wohin ſoll das führen? —

Adieu ma chère Amelie! je vous embrasse de tout mon Coeur, et je vous attends avec

empressement. Volés dans les Bras de vôtre aimable Soeur

Ursule de Ounkenbourg.

Postcrit.

Vergiß nicht die Seife ma bonne! und bringe mir auch von Deinem Arkadiſchen Jugend-Balſam mit — c'est-à-dire: nicht für Mich, ſondern für die Majorin (entre nous soit dit).

V.

Thorheit und Weisheit.

Ein Mährchen.

In Mekka lebte ein Schneider Namens Achmed. Dieſer hatte zwey Söhne, Haſſan und Abdul. Der Schneider verſank in ſo bittre Armuth, daß er kaum das tägliche Brod zu eſſen hatte. Er kündigte daher eines Tages ſeinen Söhnen an, daß er ſie nicht länger ernähren könne, weshalb ſie ihr Glück in der Fremde verſuchen möchten. Beyden hatte die Natur ein einnehmendes Aeußere, und einen guten Verſtand zuge-

theilt, auch waren sie in Kenntnissen so weit vorgerückt, daß alle Hoffnung eines guten Fortkommens vorhanden war. — Voll Muth und hochgespannter Erwartung schnürten sie daher ihre Bündel, nahmen Abschied von dem gerührten Vater, der ihnen seinen besten Segen mit auf den Weg gab, und traten ihre Wanderung an.

Mit dem Vorsatze, für's erste bloß der Nase nachzugehen, hatten sie bereits einige Tagereisen durch die Wüste zurückgelegt, als sie an einem Scheidewege Halt machten.

Links ab führte ein wenig gebahnter Fußpfad über Gebürge und Felsschluchten, rechts die Heerstraße.

»Wohin nun?« fragte Abdul. —

»Kein Bedenken« — erwiederte Hassan — »rechts!«

»So müssen wir uns trennen« — sagte Abdul nach einigem Nachsinnen — »ich gehe den Fußpfad;« — »Und Ich die Heer-

ſtraße« — erwiederte Haſſan — »laß ſehen, welcher Weg zum Glücke führt.«

Die Brüder umarmten einander, und ſchieden gerührt.

Haſſan, deſſen Schickſale hier zuerſt erzählt werden ſollen, war bereits ein großes Stück Weges allein gegangen, als die Nacht hereinbrach, und ihn allmählich in eine ſolche Finſterniß hüllte, daß er kaum noch ſeinen Pfad erkennen konnte. Da ſahe er endlich ein Licht aus der Ferne ſchimmern. — »Gelobet ſey Allah!« ſagte er zu ſich ſelbſt, und ſchritt dem Lichte muthig entgegen. Aber je näher er kam, deſto weniger wußte er ſich die Erſcheinung zu erklären. Es däuchte ihm nemlich, als ſähe er einen großen, von unzähligen Lichtern erhellten, Palaſt oder Tempel, deſſen goldſchimmerndes, rundgewölbtes Dach von ſilbernen Säulen getragen wurde. Auf der Kuppel flammte ein Stern, welcher einen ſo hellen Glanz von ſich ſtralte, daß man ſeinen Anblick

kaum ertragen konnte. Hundert Stufen führten zu dem Portal des Schloſſes hinauf, welches eine ungemein herrliche Perſpektive in das Innere deſſelben gewährte. —

Zweifelnd, ob hier ein Sultan oder eine Fee ihren Wohnſitz habe, ſchritt Haſſan näher, und plötzlich umrauſchte ihn eine Muſik, von der er nie etwas ähnliches gehört hatte. Es war, als ob tauſend ſilberne Glöcklein, Becken und Cymbeln zugleich in Bewegung geſetzt würden, um die lieblichſten Akkorde hervorzubringen. — So nahe ihm die Muſik war, ſo unſichtbar waren ihm die Urheber derſelben, ungeachtet die ganze Gegend durch den Glanz des Tempels erhellet war. Fortgezogen von der ſüßen Gewalt der Töne, folgte er ihr unwillkührlich, indem die Muſik ſich nach dem Tempel hinbewegte. — Hier verſtummte ſie, und er ſtand nun eine Weile wie angewurzelt, die unbeſchreibliche Pracht des Gebäudes anſtaunend.

Ueber dem Eingange ſtand, mit Flammenſchrift, das Wort: »Glück.« — Haſſan faßte ſich ein Herz, ging die hundert Marmorſtufen hinauf, und trat mit hochklopfendem Herzen in das Innere des Tempels ein. Aber wie ward ſein Auge von dem Anblicke der Pracht geblendet, die ſich hier darſtellte. Die hohe gewölbte Decke des Tempels war mit dem glänzendſten Cryſtall ausgelegt, und, gleich dem geſtirnten Himmel, mit einem blendenden Schimmer von Edelſteinen überſäet. Die Wände ſtralten feuerroth von dem Glanze der Rubinen, und der Fußboden war mit ſchneeweißem Alabaſter getäfelt. — In des Tempels Mitte ſaß eine Fee von überirdiſcher Schönheit auf einem Throne von Elfenbein, welcher mit goldnen Blumen und anderen Verzierungen ausgelegt war. Sie trug ein funkelndes Diadem auf ihrem Haupte. In der Rechten hielt ſie ein güldenes Zepter, an deſſen Spitze ein

hellblitzender Diamant von der Größe eines Straußeneyes befestiget war. Ihre Füße waren auf eine Kugel von buntem Marmor gestützt, welche den Erdplaneten vorstellte. Ein luftiger Schwarm von Gnomen- und Elfen tanzte einen Reihen um sie her, und pries in einem lauten Chor ihre Schönheit und Macht.

Sobald die Fee unsern Hassan erblickte, gebot sie Schweigen, und winkte ihm, näher zu treten.

»Hassan!« — redete sie ihn mit ungemeiner Freundlichkeit an. — »Du thatest klug, daß du die Heerstraße einschlugst. Dein guter Genius führte dich in meinen Tempel. Wisse! ich bin die mächtigste Fee der Erde, und wer sich meinem Dienste weihet, gelangt zu Reichthum, Glanz und Ruhm.« —

Hierauf winkte sie einem ihrer Trabanten, welcher ihm einen Stab und einen Turban überreichte.

»Nimm dieſen Stab« — ſagte ſie — »er wird dich deinem Ziele entgegenführen, und dieſer Turban wird, ſobald du ihn auf deinem Haupte umdreheſt, dir dasjenige eingeben, was zu deinem Glücke gereicht. Jetzt gehabe dich wohl!«

Hierauf durchkreuzte ſie mit ihrem Zepter die Luft, im Hui war Tempel, Fee und die ganze Erſcheinung verſchwunden, und die vorige Finſterniß umgab Haſſan.

»War das ein Traum?« ſprach er zu ſich ſelbſt. »Doch nein! hier iſt ja der Stab und der Turban. — Nun wohlan! ſo zeigt mir eure Zauberkraft!«

Noch unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſolle, ſtand er da. Bald aber fühlte er, daß der Stab ihn fortzog. Er wollte umkehren, um zu verſuchen, ob er keine Gewalt über ihn habe, aber der Stab riß ihn dergeſtalt zurück, daß er wider Willen die vorige Richtung verfolgen mußte. »Wohlan!« ſagte er, und ſetzte getroſt ſeine Wanderung fort,

und der Stab führte ihn immer auf den gebahnteſten Wegen, ſo daß ihn das Gehen faſt gar nicht mehr ermüdete. So wanderte er bis zur Morgendämmerung, als er endlich die Thürme und Moſcheen einer großen prächtigen Stadt am Horizont hervorſchimmern ſahe.

»Ha!« — rief er — »dort wird mein Glück blühen!«

Je näher er der Stadt kam, deſto mächtiger wirkte der Zauber ſeines Stabes, und in wenigen Minuten war er vor ihren Thoren.

Hier erkundigte er ſich nach ihrem Namen. »Dehli« — gab man ihm zur Antwort — »die Reſidenz Gebals, des Sultans von Indien.« —

Nun wollte er überlegen, wohin er ſich wenden ſolle, um ſeinen Hunger zu ſtillen, aber der Stab ließ ihm keine Zeit dazu, ſondern zog ihn mit Gewalt dem

Serail des Sultans entgegen, und ehe er sich's versahe, stand er in der Hofküche.

»Was nun?« — sagte Hassan zu sich selbst, und schob von ungefähr den Turban auf das andre Ohr. Plötzlich war es ihm klar, was er zu thun habe. — Voll Zuversicht bot er dem Küchenmeister des Sultans seine Dienste an. »Gut!« antwortete dieser, dem das Aeußere des Jünglings gefiel; und sogleich wurde Hassan als Küchenjunge eingekleidet und angestellt.

Die köstlichsten Ueberbleibsel von der Tafel des Sultans wurden ihm zu Theil, und er that sich damit so gütlich, daß seine Cameraden über seinen Appetit herzlich lachen mußten.

So hatte er also für's erste ein Unterkommen gefunden, und segnete die gütige Fee, deren Gunst er alle die schönen Leckerbissen dankte, die seinem, an harte Brotkusten gewöhnten, Gaumen noch nie vorgekommen waren.

Mehrere Wochen lang gefiel ihm dies

Leben über alle Maaßen. Dann aber fing ſein Stolz an, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er ſich einer ſo niedrigen Beſtimmung widme.

»Habe ich darum den Koran und die Denkſprüche der Arabiſchen Weiſen auswendig gelernt, daß ich mein Talent in einer Küche vertroſten laſſen ſoll? — Nein! zu höheren Dingen bin ich beſtimmt.«

So ſprach er, und drehte den Turban auf ſeinem Kopfe herum.

Plötzlich ward es ihm klar, was er zu thun habe. — »Schmeichle!« das war die goldne Lehre, welche ſein Genius ihm eingab, und bald genug fand ſich Gelegenheit, ſie in Ausübung zu bringen.

Die Sultanin Zelika hatte einen Affen, für den ſie eine ungemeine Zärtlichkeit hegte. Sie liebkoſete ihn mit ihren alabaſternen Händchen, und drückte ihn oft ſo ungeſtüm an ihr Herz, ja, ſie ſahe ihm ſo manche kleine Freyheit, welche er ſich mit ihrem

Buſentuche herausnahm, ſo ſchonend durch die Finger, daß nicht allein der ganze Hof die Achſeln darüber zuckte, und die Naſen rümpfte, ſondern der blaumäulige Favorit endlich ſogar den Argwohn des Seraillauſſehers und die Eiferſucht des Sultans erregte. Allem Anſchine nach war letztere die Urſach, daß er eines Tages plötzlich verſchwunden war. — Zwar wurde in allen Winkeln der Reſidenz nach dem Liebling umhergeſpürt, Hausſuchungen wurden vorgenommen, und Patrouillen durch ganz Indien ausgeſandt: aber alle Mühe war vergebens. Mumu — ſo hieß der Affe — war nirgend zu finden, und der Scharfſinn der Hofſchranzen fand keinen andern Ausweg, als daß man ſein plötzliches Verſchwinden der Cabale irgend eines mächtigen Nebenbuhlers oder Neiders zuſchrieb, den er aus der Gunſt der Sultanin Favorite verdrängt habe. So geſchah es denn, daß der Verdacht endlich auf Schach Gebal ſelbſt haften

blieb, und man einander in die Ohren flüsterte, Mumu sey auf seinen Befehl, aus Eifersucht, durch Dolch oder Gift heimlich aus dem Wege geräumt.

Dem sey wie ihm wolle: man suchte wenigstens den Schein zu retten, und es wurde eine 14tägige Hof- und Landtrauer angeordnet. —

So standen die Sachen an dem Hofe zu Dehli, als Hassan dort auftrat. Noch herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit um den Günstling; Sultanin Favorite war trostlos, und hatte seit acht Tagen keinen Besuch von dem Sultan angenommen, indem sie eine anhaltende Migräne zu erkünsteln wußte.

Da begab es sich eines Tages, daß Hassan einen Schrank öffnete, in welchem Feigen, Mandeln, und andre Früchte aufbewahret wurden. — Wie erstaunte er, als ihm Mumu aus demselben entgegensprang!

»Halt Patron!« — rief er, und ſperrte den Affen ſogleich wieder in ſein Gefängniß, indem er den Schlüſſel zu ſich ſteckte. Denn wie ein Bliz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß der vielvermögende Günſtling ihm den Weg zum Glücke bahnen ſolle. — Er hatte gehört, daß mancher einem witzigen Einfalle, einem ſchmeichelhaften Reim ſeine Erhebung zu bedeutenden Aemtern und Ehrenſtellen verdanke. — »Wie« — ſprach er zu ſich ſelbſt — »wenn du ein Gedicht zuſammenreimteſt, worin Mumu die Reize ſeiner Huldin, ſeine Leiden während der Abweſenheit von ihr, und ſein Entzücken, ſie wiederzuſehen, ſchilderte?« —

Geſagt — gethan. — Er war kein Neuling in der Verskunſt, und das Gedicht gelang ihm mit Hülfe ſeines Turbans, den er bey jedem Verſe herumdrehte, ſo vortreflich, daß der Affe, dem er es vorlas, ſelbſt davon bezaubert ſchien. — Nachdem er es auf ein ſaubres Papier geſchrieben, und ſein

»Hassan fecit« so klüglich als bescheiden in einer Ecke desselben angebracht hatte, befestigte er es an das Halskettlein des Affen, und ließ nun den Günstling laufen, welcher mit zwey Sprüngen in den Armen seiner Huldin lag. Die Sultanin war außer sich vor Entzücken, als der Liebling mit Aeußerungen der ungezähmtesten Freude ihren Nacken umklammerte, und wie eine Gespenstergeschichte verbreitete sich die Nachricht von Mumu's Wiederkunft an dem Hofe zu Dehli. Sobald aber die Favorite sich von den ersten Wallungen erholt hatte, bemerkte sie das Papier, entfaltete es, und nachdem sie den Inhalt gelesen, und den Namen Hassan darunter bemerkt hatte, erkundigte sie sich mit vieler Theilnahme nach dem Verfasser so schöner Verse.

Hassan wurde vorgefordert, mußte die Umstände, unter welchen er den Liebling wiedergefunden habe, erzählen, wurde mit Lobsprüchen überhäuft, und verdankte der

ersten Schäferstunde des Sultans seine Erhebung zum Hofdichter. — Nun war der Weg zu seinem Glücke gebahnt. Der Schritt vom Hofdichter zum Hofnarren, und von diesem zu den ersten Hofämtern, ist nicht groß.

Hassan wußte sich durch seine glücklichen Einfälle bald in die Gunst des Sultans einzuschmeicheln, und indem er die Schwächen, ja selbst die Laster desselben, nur als Sonnenflecke schilderte, welche vor dem unaussprechlichen Glanze seiner Tugenden in ein Nichts verschwänden, verrieth er einen solchen Meister in der Kunst zu schmeicheln, daß er bald alle Günstlinge des Sultans verdrängte.

Am Hofe zu Dehli bestand damals ein Collegium von Braminen, welches die Regierungsakte des Sultans mit unpartheyischer Wahrheitsliebe aufzeichnete, und der Nachwelt übergab. — (O möchte ein solches Institut auch in Europa bestehen!) —. Dieses Collegium war dem Monarchen schon längst ein Dorn im

Auge gewesen. Denn seinem Ehrgeize schmeichelte der Gedanke, auch bey der Nachwelt vergöttert zu werden. Hassan wußte dies, und schrieb ein Tagebuch, betitelt: »die Posaune der Wahrheit,« worin er alles, was sein Herr sprach und that, mit poetischen Verzierungen niederschrieb, und als Wunder der Weisheit und Größe lobpreisete. Selbst das, was dem Sultan entfuhr in den Stunden, die er dem Schlafe und der Verdauung widmete, wurde darin als der Unsterblichkeit würdig aufgezeichnet, in ein Heldengedicht zusammengefaßt, in Musik gesetzt, und von einer Schaar besoldeter Sänger abgesungen. Zugleich gab er eine genealogische Abhandlung heraus, worin er mit unzähligen historischen Citaten bewies, daß Schach Gebal in gerader Linie von Brama, das ist: von Gott selbst abstamme. —

Das wirkte! Das Collegium der Braminen wurde cassirt, und Hassan zum Hof-

hiſtoriographen mit einem Gehalte von 30000 Bahamsd'ers ernannt. — Nun waren ſeine Wünſche für's erſte befriedigt. Er ließ ſich prächtige Häuſer bauen, hielt ſich einen Harem der auserleſenſten Weiber, und lebte in Herrlichkeit und in Freuden.

»Gütige Fee!« — rief er aus — »Nun weiß ich, wer du biſt. Dein Name iſt Thorheit, dein Talisman heißt Glück, und dein Wahlſpruch: ſchmeichle!«

Abdul, Haſſans Bruder, den wir am Scheidewege verließen, war während deſſen getroſt ſeinen Fußpfad fortgewandelt, welcher ihn durch dicht verwachſenes Dornengeſträuch und Felsſchluchten endlich auf den Gipfel eines Gebirges führte. Hier eröffnete ſich ihm auf einmal eine ſo ſchöne Ausſicht über fruchtbare Thäler und blumenreiche Auen, daß er wie bezaubert ſtehen blieb, ſeine Arme gegen den milden Dämmerſchein der untergehenden Sonne ausbreitete, und in ſtumme Anbethung des großen

Lichts verſank, welches er als den Urquell alles Lebens pries.

Ueber dieſen Betrachtungen überraſchte auch ihn die Finſterniß der Nacht. Er ſank entkräftet neben einem Baume nieder, und ein wohlthätiger Schlummer ſchloß ſeine Augen. — Da umwehte ihn eine ſüße Melodie wie von Engelsharfen und Chören des Paradieſes. Er erwachte, horchte auf, und plötzlich ſchien die ganze Gegend wie vom hellſten Sonnenlicht erleuchtet, und eine Stimme rief: »Wende dein Haupt Abdul!« —

Er blickte um ſich, und ſiehe! da ſtand ein Tempel von blendend weißem Marmor, ſo einfach, und doch ſo herrlich, ſo erhaben und von ſo entzückendem Ebenmaaße, daß er faſt überzeugt war, keine Menſchenhände hätten ihn erbauet. »Erhebe dich Abdul!« rief jetzt die Stimme, und Abdul erhob ſich, und näherte ſich dem Tempel. Ein Zug hoher ehrwürdiger Greiſe, deren ſchneeweißer

Bart über den Gürtel herabwallte, ſenkte ſich langſam und feierlich von den Stufen des Tempels hernieder, indem er in einem harmoniſchen Chor das Lob der Weisheit ſang. Dann nahmen ſie ihn in ihre Mitte, führten ihn dem Eingange des Tempels zu, über welchem Abdul mit Flammenſchrift das Wort »Zufriedenheit« las, und zogen in das Innere deſſelben ein, welches der einfachen Größe des Aeußeren vollkommen entſprach. Hier ſtellte ſich ihm eine faſt göttliche Frauengeſtalt dar, welche auf einem Throne von ſchneeweißem Marmor ſaß.

»Abdul!« — ſo redete ſie ihn mit ernſter, aber ſanfter Stimme an — »dein Genius hat dich in meinen Tempel geführt. Zwar mein Zepter iſt nicht von dieſer Welt. Nicht Reichthum und irdiſcher Glanz erwarten den, der ſich meinem Dienſte weihet, aber in ſeiner eignen Bruſt findet er ſchon hier ſeinen Lohn. Nimm dieſen Gür-

tel. So lange du ihn trägst, wirst du glücklich seyn.« —

Hierauf winkte sie mit der Hand. Im Nu war Tempel, Fee und die ganze Erscheinung zerronnen, und Nacht umhüllte Abduls Augen.

»War das ein Traumbild?« fragte er. »Nein: ich halte ja den Gürtel in meinen Händen. Wohlan! wer du auch seyst, überirdisches Wesen! ich folge deinen Winken.«

So sprechend legte er sich wieder zur Ruhe, und sein Gemüth war durchgestalt von dem himmlischen Ursprunge seines Gesichts durchdrungen, daß es ihm bis zum anbrechenden Morgen gegenwärtig blieb. Dann aber setzte er seinen Wanderstab weiter. Gleich unten am Fuße des Gebirges bemerkte er in einem grasreichen Thale, auf welchem hüpfende Lämmer weideten, eine mit Wein umrankte, einsame Hütte, neben welcher ein kleiner Obstgarten lag. Da er

Hunger hatte, ſo trat er in die Hütte hinein. Dort fand er einen Greis von ſehr gutmüthigem und munterem Anſehen. Sobald dieſer den Ankömmling bemerkte, ſtand er raſch wie ein Jüngling auf, reichte ihm mit den Worten des Korans, welche jedem Muſelmanne Gaſtfreundſchaft zur Pflicht machen, treuherzig die Hand, und nöthigte ihn, ſich niederzulaſſen, und bey ihm zu übernachten, indem er ſich nach der Abſicht ſeiner Wanderung erkundigte.

Abdul erzählte ihm die Urſach, weshalb er das väterliche Haus verlaſſen hätte, und zeigte dabey ſo viel Verſtand und Gemüth, daß der Alte ihn am Schluß der Erzählung mit Entzücken an ſein Herz drückte.

»Mein Sohn!« — ſagte er — »die meiſten Menſchen ſuchen das Glück weit hinter Meeren und Gebirgen, und oft wohnt es ſchon in der nächſten Hütte, die auf ihrem Pfade liegt. Sieh her! Bin ich nicht reich,

bin Ich nicht glücklich? — Zufriedenheit und mäßige Arbeit würzen mein einfaches Mal, und —«

Hier wurde er durch die Ankunft einer holden Jungfrau unterbrochen, welche ihm mit einem Korbe voll der schönsten Trauben entgegenhüpfte.

»Sieh da Vater!« rief sie, ohne den Fremdling zu bemerken — »welch einen Segen uns Allah beſcheert.«

»Allah weiß, daß wir uns ſeiner Gaben freuen, wie die Kinder — das iſt ihm der angenehmſte Dank« — erwiederte der gerührte Vater.

Jetzt erſt bemerkte ſie den Fremdling, welcher von dem Anblick des holden Geſchöpfs ſo betroffen war, daß er ſie lange mit ſprachloſem Entzücken betrachtete. — Nicht anders erging es Zemiren. Das war des Mädchens Name. Denn nicht zu gedenken, daß Abdul ein ganz feines Anſehen hatte, ſo war auch ein Fremder eine ſo ſel-

tene Erſcheinung in dieſem ſtillen, von dem Geräuſche der Welt entfernten Thale, daß Zemire ſeit Jahr und Tag, außer ihrem Vater, kaum ein lebendiges Weſen geſehen hatte, als die Lämmer und Tauben, die ſie täglich fütterte und liebkoſete, und mit denen ſie ſo oft und ſo laut plauderte, wie ein junges Mädchen es nur mit ihren Geſpielen vermag.

Sie war daher bey dem Anblick des holden Jünglings mit Einemmal ſtumm, und ſchlug verſchämt ihre Augen nieder, welche wie ein Paar Diamanten funkelten.

Der Vater bemerkte die Veränderung, welche in den jungen Leuten vorging, mit Wohlgefallen. — »Abdul!« — ſagte er dann, indem er den Jüngling traulich bey der Hand faßte — »wenn der Durſt nach Reichthum und Glücksgütern deinem Herzen fremd iſt, ſo findeſt du vielleicht ſchon hier das Ziel deiner Wanderung. — Siehe! ich bin alt, mein Ende iſt nicht fern. O möchte

Allah mir in Dir eine Stütze meines Alters, einen Sohn zugeführt haben!« —

Abdul drückte dem Greise mit Zeichen der innigsten Rührung die Hand. Zemire aber riß die Augen weit auf, nicht wissend, was der Vater mit diesen Worten sagen wolle. Denn noch war es ihr nicht eingefallen, daß er sterben, und sie verlassen könne. Das Bild des Todes war ihr so fremd, und der Vater hatte es so sorgsam vermieden, die Ruhe ihres kindlichen Gemüths durch die schwarze Vorstellung desselben zu trüben, daß sie ihn und sich selbst im vollen Ernste für unsterblich hielt. —

Abdul übernachtete bey den guten Menschen. Des andern Morgens aber erwachte er früh, und trat vor die Thür der Hütte, wo er den Greis und dessen Tochter fand, welche sich der Morgensonne und der erwachenden Natur freueten.

»Ich bleibe bey Euch, Vater!« — sagte er zu dem Alten nach herzlicher Begrüßung.

»Gelobet ſey der Prophet!« erwiederte dieſer.

»Hierauf ließ ſich Abdul zur Garten- und Feldarbeit anweiſen, und zeigte dabey ſo viel Eifer und Unverdroſſenheit, daß er bald als ein zur Familie gehöriges Glied betrachtet wurde. — Bald empfanden auch die jungen Leute ein ſo mächtiges Bedürfniß, einander zu lieben, daß der Vater eines Tages ihre Hände in einander fügte, ſie ſegnete und Abdul als Eidam an ſein Herz drückte.

Nun gab es keinen glücklicheren Menſchen als Abdul. Alles gedieh unter ſeinen Händen. Jeder Morgen brachte ihm neue Freuden, und als ihn ſein ſchönes Weib nach Verlauf eines Jahres mit einem holden Knaben beſchenkte, da rief er mit Entzücken aus: »Ich danke dir gütige Fee! — O nun erkenne ich dich. Dein Name iſt Weisheit, und dein Talisman heißt Genügſamkeit.«

Nach einer Reihe frohverlebter Jahre, als er einſt im Kreiſe ſeiner Familie vor ſeiner Hütte ſaß, und ſeinen jüngſten Knaben auf ſeinen Knieen ſchaukelte, bemerkte Zemire einen zerlumpten Bettler, welcher, auf einen Stab geſtützt, herbeywankte.

»Tretet näher!« rief ihm Abdul zu, und ſchickte ihm ſeinen älteſten Sohn entgegen, daß er ihn leite. Alle machten es ſich zum Geſchäfte, des Bettlers zu pflegen, und dieſer dankte ihnen mit ſtummer Rührung.

Abdul bemerkte jetzt, daß des Fremdlings Blicke unverwandt auf ihm ruheten. —

»Ihr ſcheint mich zu kennen« — ſagte er. —

»O Abdul! Abdul! mein Bruder!«, — rief der Bettler mit erſtickter Stimme, und ſank erſchöpft auf ſeinem Polſter zurück.

»Haſſan! o mein Bruder!« rief Abdul mit ſtaunendem Entzücken. —. Denn Haſſan war es wirklich. Mit ungeſtümer Zärtlich-

keit ſchloß Abdul ihn in ſeine Arme, erhob dann ſeine Hände zum Himmel, um Gott dafür zu danken, daß er ſein Glück noch durch die Zuführung des geliebten Bruders vermehret habe. — Mit herzlicher Freude und Theilnahme drängte ſich Alt und Jung um Haſſan, welcher nach langem Stillſchweigen in die Worte ausbrach: »So war mir doch dieſes Glück noch beſchieden? — Ich danke dir Allah!«

Nachdem er ſich eine Weile an dem ſtillen Familienglücke ſeines Bruders geweidet, und dieſer ihm ſeine einfachen Schickſale erzählt hatte, begann auch Haſſan mit einem tiefen Seufzer die Erzählung ſeiner Begebenheiten bis zu dem Zeitpunkte, wo wir ihn, mit Glücksgütern überhäuft, verließen.

»So war ich« — fuhr er fort — »durch den Einfluß der trügeriſchen Fee auf den Gipfel des Glücks erhoben worden, als ich eines Tages, im Schooße der Schwelgerey erwachend, meinen Talismann, den Tur-

dan, vermißte. Alle meine Nachforschungen waren vergebens, und mit Entsetzen bemerkte ich, daß von jetzt an das Glück mir den Rücken wendete. Ich wurde des Einverständnisses mit einem Großen angeklagt, welcher dem Sultan nach dem Leben getrachtet hatte; meine Güther wurden einem neuen Günstlinge zugewendet, vermuthlich demselben, der mir den Talisman entwendet hatte, und ich mußte noch von Glück sagen, daß ich nicht strangulirt, sondern nur als ein Bettler aus dem Lande gejagt wurde. So irrte ich Jahre lang umher, überall verfolgte mich das Traumbild meiner geschwundenen Größe wie das Gespenst eines Abgeschiedenen, bis ich endlich mit dem Vorsatze, nach dem Grabe des Propheten zu wallfahrten, und dort meine Thorheiten abzubüßen, in diese Hütte gerathe, wo ein mitleidiger Zufall mich meinen Bruder wiederfinden läßt.« —

»Dunkel sind die Wege der Vorsehung!«

rief Abdul, indem er die Hände zum Himmel erhob. — Hierauf bat er den Bruder, ſich bey ihm niederzulaſſen, und ſeine Tage in dem Schooße ſeiner Familie zu beſchlieſſen. Haſſan nahm dieſe Einladung mit gerührtem Herzen an. Reue, Buße- und Dankbarkeit waren der Inhalt ſeines übrigen Lebens, und Abdul fand ſeinen ſchönſten Lohn darin, ihn die Vergangenheit vergeſſen zu machen.

VI.

Nasenstüber.

Der Weg zum Amte.

Der Weg zum Amte, Freund! — das pred'ge deinen Kindern!
Ist sehr beschwerlich jetzt: er führet durch den H—t—n.

Dito.

Thu Dinge, Freund! die dich zum Strang' qualifiziren,
Dann wird man dein Verdienst nicht länger ignoriren.

An den Verfechter der Wahrheit: N--r.

Laß ab! laß ab mein Freund! du predigst tauben Ohren:
Denn gegen Wahrheit hat der ganze Pöbeltroß,
Und der geheime Bund der Schurken sich verschworen;
Doch der — du weißt es — ist ein mächtiger Coloß.

Flor der Finanzen.

Den Eseln setzet man
Im Lande Scheschian
Jetzt goldnen Hafer vor.
Preis't der Finanzen Flor!

An die Mesopotamier.

(Nur in Neu-Jerusalem verständlich.)

Der Wurm muß sukkumbiren!
Doch thut's uns wahrlich! leid,
Daß Ihr's vor allen seyd,
Die drüber triumphiren.

Der protestantische Pabst.

Zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gehören auch die Schriften verschiedener Geistlichen, worin Vorschläge zur Einführung eines Pabstes der protestantischen Kirche gemacht werden. — Daß ein jeder dieser ehrwürdigen Herren, in dem geheimen Conclave seiner Gedanken, sein eignes kostbares Ich in petto hatte, als er diesen originellen Vorschlag machte, das versteht sich von selbst. Denn schon der alte gediegene, und nie genug zu preisende, Luther sagte:

Es ist kein Pfäfflein, wär's noch so klein,
Es steckt ein kleiner Pabst darein.

Und mancher meiner Leſer fügt gewiß aus voller Ueberzeugung hinzu:

Es iſt kein Pfäfflein, wär's noch ſo klein,
Es ſteckt ein kleiner Napoleon drein.

Ich frage: hat es nicht einen Napoleoniſchen Beyſchmack, wenn dieſe Herren uns durch Kirchenbann und hierarchiſche Kolbenſtöße in ihren Himmel treiben wollen?

Selbſtgeſpräch nach der Vorſtellung der Weihe der Kraft von Werner.

Brav! herrlich! trefflich! ſehr erbaulich und herzerhebend! In der That! wenn der alte, kräftige, einfältige, verſtändige und klare Luther von den Todten erſtände, und ſich alſo dargeſtellt ſähe, wieviel Dank würde er dem genialen Werner wiſſen, daß er ſo einen liebegirrenden, ſüßlichen Schwärmer, ſo einen empfindſamen, myſtiſch-pietiſtiſchen — Haſenfuß aus ihm gemacht hat. — Faſt bin ich überzeugt, daß er nicht eher ru-

hen würde, als bis er ihm den Dank für diesen Liebesdienst, in seiner eigenthümlichen derben Art — auf den Rücken abgetragen, und von seiner Prachtausgabe — dem unsterblichen Iffland zum Trotz! — einen Gebrauch gemacht hätte, wie ihn mancher Mäcenas zuweilen in bedrängten Umständen von den ihm dedizirten Prachtexemplaren machen soll.

Circular-Verordnung des Dey von Algier an sämmtliche Justiz- und Polizey-Beamte in Allerhöchstdero Staaten, im Betreff des sogenannten Zeitgeistes.

Liebe Getreue!

Demnach es verlauten will, daß sich seit einigen Jahrzehenden ein gefährlicher Unruhestifter und Aufwiegler, vulgo der Zeitgeist genannt, in Unsern Staaten um-

Hertreibe, welcher die Gemüther Unſeer getreuen Unterthanen durch allerley ſeltſame Reden erhizt, und ihren Verſtand verwirrt: als haben Wir Allerhöchſt beſchloſſen, und beſchließen hiedurch wie folgt:

1) Beſagter Zeitgeiſt wird hiermit für vogelfrey und außer dem Geſetze erkläret.

2) Angeſichts dieſes ſollen Steckbriefe gegen ihn ausgeſandt, und die Gensd'armerie zu Pferd' und Fuß, desgleichen ſämmtliche Landreiter und Exekutores gemeſſenſt instruiret werden, denſelben, wo er ſich auch betreten läßt, ſofort zu ergreifen, und an die nächſte Orts-Behörde zur gefänglichen Haft abzuliefern. — Auch ſind die Militär-Behörden angewieſen worden, ihnen dabey wirkſame Aſſiſtenz zu leiſten.

3) Sobald derſelbe dingfeſt gemacht, ſoll unverzüglich eine Militär-Commiſ-

sion niedergesetzt, Kriegsrecht über ihn gehalten, und derselbe ohne alle Gnade, und ohne Zulassung eines Rechtsmittels, binnen 48 Stunden nach seiner Verhaftung niedergeschossen werden.

Behufs der auszufertigenden Steckbriefe übersenden Wir euch hierneben ein Signalement, und sind euch in Gnaden gewogen.

So gegeben auf unserm Schlosse zu Algier ꝛc.

Wir, der Dey.

Signalement des sogenannten Zeitgeistes.

Derselbe ist, wie es verlautet, großer, colossaler Statur, hat eine freye und dreiste Stirn, große blitzende Augen, langes unbeschnittenes Haar, langen Bart, und einen nervigten Gliederbau. — Er spricht frey von der Leber weg, schreitet mächtig daher, und soll gepanzert und schuß- und stichfest seyn, weshalb er nur mit großer Ueber-

macht zu bändigen. — Zudem ſpricht er alle Sprachen, und wirft mit ſeltſamen Redensarten um ſich, eifert gegen Tyranney, Geiſtesdruck, Preß- und Frohnzwang, Lehnsweſen, angebohrne Privilegien et caetera. — Sein drittes Wort iſt: Freyheit, Volksthum und dergleichen Galimathias.

Anweiſung in der Kunſt, zu Ehren zu gelangen.

Seh' dich, und ſchreib, zum Entſetzen der Ammen,
Ein Buch voll Geſpenſtergeſchichten zuſammen:
Von verkappten, ſchleichenden Jakobinern,
Und Unheil bringenden Teufelsdienern,
Die Hochverrath, und, wie ſie laut publiziren,
Gar Dolch und Nothzucht im Schilde führen.

Küß' Händchen! mach' unterthänige Reverenzen!
Nimm's Maul voll patriotiſcher Sentenzen!
Sprich: glauben Sie mir, durchlauchtigſte Mächte!
Dero Unterthanen ſind Dero Frohnknechte;
Nach dem jure feudali et canonico
Thun ſie alles bloß ex officio;
Sind, ſo zu ſagen, lebend'ge Maſchinen,
Die aus purem, blinden Gehorſam dienen;
Wie der Eſel mit offiziellem Pflichtgefühle
Seinen Sack trägt ſtumm und dumm nach der Mühle:
So tragen ſie, laut poſitivem Geſetze,
Ihre Haut in die blutige Kriegeshetze;
Wie die Sprützenleute zum Feuerlöſchen,
So laufen ſie Sturm gegen Mauern und Breſchen,
Gegen Kartätſchen- und Kugelregen:
Alles von Knechts- und Unterthans-wegen. —
Enthuſiasmus! Begeiſterung! — Narrenspoſſen!

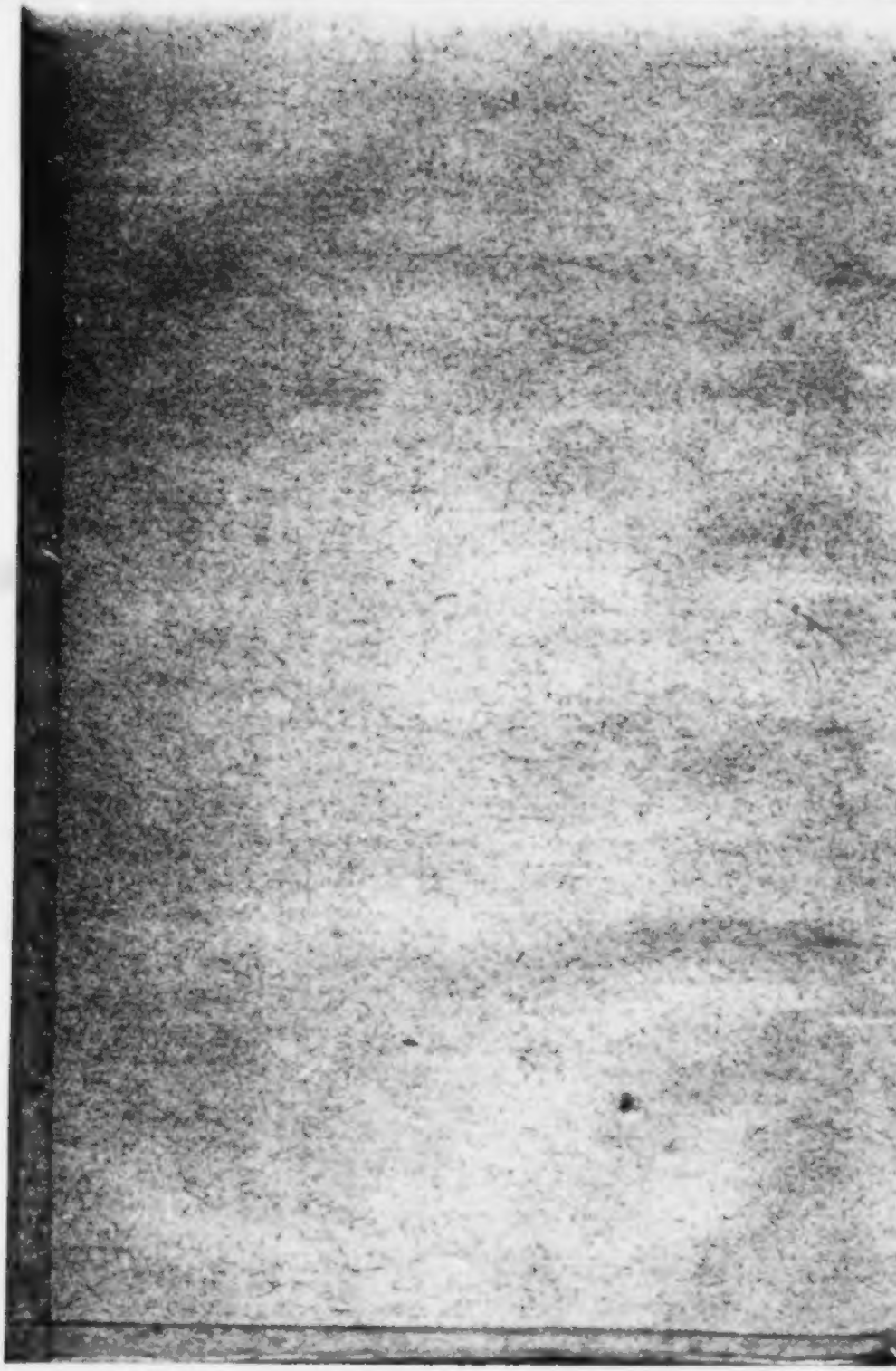
So in dem Gehirn der Phantaſten entſproſſen.
In Walkmühlen und in Staatsmaſchinen,
Wozu ſoll uns da die Begeiſterung dienen?
Da ſchreitet ein jedes mitwirkende Glied
Seinen gemeſſenen Eſelsſchritt.
Geſetzt, es beliebte dem feurigen Roſſe
Schneller zu gehn als ſein fauler Genoſſe:
Wo bliebe denn da — ich bitte Sie! —
Ordnung, Geſetz und Harmonie?
Summa summarum: Höchdero Subjecti
Sind nichts weiter als glebae adscripti,
Moventien oder Inventarien-Vieh,
Ich aber bin
— Ihr ſubmiſſeſter J.

Bonbon zum Magenſchluß.

Wenn man ſo dem Unweſen der Fuchsſchwänzerrotte zuſieht, wie ſie die Großen der Erde in allen erſinnlichen Geſtalten, umſchwänzeln, umzüngeln, umgaukeln und umgarnen, wie ſie es darauf anlegen, ihre

Ohren gegen die Stimme der Wahrheit und des Rechts zu verkleiſtern, ihren klaren Blick durch poetiſchen, rhetoriſchen und pietiſtiſchen Qualm zu umnebeln, das in ihren Herzen wohnende Gefühl für das Gute, Große und Schöne durch den Zaubertrank der Sinnlichkeit zu vergiften, und, mit Einem Worte, ſie moraliſch zu verderben: ſo möchte man faſt Wunder! rufen, wenn man noch Fürſten und Miniſter ſieht, welche keine ausgemachte Tyrannen, Wüſtlinge, Frömmlinge und Schwachköpfe ſind. — Aber Wunder über Wunder! möchte man rufen, wenn man an der Spitze eines gewiſſen Staats einen Fürſten von richtigem Verſtande und edlem, unverdorbenen Sinn, ihm zur Seite aber einen ihm ähnlichen Miniſter ſieht, der das Gute und Gerechte, wenn es ſich nicht ſtets erreichen läßt, doch ſtets mit wahrem Eifer beabſichtigt, und welchen ich bey Namen nennen würde, wenn es mir

nicht den Verdacht der Läſterer zuziehen könnte, als ginge ich darauf aus, einen Orden, einen einträglichen und arbeitsloſen Poſten, ein Penſiönchen, oder gar den Charakter und die Akzidenzien eines Hof- und Miniſterial-Poeten zu erſchleichen, wovör mich Gott in Gnaden behüte — in Ewigkeit — Amen!



Deutſche
Volkstracht,
oder
Geſchichte
der Kleider-Reformation in der
~~Reſidenzſtadt Flottleben.~~

Ein
ſatyriſches Gemälde
von
Th. H. Friedrich.

Erſt wenn ſie in Paris à l'Allemand ſich tragen,
Wird man in Deutſchland auch ſich deutſch zu kleiden wagen.

Berlin, 1815.
In der Maurerſchen Buchhandlung
Poſtſtraße No. 29.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schon ſeit Jahr und Tag äußerten ſich in der Reſidenzſtadt Flottleben Spuren einer ſehr bedenklichen Gährung. „Deutſche Volkstracht!“ — das war die allgemeine Loſung, und wie ein elektriſcher Stral zuckte der ſtolze Gedanke durch jedes Gemüth. Ohne Zweifel wäre das ſchöne Ziel auch erreicht worden, wenn nicht ein feindſeliger Zufall, nemlich die Ankunft der

neueſten franzöſiſchen Modezeitung die wohlthätige Revolution im Keime erſtickt, und die Flottlebener in das alte Geleiſe zurückgeſchleudert hätte.

Wer konnte auch an dem Gelingen zweifeln, da derjenige Theil des Publikums an die Spitze der Verſchwörung trat, welcher ſeither den Ruhm behauptet hatte, die neueſten pariſer Moden zuerſt auf deutſchen Boden verpflanzt zu haben? Kurz, alle Anzeigen verhießen dem großen Unternehmen eine baldige glückliche Entbindung.

Schon hatte die elegante Welt ſich in der Wahl einer Volkstracht geeinigt, welche in Hinſicht des Zuſchnitts nur ein klein wenig zwiſchen dem Römiſchen, Griechiſchen, Spaniſchen, Ruſſiſchen, Türkiſchen und Chineſiſchen

ſchwankte, in Hinſicht des Stoffs außer engliſchen und franzöſiſchen Fabrikaten durchaus nichts fremdes geſtattete, im übrigen aber eine echt deutſche Volkstracht genannt zu werden verdiente, weil ſie von allen Völkern der Erde etwas an ſich hatte: da erſchien plötzlich —

Doch es wird nöthig ſeyn, die Geſchichte dieſer denkwürdigen Revolution in gehöriger Folge zu erzählen.

Es war eigentlich der Herr Doktor Philoſophiä Tonner, der in einer Abhandlung über die wichtige Streitfrage: ſind wir Teutſche oder Deutſche? Gelegenheit nahm, gegen das Affenthum der Deutſchen zu Felde zu ziehen, und ſeine Gedanken über die Einführung einer

allgemeinen Volkstracht so kräftig als schön auszusprechen.

Hierdurch warf er gleichsam einen Feuerbrand oder eine Pechfackel in den empfänglichen Zunder der Gemüther, und gab der großen Volksbewegung den ersten Anstoß.

Noch an demselben Tage wurde die Abhandlung mit Didotschen Lettern auf **Velin imperial** gedruckt, und in ganz Flottleben vertheilt.

Nun muß man wissen, daß in dieser Stadt seit dem letzten Mondeswechsel ein deutscher Verein besteht, dessen Zweck es ist, sich über die Mittel zu berathschlagen, wie deutscher Gemeinsinn anzufachen, die deutsche Sprache von fremden Unrath zu reinigen, deutscher Kunstfleiß zu beleben, u. s. w.:

ein gewiß ſehr löblicher Zweck, vor welchem der Spott ſelbſt verſtummen muß.

Leider aber erging es dieſem Vereine wie manchem andern: es kam ſelten eher zu einer Vereinigung als am Whiſt- und L'hombretiſch, oder bei einer Bowle Punſch, oder wenn jemand den Vorſchlag machte, wieder auseinander zu gehen.

Noch am Abend deſſelben Tages verſammlete man ſich, um über das Thema zu verhandeln: welchergeſtalt die koſtbaren Luxusartikel (Prunk- und Leckerwaaren) des Auslandes durch Erzeugniſſe des vaterländiſchen Bodens zu verdrängen.

Nachdem man ſich zu dieſer Unterſuchung durch einige Taſſen aufrichtigen Mokka-Caffee, und Karavanenthee mit

Jamaika-Rum vorbereitet hatte, nahm der geſtige Sprecher der Verſammlung, Graf v. Schönheld, das Wort, und brachte in einer wohlgeſetzten franzöſiſchen Anrede — leider war ihm die deutſche Sprache während ſeines vieljährigen Aufenthalts an deutſchen Höfen etwas ungeläufig geworden — den großen Entwurf einer deutſchen Volkstracht in Anregung.

Daß dieſe Rede mit lautem Beifallklatſchen beantwortet wurde, bedarf keiner Erwähnung. Zwar wollte ſich eine kleine Oppoſitions-Parthey dagegen erheben, nemlich der Geheimrath Schlicker, welcher ſich räuſperte, um den Beweis zu führen, daß die Einführung einer deutſchen Volkstracht, wenn ſolche auch ausführbar, dem al-

lerhöchſten Akziſe- und Zoll-Intereſſe einen tödtlichen Stoß verſetzen werde; aber er wurde ſogleich von dem Major v. Togge und dem Doktor Fluth zu Boden gedonnert, welche ſchon längſt einen Zahn auf ihn hatten, weil ſie ihn für einen geheimen Franzöſler hielten, ungeachtet dieſer Verdacht eigentlich nur des Geheimraths Eheliebſte traf, die das bibliſche Gebot: liebet eure Feinde! etwas zu buchſtäblich auslegte.

„Was will ſich da mauſig machen?" — ſo ſchnauzte der Major den Opponenten an, indem er wie auf einen Wurm auf ihn herabſahe. — „Wollen wir denn ewig die Affen der Sp—— Franzoſen bleiben? Wollen wir uns denn ewig von pariſer Zierbengeln vorſchreiben laſſen, wie wir

unſre Röcke im Zuſchnitt verderben ſollen? — Des Teufels möchte ich werden, wenn ich einen vernünftigen deutſchen Kerl in ſo einem kaſtrirten Gekkenrock betrachte, woran das ganze Vordertheil glatt weggeſchnitten iſt, und worin er vor Froſt wie ein Schneider zittert. — Aber ſo iſt's! Wenn ein franzöſiſcher Laffe 'mal auf den Einfall käme, einen Rock zu tragen, der ſtatt vorne hinten zugeknöpft würde, und woran die Taſchen auf dem Rücken angebracht wären, ich will ein Franzoſe meines Namens ſeyn, wenn er in Deutſchland nicht viele tauſend Affen fände, die die Mode mitmachten."

Unbeſchreiblich war der Eindruck, den der Major durch dieſen kräftigen Feldzug gegen das Franzoſenthum auf

die Verſammlung machte. „Hört! hört!" ſo erſcholl es rings umher, und ein lautes Bravo! lohnte dem hochherzigen Redner.

Der Banquier Joel Baruch aber, der in ganz Flottleben im Geruch eines Spitzgünglers ſtand, ließ ſich alſo vernehmen:

„Der geehrte Redner hat geſprochen ein goldnes und gewichtiges Wort. Aber was Wunder, wenn ſie uns von Paris aus verſchneiden die Röcke? Sind ſie mit ihrer langen Schneiderſcheere nicht oft genug über unſre politiſchen Schleppkleider —?

„Silence! — Rien de politique Messieurs!" — ſo unterbrach ihn Graf v. Schönheld mit einer ernſthaften Cen-

formiene, und ſchnitt dadurch den Faden ſeiner Rede mitten entzwei.

Die Oppoſitionsparthey wurde alſo mit 49 Stimmen gegen Eine, oder vielmehr eine halbe zum Schweigen gebracht. Denn der Major wollte des Geheimraths Stimme durchaus nur für eine halbe, und ihren Inhaber nur für einen halben Mann gelten laſſen, theils weil er unter dem Pantoffel ſeiner zweiten Hälfte ſtand, die übrigens, ihrer Vorliebe für die große Nation ungeachtet, echte Deutſchheit, wenn ſie ſich ſonſt nur kräftig ausſprach, ſehr wohl zu ſchätzen wußte, theils weil er in Abſicht des Längenmaaßes wirklich um mehr als die Hälfte zu kurz gekommen, oder von der Mutter Natur gleichſam im Pflichttheile verletzt worden war

weshalb man es ganz in der Ordnung finden wird, wenn seine Ehehälfte die ihm entzogene Viril-Portion bei andern suchte.

Die Einführung einer Volkstracht war also zum Beschluß gereift, welchen der Sekretär der Gesellschaft sogleich in das Sitzungs-Protokoll eintrug.

Jetzt ging man zu der zweiten Frage über: wie soll das Volkskleid beschaffen seyn?

Hier aber offenbarte sich bald ein trauriger Zwiespalt, welcher dem hochherzigen Unternehmen Verderben drohte, und den uralten Erfahrungssatz bestätigte, daß große Ideen an nichts so leicht scheitern als an der Ausführung.

Graf Schönheld zog nemlich ein Büchlein in Marocquin aus seiner Ta-

ſche, worin ſich Repräſentanten aller Völker der Erde in ihren verſchiedenen Volkstrachten darſtellten (wie ſie auch am Schluſſe dieſes Werkchens vor unſern Augen vorüberziehen).

„Voila Messieurs!" — rief er, indem er das Buch mit der Miene des ſichern Triumphs emporhob, und mit dem Zahnſtocher auf den darin befindlichen Spanier (Tabula 4.) deutete.

„Was? Spaniſch?" rief Doktor Fluth.

„à l'Espagnol mon cher ami!" bejahete Graf Schönheld, wobei ihm der Buchſtabe r dergeſtalt in der Kehle ſtecken blieb, daß es ſich ſo anhörte, als wenn die zwei Schock Holſteinſche Auſtern, die er heut Morgen zu ſich

nahm, den Engpaß des Mundes noch jetzt beſetzt hielten.

„Ich provozire auf das Sentiment der ganzen Geſellſchaft. Giebt es etwas guſtuöſeres als dieſes Costume?"

„Pah!" — verſetzte der Doktor, deſſen Sprachreinigungseifer durch den Grafen ohnehin auf eine harte Probe geſtellt wurde — „Schlägt uns denn der Affe immer in den Nacken? Kaum ſind wir Eins geworden, das wälſche Narrenkleid abzuſtreifen, ſo will man uns ſchon wieder ein ſpaniſches anziehen. — Hätte Ich Geſetze zu geben, ſo müßte mir alles, was eine deutſche Zunge und einen Bart hat, ein Wams von ungegerbtem Rindsleder tragen, ſo ihm die Lenden bis an's Knie bedeckt, eine Mütze von Bocksfell

auf dem Kopf, einen Strick um den Leib, woran ein Schlachtſchwerdt hängt, und damit holla! — Weg mit den Hoſen! — Unſre Altvordern zu Tacitus Zeiten, die freien kräftigen Bergſchotten und alle unverkrüppelte Urmenſchen beweiſen uns, daß wahre Mannheit nicht in den Hoſen ſteckt —"

„Aber ich bitte Sie um des Himmels willen lieber Schatz!" — fiel ihm der Tribunalsrath Krückmann lautkreiſchend in die Rede — „Sind wir denn Heyden und Barbaren, oder civiliſirte Europäer? — Und bedenken Sie denn nicht, daß mit Verbannung der Hoſen ein ganzes Heer von Krankheiten auf uns losſtürmt, als da ſind Schnupfen, Catharr, Rheumatismus, Gicht und —?"

Hier wurde er durch einen unzei-

tigen Keuchhuſten unterbrochen, und es wäre ohne Zweifel um den Beſitzſtand der Hoſen geſchehen geweſen, wenn nicht in der Perſon des Advokaten Schnipper ſogleich ein räſtigerer Verfechter des Hoſenthums aufgetreten wäre, deſſen durchgreifende Beredſamkeit, verbunden mit einer Anſpielung auf den Sansculottismus, den Gegner vollkommen aus dem Felde ſchlug.

„Nun denn in's Teufels Namen! ſo tragt Hoſen in alle Ewigkeit!" ſchrie Doktor Fluth voll Ingrimm — „Euch allen zum Trutz gehe ich morgen nach Art und Sitte unſrer Altvordern."

„Chacun à son gout" erwiederte Graf Schönheld, und ſchlürfte ein Glas oeuil de perdrix herunter.

„Eh bien Messieurs! denken Sie

ſich ſo einen kurzen Spaniſchen Mantel vom feinſten Vigognetuch, eine Halskrauſe comme ça, einen runden Caſtorhut mit majeſtätiſch nickenden Straußfedern, und —"

„Poſſen!" verſetzte der Major — „Das fehlt noch, daß wir dem Vogel Strauß die Federn von dem salva venia rupfen ſollen, um unſre Köpfe damit zu ſchmücken! — Vigognetuch! — Warum nicht gar! Von gutem inländiſchen Landtuch muß der Rock ſeyn, ſonſt iſt's mit der ganzen Neuerung eitel Tand und Hoffahrt."

„Mais mon enfant!" — erwiederte der Graf — „Wie kann man ſich mit dem groben inländiſchen Bauertuch chargiren?"

„Und was ſoll aus dem Handel

und Wandel werden, wenn die Importation der ausländiſchen Tuche beſchränkt wird?" — fügte der Commerzienrath Titlof hinzu, welcher bis jetzt ganz friedlich in einem Winkel geſeſſen hatte, und in gemüthlicher Neutralität ſein Pfeifchen Havannah-Kanaſter rauchte. — Denn es war einmal ſein Grundſatz, ſich nur dann auf die Oppoſitionsbank zu ſetzen, wenn man der Freyheit des Tuchhandels Fußblöcke anlegen wollte. — Sonſt war er der beſte Patriot, und ſprach oft mit glühendem Eifer für die Beförderung des vaterländiſchen Kunſtfleißes: nur was die Einfuhr fremder Tuche betrift, da kam ſeine Vaterlandsliebe mit dem höheren Prinzip der Selbſtliebe in einen kleinen Zwieſpalt, diweil er gerade ein Lager diverſer

engliſcher Tuche vorräthig hatte, welches billigerweiſe erſt aufgeräumt werden mußte, ehe von inländiſchem Landtuch die Rede ſeyn konnte.

„Hohl der Kukuk euren Handel und Wandel!“ ſo fuhr ihm Doktor Fluth in die Parade — „der iſt's eben, welcher dem Volksthume den erſten Stoß giebt, die Fauſtkraft lähmt, und die Raff- und Scharrſucht, das Krämerweſen, das Philiſter- und Judenthum und andre Landplagen an deren Stelle einführt. — Unſere Altvordern wußten nichts von Handel und Wandel. In Bärenfelle hüllten ſie ihre nervigten Glieder, ein Trank von Eicheln war ihr Lieblingsgetränk. Wir aber hüllen uns bis an die Ohren in Wolle und Seide, tragen Hoſen, ſaufen Caffee, und —“

Hier erſtarb das Wort auf des Redners Zunge. Denn mit Entſetzen bemerkte er, daß ſeine Hand ſo eben im Begriff war, die 7te Taſſe Caffee zu Munde zu führen.

Daß dies Waſſer auf der Mühle ſeiner Gegner war, verſteht ſich von ſelbſt, und weil ſich zu ſeinem Unglück in der ganzen Geſellſchaft kein einziger befand, dem er nicht durch ſeine unverblümte Freimüthigkeit etwas an's Zeug geflickt hätte, ſo hieß es hier: viele Hunde ſind des Haſen Tod, oder umgekehrt.

Beſonders gab ihm der Banquier Joel Baruch, der oft genug ſeinen Patagoniſchen Fauſthieben unterlegen hatte, diesmal ſeinen Giftzahn zu fühlen.

„Da Sie uns ſo eifrig anpreiſen

die Eichelmaſt, warum gehen Sie nicht voran mit einem beſſern Beiſpiel?"

Sprach's, und faßte zugleich der Vorſicht halber die Thürklinke, um ſich wie ein weiſer Feldherr den Rückzug zu ſichern, den er auch ſofort antrat, ohne erſt des Gegners Antwort abzuwarten. —

So nahm alſo auch dieſe Unterhandlung den gewöhnlichen Gang. Man kam von dem eigentlichen Thema ab, verirrte ſich von der geraden Straße der ruhigen Ueberlegung auf die tauſend Queer- und Nebenwege der Leidenſchaften und Privatrückſichten, und anſtatt über die Wahl einer Volkstracht einig zu werden, war man ſchon im Begriff, die Ingredienzien einer Bowle Punſch und die Anordnung einiger Par-

thien Boston und Imperial in Erwägung zu ziehen, als plötzlich der Aufwärter des Vereins mit einem mächtigen Briefe hereintrat, welchen er dem Grafen Schönheld übergab.

Dieser erbrach ihn, und überreichte ihn dem Sekretär, welcher mit pathetischer Stimme las, wie folgt:

„Teutsche Männer!"

„Nach Abschüttelung des politischen „Jochs giebt es wohl keinen dringen„deren Gegenstand des vaterländischen „Eifers, als die Einführung einer teut„schen Volkstracht Daß der erste An„stoß von einer Stadt ausgehen müsse, „welche als die Residenzstadt des guten „Geschmacks seit Jahrhunderten aner„kannt ist, und daß daher ganz Teutsch„land unserer guten Stadt Flottleben

„ohne Widerrede die Gesetzgebung in die-
„ser großen Angelegenheit zugestehen
„werde, bedarf kaum einer Erwähnung.
„Die unterzeichneten teutschen Frauen ha-
„ben sich zu dem Zwecke vereinigt, die
„Norm des Volksgeschmackes für ewige
„Zeiten festzusetzen. Denn wem anders
„als unserm Geschlechte steht es zu, im
„Reiche des Schönen zu gebieten? —

„Gleichwohl sind wir übereingekom-
„men, die Männer nicht ganz von der
„Mitwirkung bei dieser Volks-Ange-
„legenheit auszuschließen, sondern laden
„Sie hiedurch ein, unsrer nächsten Si-
„tzung, welche heute über 8 Tage in dem
„großen Saale des Gesellschaftshauses
„statt finden wird, beizuwohnen, und mit
„uns gemeinschaftlich darüber zu ver-
„handeln; wobei es jedoch zur unver-
„läß-

„läßlichen Bedingung gemacht wird,
„daß ein jeder — weß Standes und
„Geſchlechts er auch ſey — in der von
„ihm gewählten Volkstracht erſcheine.
„Sodann wird man ſich unſererſeits in
„der Wahl des zweckmäßigſten und ge-
„ſchmackvollſten Muſters vereinigen, und
„Ihnen den gefaßten Beſchluß zu ſei-
„ner Zeit mittheilen.

„So geſchehen Flottleben im Wein-
„monat 1814."

„Was?" — ſchrie der Major v. Tegge — „Sind die Weiber denn des —?" —

So eben war er im Begriff, eine Gotteslästerung gegen das ſchöne Geſchlecht auszuſtoßen. Aber noch zu rechter Zeit fielen ihm die wohlbekannten Namenszüge in die Augen, womit

ſich ſeine Eheliebſte gleichfalls den Unterzeichneten beigeſellt hatte. — „Je nu!“ ſo unterbrach er ſich ſelbſt; — denn nach einem ſehr einfachen Geſetze der Gedankenverkettung erinnerten ihn dieſe Krähenfüße an die Krallen der Xantippe, und an die Nägelmale, welche er ſeit vorgeſtern an ſeiner Naſe trug — „Je nu! was meinen Sie, meine Herren? Ich denke, der Vorſchlag iſt nicht übel.“

Und das fanden auch die andern. — Denn was ſich auch gegen die Anmaßung des ſchönen Geſchlechts ſagen ließ, ſo fühlte ſich doch ein jeder, ſelbſt der anſpruchsloſe Tribunalsrath Krückmann, von der kleinen Eitelkeit beherrſcht, zu hoffen, man werde ſeinen Geſchmack für den Normalgeſchmack

erklären, ſobald er in dem von ihm erdachten Volkskleide auf dem Congreß erſchiene.

Es ward alſo ein Dankſagungsſchreiben an den Frauen-Verein beſchloſſen, und ſogleich eine Deputation an denſelben abgeſchickt, mit der Erklärung, daß man der Einladung Folge zu leiſten bereit ſey.

„Aber welche Vorfälle veranlaßten denn dieſe Einladung?“ —

Die Muſe der Geſchichte eilt, dieſe Lücke auszufüllen.

Schon vor dem Uebergange der verbündeten Heere über den Rhein hatte die Frau Staatsräthin Pfefferkorn in einem äſthetiſchen Kreiſe den kühnen Gedanken ausgeſprochen, daß nun Gottlob! die Zeit vor der Thür ſey, wo

die deutſchen Frauen ſich ſelbſt vorſchreiben könnten, wie lang oder kurz ſie die Schleppe tragen, wie weit ſie den Buſen entblößen, und wie hoch oder niedrig ſie den Barometerſtand der Taille beſtimmen ſollten.

Dieſer revolutionäre Ausſpruch ward im Nu von einem ſchönen Munde zum andern getragen. Wie ein Heckefeuer verbreitete er ſich durch alle Quartiere der Stadt, und weckte Hochgefühle in mancher jungen, ehrgeizigen Seele.

Aber als nun erſt die Einnahme von Paris in Flottleben bekannt wurde, da brach der glimmende Funke zur lichten Flamme aus.

„Triumph!“ — ſo eröffnete die Frau Staatsräthin die nächſte Sitzung. — „Endlich iſt das ſtolze Paris gefal-

len, jener Sitz der Tyrannin Mode, unter deren Joch wir so lange seufzten. Teutschland wird von nun an sein eigner Gesetzgeber seyn, teutsche Frauen werden nun selbst festsetzen, was schön ist, und ihrem Volke eine Normaltracht geben, welche dem Wechsel der Zeiten trotzt. Ja, meine Freundinnen! mit prophetischem Geiste blicke ich in die Zukunft. Eine hohe majestätische Frau stellt sich mir dar: eine Mauerkrone glänzt auf ihrem Haupte, und alle Völker teutscher Zunge liegen huldigend zu den Stufen ihres Thrones. Sinnbildlich erkenne ich in ihr unsre gute Stadt Flottleben. Sie ist es, welche den einzigen, ewig gültigen Kleiderstyl über Teutschland, und — wenn mich der Flug der Begeisterung nicht zu hoch

trägt — über ganz Europa verbreiten wird."

Wer ſchildert den Jubel, womit dieſe emphatiſche Rede von der ganzen Verſammlung aufgenommen wurde? — Das Beifallklatſchen glich einem Pelotonfeuer, und war ſo ſtürmiſch, daß der Inhalt einer ganzen Theekanne auf das ſchwarzſammtne Gewand der ſchönen Gräfin v. Trick, und auf die ſchwarze Schnauze ihres Mopſes verſchüttet wurde, der ſo eben auf ihrem Schooße der Ruhe pflegte, und durch das plötzliche, ſiedend heiße Bad auf eine höchſt unſanfte Art aus ſeinen ſüßen Träumereien geweckt wurde. Mit einem lauten, herzzerreißenden Geheul ſtimmte er in den Jubel der Verſammlung ein, und ſtörte durch dieſes In-

termezzo auf einige Augenblicke den Einklang der Gemüther. Der Frau Staatsräthin gelang es endlich, den Schreier zu besänftigen, worauf die Einführung der Volkstracht durch einen einmüthigen Beschluß sanktionirt wurde, was bei einer Versammlung von mehr als 2 Frauen ohne Zweifel etwas seltenes ist.

Nun aber thürmten sich erst die Schwierigkeiten empor, als es an die Frage Wie? ging.

Die Frau Präsidentin v. Löwenzahn, bei der die Jahre der Liebenswürdigkeit bereits denen der Ehrwürdigkeit Platz gemacht hatten, gab gleich am Anfange das Signal zur Eröffnung der Feindseligkeiten, indem sie sich also vernehmen ließ:

„Ich ſchlage als Nationalkleid deutſcher Frauen eine ganz einfache Robe vor, etwa von Gros de Tours, Droguet oder großgeblümten Seiden-Damaſt, mit einer breiten Kante von Goldmohr oder Brokat. Das Kleid müßte gleich unter dem Kinn zugeknöpft werden, fein züchtiglich Hals und Bruſt bedecken, von da in langen zierlichen Falten bis an die Fußſpitzen —".

„O mon dieu!" fiel ihr die junge Gräfin v. Schönheld mit einem ſchallenden Gelächter in die Flanke — „wo denken Sie hin, ma bonne? Wollen Sie das ſechzehnte Siécle mit ſeinen ſteifen Formen und Stoffen wieder bei uns einführen? Gottlob! ces jours sont passés. Wir leben in dem Zeitalter der transparenten Stoffe, welche

die ſchönen Formen, womit die Natur uns begabt hat, (bei dieſen Worten wölbte ſich ihr Buſen ſehr reizend empor) nur sans comparaison wie ein Nebel, aber nicht wie eine Mauer verhüllen.“

In der That verhielt ſich das Kleid der ſchönen Gräfin zu dem der Frau Präſidentin ungefähr wie ein Nebel von gewöhnlicher Conſiſtenz zu dem undurchſichtigen der Venus Aphrodite, oder wie das Gewebe der Arachne zu einem Segeltuch, oder wie eine Fenſterſcheibe zu einer Fenſterlade.

„Und wenn man ſich des nordiſchen Himmels und der leidigen Convenienz wegen keiner transparenten Stoffe bedienen ſoll“ — lispelte die Frau Geheimeräthin Schlicker — „ſo fordre ich doch, daß ſie von geſchmei-

diger und weicher Gattung ſind, und die ſchöne Form wenigſtens errathen laſſen; par exemple Sammet, Atlas, Taffet ꝛc.“

Mit dieſen Worten machte ſie eine reizende Flankenbewegung mit dem Obertheil ihres Leibes, um ſich mit dem gegenüberhängenden Spiegel in Correſpondenz zu ſetzen.

„Ich meines Theils“ — ſo gab die Frau Hauptmannin v. Lilien ihre Stimme ab — „ſchlage für den bevorſtehenden Sommer eine weibliche Volkstracht vor, welche der der Otaheiterinnen am nächſten kommt, und die ich a l'innocence nennen würde, c'est à dire eine ganz ſimple transparente Chemise von Points oder Brüßler

Kanten, allenfalls auch von Flor, Gaze Linon oder Krepp, und damit basta!'

Länger konnte die Frau Präſidentin von Löwenzahn das Grauſen nicht unterdrücken, welches dieſe Reden in ihr erzeugten. Wie Dolche durchdrangen ſie das ſonſt wohlgepanzerte Herz der ehrbaren Frau. Ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus ihrer tiefſten Bruſt hervor, und nur mit großer Anſtrengung wollte es ihr gelingen, ihre Streitkräfte zu ſammlen, ihre Worte in Schlachtordnung, und ihre Zunge an deren Spitze zu ſtellen. Dann aber eröffnete ſie plötzlich einen ſo nachdrücklichen moraliſchen Feldzug gegen ihre jungen Gegnerinnen, daß dieſe bei Einem Haar das Gewehr von ſich geworfen, und ihr Heil in der Flucht geſucht hätten,

wenn nicht im entſcheidenden Augenblicke eine bedeutende Verſtärkung in der Frau Staatsräthin Pfefferkorn zu ihnen gefloßen wäre. Dieſe hatte nemlich bisher geſchwiegen, und die rationes pro et contra reiflich gegen einander abgewogen. Jetzt aber ſchlug ſie ſich plötzlich auf die Otaheitiſche Seite, und dies war zugleich das Signal für ſieben andre, bisher neutral gebliebene Mächte, gleichfalls Parthey zu nehmen, und ſich unter ihre Fahnen zu begeben. —

Nun wurde der Krieg allgemein. Denn die Frau Präſidentin v. Löwenzahn unterließ auch Ihrerſeits nicht, Verſtärkung an ſich zu ziehen, und 5 kriegsgeübte Mächte unter ihr Panier zu ſammlen. —

Lange wurde mit abwechſelndem Glücke gefochten, bis endlich durch Vermittelung der Frau Staatsräthin ein Waffenſtillſtand zu Stande kam, deſſen Hauptinhalt der war, daß die Stimmenmehrheit entſcheiden ſolle, welche Parthey die Oberhand habe.

Jetzt aber zeigten ſich neue Schwierigkeiten. Denn natürlich wollte jede zuerſt ſtimmen, woraus eine allgemeine Stimmen-Anarchie entſtand.

„So laſſen Sie uns nach dem Alter ſtimmen!“ — proponirte die Frau Staatsräthin.

Dieſer Vorſchlag wurde ſogleich mit einer entſchiedenen Stimmenmehrheit angenommen, und eben ſo bald als unausführbar zurückgenommen. Denn wenn vorher alle zugleich ſprachen, ſo

wollte jetzt keine mit der Sprache heraus. Dieß hieß ja, ſich für alt erklären, und wer hätte das über's Herz bringen können?

Kurz! hier zeigte ſich, was ſeit dem Sündenfall vielleicht zum erſtenmal der Fall war, eine Verſammlung von 15 Frauenzimmern, welche beinahe 3 Minuten lang ſtumm waren.

Und vielleicht wären ſie es noch, wenn die Frau Staatsräthin nicht die Todesſtille unterbrochen hätte.

„So mag die Jugend zuerſt ſtimmen!" ſprach ſie, und ſiehe da! alle Zungen waren auf Einmal wie gelöſet. Denn dieß hieß, den Apfel des Paris in die Verſammlung rollen. Sogleich trat Alles auf die Jugendſeite, ja ſelbſt die zahnloſe Präſidentin wollte

ſich den Jüngern beigeſellen, und mit ihnen zugleich ſtimmen. Kurz, die Anarchie ward wieder allgemein, und wie es ſich in einigen Harmonie-Geſellſchaften zuweilen begiebt, daß die Harmonie ſich am Ende in eine Disharmonie auflößt, bei welcher die Köpfe mit den Gläſern und Flaſchen in Berührung kommen, ſo kam es hier — zwar nicht zum Gebrauch ſolcher Waffen (denn Perſonen und Theegeſchirr waren vom feinſten Ton und Thon) — aber doch zu einem Kleingewehrfeuer mit gewiſſen vergifteten Pillen, die man ſehr geſchickt abzufeuern verſtand.

„Silence!" — intonirte die Frau Staatsräthin, indem ſie ſich von ihrem Stuhl erhob, und mit dem Fächer Schweigen gebot. In dieſer Stellung

glich sie beinahe dem erzürnten Meergotte, welcher mit seinem Dreyzack die tobenden Winde besänftigt, und die thürmenden Fluthen ebnet. In der That hatte sie von mütterlicher Seite ein so sonores Organ überkommen, daß sie damit ein ganzes weibliches Parlament beherrschte, und das quos ego! des Neptun mochte kaum so furchtbar durch alle Regionen des Meeres erdröhnen, als das Silence! der Frau Staatsräthin.

„So entscheide der Rang!"

Sprach's, und säete zugleich den Saamen neuer Zwietracht aus. Denn jetzt erhob sich ein noch heftigerer Streit über die wichtigen Fragen: ob eine Gräfin vor einer Präsidentin, eine Staatsräthin vor einer Oberrechnungs-

räthin, eine Regierungsräthin vor einer Oberlandesgerichtsräthin, und eine Hofräthin vor einer Geheimeräthin den Vorrang habe. —

Die Frau Staatsräthin ſiegte endlich durch die Gewalt der Beredſamkeit, und es gelang ihr auch diesmal, die kriegführenden Mächte durch die Vorſtellung zu beſänftigen, daß man die Privatrückſichten zum Schweigen bringen müſſe, wo es das Allgemeine gälte. —

Und nun rückte ſie mit einem Vorſchlage heraus, der die Sitzung zur allgemeinen Zufriedenheit beendigte.

„Da es leider den Anſchein gewinnt" — ſprach ſie — „als wenn die Leidenſchaften heute über die ruhige Ueberlegung die Oberhand behaupten, ſo ſchlage ich vor, die Sitzung für

diesmal aufzuheben, und uns morgen über 8 Tage von neuem in dem großen Ressourcensaale zu versammlen. Jede von uns erscheine dabei in demjenigen Kleide, welches sie als Nationaltracht vorschlägt. Das wahrhaft Schöne, das Einfachedle, das Gute und Zweckmäßige wird sich dann von selbst durch den Augenschein aussprechen, und besser als Worte es vermögen."

Dieser Vorschlag wurde mit solchem Beifall aufgenommen, daß es in der That schien, als wenn die Frau Staatsräthin dadurch der Hyder der Zwietracht ganz und gar den Kopf zertreten hätte. — Denn jede Anwesende nahm schon im Voraus die Huldigungen ein, die ihrem Geschmacke gebührten, und die Hoffnung, die Allbewun-

derte zu ſeyn, wirkte mit ſolchem Zauber auf die Gemüther, daß einige im Vorgefühl ihres Triumphs den Vorſchlag machten, die Mitglieder des männlichen Vereins ebenfalls zu dem Kleider-Congreß einzuladen, welcher Vorſchlag denn, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit allgemeinem Jubel angenommen, und auf der Stelle in Ausführung gebracht wurde —.

Das alſo war die Veranlaſſung jenes Sendſchreibens, nach deſſen Empfange die Revolution in Flottleben ihrem höchſten Culminations-Punkte entgegen eilte.

Denn nie noch ſahen die Thürme von Flottleben eine Volksbewegung wie diejenige war, welche jetzt erfolgte. Die Kauf- und Putzläden glichen berennten

Feſtungen, welche die elegante Welt in dichtgedrängten Heerhaufen zu erſtürmen drohte. Was von koſtbaren Gold- und Seidenſtoffen, türkiſchen Shawls Merino's, was von den feinſten Spitzen und Kanten nur irgend vorhanden, war in den erſten Stunden vergriffen, und die Verkäufer ſchloſſen ihre Läden, um dem vergeblichen Andrange der Kauflustigen zu wehren; die Kaufleute Hirſch Pauſener und Iſaak Bocher aber, welchen dieſer National-Eifer ſehr wohl zu ſtatten kam, um ihr ganzes Waarenlager aufzuräumen, opferten im erſten patriotiſchen Jubel 10 unbeſchnittene Kremnitzer auf dem Altar des Vaterlandes, welches ſchöne Opfer ſchon am andern Morgen in der Flottlebner Hofzeitung mit großen Curſiv-Lettern

unter dem Artikel Vaterlandsliebe, nebſt einem Dankſagungsſchreiben an die hochherzigen Geber, zur Kenntniß des Publikums gebracht wurde.

Noch lebendiger war die Bewegung in den Werkſtätten der Coſtum-Künſtler und Putzmacherinnen. — Alles was in Flottleben nur irgend eine Nadel zu führen verſtand, wurde für dieſe 8 Tage, ſo zu ſagen, gepreßt, um dem großen Zwecke zu dienen, und fand ſeine Rechnung dabei.

Endlich brach er an, der denkwürdige Tag, welchem jede Flottlebnerin mit der ſtolzen Hoffnung entgegenharrte, ihr Name werde dereinſt in der Geſchichte Deutſchlands neben denen der gefeiertſten Reformatoren prangen. — Daß ſchon den Tag zuvor der Ge-

schäftsgang in manchen Haushaltungen stockte, ist leicht zu begreifen, denn die Vorproben nahmen wenigstens die Hälfte des Tages weg. — Heute aber war vollends an kein Geschäft zu denken, und der pflichtmäßige Tribunalsrath Krückmann, welcher more solito seinen Sessionstag abwarten wollte, mußte nicht allein des wärmenden Morgen-Caffees entbehren, und mit nüchternem Magen ins Justiz-Collegium wandern, sondern empfand noch obendrein den Schmerz, unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren zu müssen, weil es ihm aus dem Sinne gekommen war, daß die Tribunalssitzung des heutigen Congresses wegen, vertagt worden sey.

So eben hatte die Baronin v. Ad-

lernas den Faltenwurf ihres neuen kost-
baren Shawls ungefähr zum 76ſten
Mal reformirt, als die Thurmuhr die
ſechſte Stunde des Abends verkündete,
und nun war auch kein Halten mehr.
Denn ſchon rollten die Kutſchen in ſol-
chen Maſſen nach dem Reſſourcenhauſe
vorüber, daß jede Minute der Zöge-
rung gewiſſermaßen ein verlorner Tri-
umph war. Ihre Rechte griff daher
nach dem Fächer, ihre Linke aber nach
dem reizend vorgeſtreckten Arme des
jungen Rittmeiſters v. Hupſch, der mit
der Leichtigkeit des Zephyrs, wenn er
ein Roſenblatt entführt, an der Seite
der ſchönen Frau hinausſchwebte, ſie in
den Whisky hob, und mit ihr davon
raſſelte.

Denn daß ihr Gemahl ſich des Tra-

banten-Amtes entſchlagen hatte, iſt ſehr begreiflich, weil er ſchon ſeit einem Monat mit ihr verheirathet war, welcher Zeitraum nach neueren aſtronomiſchen Beobachtungen am Ehehimmel vollkommen hinreicht, um die anziehende Kraft des Planeten in eine abſtoßende, und den Trabanten in einen irrenden Schweifſtern, oder wohl gar in den Umläufer einer andern Venus zu verwandeln. —

Aber eilen wir der ſchönen Baronin voraus, um früher als ſie mit dem blitzſchnellen Geſpann unſrer Einbildungskraft in dem prächtig erleuchteten Reſſourcenſaal anzulangen. Hier ſehen wir die ſchöne Welt von Flottleben bereits auf- und abwogen, und glauben auf einen Maskenball gera-

then

then zu ſeyn, wo ſich eine bunte Muſterkarte von Volkstrachten aller Zeiten und Zonen, mit den ſeltſamſten Phantaſietrachten gemiſcht, vor unſern Augen aufrollt. Römer, Griechen, Egypter, Israeliten, Muhamedaner, Perſer, Ruſſen, Tataren, Mogolen und Chineſen luſtwandelten hier ſo friedlich neben und durcheinander, daß man die Welt im Kleinen vor ſich zu haben, und den lieblichen Traum eines allgemeinen Weltfriedens endlich einmal verwirklicht zu ſehen glaubte. —

Hier weilte das Auge auf einer Schaar Römiſcher Frauen, unter denen die Frau Geheimräthin Schlicker als Lukrezia hervorragte. Man geſtand daß ihr zu einer Lukrezia nichts fehle als ein Tarquinius und ein Dolch, ſtatt

deſſen ſie einen abgeſtumpften Liebespfeil in den Haaren, und einen auf ſeinen Lorbeeren ruhenden Amor in dem Medaillon trug, das von ihrer Halskette herabhing.

Dort erblickte man eine ſtolze Spartanerin. Es war die Frau Staatsräthin Pfefferkorn. Die männlich kühnen Blicke, womit ſie die anweſende Griechiſche Heldenjugend muſterte, verriethen den Heroenſinn der lazedämoniſchen Schönen.

Dort ſchlenderten ein Paar liebenswürdige Otaheiterinnen umher, und man erkannte die Gräfin v. Schönheld und die Hauptmannin v. Lilien. Denn daß ſie in der angekündigten Unſchuldstracht auf dem Kleider-Congreß erſcheinen würden, war bereits in ganz Flott-

leben ruchtbar, und jedermann bekannte, daß ihre transparenten Chemiſen, um welche ſich ein Schürzchen von grüntaftenen Feigenblättern ſchlang, ſehr auf die Wirkung berechnet ſeyen, was auch die feuerſprühenden Blicke eines Baſchkiren mit Bogen und Pfeil verriethen, hinter deſſen Maske der Lieutenant v. Holder ſich verſteckt hatte. —

Gleichſam des Contraſtes wegen gewahrte man zur Seite der Otaheiterinnen die Präſidentin v. Löwenzahn in dem belobten Steifkleide von Gros de Tours, in welchem ſie einer emballirten Mumie glich.

Alle aber wurden von Fräulein Rachel Ephraim überboten, welche als Indianiſche Prinzeſſin, in reizender Nachläßigkeit auf einem rothſammtnen Pa-

lankin ruhend, von vier Sklaven umhergetragen wurde, unter denen man die beiden liebenswürdigen Cavaliere Nathan Mauses und David Schmuhl bemerkte, die ihre Gebietherin von Zeit zu Zeit mit einer Fluth von Lavendelöl und Cölnischem Wasser überschükteten.

Neben diesen stolzirten in collegialischer Eintracht ein Mandarin, ein Mufti und ein Pontifex maximus, und man hatte es bald heraus, daß der Ober-Tribunalsrath Krückmann, der Oberschulrath Giselius und der Consistorialrath Salbenreich incognito unter diesen weitgefalteten Amtskleidern verborgen wären.

Daß Graf v. Schönheld als ein spanischer Hidalgos und Dokter Fluht

in der Tracht unſrer Altvordern zu T
c'tu's Zeiten, das heißt unbehoſet zug
gen waren, verſteht ſich von ſelbſt.

Einer beſonderen Erwähnung ab
verdienen die Phantaſietrachten, weld
als Geburten deutſcher Empfindung
kraft ſich vor allen auszeichneten.

Hier wandelte ein roſenrother Zu
kerhut, oder vielmehr ein junger Zie
bengel in einem zuckerhutförmigen, a
Fiſchbein gezimmerten, und mit Ta
überzogenen Domino umher, aus w
chem ſein Kopf wie ein Schmetterling
kopf aus der Puppe hervorragte. -
Dieſe ſeltſame Erfindung gab dem Flo
lebner Publikum Stoff zu mancherle
ſcharfſinnigen Vermuthungen. Einig
meinten, keine Form ſey geſchickter, e
nen Verſtoß der Natur gegen die G

ſetze des Ebenmaaßes zu bemänteln, andere meinten, daß in der jetzigen Zeit, wo man darauf bedacht ſeyn müſſe, ſeine Haut gegen unangenehme äußere Eindrücke, gegen Stöße, Schläge und Stürme aller Art (z. B. gegen den Landſturm) zu ſchützen, ein ſolches Schutzkleid ſehr erwünſcht und zweckmäßig ſey. Alle aber kamen darin überein, den Gedanken des Erfinders zu preiſen. — Aus einem ähnlichen Schaarkorbe guckte ein junger Grazienkopf hervor. — Der argloſe Theil des Publikums ſuchte eine vorſichtige Schöne dahinter, welche ſich gegen männliche Angriffe ſchützen wollte; der argliſtige aber witterte eine unvorſichtige Schöne, hielt dieſe Vertheidigungsmaaßregeln für zu ſpät, und ſahe in dem ſeltſamen

Phantaſiekleide nur einen Deckmant deſſen — was nicht mehr zu änder war. Alle aber vereiniaten ſich, es fü ſtürmiſche Zeiten, wie die gegenwärt gen, anzupreiſen.

Großes Aufſehen machte ein Spott vogel, der von Kopf bis zu Fuß mi einem fleiſchfarbenen Trikot überzogen und alſo ein Gegenſtück zu den mehr gedachten Otaheiterinnen war. Unter ſeinem Arme trug er ein unbeſchnittenes Stück Tuch, und von ſeinen Schultern hingen eine Sammlung Modejournale, eine Schneiderſcheere, ein Knaul Zwirn und einige Nähnadeln herab. Man geſtand, daß das eine echt deutſche Volkstracht ſey, und ſie hätte auch gewiß den Preis erhalten, wenn ihr nicht eine andre den Rang abgelaufen hätte.

Es trat nämlich ein Pärchen in einem Kleide auf, welches ein Quodlibet aller möglichen Volkstrachten zu seyn schien. Denn es war ein höchst erfindungsreiches und kunstvolles Gemisch von Tunika, Toga, Talar, Mantilla, Schanzläufer, Pelz, Kaftan, Kurtka, Litewka, Frack, Spenzer u. s. w., kurz ein wahres Zusammentreffen von Süd, Ost, Nord und West, das wegen des Karakters der Allgemeinheit, den es aussprach, die Aufmerksamkeit der Anwesenden im höchsten Grade fesselte (siehe das Titelkupfer). Ja, der Beifall, den man dieser Erfindung zollte, ging so weit, daß man alle Regungen der Eitelkeit und der Eifersucht unterdrückte, und durch ein unaufhörliches Beifallklatschen zu erkennen gab, die deutsche Volkstracht sey endlich gefunden.

Schon sammlete man sich in dicht-gedrängten Haufen um das sinnreiche Paar, schon war man im Begriff, es in einem festlichen Triumphzuge dem Throne zuzuführen, der am Ende des Saales in einer prächtig erleuchteten Halle für die Preisgewinner errichtet war, als plötzlich — die Baronin von Adlernas mit ihrem Adonis hereintrat, und — doch hier hält meine Muse inne, und erklärt sich für unfähig, den Ausbruch des Erstaunens und der Bewunderung zu schildern, den die Erscheinung dieses Pärchens in der elegantesten Welt von Flottleben veranlaßte.

Ich begnüge mich, zu erzählen, daß die Baronin durch einen höchst verhängnißvollen Zufall vor 8 Tagen mit Extrapost die neueste Pariser Modezei-

tung erhalten hatte. Voll Entzücken darüber verabredete ſie mit dem jungen Rittmeiſter einen heilloſen Plan, nemlich eine Gegenrevolution, durch welche der Congreß auseinandergeſprengt, und der franzöſiſchen Modeherrſchaft ein glänzender Sieg erkämpft werden ſollte. Unverzüglich ſetzte ſie alle ihre dienſtbaren Geiſter in Bewegung, um nach dem neueſten und eleganteſten Muſter, das aus der Pandorabüchſe der launenhaften Pariſer Göttin hervorgieng, ein Kunſtwerk zu Stande zu bringen, wie die Reſidenzſtadt Flottleben noch nie etwas ähnliches ſahe. Ein gleiches that der Cicisbeo, und ſo gerüſtet traten beide in dem entſcheidenden Augenblicke ganz unerwartet in den Congreßſaal.

Da ſtanden ſie, die eben noch den Triumph des deutſchen Nationalgeiſtes feierten, wie von einem Zauberſchlage gerührt. „Neue Pariſer Mode!“ — ſo lief ein Gemurmel durch die Verſammlung. — „Ha ſeht! welche Schönheit der Form! welche Eleganz im Zuſchnitt! das iſt einzig! unübertrefflich!“

Man drängte, man ſchob, man zerriß ſich, um das Muſter zuerſt in Augenſchein zu nehmen und gleichſam zu verſchlingen.

Was ſoll ich mehr ſagen? Ach nur zu ſchlau hatte Deutſchlands böſer Genius ſeine Mine angelegt. Durch dieſen Meiſterſtreich gab er der Reformation einen Todesſtich. Wie eine bunte Seifenblaſe zerplatzte der ſchöne Entwurf einer deutſchen Volkstracht, und die Baronin feierte mit ihrem ſüßen Freunde den ſtolzeſten Triumph, den je die Thürme von Flottleben ſahen.

Schon am folgenden Abend erſchien die Staatsräthin Pfefferkorn und die Gräfin Schönheld à la Bajadère, der junge Banquier Nathan Manſes aber à la Bajard (denn ſo hießen die neuen Moden). In Zeit von 8 Tagen war ganz Flottleben à la Bajadère und à la Bajard gekleidet, und jederman lachte über die faſt vergeſſene Idee einer Volkstracht wie über einen ausgeſchlafenen Rauſch.

So endigte dieſe furchtbare Revo-

lution, die das deutsche Volk von Frankreichs Modefesseln zu befreien verhieß, mit so günstigen Aussichten begann, mit so großer Kraftanstrengung betrieben ward, und dennoch die uralte Erfahrung bestätigte, daß Berge zuweilen statt der Elephanten Mäuse gebahren.

Zwar will es verlauten, daß der Reformationsgeist noch in einigen Köpfen fort spuke. Es soll sich sogar eine geheime Faktion gebildet, und einem Pariser Schneider den geheimen Auftrag ertheilt haben, eine deutsche Volkstracht zu erfinden, und sie unter der Firma: à l'Allemand in Paris, und von dort in Klettleben einzuschwärzen: aber es ist leider zu fürchten, daß die Mehrheit des deutschen Volks, durch den traurigen Ausgang dieser Revolution von ähnlichen aufrührerischen Versuchen auf ewig abgeschreckt worden sey. —

[illegible] [illegible]den zu

[illegible]garten's humoristische Reisen
[illegible]. Deutschland und die Schweiz.
[illegible] 1 Kupf. 5 Bde. Schreibpap. 8. 4 Rthlr. 8 Gr.

aus

[illegible] Cramer, [illegible]sche Leben.
[illegible]

[illegible]'s humoristische Reisen
nach Holstein, Schleswig, [illegible], Mecklen[illegible], Ostfriesland. Mit 1 Kupfer. 8. 1½ Rthlr.

[illegible]rische Wanderungen
[illegible] und den nördlichen Theil Deutsch[illegible] Jahre [illegible], [illegible], von Haupt[illegible] Mit Kupf. 8. 1814. 8 Rthlr. 16 Gr.

[illegible] durch Griechenland u. Asien, [illegible] Beiträge zu [illegible] Reisen. [illegible] Bände. 8. Schreibpap. 4 Rthlr. 16 Gr.
[illegible] 12 Gr. [illegible] 12 Gr. [illegible] 8 Gr. Schillerlane 14 Gr.

Sardellen

für satyrische Näscher

von

T. H. Friedrich.

Bardellen

für

satyrische Tafeln

von

C. H. Friedrich,

Verfasser des satyrischen Feldzugs.

Hamburg,

in der Perthes'schen Buchhandlung.

1813.

Inhalt.

I. Kurze Vorrede über Sardellen und Heringe, Kochsalz und attisches Salz, nebst Abschweifung in das Kapitel vom Einsalzen, besonders des Rindfleisches. S. 1.

II. Die Lachtaube, oder Bosovias Zukunft; das ist: glaubhaftige Prophezeihung, wie es sich über kurz oder lang mit dem Lande Bosovia begeben wird, wenn kein Wunder geschieht, das ist, wenn die Bosoviter nicht zu Verstande kommen. S. 11.

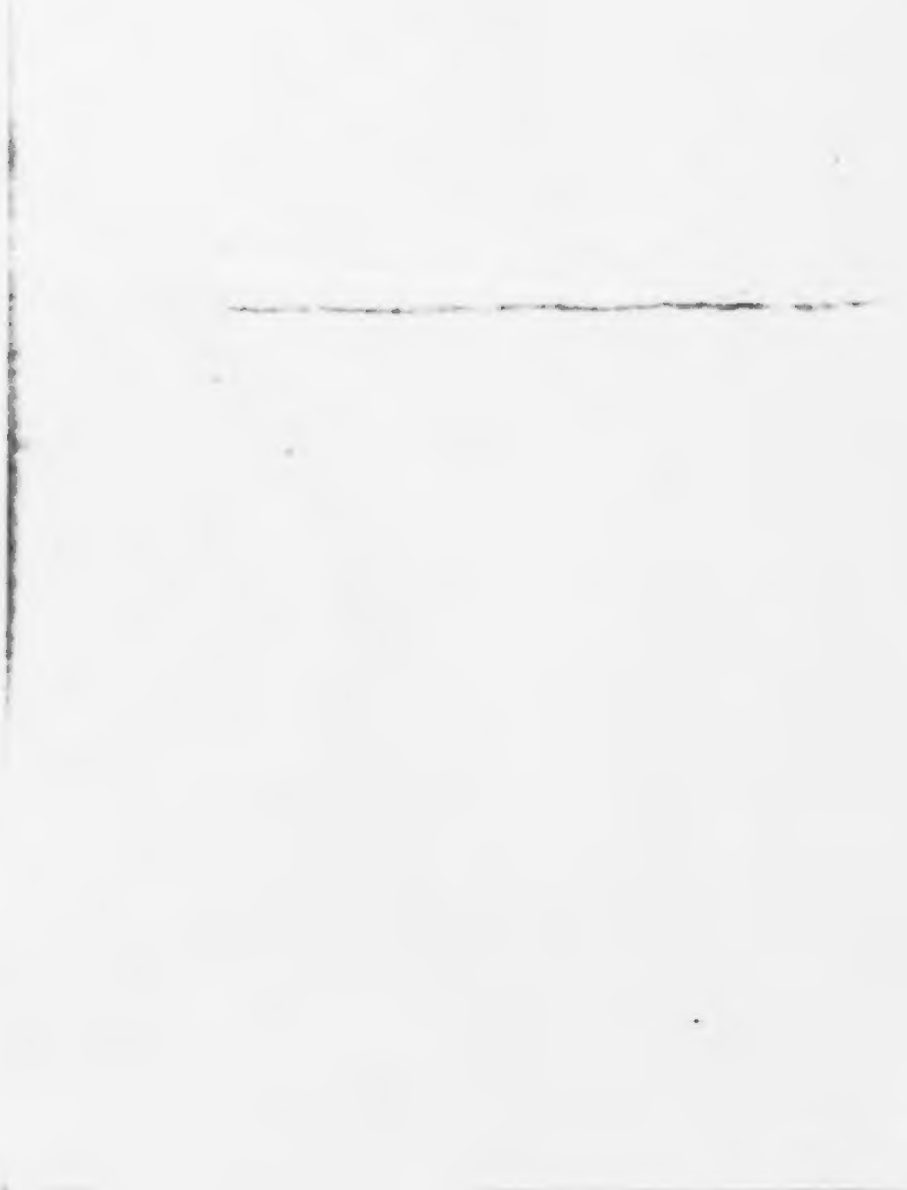
III. Vertheidigung des Erbadels gegen das Gebell der plebejischen Kläffer. Seite 55.

IV. Epiſtel an die Plebejer, und Anfruf zur Befeſtigung in der Tugend der Demuth, namentlich in der lobenswerthen Plebejer-Demuth gegen den Adel. Seite 108.

V. Bruchſtück aus einer Vorleſung: Ueber die Kunſt zu ſchmeicheln. Seite 115.

I.

Kurze Vorrede über Sardellen und Heringe, Kochsalz und attiſches Salz, nebſt Abſchweifung in das Kapitel vom Einſalzen, namentlich des Rindfleiſches.



Freund Leſer!

Die Sardelle iſt ein kleines leckeres Fiſchlein von feinem Salze, ſo in einem See von Eſſig, Oel und Pfeffer ſchwimmt, und als ein pikanter, gewürzhafter Biſſen den Schmeckern in Oſt und Weſt bekannt iſt. — Es dürfte daher einer lächerlichen Praleréi gleich ſehen, wenn ich meine Heringe als Sardellen ausſchreie. Denn obgleich man ſeinen Antheil Autordünkel empfing, ſo gut wie ſeine Herren Collegen groß und klein, den Meiſter und

die Altgesellen nicht ausgeschlossen, so pflegt man ihn doch sonst wohl unter dem Oberrock der Bescheidenheit zu verstecken, wie gewisse Herren ihre Orden, von denen man so eigentlich nicht weiß, für welche Rittertat sie dieselben empfingen, und die sich an ihre Brust verirrt zu haben scheinen wie die Lorbeerblätter an einen — bald hätte ich gesagt: Schweinskopf, wenn mir nicht noch zur rechten Zeit eingefallen wäre, daß ich von Autoren und Helden spreche.

Aber Klappern gehört ja zum Handwerke, und auf dem literarischen Markte wäre die Bescheidenheit wahrlich am unrechten Orte, denn viel, gar viel kommt hier auf das Aushängeschild an.

Wenn Dir daher in meinen Fischlein, ſtatt des attiſchen Salzes, das Kochſalz vorſchmeckt, ſo mache darob kein großes Aufheben. Auch ein gutes Kochſalz iſt nicht zu verachten, und in jedem guten Haushalt willkommen. Ganz unentbehrlich aber iſt es, um das Fleiſch vor dem Verderben zu bewahren, zumal wenn es etwas angängig oder fumett zu werden beginnt, wie das gegenwärtige Zeitalter. Ich frage: wer erweiſet dieſem einen beſſeren Dienſt, derjenige, welcher ihm tüchtig Salz einreibt, oder jene ſüßlichen Dichterlinge, welche es mit poetiſchen Zucker beſtreuen?

Namentlich auf das Einſalzen des Rindfleiſches zu kommen: ich weiß

wohl, daß einige Herren sich über die unsanfte Art, wie ich dabei zu Werke gehe, nicht wenig erboßen (oder vielmehr erbossen: kommt her von bos, bovis.) — Ein gewisses namenloses Herrchen in der all — gemeinen Zeitung hat mir sogar die Ehre erwiesen, das vierte Heft meines satyrischen Zeitspiegels in einer Correspondenz-Nachricht aus Berlin ein Pasquill zu nennen, weil ich gewisse schadhafte Stellen etwas derb mit Salz gerieben habe. — Dieser obskure Anonymus wird das Sprüchlein kennen: „auf einen tüchtigen Klotz gehört ein tüchtiger Keil" — welches auf gewisse Klötze so vortrefflich paßt, daß ich es schier

bei ihm selbst zur Anwendung bringen möchte, wenn mir nicht das Herumboxen auf dem literarischen Fischmarkte, wo dieser Herr sich etwas versucht zu haben scheint, höchst zuwider wäre, sintemal selbst der Sieger von diesem Kampfplatze nur mit Schmutzflecken und zweideutigen Lorbeeren zurückzukehren pflegt. —

Es ist mir auch in der That nie in den Sinn gekommen, den Beifall jener offiziellen Schreiber zu erndten, welche für ihr unterthäniges Fußlecken sich eines huldreich zugeworfenen Gnadenbrots oder Gnadenknochens erfreuen, noch jenen Scharrfüßlern und Hofräucherern zu gefallen, welche den Horizont stets ex officio rosenroth malen, noch

jenen nervenschwachen, weibischen Aesthetikern zu behagen, die von starken Säuren Krämpfe und Ohnmachten bekommen, und nur durch Theewasser oder Magnetismus wieder zur Besinnung gebracht werden können. Ich schreibe für freie und kräftige Naturen, deren gesunder Sinn weder durch Hofqualm, noch durch aberwitzige Lektüre, weder durch magnetische Manipulationen, noch durch priapische Studien geschwächt und abgestumpft worden, und ich gestehe es gern, daß es mir ein größerer Triumpf ist, wenn irgend ein nervigter Grobschmidt oder Landmann von schlichtem Verstande, oder irgend eine vernünftige und bürgerliche Haus-

frau, die sich nicht magnetisiren läßt, an meinen Schriften Geschmack finden, als wenn eine überbildete Dame, die an Vapeurs, Kopfkolik und hysterischen Zufällen leidet, und mit irgend einem Wunderdoktor in psychischem oder physischem Rapport stehet, mich mit gähnendem Munde versichert, daß sie sich an meinen Bagatellen amüsirt habe. —

Für Wahrheit, Recht und gesunde Vernunft zu streiten, zumal in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo selbst gescheidte und sonst wackre Männer sich mit den Schwachköpfigen und Schlechten verbinden, um das Reich des Aberglaubens, der Finsterniß und der gesetzlosen Willkühr zurückzuführen: das

ist die Pflicht eines jeden, der eine Waffe zu führen vermag, und wäre es auch nur ein Gänsekiel. Daß ich kein Pasquillant bin, sondern meinem Gegner stets mit offenem Visir entgegentrete, das habe ich hoffentlich bewiesen, und beweise es auch jetzt durch Nennung meines Namens. Was ich dabei wage, das weiß ich recht wohl. Aber gottlob! mehr als diese Lebensspanne kann mir kein Sardanapal rauben. Meine Ehre aber ist hoffentlich ausser dem Bereich eines Zeitungsschaarwerkers, wie jener Anonymus. Und hiermit, Freund Leser! wünsche ich Dir eine gute Verdauung.

T. H. Friedrich.

II.

Die Lachtaube

oder:

Bosovia's Zukunft,

das ist:

glaubhaftige Prophezeihung, wie es sich über kurz oder lang mit dem Lande Bosovia begeben wird, wenn kein Wunder geschicht, das ist: wenn die Bosoviter nicht zu Verstande kommen.

(Erbauliches Gespräch zwischen Hilarius, Thomas und einer Lachtaube.)

Hilarius.

Gottlob! — endlich mein lieber Thomas! können wir uns der Segnungen des Friedens mit ganzer Seele freuen — Hier hast du die Bestätigung in den Zeitungen. — Komm! laß uns im Schatten dieses Baumes niedersitzen!

Thomas.

Glückzu! Ich traue dem Frieden nicht.

Hilarius.

Was? Kleinmüthiger! Steht hier nicht mit klaren Worten, daß das Frie-

densbefestigungs-Heer in Kaklagonien von neuem um ein Beträchtliches vermindert werden soll? Beweiset das nicht, daß man keine Gefahr mehr fürchtet?

Die Lachtaube (auf einem Baumast sitzend.)

Hahaha!

Thomas.

Wenigstens, daß man keine Gefahr mehr siehet. Die Schlange — fürcht ich — lauscht hinter den Rosen, oder vielmehr hinter den Lilien.

Hilarius.

Ja ja! ich kenne dich. Auch du gehörst zu jenen Ultra's im entgegengesetzten Sinne, welche den Hintergrund

unaufhörlich mit dem Lampenruß ihrer furchtſamen Einbildungskraft ſchwärzen. — Aber ich frage: haben wir nicht alle Urſache, mit heiterem und ſorgloſem Gemüthe in die Zukunft zu ſchauen? Durch unſre neueſten Großthaten ſind unſre Feinde inne geworden, daß wir Haare auf den Zähnen haben, und noch immer die alten Boſoviter ſind, die den Teufel aus der Hölle jagen. —

Thomas.

Ich bin für die Heldengröße unſers Volkes gewiß nicht unempfindlich.

Hilarius.

Unſer Ruhm iſt bis zu den beiden Weltachſen gedrungen, und ſelbſt die Hy-

perboräer und Antipoden ziehen die Mütze ab, wenn ſie unſern Namen nennen.

Thomas.

Richtig. — Nur bei dem kleinen, arroganten Raubfürſten von Lilliput ſcheint der Reſpekt noch nicht recht zum Durchbruch gekommen zu ſeyn. Denn er iſt verwegen genug, uns ſelbſt die Mütze vom Kopfe zu ſchlagen, und unſre Brüder in die Sklaverei zu ſchleppen.

Hilarius.

Mit deinem miſerabeln Dey von Lilliput. Eine Mücke, die den Rachen des ſchlafenden Löwen umſchwärmt. — Unſer Oberweiſenrath in Feſtilente hat ihn ſchon mit einem Gänſekiel halbtodt geſchlagen. Ein tüchtiger diplomatiſcher

Blitzſtral wird ihm vollends den Reſt geben.

Die Lachtaube.

Hahaha!

Thomas.

Wehe ihm!

Hilarius.

Ja wehe ihm! und wehe zugleich allen Feinden groß und klein, die es wagen ſollten, unſre ſtolze Ruhe zu ſtören! Glückſeliges Boſovia! wie beruhigend und herzerhebend iſt dein jetziger politiſcher Zuſtand! Auf der einen Seite das bezwungene Kaklagonien, dem wir nur eine Fratze zu ziehen brauchen, wie den unartigen Kindern, um es in dem gehörigen Reſpekt

zu erhalten, wenn es sich je wieder mausig machen sollte.

Die Lachtaube.

Hahaha!

Hilarius.

Auf der andern Seite das mächtige und kräftige Volk der Kanutier, durch theure Bande mit uns verbrüdert, welches jetzt nachbarlich an unserem Busen ruht, und durch die neueste Länderfektion so zu sagen Ein Leib und Eine Seele mit uns geworden ist; dieses wackere Brüdervolk, welches vor lauter Uebermaaß der Liebe —

Thomas (bei Seite.)

Uns schier erdrücken und fressen möchte.

Hilarius.

Seinen letzten Blutstropfen für uns zu versprützen bereit ist. — Ha! wer will uns jetzt etwas anhaben?

Die Lachtaube.

Hahaha!

Hilarius.

Wer lacht hier?

Thomas.

Das Täubchen dort! — Fahre getrost fort!

Hilarius.

Und dann unser erhabner Areopag in Festilente, diese Centralsonne, in welcher sich der Lichtstoff von ganz Bosovia concentrirt, um segenreich seine Stralen auf uns zurückzuströmen.

Thomas.

Noch merkt man nichts von ſolchen Strömungen. Vermuthlich iſt jetzt Sonnenfinſterniß.

Hilarius.

Im Hintergrunde aber ein Dutzend leuchtende Sternbilder, welche, ſich allmählig geſtaltend, aus Nacht und Chaos hervortreten, um den Fixſternen Boſovia's zur Seite zu glänzen.

Thomas.

Du meinſt doch nicht etwa die Landſtände?

Hilarius.

Nicht anders.

Die Lachtaube.

Hahaha!

Thomas.

Nun bei'm allſeligmachenden Glauben! ich wünſche dir Glück, daß du Sternbilder ſiehſt, wo nichts iſt, als Nacht und Chaos.

Hilarius.

Geſtehe Freund! es iſt ein Zeitpunkt, der eine große und herrliche Zukunft verheißt. Boſovia's Fürſten — das wirſt du mir hoffentlich zugeben — haben keinen ſehnlicheren Wunſch, als den, ihre geliebten Völker ſo glückſelig wie möglich zu machen.

Thomas.

O wer zweifelt!

Hilarius.

Nichts liegt ihnen näher am Her-

zen, als die baldige Einführung einer gesetzmäßigen, nach liberalen Grundsätzen geordneten Volks-Vertretung.

Thomas.

Oder: Volksstretung. In der That! Sie scheinen recht nach dem Augenblick zu schmachten, wo sie die Last der gesetzgebenden Gewalt von ihren Schultern auf die ihrer majorennen Völker wälzen können.

Hilarius.

Glaubst du das wirklich? — Nun dann! so erwäge einmal, welch ein Wunderbau der Weisheit aus den Berathungen der Staatsbaumeister hervorgehen wird. — Die Erfahrungen mehrerer Jahrtausende, das Licht der

Vernunft, welches die größten Geister, seit Moses, Solon und Zoroaster bis auf Benzenberg, Adam Müller und andre Weltweisen unserer Zeit angezündet haben, vor allen aber die blutigen und eindringlichen Lehren der Gegenwart: alles das liegt wie ein unerschöpfliches Magazin von Baumaterialien vor ihren Augen da.

Thomas.

Wenn anders sie Augen haben. Denn für die Blinden ist Geschichte und Erfahrung verloren.

Hilarius.

Ha! mit prophetischen Geiste lese ich in dem Spiegel der Zukunft. — Im Sonnenglanze sehe ich sie hervordäm-

mern. Ich ſehe ein freies, beglücktes Geſchlecht, friedlich gelagert unter dem ſchützenden Wetterdach einer Verfaſſung, wo Volks- und Regierungsgewalt ſo genau gegen einander abgewogen ſind, daß das Zünglein auch nicht um ein **Haar breit hinüber und herüber ſchwankt.** Ich ſehe Boſovia's Fürſten, unter einem ſelbſtgewählten Oberhaupte vereinigt, wie Väter einer großen Volksfamilie über ihre Kinder walten.

Thomas.

Vermuthlich ſind die Stiefväter dann ausgeſtorben.

Hilarius.

Keine ſchreckende Leibwache, keine beſoldeten Todtſchläger, keine blutigen

Schergen des Geſetzes treten vor ihnen her; mit dem Hirtenſtabe in der Hand beherrſchen ſie ihre friedliebende Heerde, und mit dem ſanften Zuruf: ihr Böcklein haltet Ruhe! zähmen ſie den Uebermuth der Mächtigen ohne Geiſſel und biſſige Hunde. Ich ſehe Edelmann, Bürger und Bauer in brüderlicher Vertraulichkeit, ohne Hoffahrt von der einen, und ohne Scheu von der andern Seite, Arm in Arm daherwandeln.'

Die Lachtaube.

Hahaha!

Thomas.

Vermuthlich ſind deine Bauern dann ſchon baroniſirt.

Hilarius.

Nichts iſt, was an die ſchroffe Scheidewand der Stände erinnert; die Feſſeln der Lehnsgewalt, des Frohnzwanges und der Leibeigenſchaft liegen zerbrochen an der Schwelle des Geſetztempels; Freiheit und Gleichheit der Rechte ſind die mächtigen Pfeiler des geſelligen Glückes, Sklaverei und Despotismus ſind leere, nichtsbedeutende Wörter geworden.

Die Lachtaube.

Hahaha!

Thomas.

Vielleicht weil ſie den veralteten Wörtern Knechtſchaft und Zwingherrſchaft Platz gemacht haben.

Hilarius.

Von allen jenen Beſchränkungen des bürgerlichen Verkehrs, von Zoll, Mauth, Akziſe und Abſchoß, von allen jenen Plackereien und Bedrückungen, welche mit dem Daſeyn ſtehender Heere verbunden ſind, von keiner Einquartirung und Kriegslaſt iſt die Rede mehr; ungeſtört können Kunſt und Wiſſenſchaft ihre ſchönen Blüten entfalten, und der liebliche Traum der Philoſophen und Dichter vom ewigen Frieden iſt endlich verwirklicht.

Die Lachtaube.

Hahaha!

Thomas.

Schön! unvergleichlich! — Nur

Eine Frage erlaube mir gütig. Wie gedenkst du alle diese Herrlichkeiten ohne eine chinesische Mauer zu Stande zu bringen, die dein bosovisches Paradies gegen feindliche Ueberschwemmungen schütze?

Hilarius.

Pah! — Ein brüderlicher Verein aller Fürsten des Erdballs wird den Frieden der Völker als ein Heiligthum schützen; Eroberungssucht und Ländergier werden nicht mehr ihre reinen Seelen beflecken.

Thomas.

Glück zu!

Hilarius.

Und gesetzt auch, Bosovia's Ruhe

würde von außen bedrohet: unsre concentrirte Volkskraft wird unübersteiglicher seyn, als alle chinesischen Mauern; die Einheit aller Völker bosovischen Stammes, die Sympathie unsrer Fürsten —

Die Lachtaube.

Hahaha!

Hilarius.

Was lachst du einfältiges Thier?

Die Lachtaube.

Ich kann mehr als lachen, guter Hilarius!

Hilarius.

Was? — Hör ich recht?

Die Lachtaube.

Ja, rosenfarbener Hilarius! ich

kann auch reden; noch mehr, ich kann auch prophezeien, trotz Dir und den Propheten Jeremias, Adam Müller, Massenbach, und der frommen Schwester Krüdener.

Hilarius.

Wärs möglich?

Die Lachtaube.

Gewiß. — Aber die Zukunft zeigt sich mir nicht in so rosenfarbenem Lichte als Dir. Ach mein Hilarius! Du träumst so lieblich, daß ich es kaum über's Herz bringen kann, dich in deinem süßen Traume zu stören. Du weißt jedoch, daß wir Inspirirte unserm Herzen Luft machen müssen, und sollte es uns auch den Hals kosten. — So

höre denn: ich bin eigentlich der alte heidniſche Spötter. Demokritus, der nach ſeinem Tode in dieſen winzigen Körper gebannt wurde, um unaufhörlich auf der Erde herumzuflattern, und die Menſchen auszulachen.

Hilarius.

Was du ſagſt!

Die Lachtaube.

Du kannſt dir leicht vorſtellen, daß ich während meiner langen Lebenszeit Stoff genug zum Lachen geſammlet habe. — Glaube mir mein Freund! wer das menſchliche Treiben ſo einige Jahrtauſende beobachtet hat, der gelangt endlich zu der Ueberzeugung, daß alle jene ungeheuren Anſtrengungen

und schweißtriefenden Arbeiten zuletzt auf eitel Schellengeklingel hinauslaufen, und stimmt recht von Herzen in den Ausspruch jenes preiswürdigen Dichters ein: „Dem Narrenkönig gehört die Welt!“ — welches Sprüchlein, beiläufig gesagt, als Motto allen Geschichtbüchern, Gesetzbüchern und Verfassungsurkunden vorgedruckt werden sollte. — Seit Jahrtausenden haben diese Erdflöhe von Menschenrechten, Freiheit und Gleichheit geträumt, seit Jahrtausenden haben sie einander für das Dunstbild des ewigen Friedens todtgeschlagen, gewürgt und gemartert, und noch bis diesen Augenblick sind sie um keinen Finger breit zum Besseren

vorgeſchritten. Hahaha! — Genug davon! Denn wenn ich erſt recht ins Lachen gerathe, dann kann ich ſobald nicht wieder zum Sprechen kommen.

Eollteſt du alſo im Ernſte glauben können, daß dein goldenes Zeitalter endlich im Anzuge ſey? — Soviel wirſt du mir wenigſtens einräumen, daß das Daſeyn eines ſolchen glückſeligen Zuſtandes unendlich weiſere und beſſere Menſchen vorausſetzt, als diejenigen ſind, welche ſich ſeit Erſchaffung der Erde bis jetzt auf ihr herumgetummelt haben. Iſt es aber wohl ohne ein unbegreifliches Wunder möglich, daß dieſes gebrechliche, von Leidenſchaften und Thorheiten aller Art beherrſchte

Geſchlecht plötzlich weiſe und gut werden könne? Ach mein Hilarius! ehe magſt du den Strom rückwärts fließen, und das Schiff gegen den Wind ſegeln machen, ehe du die Menſchen zur Vernunft bringſt.

Doch auf dein Vaterland Boſovia zu kommen: tritt einmal etwas näher zu mir heran, damit ich dir in die Ohren raune, was für eine Zukunft ihm bevorſteht, es wäre denn, daß ein Gott die Lenker ſeines Schickſals plötzlich durch irgend ein Wunder erleuchtete, auf daß ſie einſehen, was dieſe Zukunft abzuwenden vermag.

Betrachte doch einmal — ich bitte dich — den jetzigen Zuſtand Boſovia's

mit unbefangenen Blicken. — Was gewahrst du? Etwa ein Volk? — O nicht doch! einen Völker-Mischmasch oder — verzeihe mir diesen Ausdruck, der ganz auf die bunte Zusammensetzung deiner Bosoviter paßt — einen Völker-Salat, der aus Kraut und Rüben, Zerhacktem und Zerfetztem, Zerrissenem und Zerschnittenem besteht, wie der böhmische Salat, dieser köstliche Fraß für ein sarmatisches Maul. Wie Oel und Wasser, wie Geist und Hefe: so scheiden sich die Völker Bosoviens noch jetzt, nach so harten Prüfungen, nach so dringenden Aufforderungen zur Eintracht, und magst du sie auch in einem

Mörser zerstampfen, nie werden sie Eins werden. Wie? Kann der Leib bestehen, wenn das eine Glied gegen das andere streitet? Wenn der eine Fuß gen Morgen, der andere gen Abend strebt? Wenn die eine Hand schlaff herabhängt, und mit den Pfennigen in der Hosentasche klappert, während die andre sich im Kampfe zerarbeitet? Wenn das eine Auge sich träumend schließt, während das andre stets wachsam und angstvoll umherlauscht? Und wäre es auch eines Riesen Leib: wenn die Glieder unter sich selbst uneins sind, so kann ihn ein Zwerg überwältigen. —

Nicht anders verhält es sich mit

der gepriesenen Einigkeit deiner bosovischen Völker. Feindselig und rachedürstend geifert das eine gegen das andre, verstohlen des Schwertes Griff umkrallend, und den Augenblick erlauschend, wo es seinen Haß in des Feindes Blute abkühlen könne, weil dieser ihm einen Fetzen vom Leibe riß. — In schadenfroher Unthätigkeit jubelt dieses, wenn jenem ein Bein gestellet wird, stets bereit, sich durch dessen Fall zu bereichern. Scheelsüchtig und argwöhnisch beobachtet ein anderes die Vergrößerung seines Nachbarn, und sobald dieser seinen Stuhl um einen Fußbreit weiter rückt, stößt es ins Wächterhorn, macht Feuerlärm, und bringt das ganze

Haus in Aufruhr; ja es bläſet aus allen Fenſtern hinaus, und ruft die draußen Wohnenden zu Hülfe.

Genug! ich mag dir das alte Lied nicht zum tauſendſten Male vorleiern. — Aber wie Du, und einige andre gutmüthige Leute, immer noch von einer engen Verbrüderung boſowiſcher Völker träumen könnet, das iſt mir unbegreiflicher als ein rundes Fünfeck. —

Doch Gott hilft ja zuweilen, wo menſchliche Ohnmacht ſcheitert, und ſo kann es vielleicht geſchehen, daß er auch an Euch ein Wunder thut, und ein Volk aus Euch macht. Doch wie aus den Körnern nur dann erſt ein

Teig wird, wenn ſie zu Mehl gerieben, und tüchtig geknetet oder mit Füßen getreten worden, und wie aus dem Teig nur dann erſt ein Brod wird, wenn er in Feuersgluth ſeine Waſſertheile ausgeſchwitzt hat: ſo müßt auch Ihr, wie es ſcheint, erſt noch recht tüchtig zerquetſcht, zermalmt, zerknetet, zertreten, und von eurem Phlegma befreiet werden, ehe Ihr ein Volk werdet. — Was ſage ich? Ein Volk? — Ach ihr guten Boſoviter! hoffet auf keine Wunder! — Zwar zerknetet werdet Ihr werden wie ein Teig, und in Feuersgluthen ſchwitzen, aber doch nie Eins werden, ſondern zu Aſche verbrennen, und von den Winden zer-

ſtreuet werden wie ein Bündel Stroh, das die Flamme fraß; und alles das um der Blindheit willen derer, welche für Euch ſehen ſollten.

Ja ihr beſoviſchen Großen! Nach wie vor werdet Ihr, **das Beiſpiel der Weiſeren aus Eurer Mitte verachtend**, Euch zanken und zerren um einen Flicken, und darüber den Mantel von Euren Schultern verlieren. Nach wie vor werdet Ihr Euch in Stücke zerreißen, um Euch zu ründen (arrondiren), und darüber ſelbſt zum Gerippe werden. Nach wie vor werdet Ihr Seelenverkäuferei treiben, und Eure Kinder verſchachern, wie die Söhne Jakobs ihren Bruder, darüber aber gleich ihnen

zu Bettlern werden, die mit dem Brotbeutel am Halſe die Thüren der Fremden belagern. Nach wie vor werdet Ihr Puppenſpiel treiben, und darüber ſelbſt zu Drathpuppen und Gliedermännern werden in den Händen Eurer liſtigen Feinde.

Ja Ihr Räthe Boſovia's! die Ihr verſammlet ſeyd, um über des Landes Heil zu berathſchlagen: nach wie vor werdet Ihr Euch die Köpfe, oder doch die Schädel, zerbrechen über die Frage: warum Ihr eigentlich an Eurem langen Tiſche zuſammen ſitzet, und mit den Beinen ſchaukelt, oder in welcher Form, Folge und Ordnung Ihr — Nichts beſchließen ſollt. Aber ehe Ihr

noch mit Eurem proviſoriſchen Beſchluſſe zu Stande ſeyd, werden die morſchen Seſſel unter Euren Sitzorganen zuſammenbrechen, und Ihr ſammt Euren Akten — reponiret werden.

Ihr Weiſen und Schriftgelehrten Boſoviens! Nach wie vor werdet Ihr grübeln und disputiren, ob der Name Eures Vaterlandes Boſovia oder Poſovia ausgeſprochen werden müſſe, und über dieſem Gezänk Euer Vaterland ſelbſt aus den Augen verlieren. — Ihr Sänger Boſoviens! Nach wie vor werdet Ihr ſingen und reimen, klimpern und leiern von vaterländiſcher Kraft und Heldenruhm, von minniglichen Frawen und ritterlichen Helden lobeſam,

von Riesen und Drachen und Zauberschlössern, so sie bezwungen und erstürmt haben: und über diesem Singsang werdet Ihr und Eure minniglichen Frawen von Riesen und Drachen ganz andrer Art überrumpelt und bezwungen werden.

Ihr aber Edle Bosoviens! die Ihr, den Weisen und Besseren Eures Standes zum Trotz, stets Euer Wappen wie einen Pfauenschwanz vor der Welt ausbreitet, in Eurer leeren Aufgeblasenheit den Hof umschreitet, und mit Eurem Stammbaum prunkt, wie der Sechzehnender mit seinem Geweihe: nach wie vor werdet Ihr verachtend auf Eure eben so gutgebornen, wenn auch nicht

eben so hochgebornen Mitbürger herabsehen, die Ihr in nichts übertreffet, als im Dünkel und in der Hoffahrt. Nach wie vor werdet Ihr Euer altes wohlhergebrachtes Vorrecht, (das ist: übelhergebrachtes Unrecht) zur Belästigung der andern Volksklassen geltend machen wollen, zu einer Zeit, wo das Ganze nur durch gemeinsame Anstrengung erhalten werden kann. Nach wie vor werdet Ihr auf Eure vermoderten Pergamente trotzen, und deduziren, daß Euch seit undenklichen Zeiten das Drohnen- und Raubbienen-Recht zustehe. Nach wie vor werdet Ihr den Bürgerpöbel von höheren Aemtern und Würden zu verdrängen, und eine neue undurchdringliche Schei-

dewand zwiſchen Volk und Fürſten auf-zuführen trachten; ja Eure Bemühungen werden nicht ohne Erfolg ſeyn, denn es giebt Blinde genug, die an einen Geiſt der Zeit ſo wenig, wie an den Knecht Ruprecht und den ewigen Juden glauben: aber er wird ſich erheben wie die Windmühlen bei'm Don Quixote, und die neuen Helden von la Mancha zu Boden ſchleudern.

Ja Freund Hilarius! es wird einen heißen Kampf geben zwiſchen Licht und Finſterniß, Alt und Neu.. — Der Geiſt des Alten, lange Beſtandenen, und salva venia wie ſauer Bier Abgeſtandenen, wird wüthend aufſprudeln gegen den jungen, kräftig gährenden

Most der neuen Zeit; man wird diesen durch rohe Despotengewalt zu dämpfen, zu ersticken suchen; man wird — ach guter Hilarius! das wird eine lustige Zeit seyn! das wird der Zeitpunkt der Erndte seyn, wo die Schnitter aus Ost und West heranrücken werden, die reifen Saaten Bosovias zu mähen. Jenes brüderliche Nachbarvolk, wie du es nennst, jenes halbwilde und raubgierige, aber kräftige, abgehärtete und listige Volk der Kanutier wird, wie die Heuschrecken der Wüste, hereinbrechen und dein Vaterland mit seinen Bruderarmen umschlingen. Unter dem uralten Vorwande, das Reich der Ordnung und des Gesetzes wiederherzustellen, werden

dieſe ungebetenen, barbariſchen Selig-
macher ſich in den Kern deines Vater-
landes hineinfreſſen, von ſeinem Lebens-
marke ſchwelgen, und in ſeinen üppigen
Städten ſich ſo feſt ſetzen, wie der
Krebsſchaden im Fleiſche, das von
verderbten Säften ſtrotzt. Denn ver-
derbt werdet ihr Boſoviter dann ſeyn,
ärger als die Sodomiter. Zu dem blu-
tigen Zwieſpalt der Fürſten und Völ-
ker, und der Völker und Volksklaſſen
unter ſich, wird ſich die tiefſte mora-
liſche Zerrüttung, Weichlichkeit, Wolluſt,
und eine Habſucht geſellen, der nichts
mehr heilig iſt. Alles das wird Boſo-
via's Fall beſchleunigen, und dem lau-
ernden Feinde Thür und Thor öffnen.

Fürchtet besonders das dienstfertige Entgegenkommen jener betrüglichen und gewinnsüchtigen Rotte der Cloaziner, die sich bei Euch eingenistet hat, wie das Insekt im Käse, oder in einer wurmstichigen Nuß. Stets reicht sie dem Mächtigen die geschmeidige Hand, und sicher ist das Volk am tiefsten gesunken, wo sie am höchsten steht, denn eben die Verderbniß ist es, worin sie am besten gedeihet; weshalb sie auch zu keiner Zeit in so üppiger, saftvoller Blüte stehen wird, als in jener Epoche des tiefsten Falles, wo das ehrliche bösewichtische Volk, welches mit sich selbst einig, alle Völker der Erde überficalen könnte, zertreten werden wird wie ein

Ameisenhaufen, wenn es sich nicht bald von seiner Starrsucht erholt, und, zum Gefühle seiner Volkskraft erwacht, in kräftiger Gesammtheit dasteht.

Aber so unglaublich es ist, daß ein Hinkender plötzlich gerade gehen, oder daß ein Stammelnder und Schielender überNacht seine alte Unart ablegen werde: eben so wenig Ihr Bosewikter die eurigen.

Wohlan denn! des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Träumet denn fort! — Der Schnitter wird Euch finden, überreif zum Schneiden, ohne Willenskraft, ohne Lust und Muth zum Widerstande, der Sichel entgegenschwankend, wie die kornschweren Halmen der Felder.

Träumet fort ihr Großen! während Ihr immer noch Krieg spielet, und Muſter zu Zöpfen, Mützen und Staatskleidern verſchneidet, wird der große Schneider Euch überraſchen, und Euch ein Staatskleid anmeſſen, ſo eng und knapp, daß Euch ſchier der Athem ausgehen wird.

Träumet fort ihr Edlen Boſoviens! Indem Ihr noch mit euren Bauern um das Recht ſtreitet, ſie als leibeigne Knechte zu behandeln, wird man Euch ſelbſt das Joch um den Hals werfen.

Träumet fort ihr Räthe Boſovia's: Während Ihr noch überlegt, wie das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk in der magna charta feſtzuſtellen ſey, dergeſtalt, daß die Volkstreter ſtets

die Oberhand über die Volksvertreter behalten, werdet Ihr selbst in den Staub getreten werden.

Träumet fort ihr Schriftgelehrten! während Ihr Euch zankt, ob dieses oder jenes Wort aus der Sprache der Bosoviter auszufegen sey, werdet Ihr selbst ausgefegt werden von einem Gegner, der sich wenig auf das Sprachfegen versteht.

Träumet fort ihr bosovischen Weisen! Während ihr den Ursachen und Wirkungen des Magnetismus nachspüret, und Euer schlafsüchtiges Volk noch tiefer in den Somnambulismus hineinstreichelt, wird sich der hellsehende

Feind mit ihm in Rapport ſetzen, und es in den Todesſchlaf magnetiſiren.

Träumet fort ihr Dichter! Während Ihr immer noch von der Wiederkehr der alten Heldenzeit fabelt, mit Eurem Geklimper die Ohren betäubt, und die Köpfe verdümmert, wird ein nordiſcher Orkan plötzlich den romantiſchen Nebel zerſtreuen, Ihr aber werdet aus Euren poetiſchen Träumen zu einer ſo grellen proſaiſchen Wirklichkeit erwachen, daß die Leier Euren Händen entſinken, und der Klingklang und Singſang in Eurem Munde erſterben wird. — Der mannhafte Halbwilde wird im Sturme den Minneſold Eurer lobeſamen Frawen erringen, Ihr aber

werdet nach wie vor klimpern und leiern
von bosoviſcher Herrlichkeit, Ritterthat
und Frauentugend. *Dixi!*

(Sie fliegt davon.)

III.

Vertheidigung des Erbadels gegen das Gebell der plebejischen Kläffer;

nebst tiefsinnigen Bemerkungen über den Unterschied zwischen echtem und unechtem, oder Geburts- und sogenanntem Verdienst-Adel, auch unmaaßgeblichen Vorschlägen, wie die edlen Geschlechter stets vor unedler Beimischung zu bewahren, und zu dem Ende Geschlechts-Register, wie über die edle englische und arabische Pferde-Rasse, einzuführen.

Eine philosophische Untersuchung des Reichs-Freiherrn Kurd Konrad von Brausenstein, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf et caetera.

Es möchte bei'm ersten Anblick seltsam erscheinen, theuerste Standesgenossen! etwas vertheidigen zu wollen, was über alle Angriffe erhaben ist, wie Sonne, Mond und Sterne. Aber wie lange ist es denn her, daß jener erhabenste Selbstherrscher, der dort oben in strahlender Herrlichkeit thront, und auf das menschliche Treiben etwas majestätischer herabschaut und herabblickt, als seine Stellvertreter und Vicekönige hienieden von ihren hölzernen Thronen; wie lange

ist es denn her — sage ich — daß er durch ein Dekret der weyland französischen Volksversammlung, dieser possierlichen Himmelstürmer, abgesetzt, und hors de la loi et de la nature erklärt wurde? Wie, wenn ein National-Convent von Ameisen dekretirte, daß ein Löwe oder Elephant, der so eben im Begriff ist, ihn zu zertreten — nicht existire. — Wie lange ist es denn her, daß jenem höchsten Universal-Monarchen ein Defensor auftrat, nach dessen Anträgen er sodann in alle seine Aemter und Würden zu Gnaden wieder eingesetzt, und dekretirt wurde, daß er wiederum — da sey? —

Wenn also Gott selbst auf seinem

Herrscherstuhle vor den Angriffen des übermüthigen Pygmäengeschlechts nicht sicher ist, wie könnte es dann irgend etwas auf diesem Planeten geben, was den Steinwürfen des Gesindels unerreichbar wäre?

Und so verhält es sich auch mit dem Erb- oder Geburtsadel, diesem uralten, ehrwürdigen und heiligen Institut, diesem Grundpfeiler aller Staaten und gesellschaftlichen Einrichtungen, dieser mächtigen Stütze der Thronen, diesem Urquell alles Großen und Herrlichen, was je die Sonne beschien. — Auch Er ist, zumal in unsern Zeiten, von dem Pöbel, der selbst das Höchste, wie der Hund den Mond, anbellt, mit

den Waffen eines profanen Verstandes und eines elenden Spottes angegriffen worden, ja es ging soweit, daß jenes Volk, welches in seinem Wahnsinn das höchste Wesen cassirte, auch den Erbadel für nicht existirend erkläret hat.

Doch eine höhere Vernunft, welche des ohnmächtigen Menschenverstandes spottet, hat gesiegt, und er steht wiederum da in seiner uralten Kraft und Herrlichkeit.

Da es jedoch immer noch Elende genug giebt, welche ihm mit Zungen und Federn zu Leibe gehen, so kann ich dem Antriebe einer innern Stimme länger nicht widerstehen, welche mir zuruft:

Treibe dieſe lächerlichen Himmelſtürmer mit dem Morgenſtern der Vernunft zu Paaren.

Ich werde die Argumente, mit welchen jene Unſinnigen gegen den Erbadel zu Felde ziehen, in Reihe und Glied ſtellen, und dann einzeln zu Boden ſchlagen; ich werde klarer als das Sonnenlicht zeigen, daß der Erbadel, als Eigenſchaft betrachtet, ein angeborner und im Blute ſteckender Vorzug, als Stand betrachtet hingegen, ein heiliges Inſtitut iſt, welches auf einem göttlichen, ewigen und unumgänglich nothwendigen Naturgeſetze beruhet, wie das Kreiſen der Monde und die Harmonie der Sphären. Gelingt

mir dann dieſe rühmliche Unternehmung, ſo darf ich mit Zuverſicht hoffen, mir einen gegründeten Anſpruch auf den Beifall aller meiner verehrten Standesgenoſſen erworben zu haben, welche nach dieſem ewigen Geſetze der Natur hoch- und hochwohlgeboren aus dem Schooße der Mutter hervorgingen.

Zuvörderſt pflegen jene Himmelſtürmer, wie die kriegführenden Mächte Unterhändler und Parlamentairs, eine Captatio benevolentiae vorauszuſchikken, wodurch ſie ihren Gegnern Sand in die Augen zu ſtreuen, und ſie gegen ihre feindſeligen Abſichten blind zu machen ſuchen.

„Wir wiſſen" — ſagen ſie — „den

wahren Edelmann gar wohl von jenem aufgeblaſenen Dunſtkopfe zu unterſcheiden, welcher kein anderes Verdienſt aufweiſen kann, als daß er von irgend einem wüſten Junker abſtammt, der einſt mit ſeinen patagoniſchen Markknochen einen Schwächling aus dem Sattel hob, oder von ſeiner Räuberburg den vorüberziehenden Güterwagen eines wehrloſen Kaufmanns banditiſch überfiel.

Wir ziehen gern den Hut ab vor eurem Blücher, H..b...g, Bülow-Dennewitz, Kleiſt-Nollendorf, und wie die Männer alle heißen mögen, die ihre Namen durch ihre Verdienſte verherrlicht haben. Aber ſagt einmal ſelbſt: würden ſie nicht, auch ohne ihren Stamm-

baum, Edelleute seyn? Erhält ihr Verdienst durch ihre Geburt einen höheren Glanz? Sind diese Männer deswegen so ruhm- und preiswürdig, weil der Zufall sie in einem bedachtigen Bette geboren werden ließ, oder sind sie es durch sich selbst, und würden sie nicht auch edel und fürstlich gedacht und gehandelt haben, wenn sie ihr Daseyn irgend einer wackern Bürgerfrau zu danken hätten? Wahrlich! es hieße ihr Verdienst verkleinern, wenn man behaupten wollte, daß die Zeugungskraft des Ahnherrn das Meiste dazu beigetragen habe. — Der Stammbaum ist kein Lorbeerbaum, dessen Zweigen die Blätter aus dem Stamme zuwachsen; seine

Sprößlinge müſſen, wie die des Caktus und der Ananas, auch vom Stamme getrennt, durch ſich ſelbſt beſtehen, und Wurzel und Blätter, ſchöne Blüten und edle Früchte treiben können. Aber reißt einmal ſo einen hochadligen Sprößling, der kein anderes Verdienſt als ſeine hohe Abſtammung aufweiſen kann, von ſeinem Stammbaum ab, und ſenkt ihn, ohne weiteres Zuthun, und ohne alle Verbindung, in die Erde, da werdet Ihr bald genug inne werden, wie er zu einem erbärmlichen Nichts zuſammenſchrumpfen und verdorren wird.“

So ungefähr laſſen ſich die Unterhändler vernehmen, welche die Gegner des Erbadels ihren Angriffen voraus-

ſchicken pflegen. Aber vernünftige Leute müſſen ſich durch ſie nicht irre machen laſſen. Dergleichen Redensarten ſind bloß darauf berechnet, die Kerntruppen unſers Heeres zu beſtechen, und für ſich zu gewinnen, um dann deſto ſicherer die ſchwächere Maſſe und den Troß zu bekämpfen. Ziehen wir daher bei dieſem ſchnatternden Geſindel mit tauben Ohren vorüber, und der Hauptſtärke des Feindes geradezu auf den Leib.

„Was iſt Erbadel?“ — ſo lautet das Argument, womit jene Pöbelſeelen den Hauptangriff beginnen — „Iſt es nicht ein Ding, welches einen Widerſpruch in ſich ſelbſt enthält, folglich ein Unding, ungefähr wie die Erbſünde! Oder, um

ein recht ſinnliches Beiſpiel zu wählen, wie ein hölzerner Edelſtein, ein kupferner Friedrichsdor, ein Grünberger Rheinwein, ein diesjähriger Eilfer? — Wenn der Adel ein moraliſcher Vorzug iſt, den Eure Ahnherren für ihre Thaten, für ihre Verdienſte erwarben: wie kann dieſe perſönliche Auszeichnung durch den thieriſchen Akt der Zeugung auf die Nachkommen übertragen werden? Wie kann die Tugend, der Heldenmuth, die Tapferkeit, die Weisheit, wie können alle jene Eigenſchaften, auf welchen jene Auszeichnung gegrün et iſt, wie ein Familiengut vererbt werden? Mit einem Worte: wie kann jemand im Ehebette zum Edelmann ausgeprägt oder geſtem-

pelt werden? Iſt es nicht lächerlich, wenn Ihr Herren von angeſtammtem Edelſinn, von angeerbter Hochherzigkeit, von angebohrnem Heldenmuthe ſprecht? Zwar wollen wir Euch zugeben, daß es adlige Familien giebt, wo der Edelmuth und die ritterliche Tugend gleichſam einheimiſch ſind, wozu das erhebende Beiſpiel preiswürdiger Vorfahren, noch öfter aber eine tadelloſe Erziehung das Meiſte beizutragen pflegen. Aber erſtehet: wenn Ihr das angeerbt nennt, was Ihr nicht ſelten der redlichen Pflege eines unadligen Gärtners dankt, ſo müßt Ihr eben ſo viele entgegengeſetzte Beiſpiele von angeerbter Untugend, Ehrloſigkeit, Feigheit und Lüderlichkeit zugeben, und

nicht verlangen, daß wir jene ungezogenen Buben mit und ohne Degen, die durch ihr unedles Betragen ihren Stammbaum beſudeln, als Edelleute ehren; nicht verlangen, daß ein wackrer Bürger, der mit ihnen in eine Ehren-Colliſion geräth, vor dem Geſetze gegen ſie zurückſtehe; ja Ihr müßt zugeben, daß es eben ſo viele Beiſpiele von angeerbtem Edelſinn unter den Nichtadligen giebt, auf welche Ihr von der Höhe eures Stammbaums ſo hochmüthig, wie der Floh in der Fabel von dem Rücken des Kameeles, herabſchauet. Mit Einem Worte Ihr adelſtolzen Herren! die Ihr den in unſern Zeiten ſo vielfach erprobten Edelmuth der Unadligen noch immer in

Abrede ſtellt, ja ihnen ſogar die Fähigkeit, edel zu handeln, abſprecht: angebohren und angeerbt iſt Euch nichts, als die leere Aufgeblaſenheit und Hohlköpfigkeit, der in manchen hochadligen Familien gleichſam erbliche Blödſinn, und hie und da das Zipperlein, die Gichtbrüchigkeit und die Kupfernaſen: kurz Erbübel und Erblaſter genug.“

Das ſind ungefähr die feinen Ausfälle, womit jene erbärmlichen Wichte dem von Gott eingeſetzten Stande zu Leibe gehen. — O ihr Irokeſen, die Ihr über den Adel ſo dumm und albern wie der Blinde von der Farbe, oder wie der Uhu von dem Sonnenlichte ſchwatzt: habt Ihr nie von dem Blute gehört,

welches in den Adern des Edelmannes rinnt? — Das adlige Blut, Ihr Tröpfe! ist es, welches den Edelmann macht, und welches, gleich dem unsterblichen Blute in den Adern der olympischen Götter, durch seine feinere Mischung, durch sein elektrisches Feuer, sich von dem gemeinen Bürgerblute unterscheidet. Das adlige Blut ist es, welches seinen Inhaber, so lange es nicht durch unedles Blut verunreiniget wird, stets zu edlen, hochherzigen Thaten treibt, und gleichwie das Blut des Herkules sich in den Herakliden, namentlich in seinem Abkömmling Aegisth offenbarte, ungeachtet er in dunkler Niedrigkeit, und seiner halbgöttlichen Abstammung unkun-

dig, erzogen wurde: so wird auch das echte und unvermischte adlige Blut immer und ewig schöne, herrliche Blüten und Früchte treiben. Denn daß es durch die Geburt in den Abkömmling überströmen, und folglich vererbt werden kann, das werdet Ihr hoffentlich nicht läugnen, Ihr müßtet denn alles, was Physiologie, alles was die gemeinste Erfahrung lehrt, abstreiten. Ein edles Gewächs, selbst wenn Ihr es auf schlechten Boden verpflanzt, wird nie unedle Früchte zeugen, so lange Ihr nicht ein unedles Reis, darauf pfropft, so wie ein Kürbis, mögt Ihr ihn gleich in ein Melonenbeet versetzen, stets wässrige Kürbisse hervorbringen wird. — Der köstliche Melniker,

was ist er anders, als ein Abkömmling der edlen Burgunderrebe, auf kalte böhmische Erde verpflanzt? Nehmt dagegen eine Grünberger Weinrebe, und verpflanzt sie nach Burgund oder Champagne: wird sie je Burgunder- oder Champagnerwein geben? Nur durch Einimpfung eines edlen Sprossen möchtet Ihr vielleicht ihre gemeine Natur veredeln. Eben so wird auch der adlige Knabe, wenn Ihr ihn auch unmittelbar nach der Geburt bei einem Bauer in die Pflege gebt, und ihn in Schmutz und Elend aufwachsen laßt, bald genug seine adlige Herkunft verrathen, und bei dem ersten Anlaß als ein wackrer Edelmann auftreten. Naturam furca expellas,

tamen usque recurret. Der Bauernknabe dagegen, mögt Ihr ihn auch in einem Fürſtenhauſe als Erbprinzen erziehen, wird immer ſeine gemeine bäuriſche Natur hervorblicken laſſen, und ein nichtswürdiger Bauerbengel bleiben; ein ſonnenklarer Beweis, daß die Erziehung, auf welche Ihr ſo großen Werth legt, noch keinen Edelmann macht, wenn der Adel nicht im Blute ſteckt. — Pfropft [illegible] gegen einen adligen Sprößling auf einen unedlen Stamm, ſo könnte es vielleicht mit der Zeit geſchehen, daß dieſer Stamm edlere Früchte trüge.

Zwar werdet Ihr alle dieſe Erfahrungsſätze läugnen, denn was wäret Ihr nicht zu läugnen im Stande! aber

leſet die herrlichen Romane und Schauſpiele, welche von Ritterthaten handeln, und Ihr werdet Beiſpiele genug finden, daß das adlige Blut ſich nie verläugnet. Beſonders empfehle ich Euch die Macht der Verhältniſſe, ein bürgerliches, oder vielmehr adliges Trauerſpiel von nicht geringem Werthe, worin jedoch der Verfaſſer leider ſelbſt an der Macht der Verhältniſſe ſcheiterte, weil ſich am Ende findet, daß der bürgerliche Held des Stücks, der, um ſeine gekränkte bürgerliche Ehre zu retten, ſeinen adligen Gegner, welcher ihm Genugthuung verſagt, ritterlich über den Haufen ſchießt — eigentlich aus adligem Saamen entſproſſen iſt, durch welche glückliche und geniale Wendung

sich dann der Knoten zur Beruhigung und vollständigen Genugthuung der adligen Zuschauer, wenn gleich wider die Absicht des bürgerlichen Verfassers, auflöset, indem die hoch- und hochwohlgebohrnen Herren und Damen sich nun mit selbstgefälligem und hochmüthigem Lächeln von ihren Sitzen erheben, und ausrufen: Da haben wir's ja! das adlige Blut allein hat's gethan! wie hätte auch ein bürgerlicher et caetera! —

Nun werdet Ihr mir zwar mit neuen Einwendungen angeflogen kommen, womit Ihr gewöhnlich einen Kleks auf die adlige Geburt zu werfen bereit seyd.

„Mit Vermiß" — werdet Ihr sagen — „Wie oft fügt es sich nicht,

daß eine adlige Stockrose oder Centifolie, ihres hohen Stammes uneingedenk, sich mit einem gemeinen Insekt encanaillirt? Wie oft fügt es sich nicht — um deutlicher zu sprechen — daß irgend ein stämmiger, wenn auch nicht hochentstammter Kammerdiener, Jokey, Leibkutscher oder Stallknecht, gleichsam wie ein Bohrwurm, in den Stammbaum hineinpfuscht, und sein gemeines Plebejerblut mit dem Blute der Herakliden dergestalt vermengt, daß auch der schärfste Scheidekünstler von dem Versuche, die edlen Bestandtheile von den unedlen zu scheiden, abstehen würde? Denn soviel werdet ihr Heraklid:n doch hoffentlich zugeben, daß euer Götterblut sich mit

unſerm gemeinen Deukaliontiſchen Menſchenblute ſo traulich und innig vermengt wie ein Tropfen Waſſer mit dem andern, und daß Adel- und Bürgerblut durchaus keine feindſeligen Elemente ſind wie Waſſer und Feuer, ja nicht einmal unverträgliche wie Waſſer und Oel. Kurz! Ihr werdet einräumen, daß dergleichen Vermiſchungen eben ſo praktiſche und handgreifliche Reſultate zur Folge zu haben pflegen, wie wenn euer Götterblut ſich nur mit gleichartigem vermiſcht. Ja noch mehr: Ihr werdet nicht in Abrede ſtellen, daß dem dürren und unfruchtbaren Stammbaume nicht ſelten ein guter Dienſt damit geſchiehet, wenn einmal ein geſundes und kräftiges Reis darauf

gepfropft wird, und daß die Früchte, die ein solches Reis trägt, nicht selten saftvoller sind, als der wurmstichige Abfall der trocknen Zweige.“

O ihr Elenden! Zwar, daß dergleichen Verirrungen sich mitunter ereignen: nun ja! ich will es Euch zugeben, aber nur, um Euch mit euren eignen Waffen zu schlagen. Was ist denn — frage ich — die jedesmalige, unausbleibliche Folge einer solchen Verirrung? Antwort: eine, wenn auch kräftigere, doch immer unedlere Frucht. Pfropft ein Pflaumenreis auf einen Pfirsichbaum, so wird er vielleicht saftvollere Früchte treiben, als seither, aber was für Früchte? Gemeine Pflaumen statt der edlen Pfir-

schen! Laßt die edle arabische oder englische Rasse sich mit der littauischen oder mekklenburgischen begatten, oder, um Euch mit einem einzigen Gleichnisse todtzuschlagen, das edle Roß mit dem Langohr: was wird daraus entstehen? Antwort: ein schlechter Bastard, ein Maulesel.

Doch auch durch diesen Todesstreich werdet Ihr noch nicht zum Schweigen gebracht werden. —

„Belieben Sie nur zu erwägen edle Herren!" — so werdet Ihr einwenden — „daß die langohrige Rasse, wie Sie die Nichtadligen nennen, im Laufe der Zeiten eine ziemliche Stufe hinauf, das edle Roßgeschlecht aber eine ziemliche Stufe hinabgestiegen ist, und beide jetzt

ungefähr eine und dieselbe Staffel auf der Leiter der beseelten Wesen einnehmen, so daß der Naturforscher jetzt kaum noch zu unterscheiden vermag, ob jenes characteristische Kennzeichen oder Familienwappen des Langohrs sich häufiger bei der einen oder bei der andern Classe befinde. Belieben Sie zu erwägen, daß aus der gegenseitigen Annäherung eine vorherrschende Spielart von Mauleseln, das heißt, eine in beiden Gattungen verbreitete Mischung von Edlem und Unedlem entstanden ist, die es unmöglich macht, das edle Geblüt, welches sich in die eine, und das unedle Geblüt, welches sich in die andre Gattung verirret hat, herauszuscheiden; mit Einem

Worte: die edle Raſſe von der unedlen abzuſondern. Belieben Sie zu erwägen, daß eben dies es nothwendig macht, den ſogenannten Geburtsadel, als ein morſches Gebäude, welches gegen den Sturm der Zeit nicht mehr Stand hält, in ſich ſelbſt verfallen zu laſſen, und einen ganz neuen Adel zu gründen, nemlich den der Tugenden und der Verdienſte. Laſſen Sie uns in Erlangung deſſelben ehrlich wetteifern, und bald wird ſich zeigen, in welcher Claſſe mehr oder weniger edles Blut vorhanden ſey.""

Ein ſaubres Raiſonnement! — Allerdings iſt es wahr, daß ſich die Natur, welche will, daß das Gleichartige ſich

nur mit dem Gleichartigen paare, für dergleichen Abweichungen von ihrer Vorschrift fürchterlich rächt. Allerdings ist es wahr, daß durch jene unselige Vermischung des edlen und unedlen Blutes sich auch in unsre Caste unedle bürgerliche Neigungen und Untugenden mancherlei Art eingeschlichen haben; allerdings ist es wahr, daß sich jetzt, um auf das vorige Gleichniß zurückzukommen, Maulesel genug unter den edlen Rossen befinden. Aber eben dieses beweiset ja gegen Euch, weil es schnurgerade auf die Existenz eines edlen Urstammes, und auf die Nothwendigkeit hinweiset, denselben zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Dies

aber kann nur dann geſchehen, wenn man eine Säuberung vornimmt, und diejenigen Maaßregeln, welche ich weiter unten vorſchlagen werde, ſo bald wie möglich in Ausführung bringt.

Und ſomit hoffe ich denn den Adel, als eine angeborne und im Blute ſteckende Eigenſchaft gegen jene Elenden ſiegreich vertheidigt zu haben. Jetzt aber werde ich ihn von einer anderen Seite, nemlich als ein politiſches Inſtitut, als den Grundpfeiler aller Staaten in Schutz nehmen, und jenen Bellern, welche beſtreiten, daß er von dem Weltregierer ſelbſt eingeſetzt ſey, und auf einem göttlichen und unabänderlichen

Naturgesetze beruhe, mit unwiderleglichen Argumenten das Maul stopfen.

„Ihr wollt uns glauben machen" — sagen sie — „der Adel sey die Stütze der Staaten, die Vormauer und Schutzwehr der Regierungsgewalt gegen äußere und innere Angriffe, mit Einem Worte: das Palladium des Vaterlandes, und Ihr beruft Euch deshalb auf Geschichte und Erfahrung. Wir wollen auch nicht in Abrede stellen, was die großen Vorbilder eures Standes seit Menschengedenken für die Erhaltung der Staaten, namentlich in unserem Vaterlande gethan haben. Aber bekennet auch, daß diese Stütze eben so oft bei'm ersten Hiebe nachließ und zerbrach, bekennet auch,

daß dieſe Vormauer ſich eben ſo oft verderbend über Thron und Volk ſtürzte, bekennet, daß der Staat eben ſo oft das Volk, das unedle, gegen die Anmaßungen und Eingriffe, gegen die Empörungen und verrätheriſchen Anſchläge eurer Caſte zu Hülfe rufen mußte; bekennet, daß der unedle Pöbel eben ſo oft den Karren, den Ihr in den Koth geſchoben hattet, im Schweiße ſeines Angeſichtes wieder herausziehen mußte, und Euch dazu. Wahrlich! es ließe ſich eben ſo bündig beweiſen, daß dieſe Vormauer eigentlich nichts weiter ſey, als eine unſelige Scheidewand zwiſchen dem Fürſten und dem Volke, welche die innige Vereinigung zwiſchen beyden hindert,

und den traurigen Uebelstand veranlaßt, daß sie in Zeiten der Gefahr getrennt, und wenn auch nicht feindselig, doch fremd und kalt einander gegenüber stehen; nichts weiter als ein dichter Vorhang, welcher dem Vater den Anblick seiner zahlreicheren, doch weniger begünstigten Kinder, und ihrer Leiden und Bedürfnisse, entzieht, vor allen aber eine Schranke, welche den Wachsthum des Volkes und die freye Entwickelung seiner Kräfte hemmt, indem sie sich demselben, wo sie es irgend vermag, auf allen Wegen, die zu höherer Wirksamkeit im Staate führen, entgegen stemmt, und ihm, gleichsam wie einen starrenden Rechen, überall das dumme Vorur-

theil der Geburt entgegenhält.“

Mit diesen und ähnlichen Argumenten, welche dermaßen nach moderner Aufklärung riechen, daß man die jakobinische Pfütze der französischen Revolution, woraus sie entsprungen sind, sogleich wittert, mit diesem eben so erbärmlichen als hochverrätherischen Schnickschnack denkt Ihr Ohnehosen das Fundament jenes uralten, heiligen und göttlichen Instituts über den Haufen zu werfen?

Schon daß es bei allen Nationen der Welt, von ihrer Schöpfung bis jetzt, eine durch Geburt, das heißt: durch Abstammung von ruhmwürdigen Vorfahren, oder von Gott selbst, vor

dem Pöbel ausgezeichnete Classe gab, muß Euch die Augen über die Heiligkeit des Geburtsadels öffnen. Nichts von den Heldenstämmen der Griechen, nichts von Patriziern, nichts von chinesischen und indischen Casten! ein jedes Blatt der Geschichte, ja ein jeder Blick in die menschliche Natur, ist deß Zeuge.

Zwar werdet Ihr mir wieder einwenden, daß auch ein jedes Blatt der Geschichte von menschlichen Thorheiten, Krankheiten, Lastern, Gebrechen und moralischen Auswüchsen zeugt, ohne daß man daraus auf deren Heiligkeit schließen, und die Nothwendigkeit läugnen könne, ihnen Schranken zu setzen. — O Ihr Verruchten! die Ihr den Wahn

ſinn ſo weit treibt, den Adel mit einen Gebrechen zu vergleichen. Seyd Ihr wirklich blind genug, das viele Herrliche und Groſſe, welches er ſeit Anbeginn der Welt ſtiftete, zu überſehen? Was gleicht insbeſondere dem weyland ritterlichen Adel unſers Vaterlandes, der einſt auf den unzähligen feſten Schlöſſern hauſete, die nun leider in Trümmern liegen, ſeitdem das edle Fauſtrecht den verwünſchten Geſetzbüchern Platz gemacht hat, die jedem Schuft von Bauer, jedem Lump von Schneider, Schuhflicker und Krämer geſtatten, gegen den Edelmann als Kläger aufzutreten, der ihn ſonſt ohne Gnade und Barmherzigkeit in ſeinem

Burgverließ verfaulen lassen durfte, wenn er sich unterstand, für eine ritterliche Wegelagerung Genugthuung oder Entschädigung zu fordern: — Doch nur Geduld! unsre beliebten Feudaldichter, die uns jene schöne Zeit in so anziehenden Dichtungen wieder aufwärmen, werden den Sinn dafür bald wieder beleben, und die Zeit wird einst zurückkehren, wo jene stattlichen Burgen, von Philistern Raubschlösser genannt, wieder dastehen werden in ihrer alten Kraft und Herrlichkeit.

Ihr behauptet, der Adel habe sich hie und da gegen den Thron aufgelehnt: — Ja! die Geschichte liefert allerdings Beyspiele dieser Art: aber es geschahe

nur dann, wenn die Regierungsgewalt blind genug war, den Adel in seinen wohlhergebrachten Vorrechten zu beschränken, und ihm Lasten aufzubürden, welche zu tragen nur den unedlen Volksclassen nach uraltem Herkommen und nach dem ewigen Gesetze der Natur obliegt, die das Recht des Stärkeren heiligt. So lange aber der Thron diese Vorrechte unangetastet ließ, war der Adel stets seiner eigentlichen Bestimmung eingedenk, eine Stütze und Vormauer des Thrones zu seyn, das heißt: ihn gegen die Empörung des Volkes zu schützen. Denn das Volk, oder der zum Tragen und Gehorchen ausschließlich bestimmte Theil der Beherrschten, ist eben darum

ſtets in feindlicher Stellung gegen den Thron, iſt der natürliche und geborne Widerſacher deſſelben, ſtets zur Empörung geneigt, und ſein Joch abzuſchütteln bereit. Wer anders alſo kann dem Throne zum Bollwerk gegen die Fluth der Empörung dienen, als der Adel?

Ihr ſprecht von einer Scheidewand zwiſchen Fürſten und Volk, welche die Annäherung und engere Vereinigung zwiſchen beiden hindere? Ihr ſprecht von einer Trennung des Vaterherzens von den Herzen der geliebten Kinder. — Schöne Sentenzen fürwahr! und ein ſchöner Plan, dem Mörder, der den Dolch unter dem Mantel trägt, den Zugang an die Bruſt desjenigen zu bah-

nen, nach deſſen Leben er trachtet. Wir haben in Frankreich geſehen, wohin ſolch ein ſaubrer Plan führt. Ihr ſprecht von einer Schranke, welche der gemeinen Volksmaſſe den Weg zu höherer Wirkſamkeit ſperrt. Ihr habt recht. Aus demſelben Grunde, weshalb der Adel eine Schutzwehr des Thrones iſt, muß er auch eine Schranke gegen das Emporkommen des feindſelig geſinnten Volkes ſeyn. Eine geſunde Politik verbietet das Emporkommen des gemeinen Volks, und wehe dem Staate, der aus tadelnswerther Neuerungs- und Aufklärungsſucht Bürgerliche zu höheren Aemtern und Ehrenſtellen gelangen läßt. Früh genug wird er dieſen Vorwitz bereuen,

und zu einer vernünftigeren Politik zurückkehren.

Endlich seyd ihr verwegen genug, zu behaupten, daß die unedle Masse des Volks in gewissen Fällen sogar den Staat, und mit ihm den Adel, aus der Patsche gezogen, und vom Untergange gerettet habe. Lächerliche Rodomontaden! Mit demselben Rechte gebühret dem Wall und der Festungsmauer, an welcher ein feindlicher Angriff scheiterte, das Verdienst des Erfolges, und nicht demjenigen, welcher sie vertheidigte. Was ist das Volk anders, als der Wall, das Außenwerk oder die Vorpostenlinie des Staats, welche da sind, den ersten Angriff auszuhalten, ehe der

Beſatzung ſelbſt zu Leibe gegangen wird? Was iſt das Volk anders, als der Troß oder die Lückenſtopfer, welche man dem wüthenden Feinde, wie einem hungrigen Wolfe, zum Verſpeiſen vorwirft, ehe man's an den Kern, das heißt, an den edlen Theil der Vertheidigungs-Maſſe kommen läßt? Hat daher Eure unedle Volksmaſſe ſich für den Staat geopfert: wohl ihr! ſo hat ſie ihrer Beſtimmung genügt, und ſich als einen guten Wall bewähret.

Und hiermit Ihr Kläffer! hoffe ich Euch das Maul dergeſtalt geſtopft zu haben, daß Ihr zur Einſicht gelangt ſeyn werdet, wie ſehr Ihr Euch durch

Euer unsinniges Gebell an diesem göttlichen Stande versündigt.

Nun aber wende ich mich an Euch, Ihr Edlen des Volks, nemlich an Euch, die Ihr es durch die Geburt seyd.

Ich weiß wohl, daß es viele unter Euch giebt, die, von dem leidigen Geist der Zeit angesteckt, keinen sonderlichen Werth auf ihren Stammbaum legen, und sich auf ihr selbsterworbenes Verdienst mehr zu Gute thun, als auf das edle Blut, welches in ihren Adern rinnt; viele, welche sich mit der Bourgeoisie durch vertrauten Umgang, ja sogar durch Heirathen amalgamiret haben; viele endlich, welche den Verkehr mit unedlen Subjekten, bei denen sie mehr

Befriedigung des Geiſtes und Herzens zu finden glauben, dem Umgange mit der Nobleſſe vorziehen. An ſolche ausgeartete Standesgenoſſen ſind dieſe Worte nicht gerichtet. Mögen ſie ſich immerhin wegwerfen: unſre Caſte verliert nichts an ihnen, denn ſie verrathen durch ihre höchſt unedlen Neigungen, daß gemeines Bürgerblut ſich in ihre Adern eingeſchwärzt hat.

An Euch wende ich mich, ihr ebenbürtigen Herren und Frauen! die Ihr auf reines und unverfälſchtes Adelsblut haltet, die Ihr euren Stammbaum vor allen unedlen Einimpfungen mit rühmlicher Sorgfalt hütet, und die bürger-

liche Atmosphäre wie die Pest scheuet: O! laßt uns ohne den mindesten Verzug auf Maaßregeln sinnen, wie unser Stand von aller unedlen Schlacke gereinigt, und in seiner ursprünglichen Lauterkeit wiederhergestellet werden könne. Nicht alle, die das Prädikat von ihren Namen vorsetzen, sind darum schon Edelleute. Ihr wißt nur zu gut, wie viel Grobzeug sich im Laufe der neueren Zeiten in unsre Casse eingeschlichen hat. Vor allen Dingen wird es nöthig seyn, den unechten, oder sogenannten Verdienstadel, von dem echten, oder Blutsadel, wie das Korn von der Spreue zu sichten. Ist es nicht unerträglich, wenn man so einen Herrn von

Scharnhorſt, oder gar einen Herrn von Göthe, Herrn von Schiller, Herrn von K—b—e, Herrn von B—y—e, Herrn von S. —g—n der Nobleſſe beizählt, deren Namen man in keinem Turnierbuche findet, und deren Adel nicht etwa aus rühmlich vergoſſenem Blute, ſondern aus dem Dintenfaſſe ſtammt, weshalb man ihn füglich den Dintenadel nennen könnte? Mag doch die Regierung einen beſonderen Stand, meinetwegen unter dem Namen Verdienſtadel ſtiften, und ihn aus ſolchen Subjekten zuſammenflicken: aber ſie unſrer altadligen Nobleſſe gleichzuſtellen, die oft 16 Ahnen und mehr aufweiſen kann; nein! das iſt nicht zu ertragen.

Sodann wird man auch jene neu gebackenen Edelleute und Barone, welche ihre Standeserhöhung dem Gelde danken, ausmerzen müssen, wenngleich sie offenbar durch den Glanz der edlen Metalle den Vorzug vor den eben gedachten Personagen genießen, und mit ihren Reichthümern dem alten Adel bei Gelegenheit unter die Arme greifen können. Doch mögen sie auch über und über vergoldet seyn, ihr Adel ist und bleibt gemeines Kupfer, und ich schlage vor, sie, zum Unterschiede von der gebornen, die geprägte Noblesse zu taufen. Aber nicht genug, daß man die neugebacknen Edelleute unsers jacobinischen Zeitalters von dem Adel absondert: auch alle

diejenigen, deren Adel aus den Jahrhunderten nach dem Faustrechte, besonders seit Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst herstammt, wo das herrliche Ritterthum sich allmählig seinem Ende nahete, und das unselige Licht der Aufklärung über Europa kam, müssen ausgemerzt werden. Denn nur jene ritterlichen Zeiten, wo Stahl und Stahl sich funkensprühend begegneten, wo die Sennen im Kampfgewühl sich stählten, und das hochklopfende Herz in mächtigen Pulsschlägen an den schweren Harnisch pochte, nur jene schönen Zeiten waren dazu geeignet, das echte Heldenblut abzuläutern und abzukeltern. Wer daher die Adels-

probe beſtehen will, muß vor allen Din-
gen beweiſen, daß ſein Stammvater
ſchon damals ritterlich kämpfte. Die
Edelleute der ſpäteren Zeiten mögen
immerhin eine Art von Adel bilden,
aber es iſt kein echter Ritteradel, ſon-
dern zu ſehr mit Dintenadel gemiſcht,
als daß er die Probe aushielte.

Habt ihr nun auf ſolche Art die
edle Raſſe geſäubert, ſo hütet ſie ſorg-
ſam. Zu dieſem Ende dürfte die Ein-
führung von Geſchlechts-Regiſtern, nach
Art derjenigen, welche über die edlen
arabiſchen und engliſchen Roſſe geführt
werden, ſehr zu empfehlen ſeyn. Sollte
deſſenungeachtet einer eures Standes
unwürdig genug handeln, ſeinen Stamm-

baum durch Verheirathung mit einer bürgerlichen Perſonage zu bemakeln, ſo ſtoßet ein ſolches räudiges Schaaf ohne Gnade durch den Spruch eines dazu niedergeſetzten engeren Ausſchuſſes aus eurer Heerde.

Hütet ferner das point d'honneur, dieſen Grundpfeiler des adligen Hochſinnes. Ein Edelmann muß ſich nie ſo weit vergeſſen, dem Unadligen für eine ſogenannte Ehrenkränkung Genugthuung zu geben. Denn die Ehre iſt ein ausſchließliches Eigenthum des Adels, bei Bürgerlichen kann daher von Ehrenkränkung nie die Rede ſeyn, und außerdem räth auch die Politik, ſich mit der Populace nicht herumzubalgen, weil

man Beiſpiele hat, daß ſolches zu unangenehmen phyſiſchen Reſultaten führen kann.

Endlich hütet Euch vor aller Gemeinſchaft mit der unedlen Maſſe, und meidet ihre geſellſchaftlichen Zirkel, weil es nur zu leicht geſchiehet, daß ſich gemeine Geſinnungen und Grundſätze auf ſolche Art in den Adel einſchleichen. Der Kenner wird den Edelmann gar bald von dem Unedlen zu unterſcheiden wiſſen. Er verräth ſich ſogleich durch einen gewiſſen noblen Anſtand, durch ein ſtolzes Herabſehen und Naſerümpfen, wenn er in einen bürgerlichen Zirkel eintritt, beſonders aber durch jenen edlen Trotz, durch jene ritterliche Keckheit,

(von dem Pöbel Ungezogenheit genannt) hinter welcher das echte point d'honneur lauert. Die unedle Brut hingegen giebt sich gar bald durch eine gewisse philistermäßige Demuth, besonders aber durch einen ihr ganz eigenthümlichen, gemeinen, bürgerlichen Geruch zu erkennen, wie jeder bezeugen wird, dem die Natur jene feine adlige Nase gab, auf welcher gleichsam geschrieben steht: ich wittere Plebs. —

Und hiermit — theuerste Standesgenossen! biethe ich Euch meine ritterliche Rechte zum Abschiede, und schließe mit dem herzlichen und wohlgemeinten Wunsche, daß der echte Geist des Ritterthums bald siegreich wiederkehren,

und den feuerſpeienden Drachen der mo-
dernen Aufklärung in ſeine Höhle zu-
rücktreiben möge. —

IV.

Epiſtel an die Plebejer, und Aufruf zur Befeſtigung in der Tugend der Demuth, namentlich in der lobenswerthen Plebejer-Demuth gegen den Adel.

Ehrenfeſter Plebs!

Es hat ſich in neueren Zeiten eine Stimme der Afteraufklärung erhoben, welche alſo zu Dir ſpricht:

„Erwachet endlich zum Gefühl eurer ſelbſt, ihr Plebejer! lernet endlich Euch ſelbſt ſchätzen! laſſet ab von der Kriecherey und hündiſchen Demuth gegen

einen Stand, der nur darum ſich über Euch erhebt, weil Ihr Euch vor ihm erniedriget. Ohne Demuth giebt es keinen Hochmuth, ohne Selbſterniedrigung keine Herabſetzung, ohne Plebejerſinn keinen Adelſtolz, und ohne Knechtsſinn keine Deſpoten. Aber wer ſich vor mir im Staube windet, den darf ich treten: dies iſt ein ewiges und uraltes Recht, wie des Menſchen Recht, den Stier und den Eſel in den Pflug zu ſpannen, und mit der Peitſche zu züchtigen. Die Natur bringt weder Herren noch Knechte hervor; kein Tyrann wird gebohren, die Menſchen machen ihn erſt dazu. — Denkt an Napoleon! — Denn in demſelben Maaße, wie Ihr den

Nacken vor eurem Nebenmenſchen beugt, wird er ſein Haupt über Euch erheben, bis er endlich ſeinen Fuß auf euren Scheitel ſetzt, bis er endlich die Erniedrigung und Unterwerfung, die Ihr ihm freiwillig bezeigtet, als Pflicht und ſchuldigen Tribut von Euch fordert, bis er endlich ein Recht und eine heilige Gewohnheit daraus macht, Euch — zu treten" — Mit Einem Worte: der Hochmuth des Adels, worüber Ihr Euch unabläſſig beklagt, und welchem jetzt neue Schwungfedern gewachſen ſind, wird von ſelbſt aufhören, ſobald eure Eſels-Demuth aufhört, und kein Deſpot wird Euch zum Fußſchemel machen, ſobald Ihr ablaßt, vor ihm zu kriechen."

So vermeſſen und tollkühn erhebt ſich dieſe Jakobinerſtimme gegen den erſten Stand im Staate, der nun einmal von Gott und Rechtswegen über Euch Plebejer geſtellet iſt, wie das Haupt über die Glieder, oder doch wie der Bauch über die Füße. Ja ſie hat offene Ohren gefunden bei Unzähligen, und der Geiſt des frechen Uebermuths hat dermaßen Wurzel gefaßt, daß es jetzt Unſinnige in Menge giebt, welche dem Adel das wohlhergebrachte Recht, über ihre Köpfe hinweg zu ſchreiten, nicht zugeſtehen wollen.

O Ihr, die Ihr ſeither bei eurer tiefeingewurzelten und mit der Muttermilch eingeſogenen Plebejer-Demuth feſt be-

harrtet, Ihr, die ihr von Schauen der Ehrfurcht durchdrungen, Euch vor jeden hochwohlgebohrnen salva venia Strohkopf pflichtschuldigst in den Staub beugt: lasset Euch durch dergleichen frevelhafte Reden auch ferner nicht in eurer Tugend erschüttern, sondern befestiget Euch darin je mehr und mehr. Nehmt ein Beispiel an den frommen Hündlein, welche sich schwanzwedelnd und fußleckend vor ihren Herren submittiren, und mit devoter Zerknirschung die Tritte und Stöße in Empfang nehmen, so ihnen von denselben dargereicht werden. Sehet da! in solchen rührenden Zügen musterhafter Hundetugend offenbaret sich der echte gediegene Bürgersinn, der Euch hie und

da in den öffentlichen Belobungen eurer Obrigkeiten zur Nacheiferung anempfohlen wird.

Ihr Plebejer seyd nun einmal, vermöge eurer Geburt und Organisation, zur Niedrigkeit erkoren, und euer Thun und Trachten darf sich daher nicht durch emporstrebenden Hochsinn, sondern nur durch demüthige Unterwerfung und unterthänigen Respekt zu erkennen geben. Dieser allein ist der Vater jeder echten Bürgertugend, und was Ihr auch in Zeiten der Gefahr Gutes und Lobenswerthes vollführen möget: euer Ruhm bestehet nur in dem ergebensten Gehor-

ſam gegen eure Obern, und in der ſub
miſſeſten Reſignation, womit Ihr Geld,
Gut und Blut für ſie darbringt.

V.

Bruchstück aus einer Vorlesung: über die Kunst zu schmeicheln.

Hochzuehrende Herren!

Die Kunst zu schmeicheln, von welcher ich schon früher, jedoch nur im Vorbeigehen sprach, als ich mich über die Wege, zu einem einträglichen Amte zu gelangen, ausbreitete, ist nach dem Urtheile aller verständigen Leute, welche sich ein wenig in der Welt umgesehen haben, und sie nicht bloß von Hörensagen, oder aus dem poetischen Guckkasten gutmüthiger Phantasten kennen,

so unentbehrlich wie das Einmaleins, und wer sein Glück machen will, es sey am Hofe, im Felde, oder im Civil-Fache, der muß vor allen Dingen die krummen Wege kennen lernen, womit das Feld, welches er betreten will, durchschnitten ist.

Würde man denjenigen nicht einen Tollhäusler schelten, der eine Reise machen wollte, sey es auch nur von Hamburg bis Altona, und sich vornähme, es koste was es wolle, der Nase nachzugehen? Wie bald würde er sich den Kopf an einem Zaun, Pfahl oder Schlagbaum zerstoßen. Wie bald würde er sein'n Geradsinn in einem Graben oder Sumpfe büßen!

Und iſt das moraliſche Feld etwa geebneter als das phyſiſche? — Du lieber Himmel! wer zählt die Berge und Felſen, die Seeen und Abgründe, die Mauern und Wälle, die ſich dem Wandrer hier darbiethen! Wie oft muß man hier durch Engpäſſe und Hohlwege, durch Dick und Dünn, durch Moräſte und Kloake, durch Schleichwege und Canäle, um ihnen auszuweichen! Wie oft heißt es hier: Holla! ſchmiege dich! bücke dich! krieche! ſchlüpfe hindurch! tritt getroſt hinein, und halte die Naſe zu! — Auch ſtehen hier keine Wegweiſer, woran du leſen kannſt, ob du dich links oder rechts halten ſollſt, und wer es daher unternähme, einen ſolchen

Wegweiser aufzurichten, der würde sich unstreitig ein großes Verdienst um die Welt stiften.

Lange schon habe ich nach jenem Verdienste gegeizt. Jezt endlich wage ich es, mit einer Arbeit hervorzutreten, welche mir, wie ich mir selbst schmeichle, den geraden Weg zu einem Orden, einer Hofstelle, Finanzpfründe oder Professur bahnen wird. Ja ich läugne nicht, daß ich mich schon im Geiste als Ritter des goldenen Fuchsschwanzes erster Classe, geheimen Hofspeichellecker, oder professor extraordinarius der Räucherkunde, in allen Zeitungen proklamirt sehe.

Zwar wird mancher jener Herren, welche dieſe Kunſt ex professo trei: ben, ſein Hörorgan mit einem gewiſſen Vorurtheile gegen mich hinneigen, weil ich nicht zu ſeiner Zunft gehöre, und zur Zeit als offizieller Hof: und Mini: ſterial: Räucherer noch nicht akkreditiret bin. Dieſen Herren diene hiermit zur Nachricht, daß ſeine barbareskiſche Ho: heit, der Dey von Algier, hochſeligen Andenkens, mich ohnlängſt, wie ich es vermuthete, für meine gründliche Ver: theidigung der Sklaverey (Heft 5 des ſatyriſchen Zeitſpiegels) mit der Deko: ration der goldenen Halskette begna: digt hat, und ich mich daher dem ehren:

werthen Ritterſtande jetzt mit einigem Rechte beigeſellen darf.

Doch, wenn dies auch nicht wäre: warum ſoll ein Profeſſor eben ein Profeſſionist ſeyn? Giebt es heutiges Tages nicht Meiſter genug, welche nie Lehrlinge und Geſellen waren? Und beweiſen nicht unſre neueſten Meiſterſänger, Sprach- Kunſt- und Lehrmeiſter, daß die Meiſter jezt zu Dutzenden — vom Himmel fallen?

Darum hoffe auch Ich, durch meine Theorie der Schmeichelkunſt an den Tag zu legen, daß ich die Lehrgrade mit einem tüchtigen Satze überſprungen habe;

ja ich ſetze meinen Kopf gegen einen Mohn- Kohl- oder Schaafskopf, daß mancher wohlbeſtallte Hofpoet, der ſich den ſeinigen über einer pflichtmäßigen Dank-Addreſſe der getreuen Unterthanen an den geliebten Landesherrn zerbricht — woran ſie, beiläufig geſagt, oft ſo wenig Antheil haben, wie an dem vorjährigen Sonnenſchnupfen — von mir lernen ſoll, aus welchen Ingredienzien das echte extrafeine Königsräucherpulver beſtehet.

Gleichwohl würde man mein Verdienſt zu hoch anſchlagen, wenn man annähme, daß ich den Faden zu dem Gewebe meiner Theorie aus mir ſelbſt herausgeſponnen hätte. Ehre dem Ehre

gebührt! Mein ganzes Verdienſt beſteht darin, daß ich die Materialien, welche mir die Beobachtung großer Praktiker in dieſer Kunſt darbot, geſammlet, geordnet, und zu einem Ganzen zuſammengefügt habe. —

Zur Sache denn!

Die Kunſt zu ſchmeicheln beruht in der Geſchicklichkeit, den Verſtand eines Menſchen mit Hülfe ſeiner Eigenliebe dergeſtalt zu umnebeln, daß er blind gegen ſich ſelbſt, und gegen die wahre Abſicht des Schmeichlers wird. Sie ſetzt daher jedesmal einen Sieg über den Verſtand eines andern, und einen Betrug — oder, um unſre Sprache vor dem

Vorwurf der Härte und Ungeschmeidigkeit zu bewahren — eine Täuschung voraus. Schmeicheln ist daher eine schwere, nie zu ergründende Kunst. Denn der Meister in derselben muß nicht allein ein tiefer Menschenkenner seyn, der die Schwächen und Blößen, die Verirrungen und Thorheiten des menschlichen Gemüths genau erkundet hat, er muß auch seinen Gegenstand insbesondere studirt haben, und jene Gewandheit des Geistes besitzen, welche erforderlich ist, um den Sieg über den Verstand eines eben nicht beschränkten Menschen davonzutragen, jene Charakterstärke, welche nothwendig ist, um Schwierigkeiten zu überwinden, Demüthigungen

aller Art, physische und moralische Fußtritte mit Demuth und Ergebung zu ertragen. Kurz, sein Wahlspruch muß seyn: per aspera ad astra! u. s. w.

Immanuel Kant's physische Geographie;
von Kants [illegible]

[illegible] des Landes,
([illegible], Umfang u. Größe,)
ist jetzt der 2te Band (der als vorzüglich gekannten Vollmerschen Ausgabe) in neuer Auflage fertig geworden; beide mit dem Titel:

Kant's physische Geographie, 2ten Bds. 1ste und 2te [illegible] der beiden Bände in der [illegible] 4 Gr. [illegible] Gr.

[illegible] 1 Rthlr. 16 Gr.

Ueber Staatsverfassung,
vom Landvogt S. J. G. Behrens. 8. Hamburg.
1 Rthlr.

nicht zu verwechseln mit dem in Schleswig erschienenen gleichfalls verdienstvollem Werke: Ueber Staatsverwaltung.

In demſelben Verlage ſind folgende Bücher erſchienen:

K. Müchlers
Anekdoten-Almanach für 1819.

Mit Kupfer. Geheftet. 1 Rthlr. 8 Gr.

Es ſind jetzt von dieſem Almanach 10 Jahrgänge erſchienen, nemlich für die Jahre 1808, 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1815, 1817, 1818 und 1819, welche außer dem erhemeren Werth, den ſie für die Unterhaltung hatten, noch als ein Repertorium vieler witzigen, geiſtreichen Einfälle und manniqfaltiger Vorfälle des geſellſchaftlichen Lebens, charakteriſtiſcher Züge merkwürdiger Perſonen, und mancher Beiträge zur Zeitgeſchichte, geſchätzt und zum Nachſchlagen oft benutzt werden. Um in dieſe ſo zahlreich angewachſene Menge von Anekdoten einige Ordnung zu bringen und das Aufſuchen zu erleichtern, wird gegenwärtig über alle 10 Jahrgänge ein Namen- und Sachregiſter bearbeitet, welches ehestens erſcheinen und allen denen willkommen ſeyn wird, die die ganze Sammlung benutzen. Es werden hierdurch die einzelnen Jahrgänge zu einem Ganzen verbunden, gewiſſermaßen zu einem Anekdoten Lexicon, wie es, in dieſer Reichhaltigkeit, bis jetzt uns fehlte. Ein Exemplar aller 10 Jahrgänge koſtet 13 Rthlr. 8 Gr., auch sind die Jahrgänge von 1810 an, noch einzeln für 1 Rthlr. 8 Gr. zu haben.

Kieſewetter, J. G. C., Reiſe durch einen Theil Deutſchlands, der Schweiz, Italiens und des ſüdlichen Frankreichs nach Paris. Erinnerungen aus den denkwürdigen Jahren 1813, 1814 und 1815. 2 Bände. gr. 8. geh. 4 Rthlr.

Die Deutſchen gehören unſtreitig in die Klaſſe der inquiſitive Travellers oder forſchenden Reiſenden, wie ſie Sterne nennt. Man kann ſich auf ihre Aufmerkſamkeit, auf ihren Tiefblick und meiſtens auf ihre Unparteilichkeit verlaſſen. Dem Verfaſſer dieſer Reiſe gebührt ohne Schmeicheleh, dieſes dreifache Lob; und eben ſo ſehr noch das beſondere Zeugniß, daß in ſeinen

Dialogiſche
Turnſpiele;

das iſt:

erbauliche Geſpräche
zwiſchen
Spöttern und ernſthaften Leuten
über allerlei Dinge.

Aufgezeichnet
von
T. H. Friedrich.

Berlin 1819.
Bei Duncker und Humblot.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Der alte Spötter Lucianus hat mich überzeugt, daß keine Form sich beſſer für die Satyre eignet, als die dialogiſche. Denn der Dialog ſtellt die Menſchen, indem er ſie redend einführt, am treffendſten in ihrer Eigenthümlichkeit dar, und gewährt außerdem den großen Vortheil, daß er ſie in eine beſtändige Oppoſition, in einen lebhaften Kampf der Meinungen und Gefühle verſetzt, wodurch der Gegenſatz der Vernunft und Thorheit, alſo das eigentlich Lächerliche, deſto ſtärker herausgehoben, und das Gemälde vor Eintönigkeit

bewahrt wird, folglich an Lebendigkeit des Colorits ungemein gewinnt. Zudem giebt es kein Gewand, worin ſich Momus freier bewegen, und mit größerer Leichtigkeit von einem Gegenſtande zum andern überſpringen könnte, als das dialogiſche. —

Dies iſt, was mich zur Herausgabe der Geſpräche beſtimmte, welche ich hiemit dem Leſer übergebe.

Hamburg im Juli 1818.

Der Verfaſſer.

Die Nachwehen.

Der Autor und sein Freund.

Der Autor.

Da wäre also das Kindlein glücklich zur Welt gebracht! — Jetzt aber kommen die Nachwehen. Zuerst macht mir die Sorge zu schaffen: wie tauf' ich es? Dann aber kümmern mich die Fehler, die bei der Geburtshülfe vorgefallen sind.

Der Freund.

Du meinst die Druckfehler?

Der Autor.

Ja wohl, Freund! Ach! du weißt nicht, was es dem armen Vater für ein Herzeleid

macht, wenn er denkt: da läuft dein Früchtchen in der Welt herum, und trägt so mancherlei kleine Unzierden an ſich, welche Dir, und nicht der Hebamme zur Laſt gelegt werden, die ſie doch eigentlich verſchuldet hat. Zwar habe ich dem Kindlein ein Sündenregiſter — Druckfehlerverzeichniß — angehängt, worin ich gegen alle Schuld proteſtire: aber das wird nur zu oft überſehen.

Der Freund.

Da kannſt du ſehr leicht aus der Verlegenheit kommen. Erkläre das ganze Werk für einen Druckfehler, dann biſt du der Sorge um die einzelnen Druckfehler überhoben, und kannſt keck behaupten, ſie ſeien nur Schuld der Preſſe, wenn dein Werk nicht viel tauge.

Der Autor.

Ein herrlicher Einfall, wofür ich dich küſſen möchte. — Freund! was wälzeſt du mir da für einen Stein vom Herzen! —

Dieſe Sorge alſo wäre beſeitigt, und zugleich der Kritik ein Poſſen geſpielt. Denn wenn der Autor ſelbſt ſein Werk für einen großen Dummkopf erklärt, was bleibt ihr dann noch zu ſagen übrig? — Nun aber pro secundo: was für einen Taufnamen ſoll das Kindlein erhalten? Unter welchem Titel ſchick' ich es in die Welt? — Ach! wüßteſt du, was der Titel Unſereinem oft für ſchmerzliche Nachwehen verurſacht!

Der Freund.

Auch darin will ich dir dienen. — Nenne es neue Fidibus oder neue Makulatur. Auf dieſe Art ſtopfeſt du der Kritik vollends den Mund. Denn es müßte doch mit dem Henker zugehen, wenn es auch dieſem Titel nicht entſpräche.

Der Autor.

Neue Fidibus! — Unvergleichlich! — So kann man mir wenigſtens Ein Verdienſt, das der Beſcheidenheit, nicht abſprechen.

Habe Dank, mein Freund! Du haſt mich von allen Sorgen entbunden. Ich will meinen Verlegern dieſen Titel dringend empfehlen, und wenn ſie ihn nicht annehmen, ſo iſt es gewiß nicht meine Schuld.

Die

Die Gedankensaat.

„Und es ging ein Säemann aus, zu säen.“

Benedikt und Maledikt.

Benedikt.

Du haſt manches Treffende und Wahre geſagt, aber ohne Zweifel auch viel Halbwahres, Schielendes, Flaches und Nichtsſagendes. Geſetzt aber auch, es wären lauter Goldkörner, die du ausſäeteſt: geſtehe aufrichtig, wozu nützt es?

Maledikt.

Der Saame der Wahrheit, mein Freund! iſt nie vergebens ausgeſtreuet. Zwar ein Theil iſt taube Hülſe, ein andrer fällt auf einen

ſteinigten Acker, noch ein anderer wird von den Winden verwehet, wieder ein anderer von den Thieren zertreten: Ein Theil aber faßt Wurzel, und wird Halm und Ähre.

Benedikt.

Zeige mir nur Einen Halm, nur Eine Ähre, die aus deinen Schriften hervorging.

Maledikt.

Unſichtbar ſprießt und reift die Saat auf der Gedankenflur: einſt werden Garben daraus.

Benedikt.

Spreu! nichts als Spreu, liebes Kind! o täuſche dich nicht!

Maledikt.

Auch dann muß man ſich zu tröſten wiſſen. Auf dieſem Planeten wird ja ſo oft Korn ausgeſäet und Spreu geerndtet. Aber glaube das nicht, mein Freund! — Der Ge-

danke iſt ein Saamenkorn, das oft Jahrhunderte im dunkeln Schooß der Zeit ſchlummert, und dann erſt keimt und aufſprießt wie eine Eiche, und Blüte und Frucht treibt, und ſich wieder ausſäet und fortpflanzt ins Unendliche. Wer vermag zu beſtimmen, wie ein hingeworfenes Gedankenkörnchen eines längſt verſchollenen Autoren des Alterthums, aus dem Schutte hervorgezogen und auf einen empfänglichen Boden geworfen, jetzt erſt ins Leben eingeht, und ſich zu That und Werk geſtaltet?

Benedikt.

Poſſen! — Gedanken ſind Worte, Worte ſind ein Schall, ein leeres Nichts, das durch ein Ohr hinein, durch das andre wieder hinausgeht. Keine Spur bleibt zurück.

Maledikt.

Ein junger ausſchweifender Erbprinz las einſt: der Kaiſer Titus habe am Abende eines Tages, der mit keiner wohlthätigen Hand-

lung bezeichnet war, mit Schmerz ausgerufen: „ich verlor einen Tag!“ Diese Worte fielen in einem günstigen Augenblick in sein Gemüth, als er eben, vom Rausche der Sinnenlust erschöpft, um Mitternacht in sein Schlafzimmer zurückgekehrt war, und voll bitterer Reue seines fürstlichen Berufes gedachte. Kein Wunder also, daß sie tief in seiner Seele wurzelten. Gleich nach Tagesanbruch ließ er eine schwarze Tafel mit den Worten: diem perdidi! über sein Bett aufhängen, und nun verging kein Tag, an dem er nicht irgend etwas that, was seinem Namen zur Ehre gereichte. Dies offenbarte sich erst recht, als er zur Regierung gelangt war. Schon am ersten Tage hob er die Leibeigenschaft auf, am zweiten führte er allgemeine Glaubensfreiheit ein, am dritten unterzeichnete er einen Friedensvertrag, am vierten beschloß er, seinem Volke eine freie Verfassung zu geben; kurz: er machte sich ein Gesetz und eine heilige Gewohnheit daraus,

jeden Tag mit einem ſchönen Werke zu krönen. Und als er einſt eine arme Beamtenwittwe, welche ihn um Unterſtützung anſprach, mit Härte zurückgewieſen, und ſie dadurch zu einem Schritte der Verzweiflung gebracht hatte: da ordnete er eine monatliche Hoftrauer an, während welcher die Hofzeitung mit dem Motto: diem perdidi! ausgegeben werden mußte, und eben ſo lange machte er es ſich zur unerläßlichen Pflicht, ſeine täglichen Wohlthaten zu verdoppeln.

Benedikt.

Auf welchem Planeten, wenn ich fragen darf, hat dieſes Fürſtenmuſter gelebt?

Maledikt.

Hier, auf dem Monde, mein Freund! — Geſetzt aber, die Geſchichte hätte ſich nirgends zugetragen, ſo möge ſie als Gleichniß gelten von dem, was täglich im Großen wie im Kleinen geſchieht, wiewohl nicht immer in ſo

poetischer Vollendung. Gewiß, Freund Benedikt! ein jeder große Gedanke, eine jede treffende Wahrheit, eine jede erhabene Lehre ist gleichsam ein Goldfaden, in das Seelengewebe eingewirkt, der, ohne uns dessen bewußt zu werden, unserm Eigenthume zuwächst, und ein Theil unsers geistigen Vermögens wird. Und so geschieht es denn, daß wir Undankbaren zuletzt für Selbsterzeugniß halten, was wir von andern, und oft erst aus der hundertsten Hand, empfingen, und den Antheil, den sie an unsrer geistigen Schöpfung haben, uns selbst zuschreiben. Oder meinst du etwa, daß du seyn würdest, was du bist, wenn nie ein Aristoteles und Homer, ein Horaz und Virgil, ein Cicero und Lucian, ein Shakespeare und Schiller u. s. w. existirt, und seinen geistigen Nachlaß auf dich vererbt hätte? Und kannst du läugnen, daß unzähliges Schöne, was jetzt erst zur Reife kommt, von ihnen ausgesäet wurde?

Benedikt.

Zugegeben. Aber wieviel Unkraut ſprießt nicht neben dem Weizen! wieviel Irrthum neben der Wahrheit! wieviel Schlechtes und Gemeines neben dem Trefflichen und Erhabenen! Wahrlich! ein Mann, der uns die Kunſt lehrte, den Geiſt von all dieſem Wuſt und Unrath zu reinigen, die Tafel des Gedächtniſſes wieder auszuglätten wie ein tabula rasa, und uns vergeſſen zu machen, was wir mit Mühe und Schweiß in unſern Hirnkammern aufſpeicherten: ein ſolcher Mann wäre ein rechter Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts.

Maledikt.

Das Licht ſtralt zehnfach heller neben dem Schatten, die Wahrheit neben dem Irrthum, die Schönheit neben der Mißgeſtalt, die Tugend neben dem Laſter. Das Chaos iſt die Mutter der Harmonie, aus der Nacht geht der Tag herror, und aus Kampf und Ver-

wirrung die Wahrheit, die Freiheit und das Recht. — Sorgt nur, daß Nacht und Chaos nicht die Oberhand gewinne, und laßt uns kämpfen für das Bessere, so lange sich ein Nerve in uns regt.

Benedikt.

Schöne Sentenzen, fürwahr! recht erbaulich anzuhören. — Nun wohl, ich gebe dir zu, daß ernste Wahrheiten, wie du sie mit eingestreuet hast, gute Frucht tragen können. Aber was bezweckst du mit deinem heillosen Spott? — Gewöhne dir das Laster der Satyre ab! ich rathe es dir als wahrer Freund. Du setzest dich dem Haß und der Verfolgung der Angegriffenen aus, erbitterst sie, ohne sie zu bessern.

Maledikt.

Bessern! Seltsamer Schnack! — als ob mir je eingefallen wäre, das Ungeziefer zu bessern! — Wenn jemand eine Natur-

geſchichte der Weſpen, Maulwürfe, Raupen und Blattläuſe ſchreibt: hat er dann etwa auch die Abſicht, dieſen Thierchen den Text zu leſen, ihnen ihren ſchädlichen Inſtinkt abzugewöhnen und ſie auf den Pfad der Tugend zu leiten? Er beſchreibt ſie bloß, um ſie kenntlich zu machen, zu Nutz und Frommen derjenigen, welche ſich vor ihnen ſichern und wahren wollen. — Und iſt die Satyre etwas anderes, als eine Naturgeſchichte menſchlicher Mißgeſchöpfe, in das Gewand des Witzes gekleidet?

Benedikt.

Aber die Erbitterung der Geſchilderten!

Aglaedikt.

Was ſchiert mich die Erbitterung der Natter, welche ich in meinem Bilderbuche abkonterfeye. Ich male ſie nicht, um ſie zur Wuth zu reizen, ſondern um argloſen Leuten zu zeigen, wie eine Natter ausſieht. Wenn

der Naturforscher einen Esel schildert, und sich also ausdrückt: „der Esel ist ein dummes, faules, mit langen Ohren begabtes Thier" — was kümmert es ihn, ob vielleicht dieser oder jener Esel es ihm übel nehmen möchte. Setze einmal den Fall, das Corps der Esel thäte sich zusammen, reichte eine Injurienklage bei dem königlichen Kammergericht in Berlin, oder sonst wo, ein, und trüge auf Bestrafung, Abbitte und Ehrenerklärung gegen irgend einen Linné oder Büffon an, der sie also geschildert hat; wie würdest du den Urtheilsfasser nennen, der die Naturgeschichte der Esel für eine Schmähschrift, und deren Urheber für Injuriaten, Calumnianten und Pasquillanten erklärte?

Benedikt.

Das ist nun einmal wieder eine von deinen albernen Possen. Keinen Esel, selbst wenn er Gedrucktes lesen, und sich mündlich oder schriftlich ausdrücken könnte, wird je so etwas in den Sinn kommen.

Maledikt.

So wenig als es jemals den Wölfen, Füchsen, Affen und Katzen einfallen würde, darüber Beschwerde zu führen, daß man sie räuberische und verschmitzte, geile und diebische Bestien genannt habe.

Benedikt.

Aber —

Maledikt.

Aber: warum wüthet denn diese Bestie, welche sich mit der Himmelsgabe der Vernunft blähet, so entsetzlich, wenn man sich einmal die Freiheit nimmt, sie in ihrer Bestialität darzustellen? Warum platzt sie schier vor lauter Gift und Galle, wie der Basilisk — si fabula vera — wenn man ihr einen Spiegel vorhält? — Doch wie gesagt, das kümmert mich nicht. Ich schreibe die Naturgeschichte der Bestien, und lasse sie brüllen, bellen, grunzen, meckern, brummen und summen, so viel sie wollen.

Benedikt.

So prophezeihe ich dir, daß du früh oder spät noch einmal gespießt, oder geröstet, oder wenigstens geviertheilet wirst.

Maledikt.

Wir stehen alle in Gottes Hand. Adé.

Das schöne Bündniß.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Was beginnt ihr da? Was soll das seltsame Bauwerk?

Kunz.

Es soll ein Denkmal seyn unsers glorreichen Sieges über den Drachen, der auf diesem Felde erlegt wurde.

Hinz.

Eures Sieges? Was? Ihr maßt euch den Sieg an? — God dam! das ist zum Lachen. Die Bälge treten heißt noch nicht: die Orgel spielen.

Kunz.

Ei! — Und mit den Fäusten pauken heißt noch nicht: muſiziren. — Ich denke, das Lied hat ein höherer Meiſter geſpielt, und die Harmonie kam von Oben.

Hinz.

Das mag ſeyn, aber das Denkmal iſt Uns zum Hohne. Unterlaßt es!

Kunz.

Das iſt mir ein ſchönes Bündniß!

Das Schachspiel.

Max und Stax.

Max.

Ihr habt mich matt gesetzt. — Ich habe keinen König, keinen Bauer, keinen Springer und keinen Thurm mehr. Aber par bleu! mein Spiel ist noch nicht zu Ende.

Stax.

God dam! Ihr seyd ganz schachmatt.

Max.

Thoren! den Schulmeister habt Ihr überwunden, die Schule besteht noch, und mit ihr mein Geheimniß. Meine Schüler können das Spiel fortsetzen.

Star.

Pah! Wenn der Schulmeister todt ist, wer fürchtet noch die Schüler?

Max.

Sie können zu Schulmeistern heranwachsen. Seyd weise! laßt sie nicht groß werden.

Die Gartenjuſtiz und Gartenpolizei.

Peregrin und Criſpin.

Peregrin.

Was treibſt du da ſo emſig an dem Apfelbaume?

Criſpin.

Iſt das noch eine Frage? — Ich tödte die verdammten Raupen, die mir die Blüten zernagen.

Peregrin.

So! — Ei da wirſt du mit deinen zwei Händen nicht viel ausrichten.

Criſpin.

Man thut ſo viel man vermag.

Peregrin.

Ich kenne einen Garten, unendlich größer als der deinige. Da giebt es Raupen die Fülle, welche die Blüten, und Wespen und Sperlinge, welche die Früchte zernagen. — Aber der Gärtner —

Crispin.

Nun? Steuert er nicht dem Unwesen?

Peregrin.

Hin und wieder hat er einen Gartenburschen angestellt, der das Raupengeschmeiß tödten, und Vogelscheuchen, die das Sperlingsgezücht schrecken sollen. Aber die Gartenburschen —

Crispin.

Nun? Passen sie nicht auf den Dienst?

Peregrin.

Hie und da langen sie sich ein Raupennest von den Bäumen, zertreten es und glauben

dann wunder was gethan zu haben; die Vogelscheuchen aber — Gott sey's geklagt! — die schrecken nicht einmal die Sperlinge, geschweige denn — die Gartenburschen selbst.

Erklärer.

Was du sagst! — Dann thäte es ja wohl Noth, nebst jeden Gartenburschen wieder einen Aufseher und Controlleur hinzustellen.

Der Taufname.

Hans und Töffel.

Hans.

Sage mir: haſt du einen Spleen, oder was iſt mit dir vorgegangen?

Töffel.

Iſt das nicht eine Qual? — Schon ſeit acht Tagen zerbreche ich mir den Kopf, wie ich meinen Jungen taufen laſſen ſoll. Einen Apoſtelnamen ſoll er nun einmal haben, weil meine Frau ausdrücklich darauf beſteht, und nun ſchwanke ich ſeit geſtern zwiſchen Peter, Paul und Johann, und kann nicht zum Entſchluß kommen. — Rathe mir!

Hans.

Einen Apostelnamen? Weißt du was? Laß ihn Markus, oder noch besser, Judas taufen. Das sind wahre Christennamen, und heutigen Tages giebt es keine bessere Empfehlung.

Die mechanische Wiege.

Balthasar und Kilian.

Balthasar.

Laß dir von einer seltsamen Erfindung erzählen, welche ich heute auf einem Spaziergange beobachtete.

Kilian.

Erzähle!

Balthasar.

Der Weg führte mich an einer Wassermühle vorüber. In dem Mühlenteich bemerkte ich neben den großen Wasserrädern ein ganz kleines, dessen Zweck ich nicht errathen konnte. Aus Wißbegierde trat ich in die Mühle, die so eben von dem Eigenthümer

und dessen Hausfrau verlassen war, und gelangte in die Wohnstube. Dort bemerkte ich eine sich selbst bewegende Wiege, in welcher ein Kind [illegible] schrie. Bei näherer Untersuchung überzeugte ich mich nun, daß das kleine Wasserrad es war, welches diese Wiege, vermöge eines ganz besondern Mechanismus, in Bewegung setzte.

Kilian.

Das ist mir nichts Neues.

Balthasar.

Aber gestehe, daß der Einfall, seine Kinder durch mechanische Kräfte in den Schlaf zu wiegen, äußerst sinnreich und originell ist. Ich wenigstens, habe mich nicht enthalten können, dabei mancherlei Betrachtungen über große Kinderwiegen, z. B. Volkswiegen, anzustellen.

Kilian.

Laß hören!

Balthasar.

Unsre Staatshaushalter — so dacht ich — haben diesem sinnreichen Müller etwas abgesehen. Wie er und seine Hausfrau der Mühle den Rücken kehren, und über Land reisen, unterdessen aber ihr Kindlein durch mechanische Kräfte einwiegen lassen; so machen es mitunter auch Jene. Mag das Kindlein darüber auch erwachen, und etwas ungeberdig nach der Mutterbrust schreien: es liegt ja fest in den Windeln, und muß ausharren, bis Mutterchen zurück kommt. Bis dahin wird es durch anhaltendes Schaukeln wieder in den Schlaf gewiegt. Will aber der kleine Schreihals sich durchaus nicht zur Ruhe begeben, nun denn — so laßt ihn schreien! so viel er will.

Die Kuhpocken-Impfung.

Nathanael und Samuel.

Nathanael.

Was treibst du da mit den Kindern, Freund?

Samuel.

Ich impfe ihnen die Schutzblattern ein.

Nathanael.

Wozu das?

Samuel.

Hilf Himmel! Hast du denn nicht von der Kuhpocken-Materie gehört, durch deren Einimpfung man das natürliche Blatterngift dergestalt abstumpft, daß seine fürchterlichen Wirkungen gehindert werden?

Nathanael.

Ei, was du sagst! — Höre, bei dieser Prozedur fällt mir eine ähnliche bei, welche Ich seit einiger Zeit vornehme. Ich impfe der gegenwärtigen Generation auch eine Art Schutzblattern-Materie ein, welche dahin abzweckt, das heillose Aufklärungsgift im Keime zu ertödten, und dessen Ausbruch durch eine wohlthätige Eiterungs-Crisis zu hindern.

Samuel.

Wirklich! — Und worin besteht deine Prozedur?

Nathanael.

In Preßzwang und allerlei Verdämmerungsanstalten.

Samuel.

Daß es Rinderstoff ist, welchen du auf diese Art einimpfest, daran zweifle ich keineswegs. Aber es scheint denn doch ein kleiner

Unterſchied zwiſchen meinem und deinem Verfahren ſtatt zu finden.

Nathanael.

Nämlich?

Samuel.

Du verwandelſt die Menſchen in Vieh, Ich nicht.

Das Rad der Fortuna.

Titus und Sempronius.

Titus.

So eben sah ich den Wucherer Azimech, den neuen Crösus, in seiner prächtigen Staatskutsche. — Das ist dir ein Prunkwagen! der schimmert und funkelt! — Ich konnte mich nicht enthalten, bei dem schnellen Umschwunge der Räder an das Rad der Fortuna zu denken, jener Schutzgöttin der Wucherer, Lieferer, Falliten und Taschenspieler aller Art.

Sempronius.

Sachte! sachte! daß es keiner hört.

Titus.

Sage mir: warum wird doch Fortuna auf einem Rade stehend abgebildet?

Sempronius.

Vermuthlich soll uns dabei stets die Gefahr vorschweben, gerädert zu werden.

Titus.

Ei! — Nun wahrlich! an diese Gefahr scheinen jene Günstlinge des Glückes eben nicht zu denken. — Vielleicht wäre es sinnreicher, die Fortuna auf dem Rade liegend abzubilden.

Sempronius.

Wohl wahr! — Als Anspielung auf das Rad der Gerechtigkeit, worauf so mancher dieser Herren von Rechtswegen geflochten werden sollte.

Was ist ein Habicht?

Jakob und Esau.

Jakob.

Accipere heißt also empfangen?

Esau.

Richtig!

Jakob.

Accipiter also ein Empfänger?

Esau.

So ist's, zugleich aber ein Habicht.

Jakob.

Dann ist ja wohl ein Oberempfänger eine Art von Oberhabicht?

Esau.

Wohl möglich, mitunter wenigstens. Ich kenne mehr als Einen, der diesen Titel verdient.

Jakob.

Sollte der Name dieses Raubvogels nicht vielleicht aus Haben und Ich zusammengesetzt seyn?

Esau.

Wahrscheinlicher als aus Haben und nicht.

Die Direktion des Welttheaters.

Pittakus und Thales.

Pittakus.

Wer ſpielte den Nathan?

Thales.

Der unübertreffliche Caſperl.

Pittakus.

Wie? Caſperl die Rolle des Weiſen?

Thales.

Nu nu! ich finde das ganz in der Ordnung.

Pittakus.

Wie ſo?

Thales.

Als ob es auf dem Welttheater anders herginge? Wer ſpielt hier ſo oft den Weiſen? —

Der Buffo! — Wer den Gebieter? — Der Dümmling! — Wer den Helden? — Der Statiſt.

Pittakus.

Wohl wahr! — Und wie oft wird nicht dem Helden die Statiſtenrolle zugetheilt!

Thales.

Gewiß!

Pittakus.

Nun, beim Momus! Dann ſollte man faſt ſchwören, daß Hanswurſt Regiſſeur des Welttheaters in Dienſten Harlequins ſey, der vielleicht als Generaldirektor oder Intendant an der Spitze ſteht.

Theaterpolitik.

Stephanus und Theophilus.

Stephanus.

Du kommſt aus dem Schauſpielhauſe? War's voll?

Theophilus.

Leer, ſo leer, wie es kaum in einem Gotteshauſe ſeyn kann, wenn Pulzinello ſeine Gaukelbude nicht weit davon aufgeſchlagen hat.

Stephanus.

Das Haus leer, wenn eine Schillerſche Tragödie gegeben wird? Das iſt entſetzlich.

Theophilus.

Die Leute wollen lachen, und nur lachen. Wer kann es ihnen verdenken? — Freund! wäre Ich **Theaterdirektor**, ich wollte mein Haus schon voll machen.

Stephanus.

Mit Schillers Muse würdest du ohne Zweifel verschonen.

Theophilus.

Fehlgeschossen! — Ich gäbe auch Schillersche Trauerspiele, nach wie vor, aber wie? — Ich machte Lustspiele daraus. Dem ersten Possenreißer gäbe ich die Rolle eines Wallenstein, Talbot oder Marquis de Posa, dem gutmüthigen Alten die Rolle eines König Philipp oder Herzog Alba, der naiven Soubrette die der Maria Stuart oder Isabella, der alten Matrone die der Jungfrau von Orleans oder Braut von Messina. Durch ganz verkehrte Besetzung würde ich den Effekt erzwingen. Ihr solltet mir lachen, und

wenn ihr euch auf die Köpfe stelltet. Ich wollte euch schon die Schillinge aus den Taschen locken.

Stephanus.

Aber die Kunst, die heilige!

Theophilus.

Possen! die geht nach Brot.

Wie arrondirt man ſich?

Simon und Samſon.

Simon.

Das muß man dir laſſen, mein wackrer Samſon! du ründeſt dich zuſehends, ſeitdem du dich in das Verwaltungsfach geworfen haſt. Wollte Gott! daß man das auch von deinem Herrn und deſſen Unterthanen ſagen könnte.

Samſon.

Man arrondirt ſich, ſo gut es ſich thun läßt.

Simon.

Und weil es ſich vom eignen Fette nicht thun läßt, ſo muß es vom fremden geſchehen. — Sehr natürlich! — In der That!

wenn ich die Raupe betrachte, welche ſo eben eine Reiſe um die Welt deines Bauches macht, ſo möchte ich faſt errathen, welche Reflexionen ſie ſo eben anſtellt.

Samſon.

Nun bei meiner armen Seele! Das zu wiſſen, bin ich doch neugierig.

Simon.

„Dieſe unermeßliche Weltkugel, Bauch genannt" — ſo philoſophirt ſie — „was iſt ſie anders, als ein ungeheurer Todtenacker, worin ſo manche ehrliche Menſchenſeele ihr Grab fand und noch finden wird."

Samſon.

Poſſen! — Auſternſeelen ſind keine Menſchenſeelen.

Simon.

Sage mir: wie viel Schock Auſtern bezwingſt du wohl in Einer Mahlzeit?

Samſon.

Fünf Schock aufs höchſte.

Simon.

Nun rechne, daß in jedem Schock die Seele eines armen Teufels steckt, welcher reichlich Brot davon essen konnte, und in Ermangelung desselben verhungern mußte, so macht das auf 200 Schock Austern, welche du, ganz schlecht gerechnet, jährlich in diesen Orkus hinabsendest, 200, sage zweihundert Menschenseelen aufs Jahr.

Samson.

Pah! du bist nicht gescheut.

Simon.

Wie, wenn diese Menschenseelen, mit dem Chor der verschlungenen Austern, einst ein Wehe! über dich tausendfachen Mörder anstimmten?

Samson.

Narrenspossen! — Solche Reflexionen verderben mir weder Appetit noch Schlaf. —

Apropos! willst du heut Abend mein Gast seyn auf eine Straßburger Pastete?

Simon.

Das laß ich wohl bleiben! Meine Seelenruhe möchte ihr Grab in deiner Pastete finden. — Bessere dich! Adé!

Recht und Unrecht

oder:

wie man's nimmt.

Philemon und Agathon.

Philemon.

Sage mir, Brüderchen, kannst Du mir vielleicht erklären, was recht und was unrecht ist?

Agathon.

Was kümmert das Dich?

Philemon.

Gar sehr, mein Brüderchen! Denn seitdem dieses Urtheil mir wegargumentirt hat, was ich von Kindesbeinen an für recht hielt, bin ich über diesen Punkt so confus gewor-

den, daß mir jetzt Alles recht und unrecht erscheint, je nachdem ich es so oder so ansehe.

Agathon.

Da hast du auch recht, so wie alle Dinge rechts oder links sind, je nachdem der Gesichtspunkt sich verändert, aus welchem ich sie betrachte. Jetzt zum Beispiel stehst du mir rechts; aber ich stelle mich auf diese Seite, und du stehst mir links.

Philemon.

Ich würde sagen: du hast recht, wenn du nach dieser Voraussetzung nicht zugleich unrecht haben könntest. — Aber nehmen wir einmal an, du habest recht, so sind wir Menschen ja eigentlich nichts weiter, als Carroussel-Reiter, denen die Gegenstände umher jeden Augenblick aus einem andern Gesichtspunkte erscheinen.

Agathon.

Wer zweifelt? — Ergo: wenn schon Einer und derselben Person die Dinge stets anders erscheinen: wie können wir uns noch

wundern, wenn verſchiedene Menſchen über recht und unrecht verſchieden urtheilen, und dem einen oft recht iſt, was dem andern unrecht, gleichwie dem einen links iſt, was dem andern rechts.

Philemon.

Wohl wahr! — Pfui Teufel!

Agathon.

Was ſoll der hier?

Philemon.

Jetzt verdrießt es mich erſt, daß ich dem Referendarius, der mir die Rechtmäßigkeit des Urtheils auseinander ſetzte, nicht einen tüchtigen Backenſtreich gegeben habe. — Hätte er dann behauptet, es ſey die linke Backe geweſen, ſo hätte ich's geradezu abgeläugnet, denn was Ihm ſeine linke Backe iſt, das iſt Mir ja ſeine rechte.

Agathon.

Unbedenklich! — Aber nun möchte ich doch eigentlich wiſſen —

Philemon.

Laß dir erzählen! — Du weißt, daß mir vor einigen Tagen ein schöner und ganz neuer Hut im Schauspielhause wegstipitzt wurde.

Agathon.

Von Rechtswegen. — Warum hast du den Hut nicht besser gehütet?

Philemon.

Ehegestern stoße ich auf einen Kerl mit einem Hute, den ich an der großen Stahlschnalle und andern Merkzeichen sogleich für den meinigen erkenne. — Ich bin so frei, ihm denselben ohne Umstände vom Kopfe zu nehmen.

Agathon.

Da hattest du sehr unrecht.

Philemon.

So meinte auch der vermuthliche Dieb. — „Straßenräuber! Straßenräuber!“ schrie er aus Leibeskräften. — Es rotten sich Leute herbei; ich werde angehalten und vor den

Richter geführt. — Dort berufe ich mich auf mein Eigenthumsrecht, Er auf den jüngsten Beſitz. — „Die Sache iſt bald entſchieden" — entgegne ich — „inwendig wird ſich mein Name befinden." — Man unterſucht: aber nicht mein, ſondern des Schelmes Name zeigt ſich darin.

Agathon.

Es ließ ſich mit geringem Verſtande vorausſetzen, daß der Kerl den deinigen vertilgt, und den ſeinigen dafür hineingeſchrieben haben würde. — Cosi fan tutti! Das geſchieht im Kleinen wie im Großen. Denke nur an Napoleonshöhe et caetera.

Philemon.

Kurz: ich wurde durch Urtheil und Recht abgewieſen, zu Ehrenerklärung und Koſtenerſatz angehalten, und hatte es bloß meinem unbeſcholtenen Rufe und andern perſönlichen Rückſichten zuzuſchreiben, daß ich nicht als Straßenräuber eingeſperrt wurde.

Agathon.

Ganz gewiß.

Philemon.

Das geschahe ehegestern. — Nun stelle dir vor, was mir gestern begegnet ist. — Ich besuche den Jahrmarkt in dem nahegelegenen Städtchen, gehe in ein Caffehaus, und bemerke dort mit Verwunderung meinen Hut wieder. — „Halt!“ — denke ich — „diesmal willst du's klüger anfangen.“ — Ich nehme meinen Hut heimlich weg, und mit Zurücklassung des alten, abgenutzten Stellvertreters, den der Dieb mir untergeschoben hatte, drücke ich mich zur Thür hinaus. — Sobald ich meinen Fang in Sicherheit gebracht habe, radire ich den falschen Namen heraus, und setze den meinigen an dessen Stelle. — So gehe ich ganz seelenvergnügt auf dem Jahrmarkte herum, indem ich mir auf meine Pfiffigkeit recht was zu gute thue. — Kaum aber habe ich mich ein wenig umgesehen, als ich einen Fauststoß in meinem Rücken fühle,

von dem mir faſt Hören und Sehen vergeht. Zugleich wird mir mein Hut mit ziemlich unſanfter Gewalt vom Kopfe geriſſen, und mit dem Ausruf: „Mordsunter Spitzbube!“ — ein andrer an deſſen Statt aufgedrückt. — „Straßenräuber! Straßenräuber!“ — ſchreie ich, ſobald ich zu einiger Beſinnung gekommen bin. — Der Kerl aber, es war ein andrer, als der vorige, nimmt eine ſo drohende Stellung gegen mich an, daß mir aller Muth vergeht, ihm mein Eigenthum ferner ſtreitig zu machen. — Jedoch erlange ich ohne Schwierigkeit, daß er mir vor den Richter folgt, oder vielmehr Mich vor den Richter ſchleppt.

Dort berufe ich mich auf meinen jüngſten unbeſtrittenen Beſitz, indem ich mir vorgenommen hatte, ganz dem Beiſpiele des Spitzbuben zu folgen, der auf dieſelbe Art Recht gegen mich behauptet hatte, zum Ueberfluß aber auf mein Eigenthumsrecht, welches durch meinen Namen ſattſam erwieſen werde. —

„Schelmerei!“ — ſchreit der Kerl — „da ſehen die Herren, wie der vorige Name ausgekratzt, und ein andrer drüber geſchrieben iſt.“ — Doch was braucht es deſſen? Hier ſind zwei ehrenwerthe Männer, mit denen ich heute zu Markte gekommen bin, die können's mit einem Eide bekräftigen, daß ich den Hut, den ich an der großen Stahlſchnalle ſogleich wieder erkannte, vor einer Stunde von einem mir unbekannten aber ganz unverdächtigen Manne für 3 Thlr. Courant ehrlich gekauft habe. — Ihr Herren da! iſt's nicht ſo?

Agathon.

Und die Zeugen nickten mit den Köpfen, und ſagten Ja.

Philemon.

Und ſagten Ja. — Ich aber — o laß mich von dem Schimpfe ſchweigen, den ich erdulden mußte. Nur der dringenden Verwendung eines zufällig gegenwärtigen rechtſchaffenen Mannes, der mich für einen unbeſchol-

beſcholtenen Bürger aus der benachbarten Stadt erklärte, habe ich es zu danken, daß ich noch ſo mit blauem Auge davon kam.

Agathon.

Das war unrecht. Wäre Ich Richter geweſen, du hätteſt mir ſitzen müſſen.

Philemon.

So? — Aber nun frage ich dich: was iſt denn eigentlich Recht, und was Unrecht? — Ehegeſtern war der Diebſtahl Recht, und die offene Zurücknahme des Meinigen Unrecht und Straßenraub. — Geſtern hingegen iſt wieder die heimliche Zurücknahme des Meinigen Unrecht und Diebſtahl, der Straßenraub aber Recht. — Das hole der Henker!

Agathon.

Da haſt du alſo die Beſtätigung meines obigen Satzes. Alles iſt recht, je nachdem man's nimmt; verſtehe wohl! je nachdem man's nimmt! — Setzen wir einmal einen Fall im Großen! — Du biſt Landesherr,

Mich gelüstet nach deiner Krone. Ich komme mit einem Heere angerückt, dich aus deinem Reiche zu vertreiben. Du setzest dich zur Wehr, und berufst dich auf dein gutes und heiliges Recht. — „Was hast du für Beweise, Herr Bruder?“ — Antwort: „Tausendjähriger Besitzstand meines erlauchten Hauses, Erbfolge, Erbhuldigung, Erbverträge, Kauf, Tausch, Schenkung u. s. w. u. s. w.“ — „Pah!“ — erwiedere ich — „wenn ich sage: Beweise, so verstehe ich darunter die Kraft und die Macht, das will sagen: eine überwiegende Anzahl Kanonen und Bajonette, eine größere Masse tapferer Soldaten, von tüchtigern Feldherrn angeführt und dergl.“ — „Das wird sich zeigen“ — antwortest du — „der Himmel schützt die Gerechten!“ — Es kommt zur Schlacht. Glück und Geschick sind auf meiner Seite; deine Armee wird total geschlagen und auseinander gesprengt, du selbst aber verjagt. Kurz: ich erobre dein Reich durch

das Recht der Kanonen, und zwinge dich zur Anerkennung meines rechtmäßigen Besitzes. — Frage: wer hat recht?

Philemon.

Diesmal offenbar Du.

Agathon.

Das will ich meinen. — Und ich wollte es Dir so wenig als irgend einem andern rathen, mein gutes Recht in Zweifel zu ziehen. Von nun an bin Ich unumschränkter Herr; ich lasse sogleich alle Zeichen deines Besitzes vertilgen, und meine vergoldeten Raubvögel an deren Stelle setzen; ich theile Ämter und Würden aus, und wehe euch, wenn ihr meinen Ministern und Räthen, meinen Geschöpfen und Günstlingen, meinen Baronen, Rittern und Edelleuten nicht den gehörigen Respekt beweiset. — Ich verschenke und verkaufe Staatseigenthum und Krongüter. Wehe euch, wenn ihr euch etwa beikommen lasset, die Gerechtigkeit dieser Schenkungen und Verträge anzufechten.

Philemon.

Seltsam, daß über das Recht des Stärkern keine Collegia gelesen werden. Offenbar ist es doch der wichtigste Theil der Jurisprudenz.

Agathon.

Nun aber setze einmal den Fall: Du erholst dich nach und nach wieder von deinem Fall, raffst dich von neuem auf, sammlest ein neues Heer, knüpfest mächtige Verbindungen an, und rückst mir mit frischen Kräften entgegen. — Und siehe da! das Blatt wendet sich. Ich werde geschlagen, gefangen genommen und eingesperrt, du aber nimmst wieder Besitz von dem eroberten Reiche. — Wer hat nun recht?

Philemon.

Diesmal offenbar Ich.

Agathon.

So denke ich auch. Und jetzt packt euch in Zeiten von euren Stellen und Ämtern, ihr Creaturen des Usurpators; Ihr aber, die

ihr den Beſitz irgend eines Staatsvermögens auf Verträge mit demſelben gründet: heraus mit dem ungerechten Gut, und dankt es lediglich der Gnade eures rechtmäßigen Herrn, wenn er euch nicht um einige Zoll kürzer oder länger machen läßt.

Philemon.

Aber geſetzt nun: es gelänge dir, was der Himmel verhüte! — der Haft zu entkommen, und mir mein Reich wieder abzukämpfen.

Agathon.

Dann hätteſt Du wieder recht — das verſteht ſich von ſelbſt.

Philemon.

Aber Eins kann doch nur recht ſeyn, und Einer kann es doch nur haben. — Wer alſo hat nun eigentlich recht?

Agathon.

Wer es hat, der hat es; es kommt alles auf das haben an. Heute Du, morgen Ich, je nachdem wir juſt im Beſitz

ſind, und den Beſitz zu behaupten oder zu erlangen verſtehen, ſey es durch Liſt, Betrug oder Gewalt, ſey es durch Zeugen, Eide oder Urkunden, gleichviel ob wahr oder falſch; oder ſey es durch Kanonen und Bajonette.

Philemon.

Auf dieſe Art kann man ja wohl ſagen, daß das Recht, was man eigentlich ſo nennt, ein Tropfen iſt, der von dem Ozean Unrecht verſchlungen wird.

Agathon.

Gewiſſermaßen ja! — Dem ſey wie ihm wolle: es gibt allerdings ein Recht, wie es eine Wahrheit und einen Gott gibt. Aber gleichwie nur Eine Wahrheit und Ein Gott iſt, ungeachtet die Menſchen ſich einen eigenen indiſchen und chineſiſchen, muhamedaniſchen und jüdiſchen, chriſtlichen und heidniſchen, lutheriſchen und katholiſchen Gott geſchaffen, und auf ſolche Art den Schöpfer zu ihrem Geſchöpf gemacht haben:

so gibt es auch nur Ein Recht, dessen Namen aber die Menschen auf vielfache Art mißbrauchen, indem sie Gewalt und Betrug, Meineid und Lüge, Diebstahl und Mord, kurz jedes Unrecht damit bezeichnen, welches sich unter der Larve des Rechts geltend zu machen weiß.

Das Gleichgewicht von Europa.

Philon und Damon.

Philon.

Was beſchauſt du da ſo aufmerkſam?

Damon.

Einen Holzſchnitt, welchen ich ſo eben in einem Bilderladen kaufte.

Philon.

Laß ſehen! — Das iſt ja eine ſchnurrige Compoſition.

Damon.

Es ſoll die alte Jungfrau Europa vorſtellen, ſitzend auf dem Rücken des Jupiter, der ſich in einen Ochſen verwandelt hat.

Philon.

Beſſer wäre es, wenn der Ochs ſich in einen Jupiter verwandelt hätte, und auf dem Rücken der Europa ſäße.

Damon.

Nur Geduld! der Verwandlungsprozeß ist noch nicht vorüber. Jupiter trug die Schöne einen Augenblick als Ochs, um bald die Rolle mit ihr zu vertauschen. — Aber sieh doch! es scheint ihr nicht sonderlich wohl bei dem Ritte zu seyn, wegen des scharfen Rückens.

Philon.

Zeig einmal her! — Ihr ganzer Körper ist ja mit Namen besäet. — Was Kukuk! England die Hand? Frankreich Herz und Magen? — Nun warlich! Was den Magen betrifft, den scheint sie zuweilen in der Hand zu tragen. — Aber mit welchem Rechte Spanien der Kopf und Rußland das Fußwerk genannt werden kann, das sehe ich nicht recht ein.

Damon.

Merkst du denn nicht? Das Fräulein ist ja eine äquilibrische Künstlerin, welche mit Kopf und Füßen balanzirt, wobei es sich

denn zuweilen fügt, daß die Füße etwas über die wagerechte Linie emporschwanken.

Philon.

Ei sieh doch! da haben wir ja das liebliche Mährchen unsrer Staatskünstler von dem europäischen Gleichgewichte auf die feinste Art ersinnlicht.

Damon.

Schade nur, daß unsere theure Germania die Ehre hat, den Schwerpunkt oder das Sitzorgan zu repräsentiren, und als Träger der ganzen Körperlast bei diesen äquilibrischen Darstellungen zu sichtbaren Schwielen gekommen zu seyn scheint.

Philon.

Die Ärmste! welche Rolle ist ihr beschieden! und doch fehlt ihr, um Europas Haupt zu seyn, nur eine Kleinigkeit.

Damon.

Etwa ein Haupt?

Philon.

Pst! Still davon!

Ich liebe dich, darum züchtige ich dich.

Jemand und Niemand.

Jemand.

Wie kannſt du doch ſo feindſelig gegen Deutſchland ſchreiben? Heißt das ſein Vaterland lieben, wenn man ſeine wunden Stellen ſo unſanft berührt?

Niemand.

Ihr guten Leute! als ob ſich die Liebe juſt in Schmeicheln und Streicheln, in Küſſen und Lecken zu erkennen gäbe! Ich denke, wer ſeinen Freund wahrhaft liebt, der muß ſich nicht ſcheuen, ihm ins Geſicht zu ſagen, daß er dieſen oder jenen Schmutzfleck an ihm bemerke und wegwünſche, ſonſt iſt es mit der Freundſchaft eitel Heuchelei.

Jemand.

Aber Germania ist deine Mutter, und gegen seine Mutter soll man sich ehrerbietig bezeigen.

Niemand.

Eben weil sie meine Mutter ist, verdrießt es mich, daß sie nicht ist, was sie seyn könnte und sollte, und oft möchte ich ihr wie Prinz Hamlet der seinigen zurufen: werft die schadhafte Hälfte eures Herzens weg, und seyd desto gesunder mit der andern!

Jemand.

Ei! Also: „ich liebe dich, darum züchtige ich dich" — jener Wahlspruch eines unmanierlichen Ehemannes, der seine Frau ausveitschte, ist am Ende auch der deinige.

Niemand.

Und sollte der Wahlspruch eines jeden seyn, der einen gewissen, auch noch so schwachen Beruf verspürt, durch die Kraft der Wahrheit auf sein Zeitalter zu wirken. — Darum also holde Mutter Germania! werde

ich mich auch gegen Dich, mit der ich es wenigſtens eben ſo ehrlich meine, als irgend einer jener Süßlinge, die dich ſtets mit Zukkerwaſſer [illegible] vor jener freimüthigen Sprache bedienen, die einem wackern Sohne geziemt, geſetzt auch, daß du es gegen den kindlichen Reſpekt finden ſollteſt.

Die Somnambule.

Timotheus und Kleon.

Timotheus.

Nu nu! renne mich nur nicht um!

Kleon.

Sieh da, Freund Timotheus! — Rathe einmal, wo ich so eben herkomme.

Timotheus.

Etwa von einem Wunderdoktor? — Du scheinst ganz somnambul.

Kleon.

Errathen! — Dort befand sich ein altes Mütterchen, welches durch Streicheln und Manipuliren in den magnetischen Schlaf versenkt war, und nun statt der Augen — denke dir! — mit dem Nabel sahe!

Timotheus.

Nichts neues! — Auch der Staatskörper ſieht zuweilen mit dem Unterleibe. Doch weiter!

Kleon.

Stockblind gegen dasjenige, was dicht neben und um ſie herum geſchahe, entging ihr nichts von dem, was in beiden Indien und an beiden Polen vorging. Höchſt empfindlich gegen die Bemühungen geſunder Perſonen wandelte ſie wie eine Mondſüchtige umher, und weil ſie im Geiſte mehr bei den Märatten und Haytiern als zu Hauſe war, zerſtieß ſie ſich den Kopf an allen vier Wänden. — Endlich ſetzte ſie ſich, rief ihre Doctores zu einem geheimen Consilio herbei, diktirte ihnen ein Rezept, und verordnete ſich — ſtelle dir vor, welche wunderliche Medikamente! — ein Palliativ von Dinte und Streuſand, ein Veſikatorium von Eiſenkraut, und einen Schlaftrunk von Schaafslorbeeren und dem Kräutlein Patientia. —

Timotheus.

Toll genug! — Und wer ist die seltsame Patientin?

Kleon.

Rathe einmal!

Die bewäffnete Neutralität.

Peter und Paul.

Peter.

Wo kommſt du her, Freund! du ſiehſt ja ganz zerſtört aus.

Paul.

Sage lieber halb zerſtört. — Ach guter Junge! du ſiehſt in mir einen der zerſchlagenſten Neutralen, der je auf zwei lahmen Füßen davonhinkte.

Peter.

Wie ging das zu?

Paul.

Ich komme ſo eben aus einer Harmonie oder vielmehr Disharmonie, wo man, vom Geiſte des Nebengottes beſeelt, ganz unbarm-

herzig auf einander losshieb. — Ich, in der friedfertigsten und neutralsten Absicht von der Welt, ergreife ein Schemelbein, und springe auf einen Tisch, indem ich mich durch diese schlaue Wendung aus dem Handgemenge zu retten gedenke. — Aber ich hatte mich verrechnet.

Peter.

Wie das in der Politik zuweilen geschieht.

Paul.

Freund und Feind, welche mich in dieser drohenden Stellung in ihrem Rücken erblickten, wandten sich jetzt schnell nach mir um, und machten gemeinschaftliche Sache gegen Mich.

Peter.

Das kommt wohl.

Paul.

„Ich behaupte eine bewaffnete Neutralität" — schrie ich aus Leibeskräften. — „So hört doch Leute! ich bin ja neutral, ich bin ja neutral!"

Peter.

Half nichts? —

Paul.

Keine Gnade. — Gott kennt mein Herz! er weiß am beſten, daß ich nur meine Haut ſalviren wollte, und eigentlich weder kalt noch warm war. Aber man erklärte mich für einen, der den Schalk im Nacken trüge, und nur auf den Augenblick laure, wo die kriegführenden Mächte durch den Kampf erſchöpft ſeyn würden, um dann mit ungeſchwächter Kraft über beide herzufallen.

Peter.

Kurz, man droſch weidlich auf dich los.

Paul.

Rechtſchaffen, und wer die Zeche bezahlen mußte, das war Ich.

Peter.

So geht's den Neutralen!

Die Nachdrucker und die Barbaresken.

Curd und Conrad.

Curd.

Was haſt du da für ein Werk?

Conrad.

Schillers dramatiſche Schriften, die ich ſo eben in dem Laden eines Nachdruckers für einen Spottpreis erhandelte.

Curd.

Schiller nachgedruckt! — Gott! deine Blitze ſchlafen! — Und Du Freund! konnteſt dieſes Sündengut kaufen?

Conrad.

Warum nicht? — Nirgend kauft man wohlfeiler als bei einem Nachdrucker.

Curd.

Und bei einem Diebe. — Nimm mir's nicht übel, du biſt nicht viel beſſer als ein Diebshandlanger.

Conrad.

Und was ſind diejenigen, welche dieſen Unfug dulden? Mit dem deutſchen Buchhandel iſt es gottlob! ſo weit gekommen, wie mit dem Seehandel, und der literariſche Markt kommt mir faſt vor, wie der Ozean, wo allerhand Raubgeſindel ungeſtraft ſeinen Unfug treibt.

Curd.

Leider! die Nachdrucker ſind die Corſaren und Barbaresken, die Buchhändler aber die ſeehandelnden Mächte.

Conrad.

So iſt es! — Und weil es niemand hindert, ja manche hohe Seemacht ſogar auf ihre eigne Hand ein wenig Seeräuberei treibt, ſo ſehen ſich denn die andern Seemächte genöthigt, mit den Barbaresken Ver-

träge zu schließen, und ihnen einen schimpflichen Tribut zu zahlen, damit ihre Flagge respektirt, und ihre Ladung nicht in die Räuberbucht der Herren Spitz, Wallishäuser et Comp. aufgebracht werde.

Curd.

Aber warum steuert man dem Nachdruck nicht mit Nachdruck, das heißt: mit dem Kantschu?

Conrad.

Kurzsichtiger! das Leben des Nachdrucks ist ja der Tod der Preßfreiheit, der man nur zu gern den Rest geben möchte.

Curd.

Da hast du freilich recht. — Auf diese Art ist also jeder Nachdrucker gewissermaßen ein Verbündeter jener lichtscheuen Herren, welche den Geist in Ketten schlagen möchten.

Conrad.

Fast scheint es so. — Doch nur Geduld! bald wird es besser werden. Es lebe der deutsche Bundestag!

Der Feuerſeher.

Florian und Urian.

Florian.

Was ſtehſt du hier, Urian! und ſchaueſt unverwandt nach dem Giebel des Schloſſes?

Urian.

Ach guter Florian! Schon ſeit Tagesanbruch halte ich hier Schildwache, und mache Feuerlärm: aber keiner will mir glauben, daß es da oben wo brennt.

Florian.

Du haſt vielleicht vom Feuer geträumt, wie gewiſſe politiſche Sprützenleute?

Urian.

Laß dir erzählen! — Ich höre im Schlafe die Sturmglocke läuten, ſpringe aus dem

Bette, renne mit meinem Waſſereimer auf den Straßen umher, und ſchreie Feuer! Feuer! lauter und heller als jener Traumredner in ſeinem literariſchen Wochenbette.

Florian.

Und findeſt taube Ohren?

Urian.

Mit nichten! — es gelingt mir, alle Hausbähne und Hofhunde in Aufruhr zu bringen, und alle Nachtwächter herbeizutrommeln. Man rottet ſich in höchſter Beſtürzung zuſammen, und fragt Wo? Wo? — „Dort! dort! unter dem Dache des Schloſſes! ſchaut doch, wie die helle Lohe zum Giebel hinausſchlägt! Seht ihr denn gar nichts?“ — — Man reibt ſich die Augen, und — —

Florian.

Sieht nichts.

Urian.

Nichts! — Iſt das nicht zum Tollwerden?

Florian.

Florian.

Oder doch zum Vernünftigwerden.

Urian.

„Ihr ſeyd nicht recht bei Troſt, guter Freund!“ — ſo brummt endlich ein alter Nachtwächter — „legt euch ſchlafen, und ſtört die Leute nicht in ihrer Ruhe!“ — Nun was ſagſt du dazu?

Florian.

Ich ſtimme dem Nachtwächter bei.

Urian.

Aber ich hörte doch läuten.

Florian.

Wohl möglich! aber du weißt nicht, wo die Glocken hängen. — Allerdings brennt es, aber nicht da, wo du glaubſt. — Noch Einmal Urianchen! nimm guten Rath an, und lege dich auf's Ohr! — Schlaf wohl!

Der Hypochondriſche Narr.

Tantalus und Timon.

Tantalus.

Biſt' auch Du heute zu unſerm Lukull eingeladen?

Timon.

Allerdings! — aber ich gehe nicht.

Tantalus.

Warum nicht? — Nirgend ißt man köſtlicher, als bei Ihm.

Timon.

So höre ich, aber es verträgt ſich nicht mit meinen Grundſätzen, bei einem Lieferer von der Gattung jener wie Pilze aufgeſchoſſenen Nabobs zu Tiſche zu ſitzen.

Tantalus.

Pah! Grundſätze, wenn es gut zu eſſen gilt. — Die Capaunen und Faſanen dieſes wackern Mannes —

Timon.

Würden mir noch lange nachher Magendruck verurſachen, wenn ich an die armen Schelme dächte, die ſein verſchimmeltes Commißbrodt eſſen mußten, damit Ich an der üppigen Tafel dieſes Schwelgers Auſtern und Faſanen eſſen konnte.

Tantalus.

Du biſt ein hypochondriſcher Narr, und wirſt nie zu einigem Fett kommen.

Citra und Ultra.

Ultra.

Volksvertretung! — Heilloser Unsinn! ein zweischneidiges Schwert in der Hand eines Kindes! — Ich stimme für unumschränktes Königthum, man muß den Königen noch mehr Macht geben, als sie schon haben. — Ich bin Ultra mit Leib und Seele.

Citra.

Pst! — Hörtest du nicht so eben einen Ochsen brüllen?

Ultra.

Es war mir fast so.

Citra.

Was denkst du dabei?

Ultra.

Was läßt ſich bei dem Gebrüll eines Ochſen denken?

Citra.

O gar manches. — Ich zum Beiſpiel denke dabei: wenn dieſer Ochs ſich nicht ſchon angewöhnt hätte, Bu Bu zu brüllen, ſo würde er jetzt höchſt wahrſcheinlich — ultra! ultra! brüllen.

Der Welt Lauf,

oder:

Prügelst du meine Juden, so prügele ich deine.

Jonas und Tobias.

Jonas.

Das ist nun schon der Welt Lauf so: Die Knechte müssen stets mit ihrer Haut herhalten, wenn die Herren uneins sind.

Tobias.

Aber —

Jonas.

„Prügelst du meine Juden, so prügele ich deine!“ — sagte jener Postillion, der mit einem seiner Amtsbrüder in einem Hohl-

zwege zusammenfuhr, und auf dessen Passagiere der Gegner, um die Durchfahrt zu erzwingen, unbarmherzig loshieb.

Tobiak.

Aber was soll das hier?

Jonak.

„Prügelst du meine Unterthanen, so prügele ich deine" — sagen die Staatsfuhrleute, wenn sie sich in dem Hohlwege der Diplomatik verfahren haben.

Tobiak.

Der Fall hat allerdings einige Ähnlichkeit, aber —

Jonak.

Aber die Unähnlichkeit möchte vielleicht darin bestehen, daß die Unterthanen nicht die Passagiere, sondern die Postpferde sind.

Das geheime Polizeigenie.

Aleph und Beth.

Aleph.

Warum ziehst du doch vor diesem Elenden den Hut ab?

Beth.

Er scheint mir ein wichtiger Mann?

Aleph.

Wer? dieser Erbärmliche? — Wisse: er war nichts geringeres als ein Spion, der mehr als Einmal dem Galgen entgangen ist, weil er schnell die Rolle gewechselt und sich zugleich bei dem Feinde als Kundschafter verdungen hat.

Beth.

Eben darum ziehe ich schon von fern den Hut vor ihm.

Aleph.

Was? — Du bist nicht gescheut!

Beth.

Sehr gescheut, liebe Seele! — Denn wer steht mir dafür, ob der Kerl jetzt nicht eine wichtige Rolle als geheimes Polizeigenie spielt, dem es vielleicht ein leichtes ist, mir hinterrücks einen Genickfang auf Leben und Tod zu geben?

Staatshaushaltung.

Franz und Quanz.

Franz.

Die Völker müssen jetzt ihr Heil in der Tugend der Enthaltsamkeit und Sparsamkeit suchen.

Quanz.

Ja ja! sparen! sparen! das ist jetzt immer euer zweites Wort. Ihr Herren Staatswirthe kommt mir just vor wie gewisse Ärzte, welche Leuten von starkem Appetit strenge Diät vorschreiben, und, um sie desto sicherer vor der Unmäßigkeit zu bewahren, ihnen den Braten vor der Nase wegschnappen.

Das Kalleidoskop.

Pius und Immanuel.

Pius.

Warum nennst du den Befreiungskampf eine öffentliche Versteigerung?

Immanuel.

Weil das Kleinod der Freiheit dabei für Schweiß und Blut zu Kauf ausgeboten, und so zu sagen veraukționirt wurde.

Pius.

Das sieht beinahe wie eine Wahrheit aus. — Angenommen denn, dein Vergleich hinke nicht: kannst du läugnen, daß die Völker jenes Kleinod durch den Zuschlag wirklich erlangt haben?

Immanuel.

Ich werde mich hüten. — England führte ja den Auktionshammer.

Pius.

Und Preußen — so will ich hoffen. — Aber dennoch scheinst du mit dem Zuschlage nicht recht zufrieden zu seyn.

Immanuel.

So ganz eben nicht, und zwar, weil der Meistbietende wie billig das Meiste hätte erhalten sollen.

Pius.

Und ist das etwa nicht der Fall?

Immanuel.

Laß einmal sehen! — Wer war der Meistbietende?

Pius.

Offenbar Deutschland, und vor allen Preußen.

Immanuel.

Sage lieber: die Deutschen, und vor allen die Preußen. — Gut also! — Und was erhielten sie durch den Zuschlag?

Pink.

Was? — Hältst du etwa den dreizehnten Artikel der Congreß-Akte, der uns eine freie Verfassung zusagt, für Nichts?

Immanuel.

Ei der tausend! — Sieh doch! daran hätte ich beinahe nicht gedacht. — Zwar könnte man einwenden, Frankreich, Polen und die Niederlande haben bereits, was wir erst erhalten sollen, wenn wir anders fein artig sind. Aber wir können ja mittlerweile in der Hoffnung schwelgen, und eine schöne Hoffnung ist ja fast so viel werth, als eine schöne Wirklichkeit. — Deutschland und Preußen also erhielten für Schweiß und Blut vor der Hand — ein Kalleidoskop, zu deutsch, einen Schönbilderkucker, der ihnen die lieblichste Zukunft hinter einem optischen Glase zeigt.

Pink.

Und zum Theil schon verwirklicht hat, vide Bayern, Nassau und so weiter. —

Aber Ihr seyd wie die unartigen Kinder, die immer mehr! mehr! schreien, und die Augen eher füllen, als den Magen.

Immanuel...

Nun, bevor es an den kommt, wird es wohl noch ein Weilchen Zeit haben.

Monarchien — Polyarchien.

Joseph und Veit.

Joseph.

Ich lobe mir die unumschränkte Monarchie, wo Alles von einem festen Mittelpunkte ausgeht. — Weg mit euren schlaffen Philister-Freistaaten und Spießbürgerherrschaften, wo man nicht weiß, wer Koch und wer Kellermeister ist.

Veit.

Ihr guten Leute! — d betrügt euch nicht! Die Idee der Alleinherrschaft beruhet im Grunde auf die seltsamste optische Täuschung. — Wo wäre auch der hundertäugige Argus zu finden, der ein so ungeheueres Ganze überschauen, der hunderthändige Briareus, der es zusammenhalten könnte?

Joseph.

Aber man weiß hier doch, wer Koch und wer Kellermeister ist?

Veit.

Wirklich? Weiß man das? — Glaube mir, mein Freund! Monarchien sind oft die ärgsten Polyarchien oder Vielherrschaften.

Joseph.

Wie willst du das beweisen?

Veit.

Unter einem Regenten, sey er auch noch so klug und stark, herrscht zugleich eine Legion großer und kleiner Unterregenten, und diese regieren zuweilen so in die Kreuz und die Queer, daß es in der vielköpfigsten Volksherrschaft nicht bunter durcheinander gehen kann. — Ist nicht in einer Monarchie ein jeder Minister, ein jeder Vorgesetzte eines Collegiums, eines Büreaus, ja nicht selten mancher Subaltern ein kleiner Herrscher, der nach oben wie nach unten herrscht, und auf dieselbe Art wieder beherrscht wird,

dergeſtalt, daß, wenn man durch den äußern Anſchein verführt wird, zu glauben, Fürſt A oder Miniſter B beherrſche den Staat, es eigentlich Rath C oder Secretarius X oder Privatſchreiber Y iſt, der ihn beherrſcht? — Dabei will ich nicht einmal den Antheil, den auch wohl unbeamtete Günſtlinge, als da ſind Mätreſſen, Kammerdiener, Kuppler, Hof-Lieferanten und Hofjuden, an der Regierung zu haben pflegen, in Anſchlag bringen.

Joſeph.

Aber dieſe Gebrechen findeſt du eben ſo häufig in ſogenannten conſtitutionellen Staaten, und vielleicht noch häufiger.

Veit.

Das fragt ſich noch ſehr? Denn hier darf nichts geheim, hier muß alles öffentlich ſeyn; hier kann das Heer der Geheimräthe, Geheimſchreiber und Geheimrechner nicht ſo unter der Decke praktiſiren wie dort; hier muß man dem, der das

Recht hat, zu fragen, Rede und Antwort stehen für das, was man thut, während dort die Unterregenten, nach Art der Marionetten-Direktoren hinter dem Vorhange agiren, und der arme Landesvater zu allen Plackereien und Hudeleien seiner Mitherrscher den Namen hergeben, zu allen Mißgriffen, welche sie ihm als gerecht, nützlich und heilsam vorschlagen, mit dem Kopfe nicken muß, gesetzt auch, daß ihm der Scharfblick eines Trajan oder Friedrichs des Großen verliehen wäre. — Denn wer beobachtet jene verborgenen Gaukler? Wem brauchen sie Rechenschaft zu geben?

Joseph.

Auf diese Art scheint dir mancher Fürst wohl nicht viel mehr zu seyn, als eine mechanische Figur, die an den verborgenen Fäden der Gaukelkunst hin und her gelenkt wird?

Veit.

Warum sollte man sich in den wichtigsten menschlichen Angelegenheiten der Wahrheit

ſcheuen? — In der That! mancher wackre Fürſt, der es gut mit ſeinem Volke meint, wird nicht ſelten zu einer bloßen Marionette herabgewürdigt. Ich ſollte daher denken, daß weiſe Regenten, welche die Unmöglichkeit fühlen, ein großes Volk allein zu beherrſchen, die Rolle, welche ſie in dieſer Vorausſetzung ſpielen, zu kläglich finden müßten, als daß ſie es nicht vorziehen ſollten, an der Seite unbezahlter Volksvertreter, von denen ſie Wahrheit erwarten dürfen, lieber freie Fürſten, als in der Mitte jener Söldner, welche ſie nur zu oft mit Lügenkünſten beherrſchen, Sklaven zu ſeyn. Freilich gehört ein ſtarker und wahrhaft fürſtlicher Entſchluß dazu, ſich von dieſen Feſſeln frei zu machen, ein Entſchluß, den ſchwache Seelen nicht leicht faſſen können.

Joſeph.

Ich muß dir ſagen, daß Ich für mein Theil es auch bleiben laſſen würde, wenn

ich Fürst wäre. Denn einer Theils regiert es sich offenbar weit bequemer, wenn man selbst regiert wird; und welcher gescheute Fürst, der seine Gemüthsruhe liebt, sollte also wohl aus eignem Antriebe die Marionettenfäden, woran er so lange gelenkt wurde, von seinen Gliedern abschneiden? — Andern Theils würde ich auch nicht so unklug seyn, dem Volke einen so wichtigen Theil meiner Macht in die Hände zu geben.

Veit.

Deiner Macht? — Thor! ich will dir ja eben weit mehr Macht geben, als du hattest. Denn nach meiner Überzeugung gewinnt der Fürst an wahrer Macht, sobald er seinem Volke eine Verfassung gibt, und es nicht mehr durch Söldner, sondern durch unbezahlte Stellvertreter regiert, die aus der freien Wahl des Volkes hervorgingen, und von denen sich daher mit viel größerem Rechte annehmen läßt, daß sie mit den Bedürfnissen und Leiden desselben vertraut sind.

Joseph.

Aber die Unruhe, die Unruhe! die Gefährtin aller Neuerungen und Reformen! Ich bitte dich, lassen wir's lieber beim Alten!

Veit.

Sei unbesorgt! — Wir werden es ohnedies nicht ändern.

Aber Töffel! haſt du denn keine Knochen am Leibe?

Robert und Heribert.

Robert.

Laß gut ſeyn! Wir Deutſche leiden und dulden viel, aber wenn wir dann endlich einmal zuſchlagen, dann fleckt es auch rechtſchaffen. Dieſe Langmuth gehört nun einmal zu unſerer Volkseigenthümlichkeit.

Heribert.

Hahahaha!

Robert.

Was lachſt du?

Heribert.

Mir fällt ſo eben ein luſtiger Vorfall ein, den ein Bauerweib heut in einer Apotheke

erzählte, wo sie Wundsalbe für sich und ihren Mann kaufte.

Robert.

Laß hören!

Heribert.

Gestern Abend in der Dämmerung fährt sie mit ihm und ihren Kindern vom Dorfe nach der Stadt. Unterwegs werden sie im Gestrüpp von drei Buschkleppern angefallen. Nachdem diese ihnen die Ochsen ausgespannt, sie bis auf's Hemde ausgeplündert, mit Schlägen bedeckt, und dem Weibe außerdem noch vielfache Schmach angethan haben, was der Mann alles mit stoischer Seelenruhe duldet, ruft das Weib ihm endlich voll Verzweiflung zu: „Aber Tölpel! hast du denn gar keine Knochen am Leibe?“

Robert.

Der Esel! — Das hätte er sich selbst zurufen sollen.

Heribert.

Diese Erinnerung wirkt. Nun endlich

kommt der Bauer zur Beſinnung, rafft ſich zuſammen, ergreift wuthſchnaubend eine Wagenrunge, und treibt das Geſindel mit Rieſenkraft zu Paaren.

Robert.

Da ſehe mir einmal einer!

Heribert.

„Potzelement!“ — ſpricht drauf das höchlich verwunderte Weib, und maulſchellirt ihn links und rechts — „Da ſehe mir einmal einer! — Hat der Schlingel nicht Marks in den Knochen wie ein Simſon, und läßt ſich das alles gefallen, und ſieht müßig zu, wie ſein armes Weib ſo ſchändlich traktirt wird. — I du nichtsnutziger Kerl! — Warum haſt du nicht gleich zugeſchlagen?“

Robert.

Bin doch neugierig, was er geantwortet hat!

Heribert.

„I Fru! ich was noch nich recht warm“ — das war ſeine Antwort.

Robert.

Robert.

Aha! — und die Frau?

Heribert.

„Wart! ich will dich warm machen!“ — verſetzte ſie, und bedeckte ihn mit einer ſolchen Ladung von Ohrfeigen, daß er ſich über Mangel an Wärme nicht mehr zu beklagen hatte.

Robert.

Geſchahe ihm ſchon recht. — Aber wie kommſt du dazu, dieſes Geſchichtchen zu erzählen? Heißt das nicht, vom Thema abſpringen? Wir ſprachen ja von dem deutſchen Volkscharakter.

Heribert.

Muß ich dich erſt mit dem Mädchen darauf ſtoßen? — Ich meine: wir Deutſchen gleichen jenem Bauer auf's Haar. Auch Uns muß irgend einer erſt immer zurufen: „Aber Töffel! haſt du denn keine Knochen am Leibe?“ — ehe wir recht warm werden, und unſre Knochen gebrauchen, wie ſich's gebührt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Robert.

Verſtehe. — Aber was willſt du mit den Maulſchellen ſagen, die der Bauer nachher von ſeinem Weibe empfing?

Herkbert.

Je nun! das verſteht vielleicht ein andrer.

Feindesliebe.

Süß und Bitter.

Süß.

Aber heißt das nicht: die Feindschaft verewigen? — Und ist der Franzos nicht im Grunde genommen ein recht aimabler Narr?

Bitter.

Ja ja! so sind wir! an allen Ecken wird jetzt Liebe und Versöhnung mit dem holden Bruder Franzmann gepredigt, und alle Liebkosungen, die wir von ihm erfuhren, scheinen fast rein vergessen zu seyn. — Ich bleibe dabei: der Deutsche hat keine Galle, oder wenn er etwas dem Ähnliches hat, so ist es dermaßen mit zähen Theilen verdickt und verschleimt, daß es nicht recht ins Blut treten kann.

Süß.

Wenn dem wirklich so ist, so können wir uns Glück dazu wünschen.

Bitter.

O gewiß! es fehlt nur noch, daß man uns räth, den Franzosen zur Belohnung dafür, daß er uns so gründlich ausgeplündert und mißhandelt hat, in unser Morgen- und Abendgebet einzuschließen.

Süß.

Das würde allerdings sehr großmüthig seyn, und uns zur höchsten Ehre gereichen.

Bitter.

Über die groß- und sanftmüthigen Pinsel! Geht einmal nach Frankreich und hört, wie der Franzmann sich vernehmen läßt, wenn er auf den Bruder Deutschen zu sprechen kommt, wie er's ihm dankt, daß er ihm seinen Ludwig, und mit ihm Frieden und Gesetz zurückbrachte. Laßt euch einmal erzählen, wie liebreich sie sich über deutsche Großmuth auslassen, und leset mit Entzücken, wie sich

nur ganz vor kurzem einer jener bonapartischen Blutigel, die ihr Andenken in unserm Vaterlande verewigten, über Preußens Verfahren gegen das großmüthige Frankreich auszudrücken beliebte.

Süß.

Ein Bock macht noch keine Heerde.

Bitter.

Pah! — Haß gegen die Deutschen möchten sie dem Franzosenknaben wie Natterngift einimpfen, und ohne ihren Ludwig würde er vielleicht ein stehender Artikel in ihrem Volks-Katechismus werden. Und Ihr wollt ihnen Liebe für Haß bieten?

Süß.

Wie es der Stifter unsrer Religion vorschreibt.

Bitter.

Es mag schön und göttlich seyn, den Feind zu lieben, ungeachtet ich nicht begreife, wo man Liebe für seine Freunde hernehmen

soll, wenn man sie schon an seine Feinde verschwendet. Aber solche lammfromme Gesinnung war nur den Mitgliedern einer friedlichen Gemeinde vorgeschrieben, die Völker würden nur zu bald ihr Opfer werden. — Und ergrimmte nicht Christus selbst mit dem ganzen Grimm der Tugend, als er die Wechslertische im Gotteshause umstieß, und das merkantilische Gesindei hinaustrieb?

Süß.

Gegen das Laster ja! aber nie gegen menschliche Verirrungen.

Bitter.

Worthülsen! — Ich frage: was wendet ihr jenem gründlichen Hasse eurer Feinde, falls er einst in helle Flamme ausbrechen, und verheerend herüberwüthen sollte, entgegen zu setzen haben, wenn ihr ihn nicht mit gleich starker Glut erwiedert?

Süß.

Hilf Himmel! du machst mir bange.

Bitter.

Ja ja! so seyd ihr! — Statt des Nationalhasses gegen den äußern Feind habt ihr euch einen närrischen Provinzialhaß angewöhnt, womit ihr gegen eure Hausgenossen wüthet. Das wissen eure Feinde gar wohl, und diesen Familienzwist zu unterhalten, und immer neuen Zunder hinzu zu tragen, das ist ihr eifrigstes Bemühen, damit sie einst, wenn euer Haus in lichten Flammen steht, desto leichteres Spiel haben.

Süß.

Du bist ein Gespensterseher. Bis es dahin kommt, hoffe ich noch manchen Scheffel Kartoffeln und Teltauer Rüben mit dir zu verzehren.

Bitter.

Wünsche guten Appetit.

Deutſche oder Teutſche?
Demoiſellen oder Jungfrauen?

Alph und Ralph.

Alph.

Schreibſt du Teutſch mit einem D oder mit einem T?

Ralph.

Die Wahrheit zu ſagen: ich halte es für ziemlich gleichgültig, ob wir uns Deutſche oder Teutſche ſchreiben, wenn wir nur eins oder das andere ſind.

Alph.

Aber man will denn doch wiſſen —

Ralph.

Ob man ein Deutſcher mit einem D oder mit einem T iſt: ſehr natürlich! — Nur

fürchte ich, daß wir über dieſen wichtigen Streit aufhören werden, beides zu ſeyn.

Alph.

Nun denn! Wenn du von dieſer Angelegenheit nichts wiſſen willſt, ſo wirſt du mir wenigſtens zugeben, daß wir uns endlich vereinigen müſſen, wie wir unſere Töchter nennen ſollen, ob Fräulein oder Jungfern, oder wie ſonſt. Denn daß wir den wälſchen Titel Demoiſelle ausrotten müſſen, das wirſt du als wackrer Teutſcher doch nicht in Abrede ſtellen.

Ralph.

Beim gehörnten Siegfried! auch das ſcheint mir ziemlich gleichgültig, wenn ſie nur von den franzöſiſchen Demoiſellen nichts weiter an ſich tragen, als den Namen. — Oder meinſt du etwa, daß wir gewiſſe franzöſirte deutſche Demoiſellen durch Verwandlung ihres Namens auch zugleich in deutſche Fräulein oder Jungfern verwandeln können?

Alph.

Du ſpielſt die Sache in's Lächerliche.

Ralph.

Ich nicht, wohl aber ihr Ultra-Deutſchen. Denn bekennet einmal aufrichtig: müſſen andere Völker uns nicht von Herzensgrunde auslachen, wenn ſie hören und leſen, daß wir uns jetzt erſt die Köpfe darüber zerbrechen, ob unſre Töchter Demoiſellen oder Jungfern, wir ſelbſt aber Deutſche oder Teutſche ſind?

Tugend vergeht, Schönheit besteht.

Anna und Marianna.

Anna.

Sey nicht so eitel, Kind! putze dich nicht wie ein Pfau! bedenke das Sprichwort: Schönheit vergeht, Tugend besteht.

Marianna.

Aber Mutterchen! wie verstehe ich das Sprichwort? Ich kenne ja so manche, bei denen die Tugend schon längst vergangen ist, und deren Schönheit noch immer besteht. Also spräche man ja wohl richtiger: Tugend vergeht, Schönheit besteht.

Anna.

Albernes Geschöpf! Als das Sprichwort erdacht wurde, da war die Tugend noch

nicht so vergänglich, und die Schönheit noch nicht so beständig.

Marianna.

So! — Wann ist denn das Sprichwort eigentlich erdacht? Vermuthlich schon lange vor deiner Zeit?

Anna.

Schweig, einfältiges Ding! — (bei Seite) Was die Kinder uns zuweilen in Verlegenheit setzen! —

Schuld und Unschuld.

Margaretha und Minna.

Minna.

Liebe Mutter! du sprichst so viel von Unschuld: was ist denn eigentlich die Unschuld für ein Ding?

Margaretha.

Die Unschuld, mein Töchterchen? — Die Unschuld ist ein Ding, welches man hüten muß wie seinen Augapfel, weil — weil man sie nur Einmal haben, folglich auch nur Einmal verlieren kann.

Minna.

Aha! — Das ist auch wohl die Ursache, Mütterchen! warum man so viel von Schulden, nie aber von Unschulden sprechen hört?

Margaretha.

Richtig, mein Kind! Die Unſchuld exiſtirt nur in der Einzahl, und nicht in der Mehrzahl, wie die Schuld, dieſe fruchtbare Sündenmutter.

Minna.

Ei! — Nun begreif' ich erſt, warum der Vater ſo oft über unſre Schulden klagt, aber niemals ein Wort von unſrer Unſchuld erwähnt. — Haben wir denn die nicht mehr, Mütterchen?

Margaretha (ſeufzend.)

Du haſt ſie allerdings noch, mein Kind!

Minna.

Ich? — Aber ich weiß ja nichts von ihr; wo hätt' ich ſie denn?

Margaretha.

Eben daß du das nicht weißt, darin beſteht deine Unſchuld. — Ach! leider lernt man ſie gewöhnlich erſt nach dem Verluſte kennen.

Ungewißheit und Gewißheit.

Ungewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

Was geht dir im Kopfe herum, Freund Thomas?

Thomas.

Ach guter Hilarius! seit einigen Tagen leide ich an einer der peinlichsten Krankheiten, welche je zur Qual der Sterblichen aus Pandora's Büchse hervorgingen.

Hilarius.

Etwa an der Migräne? Denn du drückst ja deinen Kopf zusammen, als ob er zerspringen wollte.

Thomas.

Nein, an der Zweifelsucht.

Hilarius.

Habe ich doch nie von einer solchen Krankheit gehört!

Thomas.

Und dennoch ist sie es, und zwar ärger als manches eingebildete Übel. Denn wenn sich das Gefühl darein mischt, dann foltert sie Kopf und Herz zugleich auf die grausamste Art, und keine Arzenei ist noch zu ihrer Heilung gefunden.

Hilarius.

Und was ist es denn für ein Zweifel, der dich foltert?

Thomas.

Laß dir erzählen! — Vor einiger Zeit sahe ich ein Mädchen — o erlaß mir die Schilderung dieser unaussprechlich reizenden Erscheinung, und vernimm nur so viel, daß sie die Tochter eines Fabrikanten ist, welche

mit ihren Eltern in der bitterſten Armuth lebt. — „Iſt ſie tugendhaft oder nicht?“ — dies iſt der Zweifel, welcher mich ſeitdem quält. Du weißt, ich bin einer von denen, welche die weibliche Tugend als einen Damm betrachten, der ihren Abſichten hinderlich iſt, und den ſie höchſt ungern auf ihrer Siegesbahn bemerken. Da iſt denn die Kupplerin Armuth eine willkommne Mittelsperſon, welche dem lüſternen Reichthum willig die Hand reicht, um dieſen Damm zu überſteigen. Auf dieſe Erfahrung fußend wagte ich es getroſt, in die Wohnung des ſchönen Kindes einzudringen, fand viel Elend mit Einfalt und gemeiner Sitte verſchwiſtert, ließ mich jedoch nicht abſchrecken — du kennſt mich! — und indem ich die rauhe Rinde mit dem Zauberſtabe des Plutus durchbrach, fand ich bei der Mutter viel Gefügigkeit und Geſchmeidigkeit; die Tochter aber —

Hilarius.

Nun? — Ohne Zweifel biß ſie an?

Thomas.

Ach nein doch! — Zwar meine Geſchenke wurden angenommen, aber mit einer Gleichgültigkeit gegen den Geber, die ihm nicht die entfernteſte Hoffnung verſpricht. — Dieſes herbe Früchtchen hängt ſo feſt an ſeinem Stiele, daß man ſchier verzweifeln möchte.

Hilarius.

Ein Inſektenſtich, und es fällt ab. — O ich kenne das.

Thomas.

Das eben iſt mein Zweifel. — Ich eile jetzt wieder zu ihr, um meine Bemühungen fortzuſetzen.

Hilarius.

Die Mutter eine Kupplerin? — Glück zu!

Thomas.

Ich verzweifle.

Gewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

Nun, wie ſtehts mit deiner Dulzinea, Freund Thomas? — Biſt du von deiner Zweifelſucht geheilt?

Thomas.

Gründlich! — Und zwar durch eine der derbſten Ohrfeigen, womit je ein kühner Angriff von ſchönen Händen zurückgeſchlagen wurde. — Ich bin vollſtändig geheilt. — Lebe wohl!

Ungewißheit.

Thomas und Hilarius.

Thomas.

Find' ich dich endlich wieder, Freund? — Ach guter Hilarius! — Mein verdammtes Zweifelfieber iſt zurückgekehrt, und fürchterlicher als je. — Meine Schöne —

Hilarius.

Nun, auf welchem Fuß ſtehſt du mit ihr?

Thomas.

Ich? Auf gar keinem. — Aber auf welchem Fuß mein Nachfolger, ein wackerer Poſamentiergeſelle, mit ihr ſteht, der ihr jetzt den Hof macht, das vermag ich nicht zu entſcheiden, und zittre vor der Entſcheidung.

Hilarius.

Die nicht lange ausbleiben wird. Viel Glück auf den Weg.

Gewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

Warum ſo kopfhängend, Freund?

Thomas.

Endlich, endlich habe ich Gewißheit, handgreifliche Gewißheit wie die vorige, aber von ganz entgegengeſetzter Art. — Meine Schöne —

Hilarius.

Nun?

Thomas.

Wird eheſtens taufen laſſen.

Hilarius.

Gratulire zur Pathenſtelle.

Thomas.

Ein ſchmucker Burſch, ihr Liebhaber! — Ach mein Freund! — Die Natur iſt doch ſtärker als die Kunſt. — Adé.

Ungewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

He Holla, Freund Thomas! —. Fast möchte ich schwören, daß du noch immer nicht ganz von deiner Zweifelsucht geheilt bist. Neue Wolken umdüstern deine Stirn.

Thomas.

Getroffen, Freund! — Ein neuer Zweifel ist's, der mich nun quält. — „Wird meine schöne Tugendhafte, nachdem sie A gesagt hat, nun auch B sagen?"

Hilarius.

B, C, D, E, F bis Z und doppelt und dreifach gestrichen A. —

„Zweifle an der Sonne Licht:"
„Nur an dieser Wahrheit nicht."

Thomas.

Wir wollen sehen! — Leb wohl!

Mehr als Gewißheit.

Thomas und Hilarius.

Hilarius.

Habe ich recht gehabt, Freund? — Dein Geſicht verkündet die gewiſſeſte aller Gewißheiten.

Thomas.

Braver Poſamentiergeſelle! — Ein wahrer Marſchall V — — s, wenn es anders erlaubt iſt, einen kleinen Helden mit einem groſen zu vergleichen. — Ja, mein Freund! Die Schlüſſel der Feſtung waren bereits ausgeliefert und die Beſatzung hatte ihren Abzug genommen. Ich fand keinen Widerſtand. — Jetzt, mein Freund! bin ich von allen Zweifeln geheilt, und fürchte keinen Rückfall mehr.

Auskommen und einkommen.

Traugott und Fürchtegott.

Fürchtegott.

Sieh da, Freund Traugott! Willkommen endlich in meiner schlechten Hütte!

Traugott.

Was seh ich? —

„Wie kommt dir solch' ein Glanz in deine Hütte?"

„O das bedeutet einen tiefen Fall."

So möchte man mit unserm unsterblichen Dichter ausrufen, wenn man den neuen Glanz deines Hauses betrachtet. — Doch bei Lichte besehen scheint bei dir der umgekehrte Fall statt zu finden.

Fürchte-

Fürchtegott.

Wie verſtehſt du das?

Traugott.

Je nun ich meine: — bei dir hat der Glanz nicht den Fall, ſondern der Fall den Glanz hervorgebracht.

Fürchtegott.

Was heißt das?

Traugott.

Das heißt: du haſt fallirt, um dich deſto glänzender wieder aufzurichten.

Fürchtegott.

Pah! was iſt denn dabei zu verwundern? Ich habe gethan, was in dieſen kläglichen Zeiten jeder geſcheute Mann thun muß: ich habe mich mit meinen Gläubigern geſetzt.

Traugott.

Richtig. — Die Leute ſagten zwar, du ſeweſt gefallen, aber du haſt dich eigentlich nur geſetzt, und ließeſt deine Gläubiger fallen.

Fürchtegott.

Nimm mir's nicht übel: das verstehst du nicht. In unsrer kaufmännischen Kunstsprache nennt man das: ich bin eingekommen.

Traugott.

Sehr sinnreich, in der That! wenn man nicht auskommt, dann kommt man ein, um wieder aufzukommen. Das ist mit drei Worten euer ganzes Kunstgeheimniß, ihr merkantilischen Pfifköpfe, zumal vom Stamme Israel.

Der verkehrte Geſchmack.

Hiſteron und Proteron.

Proteron.

Höre du! iſt es wahr, was die Fama von dir ſpricht?

Hiſteron.

Was ſpricht ſie denn, mein guter Proteron?

Proteron.

Sie ſagt, du ſeyſt ein närriſcher Kauz, der alles verkehrt anfange.

Hiſteron.

Sagt ſie das wirklich? — Je nun! ich kann nicht läugnen. — Aber Freund! nur Dir vertrau ich's unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit.

Proteron.

Wenn Du dein Geheimniß schon so sorgsam bewahrst, dann kannst du dir vorstellen, wie Ich es erst bewahren werde.

Hysteron.

Es ist nur, weil die Menschen jeden Sonderling, selbst den vernünftigsten, als einen Narren zu verschreien pflegen. — So wisse denn: die Fama spricht nicht unrecht. Allerdings fange ich gern alles verkehrt an, und zwar aus Grundsatz.

Proteron.

Wirklich?

Hysteron.

Ich lese zum Beispiel Bücher, Akten, Briefe, und alles was zu lesen ist, verkehrt, das heißt von hinten; ich fange bei Tische mit dem Nachtische an, und schließe mit der Suppe; ich sitze verkehrt im Wagen, kurz: was sich nur irgend verkehrt thun läßt, das thue ich so, und wenn ich ohne zu großes

Aufſehen zu erregen, verkehrt zu Pferde ſitzen und meine Beinkleider verkehrt tragen dürfte, ſo würde ich es ohne Bedenken.

Proteron.

Nimm mir's nicht übel. — Dieſe Verkehrtheit deutet auf einen ſehr verkehrten Sinn. Warum thuſt du das?

Hiſteron.

Weil das, was der große Haufe verkehrt nennt, mir nicht ſo erſcheint; weil ich finde, daß die ſogenannte Kehrſeite der Dinge ihre wahre Vorderſeite iſt. Leſe ich z. B. ein Buch von hinten, ſo dringe ich gewöhnlich auf weit kürzerem Wege in den Geiſt und die Quinteſſenz deſſelben ein, und bin der Mühe überhoben, das Ganze zu leſen, welches ſich oft der Mühe des Leſens nicht lohnt. — Daß dieſe Prozedur bei dem Aktenleſen beſonders zu empfehlen ſey, darüber berufe ich mich auf das Beiſpiel großer Praktiker.

Proteron.

Die Sache hat allerdings etwas für sich. — Aber —

Hysteron.

So ziehe ich namentlich in Sachen des Geschmacks die Kehrseite vor, weil ich sie überall am anziehendsten finde. Wenn ich aber von Sachen des Geschmacks rede, so verstehe ich darunter nicht bloß gebratene Hasen und dergleichen, welche ich stets von der Kehrseite zu genießen anfange, sondern auch die feineren Genüsse der Kunst und Natur. Eine Militair-Parade zum Beispiel, ja sogar ein Schauspiel, und besonders ein Ballet genieße ich nur von der Kehrseite, das heißt, aus einem Lugwinkel der hintern Kulissen, und wenn du meine Gemäldesammlung in Augenschein nehmen willst, so wirst du finden, daß die Kehrseite der Natur in den dargestellten Gegenständen überall vorherrscht.

Proteron.

Also auch die menschliche Natur erscheint dir am anziehendsten von der Kehrseite?

Hysteron.

Ich kann's nicht läugnen. — Doch das ist Geschmackssache.

Proteron.

Verzeihe! für diesen verkehrten Geschmack würde ich dich und alle deine Geschmacksgenossen, verkehrt auf hölzernen Eseln zur Schau stellen.

Hysteron.

Dann würdest du ein ganzes verkehrt berittenes Cavallerie-Regiment zusammen bringen.

Der Mensch: ein Centaur.

Bias und Simonides.

Bias.

Beim Momus! ich begreife diesen stolzen Herrn der Schöpfung nicht. Wer ist er denn eigentlich, der sich rühmt, die Elemente zu zähmen, das Feuer und das Erz zu bändigen, den Himmel zu messen, die Erde zu umspannen, alle Tiefen zu ergründen, alle Geheimnisse zu erforschen, und der sich selbst das unerklärbarste Geheimniß bleibt?

Simonides.

Wohl wahr! — Ich fürchte, daß alle unsere tiefsinnigen Definitionen auf nicht viel mehr als den gerupften Hahn des Plato hinauslaufen.

Bias.

Mit Staunen und Grauen, wie der Wilde in das Getriebe einer Uhr, blickt der Naturforscher in den innern Bau des menschlichen Leibes, um das Grundgesetz zu erspähen, wonach der Mechanismus dieses kunstreichen Uhrwerkes geregelt ist. Aber ich frage dich: ist der Schleier, worin der Schöpfer das Geheimniß der menschlichen Seele gehüllet hat, nicht zehnfach dichter und undurchdringlicher?

Simonides.

Ohne Zweifel. — Wer vermag diesen ewigen Kampf zwischen Leidenschaft und Vernunft, zwischen Irrthum und Wahrheit zu schlichten, in diesem Chaos das Gesetz der Harmonie aufzudecken? — Das vernunftlose Thier ist in seiner Art vollkommen und unfehlbar, denn es folgt jenem unwandelbaren Naturtriebe, dessen vorgezeichnete Grenzlinie es nie überschreitet. Nimmer wird das Schaaf und das Roß auf's

Würgen aufgeben, nimmer wird der Wolf friedlich neben den Lämmern weiden. — Der Mensch allein ist Lamm, Wolf und Tiger, je nachdem sanfte oder wilde Triebe, Vernunft oder Wahn ihn beherrschen, Engel oder Teufel, je nachdem der Himmel oder die Hölle über ihn walten; der Mensch allein ist mit sich selbst stets uneins, und lebt im ewigen Streite mit dem großen Gesetze der Harmonie. — Das eben ist es, was ihn zu dem unvollkommensten Geschöpfe herabwürdigt, welches die Erde trägt.

Bias.

Aber warum dieses unstäte Schwanken zwischen den beiden entgegengesetzten Polen des Guten und Bösen? Warum dieser unselige Widerspruch mit sich selbst?

Simonides.

Mein Glaubensbekenntniß ist dieses. — Der Mensch, als Mittelding zwischen Thier und Gott, scheint mir der erste Versuch des Schöpfers zu seyn, das Thier von den Fes-

ſeln des blinden Naturtriebes zu entwöhnen, und es zur Freiheit und Vernunft zu erziehen. Aber gleichwie das Kind, welches zum erſtenmal des Gängelbandes entwöhnt wird, oft ſtrauchelt und fällt, gleichwie der Sklave, der zum erſtenmal von der Zuchtruthe befreiet, und ſich ſelbſt überlaſſen wird, vom Gefühle der Knechtſchaft nur zu oft in wilde Ausgelaſſenheit verfällt, ſo weiß auch der Menſch, der Feſſeln des Inſtinkts entledigt, noch keinen rechten Gebrauch von dem ihm gewordenen Geſchenke der Freiheit zu machen, ſondern ſchweift unaufhörlich zwiſchen Beſtialität und Gottheit herüber und hinüber, und indem die göttliche Natur ihn zum Himmel erhebt, zieht ihn die thieriſche zur Erde herab.

Diak.

Wo aber ſoll dieſer Kampf enden?

Simonides.

Nur getroſt! es muß eine Region geben, wo reinere Lüfte wehen, wo die Begierde

vom himmlischen Strale geläutert wird, wo der gröbere Erdstoff niedersinkt, wo die Nebel schwinden, wo es Tag wird vor unsern Augen.

Bias.

Schöne Träume!

Simonides.

Träume sind Lichtstralen, die durch die engen Schranken der Sinnenwelt zu uns hereindringen. — Sage selbst: gleichen wir nicht schon in unserm jetzigen Zustande den Centauren, aus zwei ungleichartigen Hälften zusammengefügt, von denen nur noch die untere, wiewohl sie uns mit überwiegender Schwerkraft zu Boden zieht, der Thierheit angehört? Gewiß, mein Freund! — Ohne mich zu dem crassen Gespensterglauben zu bekennen, lebe ich der süßen Überzeugung, daß es über und neben uns Wesen höherer Art gibt, welche unsern gröberen Sinnen unbemerkbar, einen Freistaat der Vernunft

und Harmonie bilden, deſſen Bürger auch Wir einſt werden ſollen.

Bias.

Hahaha! — Du geberdeſt dich faſt, als ob du den Bürgerbrief ſchon in der Taſche hätteſt. — Ich gratulire. — Aber weil wir zur Zeit noch als grobe Sinnenmenſchen auf dieſem Planeten herumwandeln, ſo möchte ich doch in der That wiſſen: was hältſt du denn eigentlich für unſere Beſtimmung auf demſelben?

Simonides.

Finſtre Theologen haben dieſe Welt mit einer Prüfungsſchule und Correktions-Anſtalt, und wer weiß womit ſonſt verglichen. — Mir erſcheint das Leben als eine Erziehungsſchule für unſre höhere Beſtimmung, oder, wenn du lieber willſt, als ein Läuterungs-Prozeß, wodurch ſich der reine, der unſterbliche Theil unſers Weſens von der Schlacke abſcheiden ſoll.

Bias.

Das klingt so schön wie das Mährchen vom Goldmachen. — Aber es schmeichelt dem Gefühle so angenehm, daß ich so gern daran glaube, wie an andre Mährchen.

Gebet eines Kornwucherers.

Andreas und Raps.

Andreas.

Es ist doch in der That seltsam, mein lieber Raps! Du mußt ganz anders organisirt seyn als wir übrigen Geschöpfe. — Bei anhaltender trockner Hitze, wo Alles, was Leben hat, zusammenschrumpft und verschmachtet, richtest Du dich auf, erscheinst frisch und heiter, und setzest Bauch an; ein milder Regen aber, wonach Mensch und Thier, Baum und Kraut sich mit erneueter Lebenskraft erheben, macht Dich traurig, schlaff und welk. — Geh einmal hinaus in's Feld, und siehe, wie die Saat sich nach dem gestrigen Regen erholet hat, wie sie

dasteht in der üppigsten Fülle des Wachsthums, und dann beschaue auch Dich einmal, wie du seit gestern verwelkt bist. — Sprich! wie soll ich mir diese seltsame Erscheinung erklären?

Raps.

Ein grosses Räthsel! bei meiner Treue! Eben das die Saat wieder zu Saft und Kraft gekommen ist, eben das ist es ja, was Mir Saft und Kraft raubt.

Andreas.

Wie verstehe ich das?

Raps.

Seit dem gestrigen unglücklichen Regen sind alle meine Hoffnungen zu Boden geschlagen, und Nichts kann mich nun wieder aufrichten, als Hagelschlag, oder eine so anhaltende Nässe, daß die Saat verfault. — Ja, mein Freund! wie ich seither betete: Herr! erhalte uns noch lange diese schöne trockne Hitze, nur so lange, bis alles Gewächs vertrocknet und verschmachtet ist, so

gehe ich nun keinen Abend zu Bett, ohne Gott inbrünstig um einen tüchtigen Wolkenbruch und gesegneten Hagelschlag zu bitten.

Andreas.

Ich erstarre. — Dann bist du wohl gar — ?

Rapé.

Was anders, als einer jener vernünftigen Leute, welche vom Mißwachs und Verderben leben.

Andreas.

Wie die Made und der Holzwurm. — Bei alledem, ihr Hexen! halte ich euch unter gewissen Voraussetzungen für eine sehr nützliche Menschenclasse.

Rapé.

Das wäre!

Andreas.

Unter der Voraussetzung nämlich, daß ihr mit euern Äsern die Felder düngt.

Rapé.

Spaßvogel!

Andreas.

Nur auf dieſe Weiſe könnt ihr die zürnende Menſchheit und die beleidigte Natur wieder mit euch verſöhnen. — Ha! wie luſtig würde die Saat über euch wachſen und grünen.

Napé.

Gottlob! bis dahin wird noch mancher Halm verdorren.

Flitterſtaat und Staatsflitter.

Gimel und Daleth.

Gimel.

Ich begreife nicht, wie du von dem ſchlechten Zuſtande der utopiſchen Finanzen ſprechen kannſt. Betrachte nur die ſtattliche Armee, und die neuen prächtigen und koſtſpieligen Bauwerke in der Reſidenz. —

Daleth.

Betrachte daneben die zahlloſen Bettler, die verlaſſenen Werkſtätten, die verödeten Hütten in der Provinz.

Gimel.

Betrachte den neuen Glanz des Hofes, die über alle Beſchreibung herrlichen Hoffeſte.

Daleth.

Höffeste sind selten Volksfeste. Wo der Hof lungert, pflegt das Volk zu hungern.

Gimel.

Betrachte den Luxus der höheren und niederen Staatsbeamten. — Wie? Zeugt das alles nicht von dem schönsten Flor der Finanzen?

Daleth.

Sage mir: Hast du nie bemerkt, daß gewisse Spekulanten, welche im Begriff stehen, sich für insolvent zu erklären, zuletzt noch auf einen hohen Fuß leben, kostspielige Feste geben, und recht viel drauf gehen lassen? —

Gimel.

Gewiß. —

Daleth.

Ich frage: Warum geschieht das?

Gimel.

Wahrscheinlich um die Gläubiger auf

ihre Koſten durch falſchen Schimmer zu täuſchen.

Daleth.

Da haſt du den Aufſchluß.

Das hochnothpeinliche Büchergericht.

Zephanias und Jeremias.

Jeremias.

Aber ſage einmal ſelbſt: was hat das Vaterland von einer Jugend zu erwarten, welche Meinungen mit dem Feuer widerlegen und ausrotten will? Heißt das die Freiheit des Gedankens fördern, wenn man die Schriften zum Theil ſehr ehrenwerther Männer durch ein literariſches Feuertribunal hinrichtet? Ich frage: kann dieſer jugendliche Fanatismus, wenn die Staatsgewalt ihm keine Schranken ſetzt, nicht endlich von dem Auto da fe über das Werk zum Auto da fe über den Urheber deſſelben fortraſen?

Zephanias.

Hilf Himmel! Welche Heuſchreckenſprünge läßt eure furchtſame Einbildungskraft euch machen! — Manche unter euch geberden ſich wahrlich, als ob ihnen das Feuer ſchon in den Adern brennte. Was iſt denn dieſes ganze hochnothpeinliche Büchergericht, worüber ihr ein ſo ungeheueres Geſchrei erhebt, was iſt es denn anders, als ein comiſches Intermezzo in einem ernſten Drama, ſo an jenes poſſierliche Feuertribunal des Barbier Nunez und der Haushälterin in Don-Quixotes Leben und Thaten erinnert? Nehmt den Schwank für das, was er iſt, für eine jugendliche Verirrung, verketzert aber die ernſte und ehrwürdige Seite jener Jugendfeier nicht! verkennet nicht den ſchönen kräftigen Geiſt, der ſich dort ausſprach, und erwartet alles Gute von Jünglingen, in deren Bruſt der Funke einer ſo heißen Vaterlandsliebe glimmt.

Jeremias.

Ich fürchte, dieser Funke wird einst in hellen Flammen auflodern.

Zephanias.

Das soll er auch, und ich erwarte von dieser Flamme viel Herrliches, wenn ihr sie nicht thörigter weise in der Geburt erstickt. — Glaube mir, mein Freund! jene Jugend mit ihrer bizarren Überspannung ist unendlich mehr werth, als diejenigen, welche sie so liedlos verketzern, und von ihren feurigen Herzen darf sich das Vaterland einst mehr versprechen, als von den verkohlten und ausgebrannten Herzen ihrer Gegner.

Jeremias.

Was? — Kannst du läugnen, daß unter ihren Gegnern sich sehr wackre und hochverdiente Männer befinden?

Zephanias.

Behüte der Himmel! Aber unmöglich kann ich glauben, daß Männer, denen das Herz auf der rechten Stelle sitzt, ernstliche Gegner

Gegner derſelben ſeyn können. — Mögen ſie immerhin die Übertreibung mißbilligen, aber das Kind mit dem Bade auszuſchütten, das Licht auszulöſchen, weil es ihnen den Ärmel verſengt hat, in der That! das wäre — den rechten Namen wirſt du ſelbſt finden. — Ihren Werken, wenn ſie anders die Feuerprobe aushalten, kann kein Auto da fe ſchaden, und die ſchönſte Rache, die ſie dafür nehmen können, iſt das Gebet des Erlöſers: „Herr, vergieb ihnen! ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ —

Die moderne Evangeliſtin.

Zenobia und Daniel.

Daniel.

Vergönne, fromme Frau! daß ich den Saum deines Kleides küſſe. Ein Weſen wie Du, welches den böſen Geiſt der Zeit, die heilloſe Vernunft, mit den Waffen evangeliſcher Beredſamkeit bekämpft, ein ſolches thut dem jetzigen Geſchlechte noth. Wahrlich! Du biſt auf dem Wege, eine Heilige oder noch mehr zu werden.

Zenobia.

Auch Ich wandelte einſt auf dem Wege des Unglaubens und des Fleiſches, aber das wahre Licht hat ſich mir offenbaret.

Daniel.

O laß auch in Mein Auge einen Stral jenes Lichtes fallen, das Dich erleuchtet.

Zenobia.

Selig sind, die nicht sehen, und doch gläuben.

Daniel.

Aber wir Kinder des Unglaubens sind nun einmal so verwöhnt, daß wir stets sehen wollen, ehe wir glauben.

Zenobia.

Darum auch wird euch nie das innere Licht werden. Denn es leuchtet nur denen, so ihre Augen den Eingebungen der trügerischen Vernunft verschließen, jenes stolzen Weltkindes, in dessen Banden ihr verstrickt seyd.

Daniel.

O so erlöse auch Mich aus diesen Banden!

Zenobia.

Thue vor allen deine weltlichen Sorgen von dir! wirf weg den irdischen Mammon,

und trachte allein nach den Schätzen des Himmels.

Daniel.

Was höre ich? — Ach fromme Frau! wenn der Weg zum Lichte durch den Engpaß der Entbehrung führt, dann wird er nur von wenigen betreten, und selbst von den wenigen bald wieder verlassen werden. Denn die heutige Welt ist dem schnöden Mammon mit Leib und Seele ergeben, und die Herzen der Weltkinder sind dermaßen mit ihm verwachsen und verwurzelt, daß sie mit Ihm zugleich sich selbst wegwerfen müßten. Sogar die Schätze des Himmels, welche du ihnen bietest, müssen spottwohlfeil seyn, wenn sie darnach trachten sollen. Die Leute sind heuer gar zu verdammt weltklug, und wollen immer etwas recht Handgreifliches für ihr Geld haben. Glaube mir: es giebt heut zu Tage kein unfehlbareres Mittel, heilig gesprochen zu werden, als wenn man den Weltkindern den Weg zu irdischen Schätzen zeigt, und

ich geſtehe dir: indem ich dich um einen Stral deines Lichtes bat, dachte ich, du ſeyeſt Inhaberin des Lichtes, welches auf dieſem Wege leuchtet. —

Zenobia.

Hebe dich weg von mir, Verruchter! Auch du biſt der Weltkinder eines, über welche jenes furchtbare Gericht ergehen wird, deſſen Wetter ich ſchon heranbrauſen höre.

Daniel.

O ſchone! ſchone! nur diesmal noch, fromme Frau! — Ich wurde durch den weltlichen Wohlſtand, in welchem du und deine Apoſtel einher ziehen, zu dem Irrthum verleitet, daß du jenes irdiſche Licht ausſpendeteſt. Doch irren iſt ja menſchlich, und um dir zu zeigen, daß es mir ein Ernſt iſt, meinen Fehler wieder gut zu machen, will ich dir einen wohlgemeinten Rath mit auf den Weg geben. Willſt du als Prophetin und Glaubensheldin fortune machen, ſo mußt du ſchon Zeichen und Wunder thun, denn ohne

ſo etwas glauben die Menſchen einmal nicht. Die herrlichſten Wunder aber, welche du thun kannſt, beſtehen darin, daß du Blinde auf der Stelle ſehend machſt. — Gieb daher der göttlichen Religion das Licht der Augen zurück, da, wo man ſie deſſen beraubte, und du wirſt ein Wunder thun, wofür wir dich als die erſte Heilige anbeten wollen.

Kunſtkennerei.

Oreſtes und Pylades.

Pylades.

Wohin? Wohin? — Du läufſt ja, als ob dir der Kopf brennte.

Oreſtes.

Um dieſem heilloſen Kunſtkennergeſchwätz zu entgehen, das mich wie die Geißel der Furie verfolgt. Iſt das nicht, um verrückt zu werden! — Noch ganz berauſcht von dem herrlichen Geſange der Catalani trete ich in ein Weinhaus, und was muß ich dort hören? Ein Kennergewäſch von einem Schneider und einem Bartſcheerer über die Fehler der Italiäniſchen Schule, über grobe Geſang-Manier und Portamento di voce, weren an

der Künſtlerin keine Spur zu bemerken ſey. — Hahaha! Sprachen die Kerle nicht von einer gewiſſen ſchneidenden Härte ihrer Stimme, als ob die Rede von ſchneidenden Scheeren und Raſiermeſſern geweſen wäre?

Pylades.

Ja das iſt nun einmal nicht anders. Ein jeder Kleidermacher iſt jetzt ein geborner Rezenſent, der mit ſeiner kritiſchen Scheere über ein Kunſtwerk herfällt, wie über einen Tuchfetzen. — Und wer kann es ihm wehren? Für ſeinen Groſchen glaubt der gute Mann auch ein Recht zu haben, ſein Urtheil zu Markte zu bringen.

Oreſtes.

Und doch will ſo ein Kerlchen aus der Haut fahren, wenn man ſich einmal die Freiheit nimmt, eine ſchlechte Hoſe oder einen ſchlechten Stiefel zu rezenſiren, worüber allenfalls ein Blinder beſſer zu urtheilen vermag, als ein Schneider oder Schuhmacher

über den Geſang einer Catalani. — Aber vollends dieſer Bartſcheerer! — hahaha!

Pylades.

Nun?

Oreſtes.

Kannſt du dirs vorſtellen? — Nichts wünſchte er ſich, als dermaleinſt ihren Cadaver zu beſitzen, bloß um ihren Kahlkopf zu anatomiren. Da würde ſich's dann zeigen, wo eigentlich der Fehler ſtecke.

Pylades.

Mich würde dieſes Kennergeſpräch unbeſchreiblich ergötzt haben.

Oreſtes.

Mich nicht. — Ich hätte Apollo ſeyn mögen, um dieſe Kunſtrichter lebendig abzuhäuten, wie den Marſyas.

Pylades.

Und das waren bloß Dilettanten in der edlen Kunſtrichterkunſt: man betrachte erſt die kritiſchen Scharfrichter von Profeſſion.

Oreſtes.

Auf den Knien dank' ich es meinem Schöpfer, daß er mich nicht zum Rezenſenten machte. Denn das Analyſiren des Schönen iſt das wahre Grab des Genuſſes, und keiner iſt daher mehr zu bedauern, als ein ſolcher Kunſt-Proſektor, deſſen Tagewerk es iſt, ein Kunſtwerk wie eine Leiche zu anatomiren und zu zergliedern. Wie iſt es nur möglich, ſich einem reinen gemüthvollen Genuſſe hinzugeben, wenn man immer von Amtswegen darauf bedacht ſeyn muß, die Fehler heraus zu ſpähen?

Pyladeſ.

Wohl wahr! vor lauter Brillen ſieht ein ſolcher Herr am Ende nichts weiter als Flekken, die oft nicht in dem Kunſtwerke, ſondern in der Brille liegen; ja er iſt im Stande, die Natur ſelbſt zu rezenſiren, und den Geſang einer Nachtigall fehlerhaft zu finden, wenn ſie nicht nach ſeinem kritiſchen Taktmeſſer ſingt.

Oreſtes.

Gewiß! — Auch habe ich noch nie zwei völlig übereinſtimmende Rezenſionen über Ein und daſſelbe Kunſtwerk gefunden, aber deſto mehr ſich ſchnurgerade widerſprechende. Dies führt offenbar zu der Überzeugung, daß das lebendige Gefühl, welches die Mehrheit beherrſcht, richtiger leitet, als der kalte kritteinde Verſtand, und daß es mehr als lächerlich iſt, wenn ſo ein kritiſches Diktatorchen von ſeinem Dreifuß herabkreiſcht: „hier ſoll man nicht lachen! hier ſoll man nicht weinen! hier ſoll man klatſchen! hier ſoll man pfeifen!“ — geſetzt auch, daß das ganze Publikum entgegengeſetzter Meinung wäre.

Pyladeſ.

Nur neulich iſt mir ein ſolches Männchen vorgekommen, welches die Keckheit hatte, dem ganzen großen Publikum in's Geſicht zu ſagen: „Liebes Publikum! was Du für Natur hältſt, das iſt keine wahre Na-

tur, das ist nichts als Grimasse. — Glaube mir's aufs Wort! ich verstehe das besser."

Orestes.

Schickt einen schlichten unverdorbenen Landmann in's Theater, und laßt den über Natur urtheilen. Wenn der sagt: das ist wahr! das ist schön! dann glaube ich's ihm eher, als einem ganzen Klubb voll Rezensenten mit ihrer überstudirten Verschrobenheit. —

Pylades.

Nu nu! — Nur nicht Alle über Einen Leisten geschlagen! — Ich bitte um Pardon für einen Lessing und Consorten.

Orestes.

Unverfälschter Dinner! Macht ihm nur wieder auf! — Doch auch heut zu Tage gibt es Kunstrichter, welche würdig in seine Fußtapfen treten, und die mir selbst um Pardon bitten wollen wegen des Bannstrahls,

den wir auf die ganze Taste geschlendert haben. — Aber dessenungeachtet bleibt es ewig wahr: „Selig sind die, welche fühlen und nicht taxiren!“

Chineſiſche Urtheile.

Geron und Theophron.

Geron.

Haſt du das Werk des wackern Herrn v. F. über die ſittlichen und geiſtigen Vorzüge des Adels vor den andern Ständen geleſen?

Theophron.

Eine ſeltſame Zumuthung! Das wäre eben ſo, als wenn ich das Werk eines Chineſen über die Vorzüge des chineſiſchen Volkes vor allen andern Völkern der Erde leſen ſollte. — Allenfalls thäte ich's der Curioſität wegen, nämlich um mich zu überzeugen, wie ein Chineſe über uns andere Völker urtheilt, aber wahrlich nicht, um mir ein neues Licht anzuzünden. Was läßt ſich auch

in der That von einem, der nie aus China herauskam, die andern Völker höchstens vom Hörensagen kennt, und in seinen Chinesischen Vorurtheilen so zu sagen versteinert ist, für ein treffendes Urtheil über diesen Gegenstand erwarten? Man zuckt die Achseln, lächelt, und schweigt, weil bei einem Chinesen alle Mühe, seine Irrthümer zu widerlegen, verloren wäre.

Geron.

Aber der Verfasser jener Schrift ist ein sehr vernünftiger, aufgeklärter und viel belesener Mann.

Theophron.

Das mag seyn. Nach dem wenigen aber, was ich von dem Werke in Auszügen gelesen habe, ist dieser Herr anno 1750. stehen geblieben. Was seitdem geschahe, ist für ihn verloren, und man muß ihm stets zurufen: Vergessen Sie nicht, werther Herr v. X! daß wir schon 1818 schreiben.

Grönländiſche Urtheile.

Geron und Theophron.

Geron.

Haſt du die neueſten Blätter des literariſchen Waſſereimers geleſen?

Theophron.

Ich bitte dich: Muthe mir ſo etwas nicht zu! — Ich bin zwar waſſerſcheu, mein Freund! aber nicht toll.

Geron.

Denke dir: der Herausgeber, dieſes bekannte, leichtfertige Weltkind, fängt nun auch an, fromm zu werden.

Theophron.

Nun wahrlich! dann muß das jüngſte Gericht vor der Thür ſeyn.

Geron.

Er frömmelt trotz einem Rosenkreuzer.

Theophron.

Das ist eben nicht zu bewundern. Auch gewisse galante Damen, die den Kelch der Weltfreuden bis auf die Hefe ausgeleert haben, pflegen im Alter Betschwestern zu werden.

Geron.

Höre, und mache dir zugleich einen Begriff von der Stärke seiner Philosophie. — Er zieht, wie du weißt, tapfer gegen den Magnetismus zu Felde.

Theophron.

Wenn es dem Unfug gilt, der damit getrieben wird, und nicht der Sache selbst: immerhin! — Da ist der Witz an seiner rechten Stelle, wie die Vernunft.

Geron.

Witz? — Vernunft? — O höre doch, mit welchen Vernunftgründen er ihn bekämpft. — „Wenn der Magnetismus" — so

argumentirt der Scharfsinnige — „wirklich eine so wunderbare Kraft wäre, ei! dann würde ja wohl unser Heiland J. C. ihn den Menschen offenbaret haben.“

Theophron.

Unvergleichlich! mit demselben Rechte könnte man sagen: „wenn sich aus Runkelrüben wirklich Zucker machen ließe, ei! dann würde ja Moses schon die Kinder Israels gelehrt haben, Runkelrübenzucker zu fabriziren.“

Geron.

Aber noch nicht genug. Mit demselben schlagenden theologischen Argumente bekämpft der sinnreiche Mann auch die Verfassungsprediger. „Wenn ständische Verfassungen zum Heile der Völker wirklich so ersprießlich wären, ei! dann würde ja wohl unser Heiland sie den Menschen empfohlen haben.“ — Hahaha!

Theophron.

Das Gehirn treibt zuweilen Wasserblasen, besonders im Alter.

Geron.

In der That! wir können es dem wackern Manne nicht genug danken, daß er uns der Mühe überhebt, aus der Spreu der neuern Literatur die wenigen Körner herauszulesen (wiewohl er uns nicht selten Spreu statt der Körner auftischt); aber Eine demüthige Bitte wollen wir ihm nicht verhehlen: er befasse sich so wenig wie möglich mit dem urtheilen.

Ego! Ego! Ego!

Amicus und Cuculus.

Cuculus.

Da haben wir's! — Sagt ich's nicht immer, daß mein Trauerspiel: der Frevel, die einzige merkwürdige Erscheinung unsers Zeitalters sey? So eben erhalte ich die Nachricht durch einen Expressen, daß es nun auch auf den Südseeinseln in einer treuen Übersetzung erschienen, und in Otaheiti bei gedrängt vollem Hause zwanzigmal hintereinander aufgeführt worden ist.

Amicus.

Ich gratulire dir und den glücklichen Otaheitern.

Cuculus.

Schade nur, daß keine Poſtſtraße zum Monde führt. Die armen Schelme da oben müſſen nun leider dieſen höchſten Genuß entbehren.

Amicus.

Ein Glück für ſie, daß auch deine Correſpondenz-Nachrichten, worin du deines Frevels recht fleißig gedenkeſt, nicht zu ihnen gelangt ſind. — So leben ſie in einer glücklichen Unwiſſenheit, und können ſich über ihr Mißgeſchick tröſten.

Cuculus.

Auf dieſem Planeten hoffe ich es aber eheſtens dahin zu bringen, daß von nichts anderem mehr geſprochen wird, als von meinem Frevel.

Amicus.

Glückſelige Zeit! — Du wenigſtens, mein lieber Cuculus, gehſt mit einem guten Beiſpiele voran.

Cuculus.

Ja ich hoffe, mein Frevel ſoll bald ein Volksbuch werden, wie die Bibel und der Coran. Nächſtens werde ich mit einem Vorſchlage herausrücken zur Errichtung von Frevelgeſellſchaften nach Art der Bibelgeſellſchaften, und ich bin überzeugt, daß das große Werk bald im vollen Gange ſeyn wird. O ſchöne Zeit, wo irgend ein weiſer Omar alle Geiſteswerke, bis auf meinen Frevel, dem Feuer übergeben wird, wo man nichts mehr leſen wird, als meinen Frevel!

Amicus.

Großer Cuculus! nimm den Rath eines Freundes an! ſey nicht zu ſehr die Poſaune deines eignen Namens! Glaube mir: du wirſt mehr Ehre davon haben, und den Spott nicht in die Schranken fordern.

Cuculus.

Pah! ſelbſt der Spott muß vor meinem Namen verſtummen.

Schickſals-Exekutionen.

Stephanus und Theophilus.

Stephanus.

Alſo was hältſt du eigentlich von der neuern Schickſalstragödie?

Theophilus.

Ich ſage es auf die Gefahr, als ein Opfer meiner Meinung, von den furchtbaren Mächten des Schickſals und ihrem ganzen ſchreibenden Hauptquartier hienieden zerſchmettert zu werden, daß ich die Idee, welche einigen modernen Trauerſpielen dieſer Gattung zum Grunde liegt, für eine unwürdige und verwerfliche Idee halte.

Stephanus.

Raſender! — Zittre vor der Macht der verborgen Waltenden!

Theophilus.

Das Schickſal ſoll den Menſchen erheben, indem es ihn zu Boden drückt, es ſoll ihn nicht geiſtig zermalmen, es ſoll ihm die Kraft und die Freiheit der Seele nicht rauben; im Gegentheil: der Menſch ſoll vermöge ſeiner moraliſchen Größe über dem Schickſale ſeyn, und im Kampfe mit demſelben ſtets widerſtrebend und ſelbſtthätig untergehen. Nur dieſe Anſicht ſcheint mir eines tragiſchen Helden würdig. — Die neue Schickſalstragödie aber, worin uns Werner mit ſeinem 24ſten Februar vorleuchtet, vernichtet den Menſchen au geiſtig, macht ihn zum blinden Werkzeuge jener finſtern Macht, zu einem willenloſen Sklaven, der nur feigherzig zu jammern, zu winſeln oder zu fluchen, nicht zu widerſtreben und zu kämpfen vermag; ſie raubt ihm alle moraliſche Freiheit und Willensthätigkeit, indem ſie ihm als unwandelbare, eiſerne Nothwendigkeit zeigt, was nach den Geſetzen der

Natur,

Natur, nach der nothwendigen Verkettung zwiſchen Urſache und Wirkung, durch vernunftmäßige That abgewendet werden kann; ſie verwirrt ihn, macht ihn blind und unfähig, mit Überlegung zu handeln, treibt ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt, das Unvernünftige zu thun, was nothwendig zu ſeinem Verderben gereichen muß, und läßt ihn faſt ſinnlos in die Falle rennen; mit Einem Worte: ſie würdigt ihn zu einem Opferthiere herab, welches unter dem Schlachtmeſſer zappelnd, ſeinen Odem aushaucht.

Stephanus.

Ich kann nicht läugnen, daß das Gefühl, welches mich bei ſolchen Schickſals-Exekutionen ergreift, demjenigen nicht unähnlich iſt, welches bei dem Anblick einer Hinrichtungs-Scene meine Bruſt beengt; es iſt nichts weniger als ein erhebendes, ſondern ein niederdrückendes, „ermalmendes Gefühl.

Theophilus.

Giebst du das zu? — Nun dann wirst du mir auch einräumen, daß diese Schicksalsidee nicht allein den Menschen, sondern auch die Gottheit herabwürdigt, indem sie den Fluch nicht nach dem Maaße der Schuld abwägt, sondern ihn ohne Maaß und Ziel gleichsam in's Blaue hineinschleudert; ja, was wahrhaft empörend ist: das eifrigste Bestreben, das Schicksal durch tugendhafte Handlungen zu versöhnen, verkehrt sie in neue, schreckliche, ganz unbeabsichtigte und nicht einmal geahnete Frevel, die zwar die Schuld nicht vergrößern können, aber das Leid und den Jammer bis zum Ungeheuren anschwellen.

Stephanus.

Auf solche Art stellt sie uns also die Gottheit als einen menschlichen Rächer dar, welcher von wüthendem Haß und andern niedern Leidenschaften getrieben, der Begierde zu verfolgen, zu quälen und zu martern

keine Grenzen ſetzen kann. — In der That, eine gotteslästerliche Idee!

Theophilus.

So ſcheint es mir. — Ich lobe mir daher jene Schillerſchen und Shakeſpearſchen Trauerſpiele, worin der leidende Held als Opfer ſeiner Schuld durch den Spruch einer gerechten Vergeltung frei und moraliſch groß untergeht.

Plan zu einem Trauerſpiele hochtragiſcher Art.

Menander und Periander.

Menander.

Halt da!

Periander.

Was giebt's?

Menander.

Nun wahrlich! wer dich ſo mit verſchränkten Armen, herabhängendem Kopfe und hervorglotzenden Augen, die etwas im Mittelpunkte der Erde zu ſuchen ſcheinen, einherſchlendern ſieht, der ſollte ſchwören, daß du ſo eben mit der Quadratur des Zirkels, oder mit der Centraliſation Deutſchlands, oder mit einer ähnlichen Sphynx-

geburt ſchwanger gehſt. Woran trägt du denn ſo ſchwer, mein lieber Periander?

Periander.

Seit einiger Zeit, mein Freund! trage ich die Idee eines Trauerſpiels hochtragiſcher Art mit mir herum, zu deren meiſterhafter Aufführung ich nur noch einer unbedeutenden Kleinigkeit benöthiget bin.

Menander.

Nemlich?

Periander.

Einiger Funken Schillerſchen Dichtertalents.

Menander.

Sehr beſcheiden, bei meiner Ehre! — Schon durch dieſes demüthige Geſtändniß legſt du hinreichend an den Tag, daß dir eine Haupttugend tragiſcher Dichter, jenes hohe Selbſtgefühl, mangelt, welches ſtets mit dem Glöcklein, oder doch mit der Schelle ſeines unvergleichlichen Ich voraus läutet.

Periander.

Und doch: wann hörte man je einen Shakespeare, einen Schiller damit läuten?

Menander.

Als ob Schiller ein Dichter gewesen wäre! Frage nur den, und den, und den! die werden dir ad oculos demonstriren, daß es eine unsinnige Abgötterei ist, die man mit dem guten Schiller treibt. Calderon allein ist ein Dichter, und allenfalls Shakespeare, und — Göthe einmal!

Periander.

Etwa Herr ••••••?

Menander.

Gewiß! aber eigentlich Werner.

Periander.

Nun beim großen Apollon! — Shakespeare und Werner! Das nenne ich vom Libanon mit einem tüchtigen Sprunge auf einen Maulwurfshügel gerathen. — Doch auf mein Thema zurückzukommen: Bis mir also einige Funken Schillerschen Dichtertalents

vom Himmel herabkommen, will ich die Sache auf ſich beruhen, und es darauf ankommen laſſen, ob etwa irgend ein poetiſcher Jungmeiſter durch meinen Gedanken zur Aufführung entflammt werden möchte.

Menander.

Faſt fürchte ich, das Sprüchlein von den kreißenden Bergen und der Maus auf dich anwenden zu können. — Laß hören!

Periander.

Bisher behandelte das Trauerſpiel nur die Schickſale einzelner Menſchen; es zeigte, wie um der Miſſethaten eines Einzelnen willen, Unheil und Verderben über ihn ſelbſt oder ſein Geſchlecht ausgegoſſen wurde. Jetzt, ihr tragiſchen Dichter! malt uns einmal jene großen, ungeheuren Strafgerichte des Schickſals, welche in Gefolge der Ruchloſigkeit oder Schwachheit, der Kurzſichtigkeit oder Verſtocktheit derjenigen, in deren Hände das Wohl und Wehe der Völker gegeben iſt, über ganze Menſchengeſchlechter

verhängt werden. Malt uns jene Unthaten, welche das große Verderben herbeiführen, in ihrer ſchreckendſten Geſtalt; malt uns den Fluch, den Länder verheerenden, den Völker vernichtenden, wie er daherfährt über Millionen; und dann endlich malt uns mit dem Pinſel eines Michael Angelo das große Wehe der Zertretenen, ihre Zuckungen und Todeskämpfe, ihre Flüche und Verwünſchungen; malt uns den ganzen Chor der Verzweiflung jener zahllos Geopferten, von dem wilden Jubelgeſchrei der Würger und dem Zuſammenſtürzen zertrümmerter Reiche begleitet; mit Einem Worte: malt uns einen Völkermord! — Sehet da! das gibt eine Schickſalstragödie im großen hochtragiſchen Styl! das iſt ein würdiger Gegenſtand für den Griffel eines Meiſters.

Menander.

Deine Phantaſie iſt etwas ſchauerlich. Aber den Stoff! woher den nehmen?

Periander.

Nun wahrlich! nach dem braucht ihr eben nicht weit zu ſuchen. Die alte ſowohl als die neue Geſchichte bietet ihn überreichlich dar.

Menander.

In Wahrheit! große, erſchütternde Gefühle ließen ſich durch ſo eine Tragödie erwecken; ein Feuerbrand ließe ſich auf dieſem Wege in das Gemüth eines tyranniſchen oder ſchwachſinnigen Fürſten, oder, wenn es hier nicht mehr zünden will, in das Gemüth eines Jünglings ſchleudern, den das Verhängniß zum Beherrſcher eines Volkes erſahe. Schiller, der Unvergleichliche, hat in ſeinem Don Carlos etwas Ähnliches angedeutet. — Aber nun erlaube mir einen wichtigen Einwand! Wie verträgt ſich die Ausführung deiner Idee mit dem engen Raum und den beſchränkten Mitteln einer Schaubühne? — Drum gieb es nur gleich auf, dein Trauerſpiel jemals aufgeführt zu ſehen.

Periander.

Pah! — Wer ſich an dieſen Stoff machen will, der muß freilich auf den kleinen Triumph, ſein Werk aufgeführt zu ſehen, Verzicht leiſten, ſo lange wir keine Schaubühnen haben, die wenigſtens denen der Alten an Größe und Herrlichkeit gleichen. — Was läßt ſich auch in den meiſten Guckkaſten, die wir Theater nennen, Großes und Herrliches darſtellen?

Menander.

Und wie kleinlich und erbärmlich erſcheinen ſie, wenn wir ſie z. B. mit dem in der glänzendſten Zeiten des römiſchen Freiſtaats unter dem Ädilen Scaurus erbauten Theater vergleichen, welches achtzig tauſend Menſchen faßte, ohne der ungeheuern Pracht zu gedenken, womit es ausgeſtattet war.

Periander.

Und dann die Helden, welche darauf dargeſtellt wurden, im Vergleich mit den modernen.

Menander.

Das laß gut seyn! die passen desto besser zu den modernen Theaterhelden.

Periander.

Die Phantasie baue sich daher eine Schaubühne in der Idee auf, groß genug, um einen Völkermord darauf vorzustellen, und über das Proscenium schreibe sie mit Flammenschrift die Worte: Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Zweikampf und Genugthuung.

Stapps und Toby.

Stapps.

Du haſt mich beſchimpft!

Toby.

Das thut mir leid, Freund! ich weiß nichts davon.

Stapps.

Du haſt mich ins Geſicht geſtoßen.

Toby.

Habe ich? So geſchah's wider Willen, aus Unvorſichtigkeit, im Gedränge. — Verzeihe!

Stapps.

Ich fordre Genugthuung.

Toby.

So fordre, mein Freund! Ich bin ein Fremdling, und weiß nicht, was hier zu Lande für so einen Stoß bezahlt wird.

Stapps.

Narr! dafür wird nicht gezahlt, dafür wird mit dem Leibe gebüßt.

Toby.

Nun wohl! so stoße mich wieder. — Hier bin ich.

Stapps.

Dummkopf! wir müssen uns schlagen.

Toby.

— Uns schlagen? Hahaha! Nun so schlage dich! ich will mich auch schlagen. Da! schau her!

Stapps.

Willst du mich noch dazu verspotten? Solche Beleidigung fordert Blut.

Toby.

Blut? — So will ich dir einen Hammel schlachten. — Komm mit mir!

Stapps.

Zum Teufel! Dein Blut muß ich fließen sehen.

Toby.

Wie? — Ist das unter euch gesitteten Europäern so der Brauch?

Stapps.

Allerdings!

Toby.

Ein närrischer Brauch! nimm mir's nicht übel! — Wozu soll dir mein Blut? Bist du blutdürstig?

Stapps.

Thor! nur mit deinem Blute kann ich den Schimpf hinwegtilgen.

Toby.

Nun denn! — ich schneide mich in die Hand. Sieh da, wie's fließt!

Stapps.

Das ist nicht hinreichend.

Toby.

Noch nicht? — Auch gut! nur eine kleine Geduld! ich ſchicke zu unſerm Schiffsarzt. Wir liegen nicht weit von hier vor Anker. Er ſoll mir zur Ader laſſen, wenn dich das zufrieden ſtellen kann.

Stapps.

(bei Seite) Der Kerl iſt wirklich dumm, oder ſtellt ſich nur ſo. — (laut) Ich ſelbſt du Einfaltspinſel! muß dich verwunden.

Toby.

Du ſelbſt! — Ah! ich verſtehe. — Nun auch das, wenn deine Ehre nur dadurch wiederhergeſtellt werden kann. — So ſchlage Du mir eine Ader! ich will dir ſtill halten. Aber mach' es nicht ungeſchickt, daß du mir keine Pulsader verletzeſt.

Stapps.

'S iſt um verrückt zu werden! — Wir müſſen uns duelliren.

Toby.

Duelliren? Was iſt das?

Stapyk.

Wir fechten oder ſchießen beide mit Piſtolen auf einander, und wer am geſchickteſten mit der Waffe umzugehen weiß, der ſchießt ſeinen Gegner über den Haufen.

Toby.

Was? — Höre du! daß laß ich bleiben.

Stapyk.

Du mußt!

Toby.

Sieh dir keine Mühe! Das thu' ich einmal nicht! — Das iſt ein unvernünftiger Brauch; den mache ich nicht mit.

Stapyk.

Dann biſt du ein ehrloſer Bube.

Toby.

Immerhin! — Wenn das bei euch geſitteten Europäern ehrlos macht, ſo bleibt bei eurem Glauben. Bei mir zu Lande bleibe ich darum doch, wer ich bin.

Stapps.

Und aus welchem Lande biſt du denn, daß dir die Geſetze der Ehre ſo fremd ſind?

Toby.

Ein Indianer, aufzuwarten. Ö wir wiſſen auch, was Ehre iſt, aber um ſolcher Kleinigkeit willen ſchießen wir uns noch nicht über den Haufen. — Und wie nun, wenn ich Dich tödtete? Denn wiſſe: ich verſtehe gut mit dem Feuergewehr umzugehen.

Stapps.

Nun — dann — habe ich Genugthuung.

Toby.

Wirklich? — Ich aber nicht. Das Leben würde mir eine Quaal ſeyn, wenn ich ſolche Blutſchuld auf mich lüde. — Ich duellire mich nicht.

Stapps.

Dann prügle ich dich, bis du niederſinkſt.

Toby.

Immer zu! — aber ich prügle wieder. O Toby iſt ſtark.

Stappé (bei Seite.)

Es iſt nichts aufzuſtellen mit dem heilloſen Kerl. — Und doch muß ich, der Zuſchauer wegen, die Sache durchſetzen.

Toby (heimlich zu ihm.)

In der That! du dauerſt mich, guter Menſch! — Sage mir: glaubſt du wirklich, daß ich deine Ehre durch meine Ungeſchicklichkeit gekränkt habe?

Stappé.

Gewiß!

Toby.

Und kann es dir Genugthuung geben, wenn du mich ſchlägſt? — Denn aus dem Schießen wird einmal nichts.

Stappé.

Allerdings.

Toby.

Nun denn! so hau zu! ich will dir still halten. — Da ist mein Rücken.

Stapyl.

(bei Seite) Der Kerl! — Er entwaffnet mich ganz und gar. (laut) Nu nu! schon gut! ich verzeihe dir.

Die Legitimität
oder
der Majeſtätsſtempel.

Ultra und Citra.

Ultra.

Sage was du willſt! Mag deine ſchwarze Majeſtät, der Negerkönig von Hayti, auch ſo weiſe wie Salomo, ſo tapfer wie Alexander, ſo gerecht wie Ariſtides, und ſo mild und gütig wie Titus ſeyn: er iſt und bleibt ein Parvenu, und ein Schwarzer dazu; die angeſtammte Herrſcherwürde fehlt ihm; weder Natur noch Geſetz hat ihm den Stempel der Majeſtät aufgedrückt.

Citra.

Ein ſchwarzer Emporkömmling! Das alſo iſt der große Makel, welcher der Majeſtät des Negerkönigs anhängt? Welch ein ſeltſamer Wahn beherrſchte mich ſeither! Jene großen Eigenſchaften der Seele — ſo meinte ich — gäben eigentlich das Recht über Menſchen zu herrſchen, nicht bloß der Zufall der Geburt und die Farbe der Haut.

Ultra.

Du ſprichſt wie ein Blindgeborner von der Farbe: Die Legitimität, das angeborne Herrſcherrecht iſt es, was die Herren der Erde als ſolche ſtempelt.

Citra.

Die Legitimität! — ſo! ſo! — Alſo deine rechtmäßigen Herrſcher kommen ſchon mit dem Majeſtätsſtempel auf die Welt? Ei ſage mir doch, guter Freund! wo ſitzt ihnen denn eigentlich dieſer Stempel?

Ultra.

Pah! — Ist es nicht hinreichend, daß sie aus fürstlichem Geblüte entsprossen sind?

Citra.

Aha! — Aber da kann ja wohl der Menschenwitz der Majestät einen höflichen Streich spielen. Wie z. B. wenn gleich nach der Geburt ein Bauernkind statt des Erbprinzen, dem fürstlichen Schoß untergeschoben würde: dann möchte ich doch in der That wissen, woran du den Stempel der Majestät erkennen willst?

Ultra.

Gegen solche Einschwärzungen des gemeinen Blutes hat die Staatsweisheit Vorkehrung getroffen.

Citra.

Im Gegentheil läßt sich gar wohl der Fall denken, daß bei fortdauernder Unfruchtbarkeit die Kunst der Natur durch einen solchen Wechselbalg zu Hülfe kommt, und dem Untergeschobenen einem falschen Majestäts-

ſtempel aufdrückt. — Ich möchte doch wiſſen, woran du die Verfälſchung erkennen willſt. Aber abgeſehen davon! — Beantworte mir nur eine kleine Frage: wer hat denn den [illegible], den Stammvätern der jetzigen legitimen Fürſten, das Majeſtätsſiegel aufgedrückt? Denn unmittelbar aus Gottes Hand ging doch, ſo viel ich weiß, kein Fürſt hervor. Damals alſo konnte doch von Legitimität noch nicht die Rede geweſen ſeyn.

Ulrich.

Allerdings waren es ihre großen moraliſchen und geiſtigen Vorzüge, welche ſie über alle andre emporkommen ließen.

Citrin.

Emporkommen ließen! — Sieh doch! — Die Gründer der jetzigen Dynaſtien alſo waren Emporkömmlinge oder Parvenu's ſo gut wie König Heinrich von Hayti — (erlaube mir einmal, ihn unter Uns ſo zu nennen.) — Ihre großen moraliſchen Vor-

zige sicher sie emporkommen, und wahrlich! ihre Abkömmlinge verlieren dadurch nicht einen Grad von ihrem Majestäts-Nimbus, daß sie von jenen Emporkömmlingen abstammen, sobald sie nur in Rücksicht der innern Majestät keine Herabkömmlinge sind. — Mein wackrer Ultra! laß die Dynastie dieses schwarzen Parvenu's noch ein paar Jahrhunderte bestehen, und ich möchte doch in der That wissen, ob dann die Ultra's am Hofe König Heinrichs des fünften, sechsten, oder siebenten von Hayti nicht, eben so die schwarze Legitimität gegen weiße Emporkömmlinge verfechten werden, wie du es jetzt im umgekehrten Falle thust.

Ultra.

Moderne Aufklärerei! — Ich frage: was ist denn eigentlich das Bollwerk der Throne gegen die Flut der Empörung, was hält den frechen Übermuth in seinen Schranken, wenn es nicht das Herkommen ist? Das Herkommen allein, der heilige Nimbus der

der angeſtammten Herrſchergewalt, iſt der Gorgonenſchild, welcher den Arm des Verwegnen verſteinert.

Cisra.

Nur muß dieſer Verwegne kein Perſeus, und Minerva Schildhalterin ſeyn. Denn ohne Weisheit und Seelengröße, Freund Ultra! iſt das Herkommen ein ohnmächtiger Schirm der Gebrechlichkeit. War Gebrechlichkeit nicht von jeher des Alters Fluch, und meinſt du etwa, daß das Alter einer Dynaſtie von dieſem Fluche ausgenommen ſey? Ein altes Fürſtenhaus, aus dem die Tugenden ſeiner Gründer ausgezogen ſind, iſt ein wahres Invalidenhaus, deſſen Bewohner von dem Staate das Gnadenbrot erhalten, nicht in Rückſicht deſſen, was ſie ihm ſind, ſondern was ſie ihm einſt waren, oder vielmehr ihre Vorfahren. Nur Eine Dynaſtie iſt die wahre: es iſt die Dynaſtie der Seelengröße, und von dieſer iſt weder der weiße noch der ſchwarze Sklave ausgeſchloſſen.

Ultra.

Schöne Grundsätze! bei meiner Ehre! — Also diesen modernen Mohrenkönig, diesen ci devant Negersklaven kannst du wirklich als einen rechtmäßigen König anerkennen?

Citra.

Ob Ich, oder Du und alle Ultra's zusammen ihn als solchen anerkennen, oder nicht: darauf wird wenig ankommen. Er selbst und seine Haytier haben ihn bereits anerkannt, und seine drei hohen Verbündeten haben die Garantie für ihn übernommen.

Ultra.

Seine drei hohen Verbündeten? — Ei! wer wären denn die?

Citra.

Sein Heldensinn, seine Weisheit und seine Gerechtigkeit; Eigenschaften, womit er manchen Gestempelten zum Vorbilde dienen kann.

Die Verſtrickten.

Jakob und Benjamin.

Jakob.

Wie geht's? Wie ſteht's? Was treibſt du?

Benjamin.

Ich habe mich begeben in die Korngeſchäfte, ich habe mich alliirt mit zwei groſſen Kornſpekulanten.

Jakob.

Alliirt! was heißt alliirt?

Benjamin.

Was man nennt verbunden, verknüpft.

Jakob.

Verknüpft? — Ah! ich verſtehe: verſtrickt willſt du ſagen.

Wetterfahnen und Windmäntel.

Stein und Halm.

Stein.

Das muß man dir laſſen: du nimmſt jetzt das Maul recht voll Patriotismus. — Kaum erkenne ich dich wieder: ſo ſchnell haſt du dich in einen Deutſchler und Franzoſenfeind verwandelt, Du, einſt der begeiſterte und überſtrömende Lobredner der ci devant großen Nation. — Nichts für ungut, mein Freund! du ſcheinſt mir den Mantel etwas weniges nach dem Winde zu hängen.

Halm.

Was kann Ich dafür, wenn der Wind ſich alle Augenblicke dreht? Sonſt bließ er aus Südweſt, jetzt aus Nordoſt.

Stein.

Geſetzt alſo, daß wir einmal wieder Südweſtwind bekämen, was der Himmel verhüte!

Halm.

So würde ich auch meinen Mantel danach hängen. Iſt da noch eine Frage?

Stein.

Du biſt ein Politikus. — Höre, guter Freund! wenn dir einſt ein Wappen beigelegt werden ſollte, wozu aller Anſchein vorhanden iſt: ſo möchte ich dir wohl einen Rath geben, wie du deine Verdienſte andeuten ſollſt.

Halm.

Laß einmal hören!

Stein.

Durch eine Säule in Form eines griechiſchen Pi, an welcher ein Politikus hängt, der ſich nach dem Winde dreht.

Halm.

Spaßvogel! du verschießest deine Bolzen ohne Wirkung. Die Säule ist auf jeden Fall ein Sinnbild der Festigkeit. Dieß aber giebt sich durch einen unerschütterlichen Grundsatz zu erkennen, auf welchem mein anscheinender Wankelmuth basirt ist.

Stein.

Der heißt, wenn ich fragen darf?

Halm.

Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe.

Stein.

Verzeihe! du aßest stets deutsches Brot, sangst aber bald ein französisches, bald ein russisches, bald ein deutsches Liedchen dazu.

Justizreform und Folterwiedereinführung.

Philon und Prokrustes.

Prokrustes.

Nun, Philon! zweifelst du noch an einer baldigen heilsamen Justizreform? Lies dieses Zeitungsblatt! ein wackrer Criminalrichter hat bereits mit jenem Instrumente präludirt, ohne welches wir nimmermehr eine gewisse Harmonie in die Justizverwaltung bringen werden.

Philon.

Du meinst doch nicht etwa — ?

Prokrustes.

Was anders als die wohlthätige Folter?

Philon.

Die Folter! — Nun beim Himmel! Als du von präludiren und Harmonie sprachst, da glaubte ich fast, daß von einem musikalischen Instrumente die Rede sey.

Prokrustes.

Nicht anders! Ist etwa die Folter kein musikalisches Instrument? Wie man eine Darmsaite auf die Geige spannt, um einen beliebigen Ton aus ihr hervorzulocken, so spannt man einen verstockten Malefikanten auf die Folter, um seine Aussage mit der Anklage in Harmonie zu bringen.

Philon.

Ein fürchterlicher Scherz, für den man dich selbst als eine Darmsaite behandeln sollte.

Prokrustes.

Scherz? ich meine es sehr ernstlich damit.

Philon.

Auch Ich. — Und darum eben wünschte ich, daß sich irgend ein Theseus fände, der jenen saubern Justizbeamten, wie einst bei-

nen ſinnreichen Ahnherrn auf dem Iſthmus, ein wenig auf dem Marterbett prolongirte, und alle jene Herren dazu, welche uns das barbariſche Zeitalter der Menſchenquälerei gern zurückbringen möchten.

Prokruſtes.

Poſſen! ich bleibe dabei: ohne Folter keine Juſtiz.

Künſtlerruf und Kunſtreiſen.

Cajus und Roſcius.

Cajus.

Aber, mein Freund! wirſt du dein Talent nicht auch einmal an einem andern Orte glänzen laſſen? Mach' eine Kunſtreiſe wie hundert andre, und kehre zurück mit wohlverdienten Lorbeeren gekrönt, und mit Geldſäcken beladen.

Roſcius.

Das habe ich Einmal verſucht, und laſſe es in der Zukunft bleiben. Statt der Lorbeerkränze und Geldſäcke brachte ich eine kritiſche Dornenkrone und einen leeren Kaſten zurück.

Cajus.

Nicht möglich! — ein Talent wie das deinige.

Roſcius.

Gilt nur in unſrer guten Stadt, die großmüthig genug iſt, es über Verdienſt zu ſchätzen.

Cajus.

Übertriebene Beſcheidenheit! kein geringerer Fehler als übertriebenes Selbſtgefühl. — Dein Name —

Roſcius.

Iſt nicht über die Grenzen unſers Weichbildes gekommen. — Ja, mein Freund! ich habe die traurige Erfahrung gemacht, daß es mir durchaus am Künſtlerruf mangelt.

Cajus.

Das wahre Talent bricht ſich überall Bahn.

Roſcius.

Nicht immer, mein guter Cajus! — Aber gewiß dann, wenn es die Backen voll

nimmt, und in die Posaune der Fama zu stoßen versteht. — Glaube mir: ich bin ärmer an Gelde, aber reicher an Erfahrungen von meiner Kunstreise zurückgekehrt, und stände mir mein verwünschter Hochmuth, den du Demuth nennst, nicht im Wege, dann wüßte ich mir schon einen Namen zu verschaffen, der mir die Pforten des Ruhmes und die Schatzkammern des Plutus öffnen sollte.

Cajus.

Du machst mich neugierig.

Roscius.

Nur unbedeutender Opfer bedarf es, diesen Zweck zu erreichen. Lobpreisende Rezensionen, poetische Adressen, von eigner Fabrik oder von gedungener Hand, sendet man von Zeit zu Zeit an die Herausgeber der gelesensten Tageblätter und Zeitungen, mit Begleitung der Insertions-Gebühren. Ist das Publikum auf solche Art gehörig präparirt, dann schickt man sich zu seiner

Kunſtreiſe an, läßt aber eine Zeitungs-Proklamation, wie die folgende, vorausgehen: „„Wir können aus guter Quelle verſichern, daß unſre kunſtliebenden Mitbürger ſich eheſtens das längſterſehnte Glück verſprechen dürfen, den berühmten Heldenſpieler X in ihren Mauern zu beſitzen. Dem Vernehmen nach wird der gefeierte Künſtler uns vor der Hand mit drei Vorſtellungen beglücken, und dann ſeinen Triumphzug nach Berlin, Wien, München u. ſ. w., wo man ihn mit Ungeduld erwartet, fortſetzen ꝛc. ꝛc.““ — Solche kleine Kunſtgriffe, mein Freund! die der wahre Künſtler verachtet, verfehlen ſelten die beabſichtigte Wirkung, zumal wenn mit gemietheten Klatſchinſtrumenten nachgeholfen wird. Die erbärmlichſten Stümper wiſſen ſich auf dieſem Wege einen Ruf zu machen, und ſchon vor ihrem Erſcheinen ein günſtiges Vorurtheil zu erwecken, welches den gedankenloſen Haufen gegen ihre Gebrechen nachſichtig, oder wohl gar blind macht.

Cajus.

Über die Kenner! die Kenner!

Roscius.

Nun beim Apollon! die lassen sich zählen. Dem John Bull sagt nur jene glückliche Mittelmäßigkeit zu, welche auf den sogenannten Knalleffekt, auf starke Erschütterung des äußern Sinnes hinarbeitet. Eine imponirende Gestalt, ein Zwölfpfünder-Organ, ein Dragonerschritt, und ein recht prunkendes Costum: wenn das alles sich vereinigt, um Auge und Ohr zu blenden und zu betäuben, dann mag immerhin das Gemüth, der innere Sinn, unberührt bleiben. Wer fragt dann nach Charakter, nach jenem Ausdruck der Wahrheit, welcher aus der Tiefe des Gemüths hervortritt, um das Gemüth in seiner Tiefe zu ergreifen? — Kurz, mein Freund! Charlatanerie, elende Gaukelei ist es, wodurch man Glück in der Kunst, wie überall, macht. Klappern ge-

hört zum Handwerk, und wer das nicht verſteht, der bleibe daheim wie Ich.

Cajus.

Je nun! im Grunde genommen können Wir, deine Mitbürger, damit ganz zufrieden ſeyn, und gewinnen offenbar bei deinem Entſchluſſe. — Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß ich dich gern einmal auf Reiſen ſchicken möchte. Denn dem Menſchendarſteller iſt das Reiſen, das Beobachten der Menſchen in andern Lebenskreiſen, ſo nothwendig, wie das Öl der Lampe; es ſchützt ihn vor Einſeitigkeit, und vor der Verſteinerung in gewiſſen Kunſtformen.

Roſcius.

Dieſe Nothwendigkeit möchte ich faſt läugnen, wenn gleich ich eine Kunſtreiſe, in ſofern ſie dazu dient, den allmälig erlöſchenden Muth wieder anzufachen, und unſrer Muſe einen neuen Reiz zu geben, gar wohl zu ſchätzen weiß. Was lernen wir von den Menſchen, die auf einer flüchtigen

Reise an uns vorüberschlüpfen, anders, als die Oberfläche, die Schale, kennen? Das Innere, der Kern des Menschen, erschließt sich nur dem ruhigen Beobachter, der ihn aus einem unverrückten Standpunkte ins Auge faßt. Der innere Mensch ist sich unter allen Zonen so ziemlich gleich, und ich zweifle nicht, daß du eine Charakteristik des Menschen nach den Grundzügen seines Gemüths, seinen Geistesverirrungen und Leidenschaften, kurz eine psychologische Naturgeschichte des Menschen eben so gut in Krähwinkel als in Seringapatnam schreiben kannst, gleichwie du eine Beschreibung des Schmetterlings, was seine Organisation und generische Beschaffenheit betrifft, eben so gründlich in der Lüneburger Heide, als in Brasilien zu Stande bringen wirst. Willst du aber Menschen und Schmetterlinge von verschiedenen Farben und Spielarten kennen lernen: nun meinetwegen! dann reise nach Frankreich, England und Italien, oder gar nach Äthiopien und zu den

Feuerländern. — Summa! anatomire Einen Menſchen, das heißt von jeder moraliſchen Hauptgattung Einen, und du haſt die Menſchen Aller Zonen anatomirt, und kannſt dich der Mühe des Reiſens überheben. Kant ſchrieb eine unübertreffliche Anthropologie, und war nie aus Königsberg gekommen; Newton entdeckte das Geſetz der Attraktion, und hatte weder die Erdpole noch den Äquator bereiſet. Die Natur iſt überall zu Hauſe, ergreift und ſtudirt ſie nur mit Liebe und Beruf!

Der Herr der Herren: der Sklav der Sklaven.

Sultan und Bauer.

Bauer.

Sohn des Propheten! Beherrscher der Gläubigen! Herr der Herren! Großmächtigster Padischah! — Neige die Sonne deines Antlitzes auf den niedrigsten deiner Sklaven herab, welcher sich hier im Staube vor dir wälzt. Lenke den Willen deiner Diener! Befiehl, daß mir Gerechtigkeit werde! O hilf mir!

Sultan.

Von Grund der Seele, mein Sohn! Aber nur sachte! sachte! daß unsre Diener

es nicht hören; sonst kommen wir beide in des Teufels Küche. Nun, was soll's denn eigentlich?

Bauer.

Schleudre einen Blitzstral deiner allmächtigen Rechte auf das Haupt eines deiner Bassen herab, der mir Haus und Hof, Hab' und Gut, Weib und Kind geraubt hat.

Sultan.

Schleudern! einen Blitzstral schleudern! Ei ja doch! es schleudert sich auch sogleich. — Und meinst du denn, daß sie sich vor unsern Blitzstralen fürchten? Im Vertrauen gesagt, liebes Kind! es sind meist kalte Schläge; unsre Bassen und Vezirs, unsre Emir's und Iman's verstehen sich darauf, sie durch Blitzableiter in den Sand abzuleiten, oder wohl gar auf die Köpfe unsrer armen Unterthanen. Dem Himmel sey's geklagt! unsre Donnerkeile treffen selten, wen sie treffen sollen.

Bauer.

Aber du bist ja doch der Herr der Herren! Dir ist ja verliehen die Kraft, die Macht und die Herrlichkeit.

Sultan.

Du sprichst, wie du's verstehst. — Nicht alles, was glänzt, mein Junge! ist Gold. — Unter Uns: es ist mit unsrer gepriesenen Herrlichkeit eigentlich nicht so gar viel, als die Poeten es euch in die Köpfe setzen. — Ja, wer uns so auf unserm Throne sitzen sieht, umgeben von einem glänzenden Hofstaat und einer stattlichen Leibwache, der glaubt Wunder, was wir Sultane für großmächtige Kerle sind. Aber es hat sich was; der Schein trügt, mein Sohn! — 's ist halt! ein glänzendes Elend, das Regieren. — Im Vertrauen gesagt: — aber daß du hübsch reinen Mund hältst! — es giebt keinen größern Sklaven im ganzen Osmanischen Reiche, als Unsre Majestät. Beim Barte des Propheten! Wir möchten unsre geliebten

Unterthanen von Herzen gern ſo recht glücklich machen, daß jeder Bauer ſonntäglich ſein Huhn im Topfe hätte; wir möchten gern dem Ärmſten zu ſeinem Rechte helfen, wenn wir nur könnten, wie wir wohl möchten; wenn es unſre Hofmeiſter nur zuließen.

Bauer.

Das verſtehe ich nicht. — Alle Welt ſagt ja doch, deine Worte ſeyen Geſetz, du braucheſt nur mit den Augenwimpern zu zucken, und das ganze Osmaniſche Reich zittre wie bei einem Erdbeben.

Sultan.

Pah! Man ſagt viel, ihr müßt nicht alles glauben. Wer hat euch das Mährchen weiß gemacht? — Unſre Worte Geſetz? hahaha! — ja, wenn uns die Hände nur nicht gebunden wären!

Bauer.

So zerreiß die Bande! — Potzelement! wenn Ich nur ein Stündchen Sultan wäre!

Sultan.

Pſt! — Plagt dich der Teufel, Kerl? — Wenn das der Großvezier gehört hätte, Du wäreſt ja ein Kind des Todes, und Wir könnten dich nicht aus der Patſche ziehen. — Tritt näher zu uns heran, mein guter Junge! daß wir dir etwas ins Ohr raunen. — Ah! ſo gut iſt es uns lange nicht geworden, mit einem unſerer geliebten Landeskinder unter vier Augen koſen zu dürfen. Die verdrückten Hofmeiſter laſſen das nicht zu; ihre Vormundſchaft iſt gar zu ſtrenge. — Sage einmal, gute Seele! glaubſt du etwa, daß wir hier auf Roſen ſitzen? — O wie garſtig betrügſt du dich! — Ihr Unterthanen klagt ſtets bei Uns. Wäre es Uns auch einmal vergönnt, Euch unſer Leid zu klagen, Euch zu erzählen, was Wir alles von unſern Hofmeiſtern dulden müſſen; wie ſie uns immer vorſchreiben, was wir thun und laſſen ſollen; wie ſie uns überall den Weg vertreten, daß wir nie zu

euch hinabsteigen und traulich mit euch verkehren dürfen; wie sie uns mit allerhand Lügengeweben umgarnen, daß wir da sitzen, wie eine verpuppte Seidenraupe in ihrem Gespinnst, und nie erfahren, wo unsern geliebten Unterthanen eigentlich der Schuh drückt; wie sie uns die Wahrheit kredenzen, wie den Wein, damit wir nichts sehen, hören und lesen, als was nach Ihrer Einsicht für uns taugt; kurz, wie sie uns einengen, umstricken und umgaukeln, daß von unsrer hochgerühmten Allmacht und Freiheit uns kaum der Schatten übrig bleibt. — Ach! dürften wir euch alles das haarklein erzählen, ihr guten Leute! dann würdet ihr euren Schöpfer preisen, daß er euch nicht zu Sultanen gemacht hat.

Bauer.

O du armer Herr der Herren! — o ich armer Teufel! wer hilft mir denn, wenn Du es nicht vermagst?

Sultan.

Beim Propheten! du dauerſt uns, armer Schelm! — Na laß nur gut ſeyn: wir wollen ja ſehen, was wir in deiner Sache thun können. Bringe uns deine Klage zu Papier! Hörſt du, mein Sohn? — Vielleicht trifft ſich's, daß wir unſern Großvezier oder Kislar Aga, unſern Mufti oder unſre Sultanin Favorite einmal bei guter Laune erhaſchen. Haben wir dieſe Herrſchaften erſt auf unſrer Seite, dann iſt ſchon viel gewonnen. — Nur getroſt! wir wollen ihnen deine Klage vortragen, und verſuchen, was bei ihnen auszurichten iſt. — Jetzt aber packe dich! Unſer Oberhofmeiſter nahet ſich, und wenn der uns beide zuſammen flüſtern ſieht, dann iſt der Teufel los. — Gehabe dich wohl, guter Junge! und ſage unſern geliebten Unterthanen — verſteht ſich unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit! — ſage ihnen, daß wir tauſend Seufzer für ſie zum Himmel ſenden,

daß

daß wir sie stets in unserm Herzen tragen, daß wir Tag und Nacht auf ihr Glück sinnen; daß wir aber — du verstehst uns — Na! mach', daß du fortkommst!

Bauer.

Gott segne den Beherrscher der Gläubigen!

Sultan.

(heimlich) Sachte! sachte! — (laut) Pack dich, Kerl!

Der ſchlaue Menſchenkenner,

oder:

Auch ein Weg zur Verſorgung.

Enzberg und Ottomann.

Enzberg.

Willkommen, Freund Ottomann! — Was ſeh' ich? Dein Antlitz leuchtet ja wie die Sonne nach dem Regen. — Was gilt's? du biſt mit der Menſchheit ausgeſöhnt, mit der du ſonſt ſo entſetzlich über den Fuß geſpannt warſt, als du noch wie ein dach- und fachloſer Lazzarone umherirrteſt.

Ottomann.

Getroffen, Freund! — Post nubila Phoebus. Mein Herz ſteht jetzt allen ſchönen

und erhabenen Gefühlen der Menschen- und Vaterlandsliebe offen, seitdem ich — eine Pension beziehe, welche mir eine gemächliche Existenz sichert.

Enzberg.

Wünsche von Herzen Glück. — Aber wie kamst du dazu?

Ottomann.

Wie man zu Pensionen und Versorgungen kommt, wenn man eben nichts besonderes geleistet hat, wodurch man sie verdient hätte. Ein wenig praktische Weltklugheit und Menschenkenntniß — damit, mein Freund! richtet man gar viel aus. — Ein Beispiel unter Tausenden! Man mache sich nur recht wichtig, und stelle sich an, als ob man dieser oder jener hohen Person in die Karte geguckt habe, über diesen oder jenen Gegenstand viel Geheimes wisse und verrathen könne: so erlangt man gar oft, was man sucht.

Enzberg.

Schlaukopf! — Und wie haſt du das in's Werk gerichtet?

Ottomann.

Willſt du etwa meine Praxis benutzen? Immerhin! — Ich diene gern. — Zuerſt alſo kam es darauf an, die Aufmerkſamkeit auf meine wenig beachtete Perſon zu lenken. Ich ließ in allen öffentlichen Blättern ausposaunen, daß der bekannte wackre Ottomann, dieſer geheime aber unermüdete Streiter für Freiheit und Recht, der einſt den Dey von Algier auf Piſtolen herausgefordert habe, nicht, wie das Gerücht gehe, im Mittelländiſchen Meere ertrunken, auch nicht geſpießt worden ſey, ſondern ſich des beſten Wohlſeyns erfreue, und in ſeiner philoſophiſchen Einſamkeit mit einem Werke beſchäftiget ſey, welches die Maulwurfsgänge gewiſſer Staatskünſtler enthüllen ſolle.

Enzberg.

Ich verſtehe, das war ein Schreckſchuß, von dem du dir gute Wirkung verſprechen durfteſt.

Ottomann.

Welche nicht lange ausblieb. — Es gab ein Geflüſter und Gemurmel unter den Maulwürfen: was will der Mann? Was kann er wollen? Sollte er vielleicht Lunte gerochen haben? Sollte er vielleicht dieſes oder jenes erfahren haben? — Es kam zu geheimen Erkundigungen über meine wahrſcheinlichen Abſichten, welche mit hingeworfenen orakelmäßigen Brocken erwiedert wurden. Dadurch ſpannte ich die Erwartungen auf's Höchſte. Schon ſahe ſich dieſer und jener in meinem diplomatiſchen Pantheon zur Schau ausgeſtellt, und witterte den ihm zugedachten Lorbeerkranz der Unſterblichkeit.

Enzberg.

Und am Ende war es nichts weiter als ein Mondkalb, womit du ſchwanger gingeſt.

Ottomann.

Nicht einmal das. — Nie dachte ich im Ernst an meine Entbindung, Nichts wußte ich, gar nichts, und die guten Leute meinten Wunder, was ich alles wisse. — Hahaha! sie thaten mir eine unverdiente Ehre an. — Kurz: um der ihnen verheißenen Unsterblichkeit auszuweichen, warfen sie mir eine Pension zu, die mich plötzlich in den eifrigsten Menschenfreund und Patrioten verwandelt hat.

Enzberg.

Uralte' Politik! ein Brocken, in des Bellers Rachen geworfen. — O du feiner Menschenkenner! wie bewundre ich dich!

Ottomann.

Mundus vult decipi. — Wer unter Wölfen lebt, muß mit heulen.

Die blinden Weltherrſcher.

Timotheus und Äſopus.

Timotheus.

Erkläre mir doch, warum das Glück, die Liebe und die Gerechtigkeit blind genannt werden.

Äſopus.

Weil ſie wirklich zum Theil ſtockblind, zum Theil des Geſichts, wenn gleich nicht unheilbar, beraubt ſind. Der Unterſchied zwiſchen dieſen drei unglücklichen Perſonagen iſt ungefähr dieſer. Fortuna hat ohne Zweifel den Staar, den ſchwarzen, und iſt daher unheilbar blind. — Zu ewiger Nacht verdammt tappt ſie unter den Lebenden herum, und herzt nicht ſelten einen Eſel, in der Meinung, daß es ein Löwe ſey.

Amor kann wegen seiner Augenbinde nicht sehen, sobald sie ihm aber abgezogen wird, sieht er oft so hell, daß ihm die Augen übergehen. Themis hingegen, aus Besorgniß, daß sie mit ihren zwei gesunden Augen noch nicht hell genug sehen könne, hat ihre Nase mit so vielen Brillen bewaffnet, daß sie jetzt vor lauter Brillen oft gar nichts sieht.

Timotheus.

Da wäre ihr wohl noch zu helfen.

Äsopus.

Allerdings, wenn sie nur nicht auch taub wäre.

Timotheus.

Desto besser scheint sich ihr Gefühl geschärft zu haben.

Äsopus.

Gewiß, zumal der Tastsinn. Der ist so fein, daß sie sogar den Unterschied zwischen gewichtigen und ungewichtigen Argumenten herauszufühlen vermag.

Seidenraupen und weiße Raben.

Joseph und noch Jemand.

Joseph.

Sage mir, Freund! kannst du es im Ernst billigen, daß die Schriftsteller jetzt so feindselig gegen meine Glaubensgenossen zu Felde ziehen? — Ist das nicht Fanatismus? Und macht es ihrem Herzen Ehre, daß sie Öl in die Flammen des Hasses schütten, der ohnedies schon Centnerschwer auf Israel lastet?

Noch Jemand.

Wohl wahr! — Erlaube: da kriecht dir eine Raupe auf der Schulter.

Joseph (gerührt sie.)
Garstiges Gewürm!

Noch Jemand.
Grausamer! was hat dir denn dieses unschuldige Thierchen zu Leide gethan, daß du es so unbarmherzig behandelst? Ist das menschlich und duldsam? — Ist das nicht Fanatismus? — „Leben und leben lassen!“ ist das nicht eine so schöne christliche Moral?

Joseph.
Ich verstehe, und fühle den Stich. — Wohlan denn! wenn es einmal auf Raupenverfolgung abgesehen ist: ei dann laß uns auch jene weißen Raupen vertilgen, die dort auf dem Maulbeerbaume hausen. — „Nicht doch!“ — wirst du sagen — „das sind ja Seidenraupen.“ — „Pah!“ — erwiedere ich — „Raupen sind Raupen!“ — „Man muß einen Unterschied machen zwischen Bohrraupen und Seidenraupen“ — antwortest du. — Nun aber frage Ich: Macht Ihr einen

Unterſchied? Nein! der Fanatismus kennt nur Juden; er wirft Alle, Gerechte und Ungerechte, in Eine Verdammniß.

Noch Jemand.

Mit Erlaubniß: Warum ſagt man doch: ſchwarz wie ein Rabe. Giebt es nicht auch weiße Raben?

Joſeph.

Die Raben bedanken ſich für dieſe Anſpielung.

Noch Jemand.

Amicus Plato, sed magis amica Veritas. — Ihr habt jetzt Bürgerrecht, hier zu Lande wenigſtens, und eure alte Klage, daß ihr von allen Erwerbszweigen, außer dem Schacher, Wucher und Geldverkehr, ausgeſchloſſen ſeyd, iſt jetzt grundlos. Aber geſtehe aufrichtig: ſind diejenigen unter euch, welche ſich dem Landbau, den Künſten, Wiſſenſchaften und Handwerken widmen, nicht immer noch ſo ſelten wie die weißen

Raben? — „Jener verrufene Verkehr, der nicht Arbeit und Schweiß kostet, aber das Gemeinwohl untergräbt, ist so tief bei dem Volke Gottes eingewurzelt, daß es jeden andern ehrlichen Erwerb verabscheuet.

Willkommen und Abſchied.

Maſix und Storax.

Maſix.

Haſt du geleſen das Pasquillchen, was hat gemacht einer von unſern Leuten auf dich?

Storax.

Daß einer von unſern Leuten der Verfaſſer iſt, das erfahre ich nicht erſt von Dir. Schon die edle Rache, mir dieſes Pasquillchen anonym zu überſenden, damit das Gift auch ganz gewiß von mir eingeſchlürft werde, entlarvte mir den kleinen verkappten Scholet, der dahinter ſteckt.

Maſix.

Anonym? Was anonym! — Es ſoll doch kein Geheimniß ſeyn, wer der Verfaſſer

ist davon. Und daß du's weißt: Ich bin es selbst. Wie kommt's, daß du noch nicht bist krepirt daran?

Storax.

Wie du siehst befinde ich mich noch ziemlich wohl danach, und bekenne dir aufrichtig, daß ich mich an deinem satyrischen Probestückchen nicht wenig ergötzt habe. In der That! als erster Versuch, aus deinem Verkehr herauszutreten, und auch einmal etwas in einem Fache zu leisten, welches mit dem Geld- und Wechselgeschäft nur sehr weitläuftig verwandt ist, verdient es Würdigung. — Ich danke dir, wackrer israelitischer Martial! nicht allein für diesen Stoff, sondern auch dafür, daß du mir Gelegenheit gabst, die schwere Tugend der Verschwiegenheit an dir auf eine so leichte und wenig kostspielige Art zu üben. — Erlaube daher, daß ich dir auf dem betretenen dornenvollen Pfade der Satyre mit einem freundschaftlichen und collegialischen Rathe

entgegenkomme. Wenn du dieſen Rath nicht verachteſt, ſo darf ſich Israel dereinſt etwas von deinen Anlagen verſprechen.

Maſtix.

Was willſt du mir geben für einen Rath? Rathe dir ſelbſt, wie du kannſt abwaſchen den Schimpf, den ich dir habe angethan. Rathe dir ſelbſt, wie du wieder kommſt zu Ehren bei den Goim.

Storax.

Aber ſo höre doch nur! — Ein nützlicher Rath iſt ja nicht zu verachten. — Du ſollſt ihn ja umſonſt haben.

Maſtix.

(bei Seite) Umſonſt? — Umſonſt nehme ich alles an, auch eine Ohrfeige, wenn ich ſie kann kriegen umſonſt. — (laut) Her damit!

Storax.

Die wichtigſte Regel alſo, welche ein angehender Satyriker zu befolgen hat, iſt die, daß er ſeine Bolzen nicht auf ſich ſelbſt

verschießen muß. Aber, wenn du's nicht übel nimmst, mein guter Mastix! du hast diese Regel etwas weniges außer Acht gelassen.

Mastix.

Wie das? Wie das? Habe ich dich nicht beschmitzt vor aller Welt, daß kein Hund mehr nimmt ein Stück Brot von dir? Habe ich nicht gesagt: Du, der du schreibst gegen die Juden, du bist selbst ein Jude.

Storax.

Eben darin, mein guter Mastix! liegt ja dein Versehen. Es war gewiß dein böser Genius, der dir den unglücklichen Gedanken eingab, zu deduziren, daß ich eigentlich selbst ein Jude sey. Denke einmal recht darüber nach, liebe Seele! was du da gethan hast. Wie? heißt das nicht, dir selbst Ohrfeigen geben, wenn du mich einen Juden nennst? — Hilf Himmel! einen ärgern Lex weißt du mir also nicht anzuhängen,

als daß du mich in Abrahams Schoos aufnimmst, und zu einem der Deinigen machst?

Mastix.

(bei Seite, indem er sich selbst ohrfeigt.)

Gotteswunder! was hab' ich da gemacht für einen Plumper!

Storax.

Siehst du nun, zu welchen Verirrungen zu weit getriebener satyrischer Eifer einen recht guten Kopf verleiten kann? — Nein warlich! zu solchen Blasphemien gegen deine Nation habe ich mich selbst noch nicht verstiegen. Ich denke, deine Glaubensgenossen werden es dir wenig Dank wissen, daß du ihre Prokura auf solche Art führst. — Du hast mich der Mühe überhoben, dich für deinen Ausfall zu züchtigen: Du hast dich selbst gezüchtigt, beschimpft, bespieen.

Mastix.

Wo hab' ich gehabt meinen Kopf? Bin ich gewesen mischikker?

Storax.

Nu nu! verzage darum nur nicht! Es wird ſchon gehen. Mit der Zeit pflückt man Roſen und Lorbeern, und kein Meiſter fällt vom Himmel, noch weniger von der Wechſelbank. Es mangelt dir, wie du ſiehſt, noch etwas an Übung und Routine im ſatyriſchen Kleingewehrfeuer. Aber das lernt ſich, wie das Hebräiſche. Nur friſch drauf losgeſchoſſen! und nach wie vor die weiſe Vorſicht beobachtet, hinter der ſichern Bruſtwehr der Anonymität deine Haut zu decken.. — Ich meinerſeits erlaube dir gern, mich auch in Zukunft als Zielſcheibe zu gebrauchen, aber triff beſſer, als das erſtemal, ſonſt möchteſt du bald um deinen ſatyriſchen Credit kommen.

Maſtix.

Es iſt nichts zu machen bei der Satyre, ſoll mir Gott! Bleib ich lieber bei unſerm Verkehr.

Storax.

Das gab dir dein guter Genius ein. — Kehre lieber zu dem Wechsel-, Lieferungs- oder Schnittwaaren-Geschäft zurück! es ist offenbar mehr Segen bei diesem Verkehr. — Und nun noch eine kleine Frage zum Abschiede! — Warum soll man nicht über die Juden schreiben, so gut wie über die Neger, Tunguſen und Irokeſen, oder wenn du lieber willst, wie über die Franzoſen, Ruſſen und Engländer? — Würdet ihr es nicht lächerlich finden, wenn dieſe Völker gegen die Reiſebeſchreiber, welche ſie zuweilen ſehr nachtheilig beurtheilen, Beſchwerde führen wollten? Und habt Ihr etwa ein größeres Recht dazu, als ſie? Meint ihr etwa, daß ihr auch in Hinſicht der Preßfreiheit das auserwählte Volk ſeyd? — Seltſamer Wahn! — Ein jedes Volk mit ſeinen charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten iſt eine naturhiſtoriſche Erſcheinung im Gebiete der Menſchheit, wie die Hirſche und Wölfe, die

Bären und Löwen, die Füchse und Marder, die Heuschrecken und Künraupen, die Blattläuse und der Mehlthau im Gebiete der Thierheit. Niemanden ist es verwehrt, Untersuchungen über sie anzustellen, und das Resultat derselben durch den Druck bekannt zu machen. Der Unterschied zwischen Menschenschilderung und Thierschilderung besteht einzig und allein darin, daß das Thier, weil es von den Gesetzen der Natur nie abweicht, auch nie ein Gegenstand des Lächerlichen seyn kann, der hochmüthige Mensch aber, mit seinen unzähligen Abirrungen von diesem Gesetze, diejenige Schilderungsart nothwendig macht, welche man Satyre oder Spott nennt. — Gehabe dich wohl, mein guter Mastix! der Gott Israels sey mit dir!

Der deutsche Kunstprotektor.

Bauchredner, Deklamator, Sänger, Tänzer, Schauspieler, Dichter, Kammerdiener; zuletzt der Protektor.

Kammerdiener.

Nur eine kleine Geduld! der Durchlauchtigste wird sogleich erscheinen. — Also ihr Herren wollt eure Künste hier am Hofe produziren? — Wer seyd ihr denn eigentlich? Was treibt ihr für ein Metier? Ihr da! sprecht zuerst!

Deklamator.

Mest, wandernder Hochlehrer der Hochredekunst.

Kammerdiener.

Zu deutsch, wenn man fragen darf?

Deklamator.

Demosthenes, ambulirender Professor der Deklamation.

Kammerdiener.

Aha! ein herumziehender Deklamator. — Und Ihr da?

Bauchredner.

Charlemagne, Professeur de la ventriloquence.

Kammerdiener.

Was ist das für ein Vogel?

Bauchredner.

Ein Professor der Bauchredekunst.

Kammerdiener.

Der Bauchredekunst! ei was Kukuk! Hat man auch schon Professoren für den Bauch? Doch was wundre ich mich? Diese Fakultät soll ja sehr ansehnlich seyn. — Und Ihr da, geehrter Herr?

Tänzer.

Tettyx, Profeſſor der Fußredekunſt.

Kammerdiener.

Zu deutſch ein Tanzmeiſter. Ich verſtehe: Ihr ſeyd eigentlich alle drei Profeſſoren für den Bauch, nur mit dem Unterſchiede, daß der eine es mit dem Bauch, der andre mit dem Maul, und der dritte mit den Füßen iſt. Gleichwohl prophezeihe ich Euch, mein gewandter Herr Tettyx! die beſte Aufnahme. Denn über die Beredſamkeit der Füße geht doch einmal nichts in der Welt. Schade nur, daß ihr eben nicht zum ſchönen Geſchlechte gehört. — Und Ihr, mein vornehmer Herr?

Sänger.

Philomelides, Meiſter der göttlichen Kunſt des Geſanges.

Kammerdiener.

Nichts als Profeſſoren und Meiſter! — Aber was die göttliche Kunſt des Geſanges betrifft, ſo ſind wir für's erſte ſchon

zufrieden, wenn Ihr es nur in der menſchlichen bis zur Meiſterſchaft gebracht habt. — Und Ihr da?

Schauſpieler.

Proteus, königlicher mimiſcher Heros.

Kammerdiener.

Königlicher mimiſcher Heros! — Wetter noch einmal! — Da ſeyd Ihr wohl eine wichtige Kreatur? — Habt die Güte, und verdollmetſcht mir das ein wenig!

Schauſpieler.

Heldendarſteller am königlich meſopotamiſchen Hoftheater.

Kammerdiener.

So ſo! — (bei Seite) Ein Comödiant mit andern Worten. Auf dieſe Art befinde ich mich ja in einer ſehr erlauchten Geſellſchaft. — Lauter Meiſter, Hochlehrer, Helden und Heroen. — (laut) Aber Ihr da, mein demüthiger Herr! der Ihr neben dieſen Sonnen faſt wie ein Nebelfleck verſchwindet. — Ohne Zweifel ein Meiſter in der göttlichen

Kunſt,

Kunſt, Gewänder zuzuſchneiden, zu deutſch ein Schneidermeiſter?

Dichter.

Prometheus, der Dichtkunſt Befliſſener.

Kammerdiener.

Ein Poet! — dacht' ich's doch gleich, daß ſo etwas vom Poeten oder Schneider herauskommen würde. — Nu nu! ſolche Leutchen wollen ja auch leben. — Jetzt aufgeſchaut! — Die Sonne bricht am Horizont hervor; der Herr erſcheint. —

(Tiefe Verbeugung.)

Protektor.

Wer ſind dieſe Figuren?

Kammerdiener.

Lauter Kunſthelden, gnädigſter Herr! welche ſich an Euer Durchlaucht Hofe produziren wollen. — Nro. 1. Herr Prometheus, der Dichtkunſt Befliſſener.

Protektor.

(Ihn durch ein Glas muſternd.)

In der Poesie françaiſe routinirt?

capable, eine zierliche Canzone, ein zärtliches Madrigal, ein nettes Sonnett oder Triolett in französischer Sprache zu improvisiren?

Dichter.

Meine Muse, durchlauchtigster Herr! nennt sich mit Stolz eine Teutsche?

Protektor.

A bah! Retirez vous!

Kammerdiener.

Die deutsche Muse kann ihren Abzug nehmen? — Nro. 2. Herr Proteus, mimischer Heros am mesopotamischen Hoftheater.

Protektor.

Eh bien! Kann man in der Rolle des Thesée, Polifonte, Cid et caet. debutiren? C'est a dire: nach dem französischen Original?

Schauspieler.

Nur Helden teutscher Zunge stell' ich dar: einen Wallenstein, Wilhelm Tell, Otto von Wittelsbach, Götz von Berlichingen, Caspar den Thürringer und dergl.

Protektor (ſich die Ohren zuhaltend.)

Abominable Namen! — Alles vous en!

Kammerdiener.

Wallenſtein zieht ſich zurück. — Nro. 3. Herr Philomelides, Meiſter der göttlichen Kunſt des Geſanges.

Protektor.

Franzöſiſche oder deutſche Schule?

Sänger (zuckt die Achſeln.)

Deutſche, gnädigſter Herr!

Protektor.

Ces cris des sauvages me sont detestables!

Kammerdiener.

Die deutſche Schule wird verabſchiedet. — Nro. 4. Monsieur Tottyx, Profeſſor der Fußredekunſt.

Protektor.

Qu'est ce que c'est ça?

Kammerdiener.

Ein franzöſiſcher Tanzmeiſter, gnädigſter Herr!

Tänzer.

(Macht einige *Entrechats* und Pirouetten.)

Seigneur! a vos services.

Protektor.

Bon! soyez le bien venu!

Kammerdiener.

Die französische Muse ist willkommen. — Nro. 5. Demosthenes, ambulirender Professor der Deklamation.

Protektor.

Eh bien! Man rezitire eine Passage aus einer Tragoedie française.

Deklamator.

Auch meine Muse, Herr! spricht deutsch allein.

Protektor.

Allez aux Patagons!

Kammerdiener.

Dieselben möchten Ihr Glück bei den Patagoniern suchen. — Enfin Mönsieur Charlemagne, Professeur de la Ventriloquence.

Protektor (seine Arme ausbreitend.)

Ah Monsieur Charlemagne! — je vous salue de tout mon coeur. — Eh bien suivés mes amis!

(Der Bauchredner und der Tänzer folgen dem Protektor triumphirend in seine Gemächer; die deutschen Musen bleiben niedergeschlagen im Vorzimmer zurück.)

Kammerdiener.

Das hätte ich euch vorhersagen wollen, ihr Herren! — Ihr seht selbst: die französische Muse macht bei uns zu Lande mehr Glück mit dem Unterleibe als die deutsche mit dem Oberleibe. — Viel Glück auf den Weg! Lernt französisch und dann meldet euch wieder.

Schauspieler, Dichter und Sänger.

Laßt uns Bauchredner werden!

(ab.)

Was ist ein geborner Edelmann?

(Seltsame Begriffe eines Uranusbürgers vom Erbadel.)

Uraniden und Olympikus.

Uraniden.

Fünf Sommer sind nun vorüber, mein Freund! seitdem ich durch eine Sternschnuppe von meiner Heimat, dem Planeten Uranus, hinweggerissen, und auf diesen Weltkörper geschleudert wurde. Natürlich sind mir viele Dinge hier vorgekommen, die einem Uraniden höchlich befremden müssen. Unter andern höre ich so viel von Adel und Edelleuten, besonders von Erbadel und gebornen Edelleuten sprechen, daß ich mir die Freiheit

nehme, Dich, mein Lieber! der du, wie ich höre, ſelbſt ein ſolcher biſt, um Auskunft darüber zu bitten. Sage mir gütig: was iſt eigentlich ein geborner Edelmann?

Olympikus.

Da will ich dir dienen. Ein geborner Edelmann, mein guter Freund! iſt eigentlich ein Menſch, welcher — — hm! hm! —

Uranides.

Daß ihr Menſchen ſeyd, wie die andern gabelförmigen Geſchöpfe, welche ſich auf dieſem Planeten herumtummeln, das ſehe ich ſelbſt. Aber wodurch unterſcheidet ihr euch von andern Menſchen? — Nimm dir Zeit, um der Sache recht auf den Grund zu kommen.

Olympikus.

Du mußt wiſſen: wir ſind eine ganz vorzügliche und auserwählte Menſchenclaſſe.

Uranides.

Das habe ich mir mit meinem ſchwachen Verſtande ungefähr auch zuſammengeſetzt,

weil ich wohl merke, daß ihr euch grosser Vorzüge bewußt seyd. Aber worin bestehen eigentlich diese Vorzüge? Seyd ihr etwa vollkommner organisirt, als die andern Wesen?

Olympikus.

Auf Ehre! — wir sind bei weitem edlere Geschöpfe.

Uranides.

So so! — Aber was macht euch eigentlich das? Vermuthlich seyd ihr mit besondern Naturgaben ausgestattet, weil ihr euch hochwohlgeborne Herren nennt. Wie? — Zwar, daß ihr nicht gröser, schöner und edler gestaltet seyd, als eure Nebenmenschen, das sehe ich wohl. Vielleicht aber übertrefft ihr sie an Stärke und Gewandheit des Körpers?

Olympikus.

Das nun wohl eben nicht. Im Gegentheil: was die Körperkraft betrifft, die

möchte bei den arbeitenden Classen vielleicht mehr zu Hause seyn, als bei Uns.

Uranides.

Wirklich? Dann leidet ihr vielleicht weniger an menschlichen Gebrechen, wißt weniger von Krankheit, Ermattung, Hunger und Durst?

Olympikus.

Keinesweges. Diese Übel greifen uns im Gegentheil mehr an, als die unedle Menschenclasse, die eben deshalb robuster und abgehärteter ist, als Wir.

Uranides.

Oder erfreut ihr euch vielleicht einer längeren Lebensdauer? Seyd ihr etwa ja ein unsterbliches Geschlecht?

Olympikus.

Mit nichten. Vielmehr rühmen wir uns einer feinern und zartern Organisation, welche, bei den Irdischen wenigstens, ein Sympton früherer Hinfälligkeit ist.

Uranides.

Nun so muß ich dir aufrichtig gestehen, daß ich mit meinen ziemlich gesunden fünf Sinnen nicht entdecken kann, worin eigentlich eure angebornen Vorzüge bestehen. Aber vielleicht sind es verborgene. Hättest du wohl die Güte, mein Freund! dich mir zu Liebe ein wenig zu entkleiden?

Olympikus.

Pah! wozu das?

Uranides.

Damit ich sehe, ob du vielleicht mit goldnen Schenkeln, alabasternen Rücken oder andern verborgenen Auszeichnungen versehen bist.

Olympikus.

Narr! wir sind durchweg von Fleisch und Bein wie andre Menschenkinder.

Uranides.

Auch das? — So erlaube gütig!

(Er zieht ein Mikroskop aus seiner Tasche, und betrachtet ihn ganz nahe.)

Olympikus.

Warum betrachteſt du mich wie ein Inſekt?

Uranides.

Vielleicht entdecke ich durch dieſes Vergrößerungsglas den Unterſchied zwiſchen dir und der unedlen Menſchenclaſſe.

Olympikus.

Thor! auch ſo wirſt du keinen Unterſchied finden, als etwa eine zartere Haut, empfindlicher gegen Kälte und Verletzungen.

Uranides.

Ei! — aber du ſelbſt giebſt ja zu, daß Zartheit und Empfindlichkeit der Gebrechlichkeit Schweſtern ſind. Und dennoch rechneſt du ſie zu deinen Vorzügen? — Halt! Noch Eins! — Ohne Zweifel ſeyd ihr mit feineren Organen ausgerüſtet; ſeht und hört vielleicht ſchärfer, riecht vielleicht meilenweit. — Habe doch die Güte: ſchaue einmal in meinen Magen hinein, und ſage mir, was ich ſo eben gegeſſen habe.

Olympikus.

Auch das vermag ich nicht.

Uranides.

Auch das nicht? Nun zum Henker! Dann weiß ich doch schlechterdings nicht — — Aber da fällt mir etwas bei. O ich Dummkopf! wo hatte ich denn meinen Verstand? Jetzt habe ich's heraus, mein Freund! Was gilts? Die Natur hat euch in Hinsicht der Geistesfähigkeiten vor allen andern begünstigt. Ihr habt einen schnelleren, schärferen, durchdringendern und umfassendern Verstand; kurz ihr seyd klüger, kenntnißreicher und weiser als die gemeine Menschenclasse.

Olympikus.

Hm! — wie meinst du?

Uranides.

Ich verstehe dich. Du willst aus Bescheidenheit nicht ja sagen. — Nun gottlob! weiß ich endlich, woran ich bin. Ohne Zweifel sind also die Gesetzgeber, die Rich-

ter, die Philosophen, die Dichter und Künstler auf diesem Planeten lauter geborne Edelleute. — Habe ich recht? Ist es nicht so?

Olympikus.

Auch darin betrügst du dich. — Die größere Zahl derselben besteht vielmehr aus Nichtedelleuten.

Uranidek.

Ist's möglich? — Nun dann bekenne ich meine Kurzsichtigkeit. — Und dennoch muß es etwas Großes seyn, was ihr vor euren Nebenmenschen voraus habt, weil so viele von euch die Nasen ungleich höher tragen, mit Stolz und Verachtung auf sie herabschauen, und, wie es scheint, sie für Wesen halten, welche nur da sind, um für sie zu arbeiten und ihrem Genusse zu dienen. Ich bitte dich: reiße mich endlich aus dieser quälenden Unwissenheit! Sage mir: was ist eigentlich ein geborner Edelmann?

Olympikus.

Ein geborner Edelmann ist ein Mensch, welcher besondere Vorzüge und Vorrechte genießt, weil er besondere Verdienste um den Staat hat, angeborne Verdienste.

Uranides.

Ah! nun geht mir plötzlich ein Licht auf. Also wegen besonderer und zwar angeborner Verdienste. — Allen Respekt! — Aber wie verstehe ich das? Was sind das für besondere Verdienste, die euch Herren angeboren sind? Habt ihr euch vielleicht schon vor eurer Geburt durch Tapferkeit, durch wohlthätige Werke, durch wichtige Erfindungen, durch edle Handlungen ausgezeichnet? — Wie? — Habt ihr etwa schon als Küchlein im Ei geharnischte Männer aus dem Sattel gehoben, Festungen erstürmt, Schlachtdispositionen entworfen und ausgeführt, Gesetze gegeben, im Rathe präsidirt? —

Olympikus.

Unſinniger! Wenn ich von angebornen Verdienſten ſpreche, ſo verſtehe ich darunter ſolche, welche wir von unſern Vorfahren erbten.

Uranides.

Ererbte Verdienſte! — Höre einmal, guter Freund! das ſieht mir faſt einem runden Viereck ähnlich. Wie kann ich Verdienſte erben? Wie können die Thaten meiner Vorfahren die meinigen werden? Wie kann der noch ungeborne Enkel Antheil haben an der Ehre dieſer Thaten, bei deren Vollführung noch gar nicht an ihn gedacht wurde?

Olympikus.

Das nun wohl freilich ſo eigentlich nicht.

Uranides.

Das nun wohl freilich ſo eigentlich nicht? — Nun dann meinſt du vielleicht den Heldenſinn, die Tugend und Geiſtesſtärke, woraus die Verdienſte eurer Ahnherrn ent-

ſproßten. — Wie? Alſo die werden hier zu Lande wie Gold und Silber vererbt? Oder etwa wie eine Adlernaſe von Enkel zu Enkel fortgepflanzt? — Ja? — Verzeihe! das wußte ich nicht. Dann ſeyd ihr hier ohne Zweifel von ganz anderer Miſchung als wir Uranusbürger. — Die Tugend und Geiſteskraft gehen alſo durch den Akt der Zeugung auf den Nachfolger über, und ihr Erbedelleute ſeyd folglich lauter geborne Tugendheiden und Starkgeiſter. — Das freilich habe ich nicht bedacht. — Aber nimm mir's nicht übel! ſo weit meine Beobachtungen reichen, ſcheint mir das doch nicht ſo ganz der Fall zu ſeyn.

Olympikus.

Auf Ehre! Ihr Uranusbürger begreift etwas ſchwer. Wenn ich von angeerbten Verdienſten ſpreche, ſo meine ich damit eigentlich den Lohn der Verdienſte, das heißt die Auszeichnung, die Ehre, die Vorzüge und Vorrechte, welche der Adel genießt.

Dieſe aber laſſen ſich allerdings auf die Nachkommen vererben.

Uranides.

Oho! — Ja, das giebt der Sache ſchon ein anderes Anſehen. Aber verzeihe, mein Guter! Indem du das ſagſt, läſſeſt du den Adel mit Einemmal himmelhoch von der Stufe herabfallen, auf welche du ihn anfänglich geſtellt hatteſt. Denn nach dieſer Vorausſetzung kann ja der Edelmann ein ganz erbärmliches und verdienſtloſes Subjekt ſeyn, und dennoch Vorrechte und Auszeichnungen genießen, die eigentlich dem ſelbſterworbenen Verdienſte gebühren.

Olympikus.

Dergleichen Fälle ſind allerdings nicht ganz ſelten. Aber das ſchadet der Ehrwürdigkeit des Adelsinſtituts noch nicht. Es iſt ja ſo menſchlich und natürlich, den Lohn des Verdienſtes auf Kinder und Kindeskinder zu übertragen. Man verewigt dadurch einen gefeierten Namen, und indem man, ver-

mige einer kühnen Fiktion, dasjenige, was der Ahnherr that, so ansieht, als ob es von dem Enkel geschehen wäre, knüpft man das Gedächtniß seiner Thaten an die Gegenwart, und errichtet ihm das schönste und lebendigste Denkmal.

Uranides.

Schön! recht schön und rührend! — Und wenn anders die Nachkommen sich bestreben, dieses Denkmal nicht zu besudeln, sogar recht ehrwürdig und vernünftig. — Aber nun sage mir gütig: was sind das für große Dinge, welche eure Ahnherrn zu Stande brachten? Vermuthlich waren sie alle große Helden, Drachen- und Riesenbezwinger, oder weise Staatsmänner und preiswürdige Patrioten, oder sie erwarben sich sonst um das Vaterland und die Menschheit ein ausgezeichnetes Verdienst.

Olympikus.

Das gilt nun wohl, unter Uns gesagt! eben nicht von allen. Vielmehr weiß man

von vielen theils gar nicht, wodurch ſie den Adel erwarben, und muß ſich mit der bloſſen Vermuthung begnügen, von andern aber iſt es bekannt genug, daß ſie ihn nicht ſowohl edlen Thaten als edlen Metallen, und wieder von andern, daß ſie ihn der Heldentugend danken, welche ſie einſt als wackre Handhaber des Fauſtrechts übten.

Uranides.

Nun in dieſer Heldentugend ſcheinen ihre Nachkommen ihnen hie und da würdig nachzueifern.

Olympikus.

Leider hat man ihr in den neuern ſpießbürgerlichen Zeiten bedeutende Schranken geſetzt.

Uranides.

Gleichwohl muß ich dir darin beipflichten, daß der Adel ein ſehr ehrwürdiges Inſtitut iſt, wenn er anders ſeinem ſchönen Berufe, ein Vorbild der andern Stände zu ſeyn,

im Allgemeinen entspricht. — Und das leidet doch hoffentlich keinen Zweifel?

Olympikus.

Gewiß nicht. Der Adel steht ja dem Throne am nächsten. Was bedarf es mehr, um seine Vortrefflichkeit zu beweisen?

Uranides.

Und bist du überzeugt, daß er diesen Vorrang ausgezeichneten Verdiensten, das heißt nicht ererbten, sondern selbsterworbenen dankt?

Olympikus.

Muß doch wohl so seyn. Betrachte doch nur die Zeichen der Ehre, die den Adel mehr als andere Stände zieren.

Uranides.

Orden und Ehrenzeichen sind etwas trügliche Gradmesser des Verdienstes: das wirst du selbst zugeben, wenn du dir die Mühe nimmst, genauer nach dem Wie und Warum zu forschen. — Sprich aufrichtig: glaubst du, daß der Adel in den jetzigen thatenrei-

chen Zeiten mehr für Vaterland und Thron gethan hat, als die andern Stände?

Olympikus.

Lies doch nur die neueſten Schutz- und Trutzſchriften für den Adel.

Uranidgs.

Andre Beweiſe haſt du nicht?

Olympikus (entrüſtet.)

Was Beweiſe! — Unſre Beweiſe ſind unſre Wappen, Stammbäume und Pergamente, wo dieſe aber nicht zureichen, unſer gutes Schwert.

Uranides.

Sehr zureichende Beweiſe! in der That! Doch was das gute Schwert betrifft, mein Freund! ſo möchte ich dir den wohlgemeinten Rath geben, auf die Beweiskraft deſſelben nicht mehr gar zu feſt zu bauen, weil, wie ich höre, die gemeine Menſchenclaſſe bereits den Gegenbeweis damit recht gut zu führen verſteht. Auch leben wir ja, wie

behauptet wird, nicht mehr in den Zeiten des Faustrechts.

Olympikus.

Nur Geduld! sie werden schon wiederkehren. Man arbeitet jetzt eifrig daran. Und eher wird auch nichts Gescheites. Dem Grobzeuge schwillt jetzt gar zu sehr der Kamm.

Uranides.

Du hast recht. — Jetzt aber, mein Freund! erlaube, daß auch Ich dir eine Definition eines Erbedelmannes gebe, wie ich sie mir aus deinen Angaben ungefähr abstrahirt habe.

Olympikus.

Laß einmal hören!

Uranides.

Wie ich mich selbst verstehe, habe ich dabei nur die sogenannten Ultra's im Sinne, welche jetzt in allen Theilen der civilisirten Welt mehr oder weniger ihren Spuk treiben, und wie Gespenster der Nacht ihre letzten

ohnmächtigen Anstrengungen gegen das helle Licht des Tages vereinigen; nicht aber diejenigen Edelleute, welche mit der Zeit fortgeschritten sind, den Forderungen derselben nachgeben, und mit jener unheiligen Allianz nichts zu thun haben, sich vielmehr — horribile dictu! — mehr an die unedle Menschenclasse anschliessen. — Ein Ultra oder Erbedelmann in deinem Sinne also ist ein zweibeiniges Geschöpf, Mensch genannt, welches sich einbildet, eine ganz vorzügliche, über alle andre, eben so wohlgeborne, aber nicht eben so hochwohlgeborne Geschöpfe erhabene Creatur zu seyn; in dieser Einbildung mit verachtendem Stolze auf sie herabsieht, große Ansprüche an den Staat und seine Mitbürger macht, große Vorrechte, Auszeichnungen und Exemtionen verlangt und genießt, alles das aber bloß aus dem Grunde, weil er von Vorfahren abstammt, die wegen ihrer ersprießlichen oder unersprießlichen Verdienste vor

andern ausgezeichnet wurden. — Wie gefällt dir diese Definition?

Olympikus.

Sie beweiset, daß kein Tropfen adliges Blut in deinen Adern rinnt.

Uranides.

Leider! leider! — es sind so die Ansichten eines Mannes, der mit seinem gemeinen bürgerlichen Verstande über den Erbadel urtheilt, und ihn im Verhältniß zu der jetzigen Welt ungefähr für das hält, was die Windeln einem Erwachsenen sind. Nehmt mir's nicht übel, ihr Herren! euer ganzes feudalistisches Geschrei von Adelsprivilegien ꝛc. kommt mir fast vor wie das heisere Gekrächz eines Uhus, welcher aus dem verfallenen Gemäuer eines gothischen Thurmes, dem Sonnenlichte zum Hohn, die Schatten der Nacht zurückzurufen strebt. Zum Glück achtet die Sonne nicht darauf.

Störche,

Störche, Schwalben und Heuerleute.

Fittig und Schelle.

Fittig.

Sage mir doch, mein lieber Schelle! du sprichst so viel von Heuerleuten: was verstehst du eigentlich darunter?

Schelle.

Heuerleute sind solche Leute, die kein Grundeigenthum und daher keine bleibende Stelle haben, sondern wie Störche, Schwalben und andere Zugvögel unstät herumschweifen, und ihr Nest bald hier, bald dort anhängen.

Fittig.

Verzeihe, mein Guter! Dann sind wir Erdenwürmer eigentlich wohl ohne Ausnahme

nichts anders als Heuerleute. Denn wer darf sich rühmen, so lange er lebt, eine bleibende Stelle auf diesem Planeten zu besitzen? Erst, wenn wir in die Erde eingescharret sind, hören wir auf, Heuerleute zu seyn, und erfreuen uns eines domicilii fixi.

Scholle.

Du machst wie gewöhnlich einen Spaß aus ernsthaften Sachen. Der Unterschied zwischen Heuerleuten und Grundeignern liegt tief, und ist überaus folgenreich. Der Grundeigenthümer hat schon vermöge dieses Verhältnisses eine unwandelbare Liebe zu dem Grund und Boden, worauf er sitzt; er ist mit Leib und Seele an ihn angewurzelt, verläßt ihn nicht ohne die dringendste Noth, und vertheidigt ihn nöthigenfalls mit seinem Blute, kurz: die wahre Vaterlandsliebe ist nur bei dem Grundeigenthümer, während der Heuermann sein Nest bei dem ersten besten politischen Windstoß abbricht

und verläßt, um sich als echter Cosmopolit und vagabundirender Weltbürger anderswo anzusiedeln. Sein Wahlspruch ist: ubi bene, ibi patria, des Grundeigenthümers Wahlspruch hingegen: ubi patria, ibi bene!

Fittig.

Was man doch alles erfährt! — Die wahre Vaterlandsliebe entspriesst also eigentlich aus der Erdscholle, oder aus dem Miste, worauf man als fester und grundverbriefter Eigenthümer haftet, und wenn wir Heuerleute den cosmopolitischen Zugvögeln gleichen, so gleicht Ihr Grundeigenthümer nach deiner Ansicht — sit venia verbo! — jenem wiederkäuenden, immobilen Grundbesitzer, welcher von der Glèba, worauf er ausgestreckt liegt, nur cum fustibus vertrieben werden kann. Nimm mir's nicht übel: aber es will mich bedünken, daß der Patriotismus dennoch einen tieferen Grund habe, als der Grund und Boden, worauf wir grasen. Denn eben diese grosse Anhänglichkeit an

denſelben iſt nicht ſelten die Urſache, warum der Gutsherr, als ein wahrer glebae adscriptus, Alles über ſich ergehen läßt, wenn er nur auf ſeiner Erdſcholle ſitzen bleiben kann, und wie der Bauer in Schillers Jungfrau ſich mit dem Gemeinſpruchlein beruhigt: „Unſer König iſt, wer ſich die Krone aufſetzt zu Rheims ꝛc. Exempla sunt odiosa. — Die wahre Vaterlandsliebe, mein Guter! ſcheint mir weder aus Lehm-, Thon- oder Sandboden, noch aus Torf- und Moorgrunde, ſondern vielmehr aus einem moraliſchen Fundus zu entſprießen, nämlich aus der innern Überzeugung von den Vorzügen einer freien Verfaſſung, die unſre heiligſten Rechte ſichert, eines Fürſten und eines Volkes, die ſtets bereit ſind, ſich für einander aufzuopfern; in dieſer Vorausſetzung aber ſcheint es mir ziemlich gleichgültig, ob wir Heuerleute oder Grundeigenthümer ſind.

Scholle.

Daß ich dein ſeichtes Räſonnement einer

Widerlegung würdigte! Es ist von jeher viel unvernünftige Rednerei über diesen Gegenstand geführt worden. Lies, was Ich zum Lobe des physiokratischen Systems gesagt habe, und du wirst Belehrung daraus schöpfen. Meine Argumente gehen allein durch die Mitte.

Fiktig.

O du vornehmer Herr! der du mit deinen Argumenten stets durch die Mitte gehst, und aus dem Born der Staatsweisheit allein geschöpft hast: verzeihe uns armen grund- und bodenlosen Heuerleuten, wenn wir uns herausnehmen, auch einmal eine Meinung zu haben. Es kam mir nur etwas seltsam vor, daß Männer wie Blücher, Gneisenau, Scharrnharst ꝛc., bloß weil sie Heuerleute sind*), in Hinsicht des Patriotismus irgend

*) Jetzt sind ihre Verdienste mit Grundeigenthum belohnt. — Auch Scharrnhorst hat sich ein Grundeigenthum errungen.

Anmerkung des Setzers.

einem dummköpfigen Landjunker hintenangestellt werden sollen, der auf seinem angeflammten Düngerhaufen halb verbiestert ist. Noch weniger will es mir zu Kopfe, daß dieser vorzugsweise in deine gesetzgebende Kammer aufgenommen, jene aber davon ausgeschlossen seyn sollen. — Vale!

Was iſt das Weib?

oder:

Die Hypotheſe von den ſchwarz-weißen Engeln.

Damon und Pythias.

Damon.

Seh ich recht? — Ja er iſt's! — Sage mir in aller Welt, mein Pythias: wie kommt es doch, daß wir hier in dieſer öden, menſchenleeren Gegend zuſammentreffen? — Es ſcheint, als jagen wir beide einem Gedankenhaſen nach, der uns bis hieher gelockt hat.

Pythias.

Ja wohl, mein Freund! — Schon seit Tagesanbruch verfolge ich ihn mit allen Spürhunden meines Verstandes: aber ich verzweifle fast, ihn einzuholen, und laufe Gefahr, Hasen und Hunde darüber zu verlieren. Mit andern Worten: ich fürchte, den Verstand zu verlieren, wenn ich länger über meinen Gegenstand nachdenke.

Damon.

Ei der Tausend! Was kann denn das seyn? Etwa ein verwickelter algebraischer Knoten?

Pythias.

Ein Knoten! — ja wohl ein Knoten! aber weit verwickelter als irgend ein algebraischer oder diplomatischer. Drei kleine Worte sind's, die mir so fürchterliches Kopfbrechen verursachen: was ist das Weib?

Damon.

Pfeift der Wind aus dem Winkel? Ja da haſt du wohl recht: das iſt ſogar mehr als ein gordiſcher Knoten.

Pythias.

Sey ſo gut, ihn mir zu löſen!

Damon.

„Was iſt Gott?“ — fragte man jenen griechiſchen Philoſophen. Er bat ſich Bedenkzeit aus, und dann wieder Bedenkzeit, und dann wieder. Endlich aber erektorirte er ſich ungefähr wie der deutſche Bundestag.

Pythias.

Das wäre!

Damon.

„Je länger ich darüber nachdenke, deſto dunkler wird mir dieſer Gegenſtand.“

Pythias.

Aber ein Weib iſt doch lange noch keine Gottheit.

Damon.

Viel wird ſchwerlich daran fehlen. Wenigſtens beeifern ſich ja unſre Dichter, ſie uns als Halbgötter zu ſchildern.

Pythias.

Zudem: die Gottheit ſieht man nicht, ſondern erkennt ſie nur aus ihren Wirkungen. Dieſe liebenswürdigen Halbgötter aber wandeln nicht allein häufig genug in leiblicher Geſtalt vor unſern Augen vorüber, —

Damon (einfallend.)

ſondern man erkennt ſie auch fühlbar genug aus ihren Wirkungen. — Ach ja leider!

Pythias.

Du ſagſt das mit einem ſo herzbrechenden Seufzer, daß ich es ſchier auf die Nägelmale beziehen möchte, welche auf deiner Naſe prangen.

Damon.

Infandum regina! jubes renovare dolorem.

Pythias.

Aber ernſthaft von der Sache zu ſprechen: Du biſt im Beſitze eines ſolchen Halbgottes, und haſt überdies mehr Gelegenheit als Ich gehabt, Beobachtungen über dieſes reizende Geſchlecht anzuſtellen. Ich bitte dich daher: theile mir aus dem reichen Schatzkäſtlein deiner Erfahrung nur einen einzigen Schilling mit. — Sage mir: was iſt das Weib?

Damon.

Mein Freund! Beſchiffe du das Meer dein ganzes Leben lang! leide zehnmal hintereinander Schiffbruch, wirf hundertmal dein Senkblei aus, um die Abgründe zu ſondiren, fertige die genaueſten Seecharten mit allen Untiefen, Sandbänken, Klippen, Strudeln und Strömungen: doch wirſt du immer nicht recht wiſſen, was das Meer iſt, doch wirſt du nie vor der Gefahr geborgen ſeyn, mit deinem Schifflein an einer neuen Scylla zu ſcheitern, in eine unbekannte Charybdis zu verſinken.

Pythias.

Nu nu! fast könntest du mir bange machen. Ein Weib ist ja noch lange kein Meer.

Damon.

Noch ein wenig mehr, fürchte ich. Sieh mich einmal an! — ich bin nun bereits seit einem Vierteljahrhundert Ehemann, und darf sagen, ein ziemlich erfahrner und rutinirter. Aber meine kleine Frau ist eine wahre Sphynx, die mir täglich neue Räthsel aufgiebt, welche zu lösen ich nicht Ödip genug bin, ohne gerade dupe zu seyn; eine wahre Pandora-Büchse, aus welcher täglich neue Engelchen und Teufelchen herausflattern, um mich Ärmsten bald zu liebkosen und zu küssen, bald zu foltern und zu quälen. — Und so bin ich denn endlich auf eine Hypothese von dem Weibe gekommen, welche meinem beschränkten Verstande genügt, und mich in den Stand setzt, die dunkelsten Stellen dieser Apokalyse nach meinem Hausbedarf zu erklären, und dieses liebenswürdigste zugleich

und ärgſte aller Übel mit leidlicher Seelenruhe zu ertragen. Ich ſage: auf eine Hypotheſe. Denn bei unbegreiflichen Dingen muß man ſich ſchon mit Erklärungen zufrieden ſtellen, die auf Gründen der Wahrſcheinlichkeit beruhen, und zu welchen die Poeſie ihren Beitrag geliefert hat.

Pythias.

Du ſpannſt meine Wißbegierde aufs Höchſte.

Damon.

Als der große Urheber der Dinge den Mann erſchaffen hatte, da dachte er: dieſes Geſchöpf kann nicht für ſich ſelbſt beſtehen. Schon zur Fortpflanzung deſſelben iſt ein zweites gleichartiges Weſen nöthig. Aber nicht zur Fortpflanzung allein, denn dieſer Zweck könnte eben ſo gut durch ein bloß organiſches, mechaniſches, aber vernunftloſes Geſchöpf erreicht werden, ſondern auch zu höheren Zwecken. Es muß ihm ein Weſen beigeſellet werden, welches zugleich Sporn

und Zügel für den Herrn der Schöpfung ſey, Zügel, um ſeine angeborne Wildheit und Rauhigkeit zu mildern, damit er nicht in einen reißenden Wolf ausarte, Sporn aber, damit er mir nicht zum Lamme werde. Denn das ſoll er eben ſo wenig, vielmehr ſey Kampf und Krieg ſein eigentliches Element, daß ſeine Leidenſchaften nicht einſchlafen, ſein Gemüth geſtählt und zu ſeiner höheren Beſtimmung erzogen werde. Das Weib darf daher weder ein reiner Engel noch ein reiner Teufel, es muß vielmehr eine Miſchung von weißen und ſchwarzen Engeln ſeyn.

Pythias.

Aha! — Schon fängt es an, zu dämmern.

Damon.

Der Schöpfer winkte daher einen der liebenswürdigſten blonden Engelchen vom Himmel herab, zugleich aber ließ er ſich vom Luzifer einen der ſchwärzeſten und boshafte-

ſten Unholde herauſſenden. Beiden forderte er ihre Seelen ab, und miſchte daraus — das Weib.

Pythias.

Nun wahrlich! wenn dein Weibchen dir zu dieſer ſinnreichen Hypotheſe den Stoff geliefert hat, ſo bin ich neugierig auf ihre Bekanntſchaft.

Damon.

Soll dir nicht vorenthalten werden. — Aber ſey auch darauf gefaßt, daß du bloß die Bekanntſchaft des weißen Engels machen wirſt, während der ſchwarze ſich hinter der Gardine verſteckt. Denn ſobald er einen Fremden wittert, beobachtet er ein ſtrenges Inkognito, und nur unter vier Augen kommt er zum Vorſchein.

Pythias.

Aber aufrichtig: welcher Engel führt denn eigentlich das Zepter, der ſchwarze oder der weiße?

Damon.

Das iſt in der That ſchwer zu entſcheiden. Jedoch möchte ich bei alledem mehr für den weißen ſtimmen. Denn wie manchen Wermuthstropfen mir auch der ſchwarze in den Lebensbecher miſcht, ſo verſüßt ihn nimmer weiße doch jederzeit. Mit Einem Worte: ich bin mit meinem ſchwarzweißen Engelchen ſo feſt und innig verwachſen, daß eine gewaltſame Trennung von ihm mein Herz in zwei Stücke zerreißen würde.

Pythias.

Alſo räthſt du mir wohl auch zu einem ſolchen Bündniß.

Damon.

Was? — Plagt dich der —? — Bald hätte ich mich vergeſſen. Im Vertrauen geſagt, Freund! — aber ich bitte dich: halte reinen Mund! Siehſt du, ich habe in dieſer Angelegenheit eine öffentliche oder offizielle, und eine geheime oder Privatmeinung. — Wiſſe alſo: könnte ich von meinem ſchwar-

zen Engel loskommen, ohne fürchten zu müssen, daß er mir die Augen auskratze: — so — ließe ich allenfalls auch den weißen fahren.

Pythias.

Du magst sagen, was du willst: der Schöpfer hat gleichwohl recht gut daran gethan, daß er uns diese schwarzweißen Engelchen zu Lebensgefährten beigesellet hat. Denn sie sind es doch hauptsächlich, welche dem Leben Reiz geben, und ohne sie würden wir vor Langeweile umkommen.

Damon.

Je nun! ich wollte es wohl so ein Weilchen mit ansehen, ohne mich über Langeweile zu beklagen.

Pythias.

Aber weißt du wohl, was ich an deiner Hypothese tadle?

Damon.

Unter Uns! Ich gebe gern die ganze Hypothese auf, wenn ich nur die Sache selbst

aufgeben dürfte. Doch ſprich! was mißfällt dir daran?

Pythias.

Daß du es als ſo ausgemacht annimmſt, das Weib ſey bloß des Mannes wegen da, und ihm gleichſam als Nebenſache beigeſellet. Iſt es nicht ein höchſt lächerlicher Dünkel, wenn ihr Männer euch als die eigentlichen Meiſterwerke der Schöpfung betrachtet, die Weiber aber als bloße Anhängſel oder Spielpuppen? — Wer ſagt auch denn, daß das Weib nicht ſeiner ſelbſt wegen erſchaffen ſey? Wahrlich! wenn ich bedenke, wie dieſe ſchwarzweißen Engel den Mann durch den allmächtigen Zauber ihrer weiblichen Reize und ihres, die geheimſten Falten des männlichen Herzens durchdringenden Verſtandes beherrſchen, dann zweifle ich keineswegs, daß wir Männer eigentlich Ihretwegen erſchaffen, daß Sie die wahren Herren der Schöpfung, wir Männer aber ihnen blaß als Puppen oder Spielwerk in die Hände gegeben ſind.

Damon.

Denen ſie oft ärger mitſpielen, als die Kinder ihren Püppchen. — O mein Pythias! ich habe ja gegen deine Meinung durchaus nichts einzuwenden, im Gegentheil ſtimme ich ihr mit voller herzinniger Überzeugung bei.

Pythias.

Ich möchte daher wohl fragen: was iſt denn eigentlich ihr Name?

Damon.

Du lieber Himmel! das iſt ja eben meine Rede. Was iſt er anders als ein erbärmlicher Sklave, der ſich für das Weib abquält und abmartert, für das Weib kämpft und den Hals wagt, für das Weib ſeine Vernunft unterdrückt, und ſich dennoch einbildet, er ſey des Weibes Herr?

Pythias.

Während das Weib ihn in dieſem ſeltſamen Wahne beſtärkt, und ihn am Narrenſeile gängelt.

Damon.

So verhält sich's im Kleinen wie im Großen, wenn wir uns anders die Mühe nehmen wollen, in das geheime Getriebe der Staaten einzudringen. — In der That! es müßte höchst lehrreich und unterhaltend seyn, eine Geschichte der geheimen weiblichen Dynastien von Adam bis auf unsre Zeiten zu schreiben, und zu zeigen, wie eigentlich das Schicksal der Staaten von dem Pantoffel gelenkt wurde. Da würde z. B. statt Ludwigs XV. der Name Pompadour in der Folgereihe der französischen Herrscher prangen, und so weiter, und so weiter.

Pythias.

Ich glaube daher, daß der biblische Ausspruch: „und er soll dein Herr seyn!" eigentlich nichts weiter, als eine feine Ironie war.

Damon.

Ohne Bedenken. — Und schon am ersten Tage meines Ehestandes war ich von dieser

Ironie ſo tief durchdrungen, daß ich es jetzt als eine entſetzliche Felonie betrachten würde, meinem Weibchen das Zepter ſtreitig machen zu wollen. Brechen wir alſo dieſes Geſpräch lieber ſogleich ab, denn es giebt keinen ärgern Hochverrath, als über die Macht des Weibes zu ſpötteln.

Die zerſtreuete Frau.

Cajus und Sempronius.

Cajus.

Glück zu, mein Freund! Auch Du haſt dich, wie ich höre, zum alleinſeligmachenden Glauben des Eheſtandes bekehret.

Sempronius.

Ja, mein Freund! Seit 14 Tagen bin ich einer der glücklichſten Sterblichen, welche Hymens Roſenketten tragen.

Cajus.

Gratulire. — Alſo verträgſt du dich gut mit deinem Weibchen?

Sempronius.

O gewiß. — Nur eine Kleinigkeit habe ich an meiner lieben Hälfte auszusetzen.

Cajus.

Darf man wissen?

Sempronius.

Warum nicht? — Sie ist etwas zerstreut.

Cajus.

Ei!

Sempronius.

Gestern ist mir ein Licht darüber aufgegangen. — Stelle dir vör! aus lauter Zerstreuung verwechselt sie die Thüren, und geräth in das Schlafzimmer meines Comtoirdieners, einen Stock höher. — Wäre ich nicht dazugekommen, beim Himmel —! es hätte ein Unglück geschehen können.

Cajus.

So! — Ei nun erkläre ich mir erst, warum sie sich vor der Verheirathung mit

dir auch einmal in mein Schlafzimmer verirrt hat.

Sempronius.

Hat sie das? — Ich sage dir: Zerstreuung! nichts als Zerstreuung, mein Freund! Im übrigen bin ich einer der glücklichsten Ehemänner unter der Sonne.

Der

Der Alterthumsfreund.

Nuper und Olim.

Olim.

Wünsche mir Glück, Freund! ich habe einen wichtigen, höchst wichtigen Fund gemacht.

Nuper.

Vielleicht einen Schatz gehoben?

Olim.

Etwas Ähnliches allerdings! — Denke dir: gestern lasse ich ein altes Gemäuer in meinem Garten wegräumen, und was findet sich in dem Schutt? eine altrömische, wenigstens zehn Loth schwere Kupfermünze.

Nuper.

Ei der Tausend! — Zwar Gold wäre besser gewesen; doch laß einmal sehen! ich

verstehe mich ja auch ein klein wenig auf alte Münzen.

Olim.

Da siehe selbst! Alles deutet auf ein graues Alterthum. In diesem lorbeergekrönten Kopfe mit dem umgekehrten römischen Buchstaben V glaube ich einen Vespasianus zu erkennen.

Ruper.

Vespasiasinus! Höre, mein Guter! sollte das nicht ein A seyn, und soviel wie Asinus bedeuten? Denn wenn ich diesen Kopf nicht durch eine angelaufene antiquarische Brille betrachte, so scheint er mir einem Eselskopfe ähnlicher zu sehen, als einem römischen Imperator-Kopfe.

Olim.

Du bist nicht gescheut. — Und dann vollends diese Umschrift, von welcher der Zahn der Zeit leider schon einige Buchstaben weggenagt hat. Doch das hindert nicht, noch jetzt deutlich genug die lateinischen Wörter:

O DUDUM. MERE. SEL! heraus zu leſen, die freilich keinen rechten Sinn geben, aber doch für ſich betrachtet lateiniſche Wörter ſind.

Ruper.

Keinen Sinn? Doch! doch! — ſie geben einen recht guten. — Hahaha! — mein wackrer Alterthümler! da hat dir dein antiquariſcher Eifer einmal wieder einen garſtigen Streich geſpielt. Habe die Güte, und lies dieſe Wörter einmal recht unbefangen.

Olim.

Nun? Ich wüßte doch nicht.

Ruper.

Abſtrahire einmal von den Römern, und lies ſie als Deutſcher.

Olim.

Bah! das giebt keinen Sinn.

Ruper.

O einen vortrefflichen! — Soll ich dir —? Aber du mußt mir erſt verſprechen, daß du mir nicht gram werden willſt.

Olim.

Nur her damit!

Nuper.

Beliebe die Sylben nur anders abzutheilen, als sie dastehen, dann kommst du vielleicht auf dik Spur.

Olim (lest.)

„O du dummer —" — Pfui! — Hahaha! — Aber der Augenschein lehrt doch —

Nuper.

Daß es eine altrömische Münze mit einer derben deutschen Lektion ist. Irgend ein spaßhafter Vorfahr hat dem antiquarischen Enkel vielleicht eine heilsame Lehre geben wollen. — Laß sie dir nicht umsonst gegeben seyn, dann hast du offenbar einen guten Fund an dieser Münze gemacht.

Jeder Einzelne = 1 + 10;
Alle zuſammen = 0 — 0.

Oleander und Coriander.

Oleander.

Aber darf das Vaterland nicht alles mögliche Heil erwarten von einer Verſammlung, welche aus ſo gelehrten, geiſtvollen und patriotiſchen Männern beſteht?

Coriander.

Wer zweifelt? — O habe doch einmal die Güte, mein Freund! mir dieſe Stelle aus Göthe's Fauſt vorzuleſen.

Oleander.

„Es erben sich Gesetz und Rechte
„Wie eine ew'ge Krankheit fort,
„Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte,
„Und rücken sacht von Ort zu Ort;
„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
„Weh dir, daß du ein Enkel bist! —
„Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
„Von dem ist leider! nie die Rede —

Coriander.

Nicht wahr, es kommt ein ganz guter Sinn heraus, wenn man diese Stelle so von vorn nach hinten lieset?

Oleander.

Das will ich meinen.

Coriander.

Aber nun habe die Güte, und lies sie einmal von hinten nach vorn.

Oleander.

Possen! da kommt ja Unsinn heraus.

Coriander.

So? — Nun so versuchen wir's einmal auf eine andre Art! — Lies die Anfangswörter jeder Zeile hintereinander, oder überspringe immer eins, zwei oder drei Wörter! Vielleicht giebt das einen Sinn.

Oleander.

„Es — Wie — Sie — Und — Vernunft —" Auch das giebt keinen Verstand.

Coriander.

Siehst du, mein Freund! so viel kommt darauf an, daß jedes Wort an seiner rechten Stelle stehe. Der einzelne Mensch ist an sich nichts weiter, als ein Wort, das einen Begriff enthält. Aber auf gut Glück zusammengereihete Wörter geben noch keinen Gedanken. Soll aus der Zusammenstellung derselben ein vernünftiger Sinn herauskommen, so müssen sie zu einander passen. Eben so machen zusammengeklecksie Farben noch kein Gemälde, zusammengepfiffene Töne noch keine Harmonie, und zusammengewor-

ſene Räthe noch keinen Rath, wenn nicht jedes ſeine rechte Stelle hat. Ein Schöngeiſt mag in einer Akademie der ſchönen Künſte an ſeinem Platze ſeyn, ein Juriſt in der Gerichtsſtube, ein Mathematiker in einem geographiſchen Inſtitut, ein Soldat auf dem Schlachtfelde oder im Kriegsrathe. Nun aber fügt einmal dieſe Herren zu einem geſetzgebenden Körper zuſammen, der aus vorhandenen Materialien ein Staatsgebäude aufführen ſoll, da werdet ihr bald genug inne werden, was da für ein wunderbares Bauwerk zu Stande kommt, geſetzt nämlich, daß ſie ſich jemals in einen Bauplan vereinigen ſollten.' Ein Collegium gleicht nicht ſelten einem Lexikon, worin die Wörter bloß nach dem Range, den ſie im Alphabete haben, aneinandergereihet ſind; es iſt oft einem bunten Steinhaufen ähnlicher als einer kunſtreichen Moſaik, einer farbenbeklekſten Pallette, als einem Gemälde, welches der Pinſel des Meiſters ſchuf.

Oleander.

Gleichwohl erkennt man daraus den schaffenden Pinsel.

Coriander.

Gewiß! aber nicht den Meisterpinsel.

Germania mit dem Ruthenbündel.

Josua und Kaleb.

Josua.

Zeig einmal her! ein recht artig Bildchen! — Aber was seh' ich? Mutter Germania mit einem Ruthenbündel dekorirt? Wie soll ich mir das erklären?

Kaleb.

Offenbar eine Anspielung auf die jetzige Einigkeit der Deutschen. Ehemals lagen die Ruthen zerstreut umher; jetzt sind sie in einen Bündel vereinigt: wer vermag sie zu zerbrechen?

Josua.

Ich verstehe. — Aber das Bändchen scheint mir noch ziemlich lose und dünn.

Ich wünſchte, es wäre weder ein Papierſtreif, noch ein Zwirnsfaden, ſondern ein tüchtiges Ankertau.

Kaleb.

Warum nicht gar eine Kette.

Joſua.

Denn jetzt — fürchte ich — läßt ſich noch immer eine Ruthe nach der andern mit leichter Mühe herausziehen, und gegen den eigenen Rücken unſrer theuern Frau Mama gebrauchen.

Kaleb.

Warum nicht gar? — Siehſt du denn nicht, daß ſie das Bündel feſt unter dem Arme hält?

Joſua.

Aha! — Aber was ſoll die Ruthe bedeuten, die da hinter ihrem Rücken hervorragt?

Kaleb.

Ein Warnungszeichen für ihre Feinde: „Bleibt mir vom Leibe, oder —!!“

Josua.

Ja so! — Verzeihe! fast hätte ich etwas anderes dabei gedacht.

Kaleb.

Das wäre! — Sprich!

Josua.

Nicht doch! es könnte deinen Patriotismus kränken, und das möchte ich bei Gott nicht.

Kaleb.

Nur heraus mit der Sprache! — ich verspreche dir im voraus Amnestie.

Josua.

Je nun! ich glaubte mein Seel! sie hätte sich — salva venia! — eine Ruthe auf den Hintern gebunden.

Das Leben: ein Maskenball.

November und Dezember.

Dezember.

Warum weinst du, mein Freund? — Erschwere mir den Abschied nicht durch deine Wehklagen!

November.

Armer Freund! vergebens ringe ich die Hände, vergebens mühe ich mich, deine fliehende Seele aufzuhalten. Du stirbst.

Dezember.

Ich sterbe. — Du lieber Himmel! Was ist denn dabei so Gefährliches und Beweinenswerthes? Beneide mich vielmehr, daß ich endlich so glücklich bin, dem Possenspiele Valet zu sagen.

November.

Dem Poſſenſpiele!

Dezember.

Als ob das Leben etwas anderes wäre! — Warſt du je auf einem Maskenball?

November.

Gewiß.

Dezember.

Wie war dir, als du dich bis in die ſpäte Mitternacht in dem bunten lärmenden Gewühl herumgetummelſt hatteſt?

November.

Auf ſinnenverwirrende Betäubung folgte Ermüdung, Abſpannung, Überdruß, Ekel. Ich ſehnte mich herzlich nach Ruhe.

Dezember.

So ungefähr iſt mir's. Meinſt du denn, daß ein vernünftiger Mann dieſes armſeligen Gaukelſpiels nicht endlich auch einmal müde wird? Meinſt du denn, daß man dieſem unſinnigen Herumtreiben unter Larven und Fratzen aller Art, die unſre Ohren mit ih-

rem verworrenen Geschwirr betäuben, nicht gern entgeht, und sich nach der Ruhe in jenem dunklen Kämmerlein sehnt, das nur der gedankenlose Pöbel mit der Farbe des Grauens und Entsetzens ausmalt? — Ja, mein Freund! mit wahrem Überdruß wendet man sein Antlitz von dieser Schaubühne der Narrheit und Raserei, sucht noch Einmal seinen Freund aus dem Wirrwarr heraus, drückt ihm scheidend die Hand, und sagt: „Ich gehe schlafen. Gehabe dich wohl, du Guter!“

November.

Gehabe dich wohl!

Dezember.

„Folgst du mir bald?“

November.

Ich folge dir bald.

Dezember.

Gute Nacht denn!

November.

Gute Nacht!

Lob der Franzosen.

Licht und Schatten.

Licht.

Ist es möglich? Du, ein so eingefleischter Franzosenfeind, kannst dieser Nation das Wort reden?

Schatten.

In gewissen Stücken allerdings. Auch an seinen Feinden muß man loben, was zu loben ist, in sofern es uns zum Muster dienen kann. Ich lobe mir z. B. jenen Nationalstolz an den Franzosen, der sogleich aufsprudelt, wenn man sich die Freiheit nimmt, ihre eingebildeten Vorzüge zu bestreiten, ihre unbedingte Vortrefflichkeit zu bezweifeln; jenen Gemeingeist, der sogleich Partei

nimmt, wenn es darauf ankommt, ihre Unabhängigkeit gegen fremde Angriffe zu vertheidigen. Das ist Volksgeist, der uns Deutschen leider! im hohen Grade mangelt.

Licht.

Ich finde vielmehr einen Fanatismus darin, der nur zu leicht in offensiven Übermuth ausartet, und wünsche Uns Glück, daß wir ihn nicht kennen.

Schatten.

Im Gegentheil. Das Zuviel ist hierin dem Zuwenig weit vorzuziehen. — Abstrahiren wir einmal von unsrer politischen Gleichgültigkeit, und reden wir bloß von jener, welche sich im geselligen Leben offenbaret. Wieviel darf sich der Fremdling, und besonders der Franzos, in Deutschland herausnehmen, was dem Deutschen im Auslande nimmermehr gestattet werden würde? Wie manche Vernachlässigungen und Hintenansetzungen dessen, was nun einmal bei Uns zur guten Sitte gehört? Ist es nicht

ein wahres Zeichen der Geringschätzung, wenn so ein Hans Dampf es wagt, sich über die conventionellen Gebräuche eines Volks hinwegzusetzen, bei dem er nur als geduldeter Fremdling auftritt? Darf z. B. so ein Monsieur Sans façon sich ungestraft erkühnen, in Gesellschaften, wo Alles mit unbedecktem Haupte erscheint, den Deckel aufzubehalten, überlaut zu trällern und zu schnattern, eure Gebräuche und Sitten zu verspotten, und dergleichen mehr?

Licht.

Hilf Himmel! gerade diese Toleranz beweiset ja, daß wir Deutschen in echter Sitte den Franzosen weit übertreffen.

Schatten.

Pah! meint Ihr etwa, daß der Seigneur diese Toleranz als Großmuth anerkennt? Meint Ihr etwa, daß Ihr ihn dadurch beschämt? — Wenn das gute Sitte heißt, eine Unsitte oder Unart zu dulden: nun dann ist es der Gipfel der Urbanität, dem-

jenigen, der Euch eine Ohrfeige giebt, einen Kratzfuß zu machen. Phlegma iſt es, unverzeihlicher Mangel an Selbſtachtung, wenn hier nicht auf der Stelle derjenige kurze Prozeß eintritt, welcher der Unſitte gebührt. — Und dann dieſes demüthige Zuvorkommen, in Hinſicht der Sprache, wodurch ſich beſonders manche unſrer Schönen auszeichnen, ohne zu bedenken, daß boshafte Leute dieſe franzöſiſche Zungenfertigkeit einer früheren vertrauten Bekanntſchaft mit der grande Armée zuſchreiben könnten. — Ich möchte doch wiſſen, wie vielen Franzoſen es je eingefallen iſt, deutſch zu lernen, um ſich den Deutſchen beliebt zu machen? Warum ſollten ſie auch? Finden ſie doch in jedem Krähwinkel liebe zuvorkommende Narren und Närrinnen genug, welche ſie der Mühe überheben. Der übermüthige Fremde nennt das Selbſtverachtung, und erwiedert ſie mit vollem Maaße. Und wer will es ihm verdenken? Wahrlich! er hat recht. — Ich

meines Orts würde für jene zuvorkommenden Deutschfranzösler ein eignes Abzeichen in Vorschlag bringen.

Licht.

Nämlich?

Schatten.

Einen Reisepaß nach Frankreich auf der Brust zu tragen, gültig für immer.

Licht.

Ein Glück, daß du nicht über das Ordens- und Paßwesen gesetzt bist.

Schatten.

Und dann unsre Vornehmen! — Nun die sind vollends dermaßen von der Franzosensucht angesteckt, daß sie selbst mit ihren Hunden und Pferden französisch sprechen, und ihre Lippen mit der Muttersprache zu besudeln fürchten. Gleichwohl besteht das größte Verdienst, welches sie auf diesem Wege erlangen können, doch nur darin, daß sie ungefähr so gut sprechen lernen, wie ein französischer Kärrner oder Sackträger.

Licht.

Aber zu was für Barbaren willſt du uns Deutſche denn eigentlich machen?

Schatten.

Ungefähr zu ſolchen, wie die Engländer ſind, deren Boden der Franzoſe nur mit Furcht und Zittern betritt, ſtets darauf bedacht, ſich die Landesſitte anzueignen, und ſo wenig wie möglich den Franzoſen zu verrathen. O möchte ich den Zeitpunkt erleben, wo wir es zu dieſer engliſchen Barbarei gebracht haben! — Der Ausländer, welcher den Boden unſers Vaterlandes ſchon in Friedenszeiten mit heiliger Scheu betritt, wird es nicht leicht wagen, ſich ihm kriegeriſch zu nahen.

Neue Volkstugenden der Deutſchen.

Geron und Damokles.

Geron.

Gottlob! endlich, mein lieber Damokles! ſcheinen doch die Ausländer auf die Meiſterwerke unſrer Literatur aufmerkſam zu werden, und ſie einigermaßen zu würdigen. — Auch Schillers Wallenſtein iſt jetzt ins Franzöſiſche überſetzt, und in einem gewiſſen Journal behauptet worden, daß dem Monsieur de Chilairo, dem Verfaſſer dieſer Tragoedie allemande, ein gewiſſes Dichtertalent nicht abzuſprechen ſey.

Damokles.

Viel Ehre!

Geron.

In der That! ich kann nicht läugnen, daß dieſes franzöſiſche Lob ein rechtes Futter für meinen Nationalſtolz war.

Dämokles.

Das nenne ich Nationalſtolz! Hahaha! — Alſo ein obſkurer franzöſiſcher Skribler mußte erſt verſichern, daß un certain nommé Chilaire, poete allemand, ein gewiſſes Dichtertalent habe, um dieſe mächtige Flamme des Nationalſtolzes in dir anzufachen? — Nein wahrlich! Der Hochmuth iſt nicht unſer Fehler. Ich möcht' doch wiſſen, ob die Franzoſen große Notiz davon nehmen würden, wenn alle deutſche Academiciens ſich zu einer Lobrede auf Voltaire oder Racine vereinigten. — Faſt zweifle ich. Denn in ihrer liebenswürdigen Suffisance würden ſie es bloß als einen ihrer Geiſtesüberlegenheit ſchuldigen Tribut annehmen, ungefähr mit jener Miene, womit der Kaiſer von China die Geſchenke der europäiſchen Mächte

annimmt, indem er ſie ſpaßhafter Weiſe für Winkel-Vaſallen ſeines unermeßlichen Reichs hält. — Ja nicht einmal eine Ahnung würde in ihnen aufſteigen, daß ein einziger erhabener Gedanke von dieſem Monsieur de Chilaire mehr werth ſey, als eine ganze Phädra mit allen jenen pomphaften Tiraden, die ſich mit ihrem Gänſefittig nie über den Dunſtkreis der Erde erheben, während Monsieur de Chilaire wie der Adler des Zeus über den Wolken ſchwebt. Was in aller Welt darf es uns denn kümmern, wie irgend ein franzöſiſcher Haſenfuß über die Werke unſrer großen Geiſter urtheilt, welche zu faſſen ſeine Hirnkammern doch viel zu eng ſind? — Aber da lauſchen und ſpähen wir ängſtlich umher, ob nicht irgendwo ein Brocken des Lobes von den Tiſchen der Fremden auf uns herabfällt, während Wir ihnen mit vollen Händen Weihrauch ſpenden.

Geron.

Nu nu! ſey nicht ungerecht! — Gerade

das

das gereicht ja dem Deutſchen zur Ehre, daß er fremdes Verdienſt überall zu würdigen verſteht, und ſich nicht durch Eigenliebe blenden läßt. — Ich zähle dieſe Univerſal-Gerechtigkeit zu den deutſchen Volkstugenden.

Damokles.

O gewiß. Wir haben es in dieſer Tugend ſo weit gebracht, daß wir aus lauter Univerſal-Gerechtigkeit lieber ungerecht gegen uns ſelbſt ſind, als gegen die Fremden. Ernſtlich davon zu ſprechen: es mangelt uns gar zu ſehr an jener rühmlichen Vorliebe für vaterländiſche Erzeugniſſe, die ein ſo mächtiger Sporn für jedes aufſtrebende Talent iſt, und wenn einmal etwas geſchieht, um dem Genius die Bahn zu ebnen (wie es z. B. jetzt mit Grillparzer der Fall iſt) ſo gehört das zu den erſtaunlichen Seltenheiten. Kommt es aber darauf an, durch herabwürdigende Kritik ihm Blei an die Schwingen zu hängen, ja da ſind wir gleich bei der Hand.

Geron.

Wie? Kannſt du läugnen, daß wir oft nur allzuverſchwenderiſch mit dem Weihrauch gegen vaterländiſche Talente ſind?

Damokles.

Hinc illae lacrymae! In keinem Dinge wiſſen wir ein Maaß zu halten, von Einem Extrem ſpringen wir zum andern über. Wenn wir daher einmal zum Weihrauchfaſſe greifen, um einem nagelneuen Genius zu huldigen, ſo müſſen wir ihn auch gleich in ſolche Dampfwolken einhüllen, daß er von dem ungewohnten Dunſte ſchwindelig, dumm und albern wird, und von ſeiner Sonnenbahn in den Pferch herniederſtürzt. — Exempla sunt odiosa.

Geron.

Wohl wahr! — Unzeitiger und unmäßiger Weihrauch hat ſchon manches Talent im Keime erſtickt.

Damokles.

Wo wäre auch noch ein vernünftiger Mann, der etwas darauf gäbe? Wie lange hält dieser Qualm denn vor? So lange, als der Götze des Tages durch keinen neuen verdrängt wird. Dann ſtecken wir die Köpfe zuſammen und fragen: „was iſt es doch eigentlich, was wir an dem Götzen von Geſtern bewunderten?“ — „Hieher ſchaut!“ — ſo poſaunt einer dazwiſchen — „hier iſt Natur, Wahrheit, Kraft, Reiz und Anmuth! — Ecco il vero Policinello!“ — „Ja wahrlich! wahrlich!“ — ſo ſtimmt der große Haufe ein — „das iſt der rechte Götze! wo hatten wir denn die Augen? 'S iſt nichts mit dem Götzen von Geſtern! herunter mit ihm!“ — Und ſiehe da! flugs machen wir uns über den Götzen von Geſtern her, reißen ihn von ſeiner Ehrenſäule herunter, und ſchlagen ihn in Trümmer. — Wetterwendiſches Volk! klage nicht andre Völker des Leichtſinnes an!

Geron.

Die Götzen erscheinen und verschwinden wie Cometen und Meteore, die Götter aber bleiben und glänzen unvergänglich wie Sonne und Fixsterne. Mögen sie auch auf Augenblicke unserm Gesichtskreise entschwinden: stets kehren sie zu uns zurück. Homer und Virgil, Shakespeare und Schiller rc. werden immer am Firmamente leuchten, mag auch von Zeit zu Zeit ein schimmernd Meteor vorüberrauschen.

Damokles.

Auch jetzt fehlt es uns nicht an Göttern, wenigstens an diis minoribus. Aber laßt uns sie nicht behandeln wie gewisse Fanatiker ihre Heiligenbilder, welche sie heute anbeten und morgen auspeitschen, wenn sie nicht Wunder thun, wie sie verlangen. — Vor allen aber laßt uns nie vergessen, daß diese Heiligen, so lange sie auf Erden herumwandeln, bei bloßen Rauchopfern gar leicht verhungern können.

Geron.

Dafür laß unſre erlauchten Mäzenaten ſorgen, dieſe erhabenen Beſchützer des deutſchen Talents.

Damokles.

Ja wohl! Die ſind ſo eifrig darauf bedacht, dem deutſchen Talente den Weg zur Unſterblichkeit zu bahnen, daß ſie ihm das Ziel der Sterblichkeit möglichſt nahe zu rükken trachten.

Geron.

Denn das Ende des ſterblichen Lebens iſt ja der Anfang des unſterblichen.

Die Fabel von dem Magen und den Gliedern des Körpers.

Ultra und Citra.

Citra.

Warum vergleichst du den Adel mit dem Magen des Staatskörpers?

Ultra.

Dieser Vergleich rührt eigentlich nicht von Mir her, sondern von einem uralten römischen Patrizier, der gewiß nicht die Absicht hatte, seine Casse dadurch herabzuwürdigen, sondern von ihrer Vortrefflichkeit wenigstens eben so innig durchdrungen war, als jener würdige Veteran, der uns jüngst luce clarius bewiesen hat, daß der Adel eigentlich

Herz, Kopf, Lunge, Leber und Niere des Staats ſey.

Citra.

So laß doch einmal hören!

Ultra.

Das römiſche Volk, der Plebs, war einſt gegen die Patrizier aufgeſtanden, weil es die vermeintlichen Anmaßungen und Bedrückungen derſelben nicht länger dulden wollte. Da trat der würdige Menenius Agrippa zu den Aufrührern, und ſprach zu ihnen: Die Glieder des menſchlichen Leibes empörten ſich einſt gegen den Magen. „Dieſer Faulenzer" — ſagten ſie — „thut nichts, als ſchwelgen und ſchlemmen, Wir aber müſſen uns für ihn plagen und abmartern. Das ſoll in Zukunft anders werden. Wir wollen nicht mehr ſeine Frohnknechte ſeyn." — Sie beſchloſſen daher, ſich auf die Ruhebank zu legen, und den Magen darben zu laſſen. Das aber hatte die natürliche Folge, daß der Magen, der keine Nahrung von

ihnen erhielt, ihnen auch keine Säfte mehr zuführte, und sie kraftlos dahinschmachteten. — „Da seht ihr's nun," sprach der Kopf, „was dabei herauskommt, wenn ihr euch gegen den Magen empört. Leidet Er, so leidet auch Ihr. — Kehrt zu eurer Pflicht zurück!" — Und siehe da: die Glieder überzeugten sich von ihrem Irrthum, und thaten nach wie vor ihre Schuldigkeit. — Diese sinnreiche Fabel aber wirkte dergestalt auf die Aufrührer, daß auch sie sofort besänftigt wurden, und nach Rom und zu ihrer Pflicht zurückkehrten.

Citra.

Jetzt erinnere ich mich dieses Mährchens aus meinen Schuljahren, und aufrichtig! es kam mir schon damals äußerst seltsam vor, daß das einfältige Volk sich dadurch beschwatzen ließ.

Ultra.

Was?

Citra.

Gewiß, Freund Ultra! Damals exiſtirte noch kein aufgeklärter Tribunus plebis, damals lebte noch kein muthiger und kraftvoller Volksfreund wie die beiden Gracchen, ſonſt hätte er den weiſen Agrippa ohne Zweifel durch ſein eignes Gleichniß geſchlagen, und ad absurdum geführt.

Ultra.

Wie ſo?

Citra.

„Mein guter Freund!“ — ſo hätte er ihm erwiedert — „dein Gleichniß hinkt etwas weniges. Der Magen iſt ein unentbehrliches Glied des menſchlichen Körpers, und kein egoiſtiſcher Praſſer, der bloß genießen, und ſich von der Arbeit ausſchließen will, ſondern ein nützlicher und unermüdeter Mitbürger, der den empfangenen Stoff verarbeitet, und ihn dann gewiſſenhaft den andern Gliedern des Körpers zurückgiebt. Ihr Patrizier aber — nichts für ungut! — wähnt nur da zu

seyn, um zu herrschen und zu genießen, und haltet die Arbeit für Pöbelberuf. — Nicht der Magen, sondern der Wanst des Staatskörpers seyd ihr, der viel unnützes Fett ansetzt, und sich in bequemer Ruhe von den Füßen tragen, und von den Händen futtern läßt. Unter eurer erdrückenden Schwere droht der Körper zusammenzusinken. — Nehmt guten Rath an! Schämt euch der Arbeit nicht! Betrachtet die andern Glieder nicht als eure Fröhner, und wenn sie es denn einmal sind und bleiben sollen, so verachtet sie wenigstens nicht, sondern achtet sie höher als euch selbst, denn Ihr seyd entehrlich, nicht aber sie." —, Gelt! ich möchte doch wissen, was der sinnreiche Agrippa einem solchen Oppositions-Manne geantwortet haben würde. Und gesetzt nun, das Volk hätte ihm mit dem Bescheide zurückgeschickt: „Wenn dem so ist, so wollen wir zur Abwechselung auch 'mal ein wenig Wanst spielen. Seyd Ihr unterdeß Hände

und Füße!“ Ich meine, das wäre ſo unſinnig eben nicht geweſen.

Ultra.

Was höre ich? — Du, ſelbſt ein Patrizier, kannſt dich alſo gegen deine eigne Caſte vermeſſen?

Citra.

Nun ja! ich bin ein Edelmann, ein ſo ebenbürtiger, als ſeit Quinktius Heymeran von Flaming nur irgend einer auf Erden herumſtolzirte. — Aber zum Henker! glaubt ihr denn, daß der Adel nur Rechte und keine Pflichten hat? Ich, meines Theils, ſehe mein Adelspergament als einen Schuldbrief an, der mich, ſo oft ich ihn betrachte, an die große Pflicht erinnert, den andern Ständen als ein Muſter in jeder Bürgertugend vorzuleuchten, keinesweges aber als einen Freibrief zum Faullenzen und zur Geringſchätzung meiner nichtadligen Mitbürger. — Sag' mir einmal: was reimt ſich auf Ahnen?

Ultra.

Fahnen und Bahnen! — eine Anſpielung auf die des Ruhmes.

Citra.

Recht ſchön! und als ein wackrer Ultra geſprochen. Ich aber reime auf Ahnen das Zeitwort mahnen. Denn je mehr Ahnen, deſto mehr Mahner, welche uns an die große Schuld erinnern, die wir unſerm Gläubiger abzutragen haben. Unter Gläubiger aber verſtehe ich nicht etwa die Wucherer und Pfandjuden, welche uns Geld zur Beſtreitung unſeres Aufwandes vorſtrecken, ſondern — das Vaterland.

Ultra.

Und welche Schuld wäre das?

Citra.

Soll ich ſie dir erſt erklären? — Es iſt die unerläßliche Schuld, unſern Adel, das heißt unſern ererbten Anſpruch auf eine höhere Stellung im Staate, durch Thaten zu verdienen.

Ultra.

Sehr prächtig gedacht, in der That!

Citra.

Wollte Gott, daß dieſe prächtige Denkungsart unter uns allgemein wäre! damit wir alle ohne Unterſchied unſerm vermoderten Pergamentadel, an dem nur noch die Motten und Würmer ſich weiden, den echten Adel des Verdienſtes hinzufügen könnten. — Glaube mir, guter Ultra! ich ſpreche als ein wahrer Freund des Adels, ihr Ultra's aber mit euren zeitwidrigen höchſt unſinnigen Anmaßungen ſeyd deſſen ärgſte Feinde. O laßt euch warnen! — Hütet euch, durch Überſpannung die Saite zu zerſprengen.

Paroli!

Oder:

Die drei Muſen und der Rehbock.

Ralph und Trumph.

(Beim Ausgange aus dem Schauſpielhauſe.)

Ralph.

Nun, wie haſt du dich an dem Rehbock erbauet?

Trumph.

Vortrefflich! das Stück iſt ungemein witzig, geiſtreich und unterhaltend, ein neues Lorbeerreis in dem Kranze des Verfaſſers, ein neuer Triumph der Kotzebueſchen Muſe. Aber — Aber —

Ralph.

Wieder ein Aber.

Trumph.

Ich bedaure nur, im Vertrauen gesagt —

Ralph.

Was denn zum Kukuk?

Trumph.

Daß ich wieder so vorwitzig war, mein Töchterchen mitzunehmen. Am Schlusse des ersten Aktes mußte ich das liebe Kind richtig wieder nach Hause schicken, wie neulich in den beiden Klingsbergen.

Ralph.

Warum das?

Trumph.

Warum? — Weil man immer in Angst und Sorge seyn muß; daß die Tugend der unschuldigen Dingerchen an dem fünften Akte des Herrn Verfassers scheitern werde. Monsieur de Kotzebue macht sie vor der Zeit gelehrt.

Ralph.

Bah! dem Reinen iſt Alles rein.

Trumph.

Wirklich? Biſt du je rein durch einen Sumpf gegangen?

Ralph.

Philiſterei! — Die moraliſche Seite kommt bei einem Kunſtwerke ſo wenig in Betracht als Herz und Geiſt bei einer Schönen, der man nicht huldigt, um ſie zu heirathen. Soviel wirſt du mir hoffentlich zugeben, daß Kotzebue durch dieſes Luſtſpiel ſich einen der erſten Plätze auf dem deutſchen Muſenberge errungen hat, und ſeinen Stuhl jetzt kühn neben Schiller und Göthe rücken darf.

Trumph.

O gewiß. — Erlaubſt du, die Parallele zwiſchen ihm und jenen beiden Meiſtern etwas näher zu beleuchten? Id est: sine ira et studio.

Ralph.

Mit Vergnügen. Der Unsterbliche wird hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben, da er selbst ein so grosser Freund von Parallelen ist.

Trumph.

Die Schillersche Muse ist eine himmlische Schöne, aus ätherischen Stoffen geformt; ein engelreines, untadelhaftes, aber unerreichbares Urbild; ein Tugendspiegel, woran kein Rostfleck haftet. Ohne Gefahr darf die sittsamste Jungfrau in diesen Spiegel blicken, und kein Vater, keine Mutter braucht zu zittern, daß sie ihr Antlitz mit Erröthen davon abwenden werde. — Die Göthesche Muse ist eine irdische Schöne, mit dem Liebreiz, aber auch mit den Schwachheiten der Irdischen reichlich ausgestattet, und eben darum als wirkliche, aus dem Leben gegriffene Schönheit um so anziehender und ergreifender, je näher sie der menschlichen Natur verwandt ist. Manches holde

Kind wird vielleicht erröthend in diesen Spiegel schauen, weil es sich selbst mit seinen Verirrungen und Schwächen darin erkennt, aber von der tiefen Wahrheit betroffen und erschüttert, auf seinem Abwege inne halten, und umkehren. Göthe's Muse kann durch ihren verführerischen Reiz der unbewachten Tugend sehr gefährlich werden, der bewachten aber wird sie wirksamer ins Herz reden, als zehn Beichtväter. — Die Muse des Monsieur de Kotzebue endlich — ist zwar auch eine irdische Schöne, aber was für eine!

Ralph.

Ich ahne fast, wo du hinauswillst.

Trumph.

Von der Classe jener Huldinnen, welche mit übertünchten Wangen am offnen Fenster lauschen, und ihre feilen Reize den Vorübergehenden zur Schau ausstellen. Sie hat sich viel auf dem großen Markte der Welt umgesehen, ist mit kostbaren praktischen Er-

fahrungen zurückgekehrt, hat einen reichen Schatz von Bonmots, Klugheitsregeln, Kniffen und Pfiffen eingewechselt, und wirft dabei mit ungemein rührenden und prächtigen Sittensprüchen und Tugendfloskeln um sich, in welche sie ihre Giftpillen einhüllt. Aber nehmt euch in Acht! denn ehe ihr's euch versehet, giebt sie euch mitten in der Predigt eine Attitude zum besten, welche sie der schlauen Gastwirthin zu Harlem (in Thümmels Reisen) abgeborgt hat. Ihr Väter und Mütter! führt eure Kinderchen schnell an dieser Circe vorüber! Laßt euch auch dadurch nicht irren, daß er sie als Gräfin, Baronin oder Hofdame verführt; das ist nur eitel Firniß, bei Lichte besehen ist sie doch nur eine jener Hofdamen, die nicht an den Hof, sondern auf den Hof gehören.

Wählt nicht zu lange!

Oder:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.

Castor und Camilla.

Castor.

Unser Spaziergang ist beendigt, schöne Camilla! und noch immer haben Sie meine Frage nicht beantwortet.

Camilla.

Was war es gleich? — Ich gestehe, daß ich sie rein vergessen habe.

Castor.

Erklären Sie mir endlich, holde Räthselhafte! worüber alle Ihre Anbeter sich die

Köpfe zerbrechen, erklären Sie mir endlich, wie es zuging, daß Sie den Bewerbungen der liebenswürdigsten Männer widerstanden, und zuletzt ihre Hand einem Manne gegeben haben, der — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit! — ein wahres Modell zu einem Versucher in der Wüste ist, einem mißgestalteten, buckligen und höchst widrigen Knirps? — Hilf Himmel! wie ist es doch möglich, daß Venus sich dem Vulkan in die Arme werfen kann?

Camilla.

Ich brauchte nur zu antworten: das ist Geschmackssache, und Sie müßten mit dieser Erklärung zufrieden seyn. Aber nein! ich will Ihnen vollständige Genugthuung geben, weil Sie, als einer meiner ehemaligen Anbeter, gewissermaßen ein Recht haben, sie zu verlangen. — Vorher aber erinnere ich Sie an die Erfüllung meiner vorigen Bitte.

Caſtor.

Ihrer Bitte?

Camilla.

Ich bat Sie ja, mir aus dieſer Dornenhecke ein recht zierliches Spazierſtöckchen heraus zu ſchneiden. Bis dahin wollte ich Ihnen die Antwort ſchuldig bleiben. Was gilts: der liebenswürdige Herr hat den Auftrag ganz und gar vergeſſen?

Caſtor.

Mit nichten. Hier, meine Angebetete!

Camilla.

Wie? Heißt das ein Spazierſtöckchen für eine Dame? War denn in dieſer endloſen Dornenhecke kein ſchlankeres und geraderes Stöckchen herauszufinden, als dieſes krumme, verwachſene Ding? Ich bitte Sie, ſüßer Herr! heißt das den Auftrag einer Dame vollziehen, deren Verehrer man ſich nennt?

Caſtor.

Ach meine Theure —!

Camilla.

Kurz und gut: ich verlange ein hübſches, kerzengerades Stöckchen, und das gleich auf der Stelle! oder —!

Caſtor.

Allerdings hätte ich hundert beſſere herausſchneiden können; aber da wählte ich und wählte ich, und keiner war mir ſchlank und gerade genug, und immer hoffte ich noch einen beſſeren zu finden. Darüber iſt denn die Zeit verſtrichen, und jetzt, da wir die Dornenhecke zu Ende gegangen ſind, und Sie, holde Frau! mich verabſchieden, muß ich mich ſchon mit dieſem etwas krummen Stäbchen begnügen, welches ich Ihnen mit Furcht und Zittern überreiche.

Camilla.

Ei! — Nun denn, ſo danke ich Ihnen.

Caſtor.

Dank? — Ach leider habe ich nur die Dornenſtiche verdient, welche mir bei der

langen Muſterung zu Theil wurden, aber keinen Dank aus einem ſo ſchönen Munde.

Camilla.

Ich danke auch nur dafür, daß Sie mich der Mühe überheben, ihre Frage ausführlich zu beantworten.

Caſtor.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Camilla.

Iſt es dem klugen Herrn noch nicht klar? Bedarf es noch eines Commentars zum Texte? — Gerade ſo wie Ihnen, erging es Mir mit den Männern. Ich durchlief mit meinen Blicken die ganze Reihe meiner Anbeter, wie Sie dieſe Dornenhecke, und muſterte und wählte, und konnte vor lauter muſtern und wählen nicht zum Entſchluß kommen, hatte immer noch dies und das auszuſetzen, und hoffte immer noch einen liebenswürdigern zu finden. — Darüber verſtrich mir denn der Lenz meiner Jugend, wie Ihnen die Zeit des Spazierganges, und,

um nicht ganz leer auszugehen, wählte ich endlich meinen kleinen buckligen Äsopus, der wenigstens den Vorzug vor tausend schönen Männern hat, daß er sehr geistreich, sehr gutmüthig und dankbar, und so wenig eitel und eingebildet ist, als man es nur irgend von einem Manne erwarten kann. Und hiermit, mein süßer Herr! mache ich Ihnen meinen unterthänigen Knix.

Der Defensor matrimonii.

Zu deutſch:

Heirathen oder nicht heirathen: das iſt die Frage!

Pro und Contra.

Contra.

Verſchwende keine Worte! ich gefalle mir nun einmal in meiner Einſamkeit.

Pro.

Du ſollſt nicht einſam ſeyn, du ſollſt dir ein Weib zulegen, ein hübſches, frommes Weib, eine treue Lebensgefährtin, die dir deinen Horizont aufhellt, und deinen Pfad mit Blumen beſtreut. Kinder ſollſt

du zeugen, Kinder ſollſt du wiegen, mit ihnen herumſpringen, ſie ſprechen lehren, und dich an ihrem ſüßen Geſchwätz ergötzen. — Freund! wenn ich auf dieſes Thema komme, und mir die Möglichkeit denke, dich zur alleinſeligmachenden Kirche Hymens zu bekehren — dann möchte ich vor Freude an die Decke ſpringen.

Contra.

Ich glaube dirs, zumal wenn du dabei dächteſt: da wiegt der Narr fremde Sünden, und glaubt, es ſind ſeine eigenen — hahaha!

Pro.

O pfui!

Contra.

Nicht wahr? Du wäreſt vielleicht ſo gut, meine Vaterfreuden — zu vermehren.

Pro.

Das ſprach einmal wieder der verknöcherte Hageſtolz aus dir, der die Weiber durch ſeine trübe Brille betrachtet.

Contra.

Sage mir, iſt es dir wirklich ein Ernſt mit dem Heirathsgeſchwätz?

Pro.

Ein recht ehrlicher, und ich werde ſtets auf dieſes Thema zurückkommen; denn ich betrachte mich als einen Ehe-Miſſionär, der berufen iſt, die Heiden und Wilden zu bekehren.

Contra.

So wiſſe denn, daß du mich weit eher zum muhamedaniſchen Glauben, oder gar zum Judenthum bekehren könnteſt, als zum Eheſtande. — Was? Ich heirathen? Ich in das Weibergeſchnatter und Kindergekreiſch? — Es giebt ein Spiel, das Wippſpiel genannt. Ein Bube und ein Mädchen ſchaukeln ſich auf einem Brette, das wie eine Waage auf und nieder ſchwankt. Da ängſten ſie ſich, das Gleichgewicht zu behaupten, bis endlich das Ding auf der einen Seite herabrutſcht, und beide auf die Naſe purzeln.

Das ist ein Gleichniß der Ehe. — Ich heirathen! — hahaha! Wer den kleinen Krieg studiren will, der heirathe! Da findet er alle jene strategischen Künste, wie man den Feind foppen, beunruhigen, umgehen, in die Flanke und in den Rücken nehmen, auf versteckten Hinterhalt, ins durchschnittene Feld, und zuletzt in die Sümpfe locken muß: da findet er das alles im Kleinen.

Pro.

Du du! rede dir nichts an den Hals!

Contra.

Der Ehestand kommt mir vor, wie ein langweiliges Buch in groß Folio mit buntem Deckel und lockendem Titel. Ein Hahnrei hat eine kurzweilige Vorrede dazu gemacht, welche von Ehegluck und Vaterfreuden handelt. Man läßt sich verführen, es zu lesen, und findet mit Verdruß, daß es nichts weiter enthält als abgedroschene Reflexionen über das Waschen und Scheuern, das Nähen und Stricken, das Federnrupfen und

Rübenschaben und ähnliche Erbärmlichkeiten, womit sich die Weiber so breit machen, daß für den geplagten Ehekrüppel kaum ein Winkel im Hause übrig bleibt. Hinterher folgt denn ein langer Anhang über Untreue, Eifersucht, Zänkerei, schlaflose Nächte, Krankheit, Kindergeschrei, Ärger und Verzweiflung.

Pro.

Sprich dich aus! sprich dich rein aus. Mein Triumph wird dann um so glänzender seyn.

Contra.

Da sitzen die Duckmäuser hinter dem Ofen, und faseln und fabeln von häuslichem Glück und Ehesegen und Gott weiß was. — O geht mir doch! — Was nennt ihr häusliches Glück? Das Keifen und Maulen eurer Weiber? Das Gezänk mit den Dienstboten? Das ewige Kränkeln? Die Ohnmachten? Die Krämpfe? Das Geträtsch mit den alten Basen? Das Hin- und Her-

rennen nach Ärzten und Hebammen? Das Gewimmer in den Kindbetten, und die große und kleine Wäsche? Was nennt ihr Ehesegen und Vaterfreuden? Das heillose, ohrenzerreißende Schreien und Lärmen eurer Buben? Die ewigen Sorgen, wie ihr sie vor Halsbrüchen und die Mädchen vor Verführung hüten, sie mit Ehren unter die Haube bringen sollt? — Ist nun noch die Frau Gemahlin launisch, wetterwendisch, eitel, eifersüchtig, verbuhlt oder eine Putznärrin. — Glück zu! dann habt ihr euch neben dem Lazareth noch eine kleine Hölle gebaut. — Summa! die Ehe ist das Grab des Seelenfriedens, der Gesundheit, der Freiheit und der Männerwürde — dixi! —

Pro.

Bravo! — Bist du nun fertig?

Contra.

Widerlege mich, wenn du kannst.

Pro.

Bedanke dich vor allen Dingen, daß ich dich nicht als einen Hochverräther bei den Frauen anklage. Zerreißen würden sie dich, wenn sie deine Standrede gehört hätten, und das mit Fug und Recht. Ich will Gnade für Recht ergehen lassen; deine Strafe soll darin bestehen, daß ich das Bild eines glücklichen Hausvaters vor deinen Blicken aufrolle. Erwarte daher keine räsonnirende Widerlegung. Einen Hagestolz bekehrt man leichter durch das Gefühl, als durch den Verstand. —

Sage mir um des Himmels willen: in welchem Ehehospital hast du die Umrisse zu deinem gräulichen Zerrbilde aufgehascht, das in der That mehr einer Breughelschen Hölle als einem Paradiese gleicht? —

Überrasche mich einmal in meinem häuslichen Leben, überrasche mich, den Unvorbereiteten. Denn es ist nicht etwa meine Absicht, dir ein Blendwerk vorzumachen,

wie gewiſſe Staatsbeamte dem Fürſten, welcher die Provinzen bereiſet, indem ſie den Längſterwarteten durch allerlei wohl vorbereitete Täuſchungsmittel in dem Wahne beſtärken, als ob ſeine getreuen Unterthanen auf's ſchönſte und beſte regieret würden. Überraſche mich, und du ſollſt erfahren, was häusliches Glück iſt. — Wenn mich meine Frau, welche, ungeachtet ihre Roſenzeit vorüber iſt, mir immer noch als ein hübſches Weibchen erſcheint, mit einem Kuß erweckt, meine Buben dann herbeiſpringen, ſich an mich hängen, und mich mit dem ſüßen Vaternamen begrüßen, meine Tochter Mathilde aber die Scene mit ihrer Silberſtimme am Pianoforte begleitet — o mein Freund! dann beneide ich dich wahrlich nicht um deine traurige Einſamkeit. — Wenn wir dann Arm in Arm in unſer Gärtchen hinabwandeln, traulich koſen, und wie die Lämmer im Grünen herumhüpfen, und uns jagen und haſchen und laut aufjauchzen: —

armer Freund! dann fühle ich's so recht, daß alles andre Glück nur ein Dunst gegen das eines glücklichen Gatten und Vaters ist.

Contra (seufzend.)

Es ist wahr: du bist ein glücklicher — fast möchte ich sagen: ein unerträglich glücklicher Mensch.

Pro.

Ja, mein Freund! — wohl darf ich an meine Brust schlagen und ausrufen: ich bin ein glücklicher, ein überglücklicher Mensch. Als meine Emma mich mit unserm Erstling, dem Gustav, beschenkte, und der Bube die kleinen Händchen gegen mich ausbreitete, und mich anlächelte, so süß und selig wie ein Engel, und mein Weib einen Blick ihrer großen himmelblauen Augen bald auf den Knaben, bald auf Mich heftete, einen Blick, den kein Dichter zu beschreiben vermag: da hätteſt du mich sehen sollen, wie ich, gleich einem Wahnsinnigen, umhersprang, halb lachend, halb weinend, bald

mein Weib, bald meinen Sprößling herzend. — Armer Mensch! ein solcher Augenblick ist mehr werth als das ganze Leben eines Hagestolzen und seine traurige Unabhängigkeit, worauf er sich so gern etwas zu gut thut.

Contra (bei Seite.)

O daß er recht hat! — Wie oft male ich mir in den trüben Stunden der Einsamkeit das Glück eines Ehemannes mit Farben der Phantasie aus: aber mein Bild gleicht einer bekleckſten Tapete, wodurch sich etwa ein sibirischer Statthalter die lachenden Fluren Hesperiens vorgaukeln läßt, um seinen ewigen, traurigen Winter damit zu schmükken. Was Kotzebue, wenn ich nicht irre, davon erzählt, paßt ganz auf solche Phantasiespiele der Hagestolzen.

Pro.

Und wie der Junge zum die süßen Namen Vater und Mutter zu radebrechen anfing, und seine erste Reise von drei Schritten von der Mutter zum Vater, und wieder zurück

von dem Vater zur Mutter glücklich überſtand, und wir ihn dann wechſelweis liebkoſeten: ach, ihr armſeligen Spötter! für ein ſolches Gefühl hat euer Wörterbuch keinen Ausdruck.

Contra.

Gut! Aber du malſt wie ein Chineſe: lauter Licht und Farbe. Bringe nun auch die Schatten in dein Gemälde, damit ich ſagen kann: du maleſt mit Wahrheit.

Pro.

Die Schatten? — Wohl wahr, die fehlen auch nicht, aber ſie dienen nur dazu, den Farbenſchmelz zu erhöhen. Ich habe die Leiden eines Gatten, eines Vaters im vollen Maaße empfunden. Im zweiten Wochenbette war mein Weib dem Tode nahe. Ich wollte vor Schmerz vergehen, Tag und Nacht hütete ich ihr Bett, kein Laut der Freude kam über meine Lippen. — Aber als ſich endlich der Genius der Geneſung auf ſie herabſenkte, ihre Wangen ſich wieder

rötheten: was ich da empfand, o das überwog zehnfach die überſtandenen Leiden. — Ich habe den Verluſt meines zweiten Kindes betrauert: ach, mein Freund! geweint habe ich da nicht wie ein Mann, ſondern wie eine Betſchweſter. Und ich kann ſagen: es that mir wohl. Das Lachen iſt gut, aber die Thränen ſind kein geringeres Geſchenk des Himmels. Sie ſind gleichſam der Firniß, der das beſtäubte Gemälde des Lebens wieder anfriſcht, daß alle Farben im reinſten Glanze hervortreten. Ja, eben die Leiden des Eheſtandes ſind es, die etwas — wie ſoll ich ſagen? — überirdiſches hinzuthun, und die Herzen ſo feſt aneinander kitten, daß keine Macht ſie trennen kann.

Contra (bei Seite.)

Bei Gott! er iſt ein beneidenswerther Narr.

Pro.

Ihr ſprecht von den Sorgen und Plagen des Eheſtandes, aber ihr vergeßt, daß jede

Bitterkeit mit zehnfacher Wonne versüßt wird. Das Heranwachsen unserer Kinder, in deren Zügen wir uns wieder erkennen —

Contra.

(Bedenklich den Kopf schüttelnd.)

Oder nicht wieder erkennen! —

Pro.

Die schönen Blüten ihres Herzens und Verstandes, die sich allmählig entfalten; das Gefühl: du bist der Urheber dieser kleinen Schöpfung — o das bezahlt mir kein Kaiser mit allen seinen Schätzen. — Der Mensch ist nur glücklich in seinen Werken, und ich denke: seine schönsten Werke sind die Kinder, die er erzeugte und erzog. Die Häuser, die er baute, die Bäume, die er pflanzte, die Bücher, die er schrieb: die leben nicht, die fühlen nicht, die freuen sich nicht mit ihm; aber die Kinder, die Kinder! — hahaha! an denen vermehrt sich seine Lust und Augenweide tagtäglich.

Contra.

Freilich, von dieſem Himmel iſt Unſereins ausgeſchloſſen.

Pro.

Gewiß, mein Freund! ein Menſch, wie Du, der weder an Weib noch an Kindern hängt, iſt nicht viel beſſer als ein dürrer Baumſtamm in der Wüſte, der weder Laub noch Früchte trägt, und das Leben, das Du führſt, iſt eigentlich gar kein Leben. Mann und Weib zuſammen genommen machen erſt ein Ganzes aus, und wenn Eins allein ſteht, dann iſt es eitel zerriſſen Werk. Paart und gattet ſich nicht Alles in der Natur? Ich denke oft: warum gab uns der Schöpfer zwei Füße, zwei Hände, zwei Augen, zwei Ohren? Wär's nicht an Einem genug geweſen? — Nein! ſag' ich, denn eins ſoll dem andern beiſtehen.

Contra.

Du biſt mir ein rechter Philoſoph. Ich führe den Mund als Gegenbeweis an.

Pro.

Ja komme du nur! darauf bin ich gefaßt. Der Mund besteht wieder aus zwei Lippen, die sich immerwährend küssen.

Contra.

Und aus zwei Reihen Zähne, die sich immerwährend beißen.

Pro.

Doch sind sie unzertrennlich, und passen so schön zusammen, daß der Körper ohne ihr Mitwirken nicht bestehen könnte.

Contra.

Seltsamer Mensch! — Aber die Zunge! wie kommst du mit der zurecht?

Pro.

Die Zunge! — Nun ja freilich: die ist so zu sagen eine Art Hagestolz. Drum sitzt sie auch so einsam in ihrer finstern Klause, und kann weiter nichts als über die schöne

Harmonie der andern Glieder ſpotten und ſchmähen.

Contra.

Man ſollte dich zum defensor matrimonii ernennen.

Pro.

Wäre ich das, mit Machtvollkommenheit ausgerüſtet, dann — verzeihe! — ließe ich alle Hageſtolzen, die nicht durch ihre Lage gehindert ſind, zu heirathen, nach dem Vorbilde des ſinnreichen Dey von Algier, zu Zeiten auf den Märkten zuſammentreiben, und zu Nutz und Frommen der guten Sache, praevia admonitione, öffentlich auspeitſchen.

Contra.

Du biſt ja ein wahrer Fanatiker in dem Heirathspunkte. Gott ſey geprieſen, daß er dich nicht zum Dey gemacht hat! — Doch genug! hier meine Hand! ich überraſche dich nächſtens in deiner Häuslichkeit.

Finde ich dann, daß deine Schilderung keine poetiſche iſt, ſo haſt du einen Proſeliten gemacht.

Pro.

Gottlob! — So habe ich dem Himmel wieder eine Seele gerettet.

Die 95 theologiſchen Zankäpfel,

oder:

Kampf muß ſeyn.

Cajus und Sempronius.

Cajus.

Gewiß, mein Sempronius! Männer wie dieſer fromme Widerſacher der Vernunft, erſcheinen mir als wahre Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts.

Sempronius.

Ich bin doch neugierig, wie du das beweiſen willſt.

Cajus.

So bündig wie irgend einen mathematiſchen Satz. Der menſchliche Geiſt bedarf

einer steten Anstrengung, einer beständigen Herausforderung zum Kampfe mit den Gespenstern der Finsterniß, damit er nicht einschlummre und in Apathie und Gleichgültigkeit gegen das köstliche Himmelsgeschenk der Vernunft versinke. Darum eben hat die Vorsehung dafür gesorgt, daß von Zeit zu Zeit dergleichen Irrwische aus dem Sumpfe der alten Nacht heraufsteigen, und die Kinder des Lichts erwecken, ihre Fackeln gegen sie zu schwingen. Diese 95 theologischen Streitsätze betrachte ich daher als eben so viele Fehdehandschuhe, den rüstigen Kämpfern zugeworfen, welche berufen sind, den Himmelsfunken auf Erden zu hüten. Und wenn das Glück gut ist, so bringen sie in der verkälteten protestantischen Kirche einen Geisteskampf hervor, welcher dem Lichte einen neuen Sieg bereiten muß.

Sempronius.

Wenn dem so ist, dann möchte es fast scheinen, als ob der sinnreiche Erfinder dieser

95 Theſen, unter der Maske der Päpſtelei, der lutheriſchen Kirche einen wichtigen Dienſt zu erweiſen beabſichtigt, indem er ſich als ein wahrer **Märtyrer allen Pfeilen des Spottes bloßſtellt**, nur um der Vernunft Bahn zu brechen. Denn anzunehmen, daß er im Ernſte gegen dieſe Himmelstochter eifre, und ein ſo erklärter Widerſacher derſelben ſey, als er es uns glauben machen will, das hieße ja **behaupten, er ſpreche ſich ſelbſt** diejenige Gottesgabe ab, die den Menſchen eigentlich zum Menſchen macht.

Cajus.

Nicht übel. Am Ende beweiſeſt du uns noch, daß Er, den wir faſt für einen Söldner der Finſterniß hielten, eigentlich ein geheimer Diener des Lichtes ſey. Dem ſey wie ihm wolle: die Natur erzeugt ja Nebel und Dünſte, woran der Sonnenſtral ſeine Kraft ſchärft; eben ſo läßt ſie auch literariſch-politiſche Wochenblätter, harm-

ſche Theſes und dergl. in dem Reiche der Geiſter empornebeln, auf daß der geſunde Menſchenverſtand ſeine ſiegreiche Gewalt an ihnen übe. Das muß ſchon einmal ſo ſeyn.

Gesprächs-Brocken.

(Aufgelesen von vorübergehenden Lustwandlern an einem schönen warmen Sommerabende auf der Lindenbahn zu Flottleben.)

Die Glühenden.

Bei jenem keuschen Monde, dem stummen Zeugen dieser süßen Stunde, schwör' ich es: meine Liebe zu dir, holdes Mädchen! ist ewig.

Schlauer! Warum schwörst du just bei einem stummen Zeugen? — Ach! ihr Männer! ihr Männer! wer Euren Schwüren traut!

Die Abgekühlten.

Hier war's, mein Engel!

Richtig, mein Schatz! hier bei dieſer ſchattigen Linde war's, wo wir uns einſt ewige Liebe ſchwuren. Wie lange mag das wohl her ſeyn?

Dreizehn Monden, weniger acht Tage.

Das nenne ich eine Ewigkeit!

Ach ja wohl! Biſt du's alſo zufrieden, mein Engel! ſo machen wir ihr morgen am Tage ein Ende.

Immerhin! ich habe die Scheidungspunkte ſchon zu Papier gebracht.

Sieh 'mal! was du doch immer für ein lieber, zuvorkommender Mann warſt! — Aber

Aber das ſag' ich dir: unſre Freundſchaft dauert deshalb doch fort.

Ewig, ewig, mein Schatz!

Die Tiefſinnigen.

Der Begriff der Ewigkeit iſt im Grunde relativ. Jeder mißt die Zeit mit ſeinem kürzeren oder längeren Maaßſtabe, und nennt dasjenige unendlich, wozu dieſer Maaßſtab nicht ausreicht.

Wohl war! Daher giebt es lange und kurze Ewigkeiten. Den Ephemeriden iſt ein Menſchenleben, und den Liebenden oft ein Jahr eine Ewigkeit.

Die Staatsklügler.

Ich, meines Orts, halte es der Staatsklugheit gemäß, uns enger an Rußland als an Frankreich anzuschließen.

Aber siehst du denn nicht, oder willst du nicht sehen? Stelle dich 'mal im Geiste auf einen freien Standpunkt, von wo aus du ganz Europa übersehen kannst. Und nun sage mir — —

Die Tanzfreunde.

Weg mit deinem halsbrechenden Kosakentanz! Ich halte es mit der Franzaise.

Ich mit der Anglaise.

Und ich mit der volksthümlichen Allemande. Da dreht man sich fein ehrbar,

zierlich und langsam um Einen Punkt herum, bleibt hübsch in seiner Leibes- und Seelenruhe, echauffirt sich nicht, und was das Beste ist — —

Die Irrenden.

So einsam, meine Holde? Darf ich wagen, Ihnen meinen Arm anzubieten?

Mein Herr! Sie irren sich in mir.

Sie haben recht, denn ich hielt Sie für ein schönes Frauenzimmer.

Sehen Sie doch, wie man sich irren kann! — Und Ich hielt sie für eine feine Mannsperson.

Ei der Tauſend! — Aber wenn ich nicht auch irre, ſo ſind Sie eine kluge Perſon.

Ich möchte daſſelbe von ihnen ſagen, aber ich fürchte, mich wieder zu irren.

Darin wenigſtens fürchte ich mich nicht zu irren, daß Sie eine zuvorkommende Perſon ſind.

Sie haben recht, denn mein Mann kommt mir ſo eben nach, weshalb ich Ihnen wohlmeinend rathe, ihm baldigſt zuvorzukommen.

Ach! verzeihen Sie! ich irrte mich wieder, wie es ſcheint.

Ja ſehen Sie: ſo kann man ſich irren.

Die Nichtirrenden.

Ein ſchöner Abend, mein Fräulein!

Gewiß, mein Herr!

Erlauben Sie, Ihnen Geſellſchaft zu leiſten?

Sie ſind ſehr gütig, mein Herr!

Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey.

Wohl wahr, mein Herr! überdieß fürchte ich mich ſehr vor Geſpenſtern, und weil ich ſo eben nach Hauſe will —

So brauchen Sie einen Beſchützer, und der bin Ich, wenn ſie gütigſt erlauben. — Ihren Arm! ich bitte!

Sie sind unaussprechlich liebenswürdig. — Es ist nicht weit von hier.

Und wäre es am Ende der Welt.

Sehen Sie! dort wo die grünen Vorhänge schimmern.

Nro. 7. Ich verstehe.

Die Glücksspieler.

Wie ich dir sage: es ist recht, als ob das Unglück mich verfolgt. Ich besetzte die Nummer 7 mit der Devise: Fortuna und Merkur! und zog wieder eine verwünschte Niete. — Falsche Fortuna!

Ich wette: Merkur hielt dir besser Wort.

Die Meteorologen.

Dieſe kalte Abendluft affizirt mein Nervenſyſtem auf eine formidable Art. — Ich gehe ſchlafen; — gute Nacht!

Das eine kalte Abendluft zu nennen! es iſt die ſchwülſte Gewitterluft.

Ich ſage dir: du irrſt. Ich fühle das am beſten. **Mein Körper** iſt ein lebendiger Thermometer.

Darin will ich dir nicht widerſprechen. Du brauchſt ihn nur mit eben ſo vielen Strichen zu bezeichnen, als der Thermometer Grade hat, ſo daß etwa dein Herz der Froſtpunkt iſt, und ich wette, daß das Queckſilber, welches in dir auf und nieder ſteigt, dir aufs Genaueſte den Wärmegrad angiebt.

Die Prozentmänner.

Sag' mir, Nathan! wie ſtand der Thermometer heut Mittag?

28 Perzent.

Was Perzent! Was ſchmuſeſt du von Perzenten?

Gott'swunder! 28 Grade wollt' ich ſagen.

Haſt du doch immer die Perzente im Kopf.

Nu! ich halt's mehr mit den Perzenten als mit den Graden.

Die Vernünftigen.

(Arm in Arm.)

Nicht wahr, Brüderchen! wir ſind ſo nüchtern wie ein Paar Herrnhuter?

Richtig! wir haben nur das Commando über die Füße verloren, nicht über den Kopf. — (Gegen einen Laternenpfahl rennend) Nu! hat der Tölpel keine Augen? — Betrunkener Bauch!

Laß ihn! Du ſiehſt ja, er will mit uns anbinden; er geht auf Zank aus.

Zank? Laß ihn ankommen! — Her mit dir, Schurke!

Marſch fort! der Vernünftige geht aus dem Wege.

Gut gesprochen, Brüderchen! — Und gelt! Wir sind die Vernünftigen.

Richtig! — Aber laß uns auch vernünftig gehen, sonst fallen wir noch beide auf die Nase.

Pah! „Ein tüchtiger Hieb fällt nicht auf den ersten Kerl.“

Falsch gesprochen! — Du willst sagen: „Ein erster Kerl fällt nicht auf den tüchtigen Hieb.“

Wieder falsch gesprochen! „Ein erster Hieb“ — willst du sagen — „fällt nicht auf den tüchtigen Kerl.“ — Gelt! so war's richtig.

„Zum Teufel nein! Mir däucht, es ist noch immer nicht, wie es seyn soll. — „Ein tüchtiger —“

Laß gut seyn, Brüderchen! wir bringen's heute doch nicht zu Stande.

Wir müssen's zu Stande bringen! Halt einmal! — „Ein tüchtiger Kerl fällt nicht —"

(Sie fallen beide zu Boden.)

Die Nüchternen.

Aber wenn zwei Größen äqual sind einer dritten, so sind ja diese Größen einander selbst gleich. Wenn also zum Beispiel zwei Ferkel äqual sind einem dritten, so folgt daraus ja unbedenklich —

Daß sie einander selbst gleich sind? Quod nego. — Jene beiden Ferkel zum Exempel — —

Die leicht — Fertigen und der Spötter.

Alle Goldminen Potosi's, meine Reizende! um einen einzigen Kuß auf diese Rosenlippen.

Der Spötter.

Sie können's wohlfeiler haben.

Ich bitte: sparen Sie die Complimente.

Nur Wahrheit! — und ein Jahr meines Lebens dazu.

Der Spötter.

Könnte Ihnen leicht höher zu stehen kommen.

Darf ich meinen Ohren trauen? Sie erlauben mir —? O süße Melodie! Sie machen mich zu dem glücklichsten Sterblichen.

Nur sachte! sachte! — Kein Aufsehen!

Um eine Stunde alſo! — Und Ihre Adreſſe?

Der Spötter.

Links um die Ecke, neben der Apotheke zur verſilberten Pille.

Die Moraliſten.

Da iſt kein Alter und kein Stand, ſo von der allgemeinen Sittenverderbniß ausgenommen wäre. Da iſt keine Stätte, wo dein Auge nicht durch die freche Stirn des Laſters beleidigt würde; ja ſelbſt in die heiligen Tempel der Andacht drängt es ſich ein, und wirft ſeine Netze dort aus.

Ja wohl! ja wohl! O tempora! o mores! — Wohin ſoll das noch führen?

Die Eilfertigen.

In den Apollosaal, Brüderchen! — Es ist heut großer Musentanz. Sackerlot! das wird dir ein volles Haus geben. — Willst du mit?

Topp! ich gehe mit.

Die Naturfreunde.

Gotteswunder! was ist die Natur schön! was ist sie schön! — Schau den Mond! sieht er nicht aus wie pur Silber?

Jau! 's muß ebbs rores seyn von Versilberung.

Schade, daß vier nicht kann hinaufsteigen. Möcht' ein Zentnerchen davon abschaben, und ihn umsetzen in blanke Spezies.

Die Verwandten.

Sie da, mein Holder? — Glückseliges Zusammentreffen! — Willkommner Mond, der mir Ihr werthes Antlitz just im günstigen Augenblicke beleuchtet.

Unwillkommner Mond! Immer leuchtet diese alberne Fratze zur Unzeit. — Nun, was giebt's, mein Theurer!

Theurer? — Erlauben Sie, daß ich Ihnen dieses Prädikat zurückgebe. Denn daß Sie mir theuer sind, davon überzeuge ich mich, so oft ich in mein Schuldbuch sehe. — Darf ich endlich hoffen?

Auch unendlich, wenn es Ihnen beliebt. — Hoffen Sie so viel und so lange Sie wollen, das bleibt Ihnen unbenommen.

Aber die Hoffnung macht mich nicht bezahlt.

Nun denn! wir können ganz kurz aus der Sache kommen. Sie heißen Zeiſig. Sagen Sie mir gütig: ſchreiben Sie ſich mit einem Z oder mit einem C.

Mit einem Z, Ihnen aufzuwarten.

Mit einem Z! — Ei ei! dann bedaure ich!

Was, mein Herr?

Sie noch ein Weilchen zur Geduld verweiſen zu müſſen. Denn ſehen Sie: ich bin ein Freund der Ordnung, was beſonders von meinen Finanz-Angelegenheiten gilt. Ich habe daher die Einrichtung getroffen, meine Gläubiger nach alphabetiſcher Ordnung zu bezahlen, und geſtern erſt bei dem Buchſtaben A den Anfang gemacht. Da Sie ſich nun mit einem Z ſchreiben, ſo folgt

daraus, daß es leider noch eine kleine Zeit hat, ehe ich bis zu Ihrem werthen Namen vordringe.

So! — ei was zum Kukuk geht mich Ihre eigenmächtige Ordnung an? — Bezahlen Sie, Herr! oder —!

Ereifern Sie sich nicht, mein Holder! denn das könnte nur Ihrer mir so theuern Gesundheit schaden. Sie sollen wissen, daß ich gewohnt bin, mich in allem, was ich thue und unterlasse, nach dem Staate zu richten, der guten Bürgern ja stets zum Vorbilde dienen soll. So richte ich mich auch streng nach den Grundsätzen, welche bei Bezahlung der Staatsgläubiger befolgt werden. Auch diese müssen, sobald sie Unterthanen sind, so lange warten, bis die Reihe an den Buchstaben U kommt. Freilich, wenn man sie als Bürger des Staats betrachtete, dann würden sie

früher dran kommen, aber — — — Stille! wir werden behorcht. — Gute Nacht!

Die Geheimen.

Kennſt du den, Camerad?

Wie mich ſelbſt.

Haſt du's gehört?

Notire mir's ſo eben in die Schreibtafel.

Offenbare Staatsverrätherei! wir müſſen's anzeigen.

Gewiß! — Aber es muß halt! ein Biſſel aufgeſtutzt werden, damit es wonach ausſieht.

Richtig! 'S muß halt! ein Biſſel eingemengt wrrden von geheimen Verbindungen, Revolution und Briefwechſel mit den franzöſiſchen Bonapartiſten und amerikaniſchen Inſurgenten. — Du weißt, es giebt Leute, die für ſo was gut bezahlen.

Wir ſind halt! in einer guten Schule geweſen.

Geſchrei.

Halt' den Dieb! halt' den Dieb!

Sackerlot! — jagt mir der Schreihals nicht einen Schreck ein. — Schau, da läuft uns der Spitzbub, grad' ins Garn. Ob wir ihn anhalten?

Pah! Was gehn uns fremde Händel an?

Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Fürwitz.

So mein' ich auch. — Lassen wir den ehrlichen Kerl laufen! ein jeder nährt sich, so gut er kann.

Hast recht! auch Wir.

Wir haben halt! wichtigere Sachen zu besorgen.

Die Unvereinbaren.

Beim Phidias und Prax[illes]! Venus Aphrodite selbst, meine Schone! muß bei Ihrer Schöpfung Modell gestanden haben. Darf ich Ihnen meinen Arm —?

Pack' er sich mit seinem dummen Schnack, Maulaff! die Straße ist breit genug.

Die Kriegskünſtler.

Ei was! ein geſchickter Feldherr muß ja doch vor allen Dingen die feindliche Stellung rekognoſciren. Iſt es nicht Raſerei, mit leichter Cavallerie auf eine Verſchanzung los-zugehen, die mit grobem Geſchütz bedient wird, ohne vorher zu ſondiren, was dahinter ſteckt? — Daher war's denn auch kein Wunder, daß wir mit blutiger Naſe abziehen mußten.

Aber liebſter, beſter Camerad! wir haben ja doch in der franzöſiſchen Campagne mehr als 10 Fälle gehabt — —

Die Äſthetiker.

Nein, da lob' ich mir den 24. Februar; das iſt dir ein grausliches Stück. Ich kann mich nicht ſatt daran ſehen.

Mag seyn; aber ich muß dir sagen: so eine Hinrichtung geht mir doch noch drüber, zumal wenn einer gerädert wird. Ich freue mich schon wie ein Kind auf den morgenden Tag. Mein Schwager, der Polizeicommissarius hat mir einen Platz dicht am Hochgericht versprochen. — Apropos! kennst du den Rips?

Noch nicht.

Nun, dann wirst du eine Freude haben. Ich sage dir: der versteht seine Sache aus dem Grunde. Der spielt dir ein Rad!

Ei! — Nun so wäre ja für den morgenden Tag gesorgt; denn bis Sonnenuntergang bringt man doch bei der Geschichte zu. Was giebt's denn im Theater?

Ein dummes Stück von einem gewissen

Leſſing. Emilia Galotti, oder wie es heißt. Zum Glück verlieren wir nichts daran.

Die Moraliſten.

(Zurückkommend.)

Ein auffallender Charakterzug der heutigen Generation iſt außerdem jener gefühlloſe Leichtſinn, jene entſetzliche Gleichgültigkeit gegen die Leiden der Mitmenſchen. —

Sehr natürlich. Das Ganze iſt an den Anblick der unzähligen Gräuelſcenen gewöhnt, welche die neueſte Zeit ihm vorführte, und das Gefühl iſt dadurch in dem Grade abgeſtumpft worden, daß man ähnliche Erſcheinungen als eine Art Comödie betrachtet.

O tempora! o mores!

Die Wechsler.

Sag' mir: ist's wahr, daß du hast gewechselt den Glauben?

Großes Wunder! ich treibe Wechselgeschäfte, so lange ich kann denken.

Die Kenner.

Die Blonden, will ich dir sagen, sind bei weitem feuriger als die Braunen. Nur lodert es bei ihnen mehr innerlich, er brennt gleichsam unter dem Phlegma wie das griechische Feuer unter dem Wasser; während das Feuer der Braunen — Aber du hörst ja nicht auf meine Rede. Ich weiß nicht, du bist heute so zerstreut.

Fahre nur fort! ich höre schon.

Nun

Nun ſo ſag' einmal: welche gefallen Dir am beſten?

Mir? Je nun, wenn ich meine aufrichtige Meinung ſagen ſoll: die iſabellfarbenen mit weißen Mähnen.

Na ja! da haben wir's!

Die Methodiſten.

Gieb ihn nur Mir in die Cur! ich heile die Wahnſinnigen nach einer ganz neuen, höchſt wirkſamen Methode.

Ich habe davon gehört. Zuerſt wird ihnen ein wachsleinenes Hemde angelegt. Wenn ſie darin tüchtig geſchwitzt haben, zieht man ihnen einen hölzernen Schlafrock an, und beſchüttet ſie mit friſcher Erde. Durch dieſe Prozedur werden ſie ſo gründlich von dem Übel geheilt, daß weder ein unvernünftiges noch ein vernünftiges Wort ferner über ihre Lippen geht.

Die Unglaublichen.

Es iſt in der That unglaublich, was der Magnetismus für Wunder thut. Ich habe z. B. zwei meiner Patienten mit einander in Rapport geſetzt, bei denen die phyſiſche Wechſelwirkung ſo weit geht, daß wenn der eine ißt, der andre ſatt davon wird, wenn der eine Schläge oder Stöße empfängt, der andre ſie mit fühlt, und wenn der eine ſein Liebchen küßt, der andre das Wonnegefühl mit ihm theilt. — Sage ſelbſt: iſt das nicht ganz erſtaunlich?

Ich verſichere dich: mir iſt jetzt Nichts mehr erſtaunlich, ſeitdem einer unſrer Wunder-Wundärzte mir einen Fall erzählt hat, der alle Grenzen des Glaublichen zu überſchreiten ſcheint, und dennoch wahr iſt. Denn der Mann, dem er begegnete, hat ſelbſt ein ſchriftliches Zeugniß darüber ausgeſtellt.

Meinſt du etwa die rhinoplaſtiſchen Kunſtwerke?

Nein, etwas noch seltsameres. Dieser Mann wurde nämlich durch den Säbelhieb eines betrunkenen Dragoners um sein rechtes Ohr gebracht. Der gegenwärtige Wundarzt heilte es ihm aus Übereilung verkehrt an, und nun — stelle dir vor! — hört der Unglückliche seit dieser Zeit alles verkehrt, dergestalt, daß wenn du z. B. zu ihm sagst: „das ist eine verdammte Lüge!“ — er es so hört: „Lüge verdammte eine ist das“ — Was meinst du dazu?

Höre Du! fast möchte ich diese Worte gegen dich selbst richten.

Was? Du glaubst mir nicht? Habe ich etwa Dir nicht geglaubt, und ist Eine Liebe nicht der andern werth? — Aber wenn du zweifelst, so frage nur die Bauern auf dem Amte Hanshagen, wo dieser Mann Justizamtmann ist. Die werden dir bezeugen, daß er wirklich den Fehler hat, bei gerichtlichen Verhören alles verkehrt zu hören, und zu Pro-

tokoll zu bringen. Mancher hat dafür schon mit Haus und Hof büßen müssen.

Ich merke wohl, du treibst mit ehrwürdigen Dingen deinen Spott; aber daran thust du sehr unrecht, denn es giebt nichts Heiligeres —

Die medizinischen Scharfrichter.

Als das Treiben dieser Charlatane, die uns glauben machen wollen, daß sie die Weisheit mit Löffeln gefressen haben, und unsre ernste Kunst zu einer erbärmlichen Gaukelei herabwürdigen? Glaubt mir, College! es wird eine Zeit kommen, wo sie in ihrer ganzen Blöße dastehen werden. Es fehlt nur an einem Lucian, der ihnen die Larve vom Gesicht reißt, wie einst dem Schwärmer Peregrinus und dem Gaukler Alexander von Abonoteichos.

Wird nicht einmal vonnöthen seyn. Diese Narrheit, College! ist vorübergehend, wie

die frömmelnde Hirnwaſſerſucht, und die myſtiſche Mondſucht. Ja, die bartloſen Knaben, die ſich hin und wieder damit befaſſen, ſorgen ſchon ſelbſt dafür, daß die Staatsgewalt ihrem Treiben ein Ende machen muß. Laß nur noch ein Dutzend nervenſchwache Gänschen unter ihrem Hokuspokus dahinſchwinden, ein Dutzend kopfſchwache Halbmännerchen durch ihre Manipulationen ganz von Sinnen kommen, und ein Dutzend empfindſame Schönen durch ihre Bemühungen ins Kindbett gerathen: dann werden wir uns wieder ſprechen.

Gott erhalte uns unſern geſunden Menſchenverſtand!

In Ewigkeit Amen! — Gute Nacht, College!

Die theilnehmende Wißbegierde,
oder:
Dic cur hic!

Jemand und Niemand.

Jemand.

Auf ein Wort, Freund! Willst du mir wohl eine Frage erlauben?

Niemand.

Ein Dutzend! Nur her damit!

Jemand.

Es ist nicht etwa unzeitige Neugierde, nein, mein guter Niemand! es ist die reinste, zärtlichste Theilnahme an deiner mir so werthen Person, welche mich zu dieser Frage auffordert. Sage mir gütig: warum hältst du dich eigentlich hier auf? — Was hast du eigentlich hier zu schaffen?

Niemand.

Dacht' ich's doch. Es ist nicht genug, daß ein ehrlicher Mann seine Staatsbürgerpflichten erfüllt, den Gesetzen gewissenhaft nachlebt,

der Obrigkeit gehorcht, keinem etwas in den Weg legt, bezahlt, was er schuldig ist u. s. w. nein! er muß auch die stets geschäftige Wißbegierde seiner Nebenmenschen befriedigen, Rede und Antwort geben, warum er eigentlich hier und nicht dort lebe, wenn er anders den Kubikfuß Erde und Luft, den er zu seiner Existenz gebraucht, in Frieden behaupten will.

Jemand.

Nun nun! ich bitte dich: werde nur nicht böse! ich habe dich, bei Gott! nicht kränken wollen.

Niemand.

Nicht doch! Ich wundre mich nur, daß sogar meine geringe Person ein Gegenstand wißbegieriger Theilnahme werden konnte.

Jemand.

Aufrichtig, mein Freund! ja! — Und da man es nicht spitz kriegen kann, daß ein vernünftiger Mann einen bedeutenden Posten aufgegeben habe, um hier — — — Allotria zu treiben, so hat man denn herausgebracht, daß du eigentlich in unsrer guten Stadt ein Asyl gesucht habest, weil du wegen allzufreier Äußerungen gegen die mesopotamische Regierung in deiner Heimat für vogelfrei erklärt worden seyest.

Niemand.

Hat man's wirklich herausgebracht? Je nun! die Sache ist nicht ganz ohne — Noch mehr — aber daß du mich um des Himmels willen nicht verräthst! — ich stehe, im Vertrauen gesagt, in einer geheimen Verbindung mit den südamerikanischen Independenten, und habe mich hieher zurückgezogen, um sogleich auf dem Sprunge zu seyn, wenn man mir etwa hinter die Schliche kommen sollte.

Jemand.

Da haben wirs! — Aber machst du mir etwa auch einen blauen Dunst vor? — Ohne Zweifel: ich sehe es ja an dem spöttischen Zuge um deinen Mund. — Nein, mein guter Niemand! so kommst du mir noch nicht aus den Händen. Heraus mit der Sprache!

Niemand.

Ich sehe wohl: ich muß dir schon klaren Wein einschenken. So wisse denn: ich bin eigentlich hier, um die Naturgeschichte der Hummern, Schollen, Stöhre, Steinbutten und andrer interessanten Seefische und Seekrebse zu studiren und meine Beobachtungen sodann der geheimen naturforschenden Gesellschaft zu Tombuktoo, deren geheimes Mitglied ich zu seyn die Ehre habe, insgeheim mitzutheilen. Nebenbei aber

gedenke ich hier durch angeſtrengte Bemühungen das große und vielbeſprochene Problem zu löſen: ob das hieſige Rauchfleiſch, wenn man es fleißig mit Porterbier einnimmt, wirklich einen ſichtbarern Einfluß auf das phyſiſche Wohlſeyn des menſchlichen Geſchlechts habe, als Teltauer Rüben, mit Berliner Stadtbier verdünnt. Das Reſultat werde ich ſodann an die phyſiologiſche Claſſe der Akademie der Wiſſenſchaften zu Seringapatnam einberichten. — Habe ich dich jetzt zufrieden geſtellt?

Jemand.

Du biſt und bleibſt ein Spaßvogel, mit dem Ich nichts geſcheutes aufſtellen läßt.

Niemand.

Doch kann ich dir wenigſtens mit einer ernſthaften Wahrheit dienen.

Jemand.

Laß hören!

Niemand.

„Man kann ein Großſtädter, und doch ein großer Kleinſtädter ſeyn.“ — Ich bitte dich, lieber Nachbar! verkümmern wir uns das armſelige Bischen Lebensfreude nicht noch durch läſtige Spürerei. Fege jeder vor ſeiner Thür, und ſehe nach ſeinem eignen Topfe, daß ihm die Suppe daheim nicht verbrenne.

Schlußgespräch
zwischen dem Autor und dem Freunde.

Freund.

Dein Werkchen enthält kühne, ja mitunter gewagte Äußerungen. — Wäre die Zensur ängstlich, so hätte dir mit gutem Fug manches gestrichen werden können.

Autor.

Gewiß! — Und dennoch behaupte ich, daß ich eigentlich nichts gewagt habe.

Freund.

Ich möchte doch wissen, wie du diese Behauptung rechtfertigen willst.

Autor.

Ein Schriftsteller, der mit kühner Freimüthigkeit über Alles, selbst über den Staat und dessen Gebrechen schreibt, ist im Grunde der größte Lobredner und feinste Schmeichler desselben. Denn diese Kühnheit stützt sich ja auf das Bewußtseyn: du lebst unter dem

schirmenden Zepter einer Regierung, die nicht will, daß dem Gedanken Fesseln angelegt werden.

Freund.

Nicht übel. — Auf diese Art wäre also die ungemessenste Schmähschrift gegen den Staat das feinste Compliment für denselben. Ich zweifle sehr, daß irgend ein Gerichtshof diese neue Ansicht theilen würde.

Autor.

Est modus in rebus, sunt certi denique fines etc. Ich setze voraus, daß an den beiden höchsten Majestäten, der Wahrheit und Bescheidenheit, nicht ruchlos gefrevelt werde. Nur muß man nicht glauben, der Hofbann der letztern erstrecke sich so weit, als das Schranzenvolk ihn gern ausdehnen möchte, denn sonst würde der Raum, worin die freimüthige Meinung sich bewegen darf, zuletzt so eng werden, daß man es z. B. kaum noch wagen dürfte, von Hofhunden zu sprechen, weil dieser Ausdruck gar leicht gemißdeutet werden könnte. Indem ich daher dieses Büchlein, welches allerdings mehr als ein Dutzend Äußerungen enthält, worüber mancher jener Wächter ein Gebell erheben wird, in die Welt hinaussende, ermuthigt mich der Gedanke:

Hier zu Lande giebt es weder ein Mauſchloß für das freie Wort, noch Zwinger und Scheiterhaufen für den, der es ausgehen läßt. — Gott mit Dir!

Berichtigungen.

Seite	Zeile	
7	9	v. o. ſtatt ein *tabula* lies eine *tabula*.
10	4	v. u. ſt. keiuen l. keinem.
22	5	v. u. ſt. Mühlenteich l. Mühlenbach.
26	6	v. u. ſt. Verdämmerungsanſtalten lies Verdümmerungsanſtalten.
48	4	v. o. verſetze die Häkchen nach Z. 13.
58	7	v. o. ſt. erſinnlicht l. verſinnlicht.
63	10	v. o. ſt. Bemühungen l. Berührungen.
65	5	v. o. ſt. zerſtört l. verſtört.
233	8	v. o. ſt. Kahlkopf l. Kehlkopf.
237	2	v. u. ſt. Hochredekunſt l. Schönredekunſt.
242	1	v. u. ſt. Thürringer l. Thorringer.
246	5	v. u. ſt. einem l. einen.
268	9	v. u. ſt. innern l. innigen.
276	2	v. u. ſt. Apokalypſe l. Apokalypſe.
288	11	v. o. ſt. auch l. euch.
321	4	v. u. ſt. verführt l. verführt.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Die Nachwehen	V
Die Gedankensaat	1
Das schöne Bündniß	13
Das Schachspiel	15
Die Gärtenjustiz und Gartenpolizei	17
Der Taufname	20
Die mechanische Wiege	22
Die Kuhpocken-Impfung	25
Das Rad der Fortuna	28
Was ist ein Habicht?	30
Die Direktion des Welttheaters	32
Theaterpolitik	34
Wie arrondirt man sich?	37
Recht und Unrecht, oder: wie man's nimmt	41
Das Gleichgewicht von Europa	56
Ich liebe dich, darum züchtige ich dich	59
Die Somnambule	62
Die bewaffnete Neutralität	65
Die Nachdrucker und die Barbareskken	68
Der Feuerfieber	71
Der Hypochondrische Narr	74
Citra und Ultra	76
Der Welt Lauf, oder: Prügelst du meine Juden, so prügele ich deine	78

Seite
Das geheime Polizeigenie 80
Staatshaushaltung 82
Das Kalleidoskop 83
Monarchien — Polyarchien 87
Aber Töffel! hast du denn keine Knochen am Leibe? 94
Feindesliebe 99
Deutsche oder Teutsche? Demoisellen oder Jungfrauen? 104
Tugend vergeht, Schönheit besteht . . 107
Schuld und Unschuld 109
Ungewißheit und Gewißheit 111
Auskommen und einkommen 120
Der verkehrte Geschmack 123
Der Mensch: ein Centaur 128
Gebet eines Kornwucherers 132
Flitterstaat und Staatsflitter 139
Das hochnothpeinliche Büchergericht . . 142
Die moderne Evangelistin 146
Kunstkennerei 151
Chinesische Urtheile 158
Grönländische Urtheile 160
Ego! Ego! Ego! 164
Schicksals-Exekutionen 167
Plan zu einem Trauerspiele höchtragischer Art 172
Zweikampf und Genugthuung 180
Die Legitimität, oder der Majestätsstempel 188
Die Verstrickten 195
Wetterfahnen und Windmäntel 196
Justizreform und Folterwiedereinführung . 199
Künstlerruf und Kunstreisen 202
Der Herr der Herren: der Sklav der Sklaven 210

Seite

Der ſchlaue Menſchenkenner, oder: Auch ein Weg zur Verſorgung 218
Die blinden Widerſacher 233
Seidenraupen und weiße Raben . . . 235
Willkommen und Abſchied 239
Der deutſche Kunſtprotektor 237
Was iſt ein geborner Edelmann? . . . 246
Störche, Schwalben und Heuerleute . . 265
Was iſt das Weib? Oder: Die Hypotheſe von den ſchwarzweißen Enggin . . . 271
Die zerſtreuete Frau 286
Der Alterthumsfreund 289
Jeder Einzelne = 1 + 10; Alle zuſammen = 0 — 0. 293
Germania mit dem Ruthenbündel . . . 298
Das Leben: ein Maskenball 301
Lob der Franzoſen 304
Neue Volkstugenden der Deutſchen . . . 310
Die Fabel von dem Magen und den Gliedern des Körpers 318
Paroli! oder: die drei Muſen und der Rehbock 326
Wählt nicht zu lange! Oder: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin 332
Der Defensor matrimonii. Zu deutſch: Heirathen oder nicht heirathen: das iſt die Frage! 338
Die 95 theologiſchen Zankäpfel, oder: Kampf muß ſeyn 355
Geſprächs-Brocken 359
Die Glühenden 359
Die Abgekühlten 360

	Seite
Die Tiefsinnigen	361
Die Staatsklügler	362
Die Tonkünstler	362
Die Irrenden	363
Die Nichtirrenden	365
Die Glücksspieler	366
Die Meteorologen	367
Die Prozentmänner	368
Die Vernünftigen	369
Die Nüchternen	371
Die Leichtfertigen und der Spätter	372
Die Moralisten	373
Die Elfertigen	374
Die Naturfreunde	374
Die Vermeidigen	375
Die Geheimen	378
Geschrei	379
Die Unvereinbaren	380
Die Kriegskünstler	381
Die Ästhetiker	381
Die Moralisten	383
Die Wechsler	384
Die Kenner	384
Die Methodisten	385
Die Ungläublichen	386
Die theilnehmende Wißbegierde, oder: Die cur. hic!	390
Schlußgespräch zwischen dem Autor und dem Freunde	394

Bayerische Staatsbibliothek München

Briefen (mit Bedacht wählte er die unterhaltende Brieffarm) der philosophische Geist und der selten damit verbundene belebte Weltton vorherrscht. Daß er in den denkwürdigen Jahren 1813 bis 1815 jene durch Zeitumstände damals so merkwürdigen Länder bereiset, daß er in das Gebiet der Politik und Sitten, der Künste und Wissenschaften tief eingedrungen, und diese mit gründlicher Sachkenntniß, jene mit großer Freimüthigkeit beurtheilt hat, gereicht ihm eben so sehr zum Verdienst als dem Leser zum Vortheil.

Ferner:

Märchen-Saal. Sammlung alter Märchen; mit Anmerkungen herausgegeben von Fr. W. Val. Schmidt Bd. I. Die Märchen des Straparola, a. d. Italienischen übersetzt. 1 Rthlr. 16 Gr.

Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Capuziners, herausgegeben vom Verf. der Fantasiestücke in Callots Manier (E. T. A. Hoffmann). 2 Bände . . . . . 3 Rthlr.

Kotzebue, A. v., Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel, 3 Theile. geh. . 5 Rthlr. 12 Gr.

Polterabendspiele. Mit Beiträgen von Bornemann, Helmina von Chezy, Gubitz, Langbein, Müchler, Schink. Herausgegeben von F. W. J. Kralowsky. 12. geh. 18 Gr.

Nächstens wird erscheinen:

eine Verdeutschung des vom Verfasser des Wawerley und Guy Mannering herausgegebenen neuen Romans Rob Roy, wovon bereits in England die 3te Auflage erschienen ist, unter dem Titel:

Robin der Rothe; eine Schottische Sage, nach Walter Scott bearbeitet von W. A. Lindau; in drei Bänden.

Die Uebersetzung ist mit der vom Verfasser zu erwartenden Sorgfalt und Sprachkenntniß bearbeitet, und mit einer Einleitung von ihm versehen, welche den Deutschen Leser auf den gehörigen Standpunkt versetzt.